3 1761 05506196 4

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/geschichtefriedr01kose

Geschichte Friedrichs des Großen

Erster Band

Geschichte Friedrichs des Großen

Von

Reinhold Koser

Erster Band

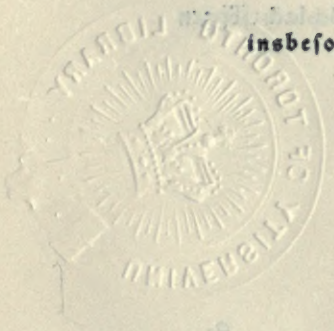
Mit einer farbigen Karte und vier Schlachtskizzen

6. und 7. Auflage

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
352208
2. 7. 38

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin 1921

Alle Rechte,
insbesondere das Übersetzungsrecht,
vorbehalten



Jahrhundertausgabe

zum

Gedächtnis des 24. Januar 1712

La force des États consiste dans les grands hommes que la nature y fait naître à propos.

Œuvres de Frédéric le Grand
VII. 39

Vorwort zur ersten Auflage

Als Voltaire sein „Zeitalter Ludwigs XIV." abgeschlossen hatte, forderte ihn Lord Chesterfield auf, jetzt der Geschichte eines großen Königs die eines großen Menschen folgen zu lassen, Friedrichs II. von Preußen. Und König Friedrich selbst hat es nicht ungern vernommen, daß der glänzende Vertreter der englischen Aufklärung ihn l'homme de Prusse, nicht le roi de Prusse zu nennen pflegte.

Aber wer Friedrichs Leben darzustellen unternimmt, wird gleichwohl im Ernste nicht darüber zweifelhaft sein können, ob er den Menschen, ob er den König in den Vordergrund zu rücken hat.

Gewiß bietet an dieser großen historischen Gestalt schon das allgemein Menschliche des Betrachtungsstoffes genug: der Mensch Friedrich in der Vielseitigkeit seiner Anlage, in seinem Streben und Irren, in der Kraft und Fülle seiner Betätigung und seiner Wirkungen. Das an Friedrichs Grabe trauernde Geschlecht hat ihm den Namen des Einzigen geben wollen, eine Bezeichnung, gegen die damals ein hervorragender Geschichtschreiber mit echt historischem Feingefühl den Einwand erhoben hat, daß der große Mann nie ein anderer ist, als er selbst, so wie er in seiner Zeit und Lage eben zu sein hat. Aber jene Vielseitigkeit des Wesens und Wirkens gab der Bezeichnung wenigstens einen bedingten Anspruch. In jüngster Zeit haben in unserem Vaterlande Kriegsführung und Politik in ebenbürtigem Zusammenwirken das Größte geleistet und bei geteilter Arbeit jede in ihrem Gebiete mehr erreicht, als je die Kriegsführung und die Politik der friderizianischen Epoche. Ein andermal in großer Zeit, in den Tagen der Freiheitskriege, erscholl die bittere

Klage, daß die Diplomaten verdürben, was die Feldherren errungen hätten. Bei Friedrichs Leben wäre für diese Klage kein Grund und zu jener Arbeitsteilung keine Nötigung gewesen. Feldherr und Staatsmann, Diplomat und Volkswirt in einer Person, hat dann dieser Vielgewandte noch seine Kriegstaten und Friedenswerke als Geschichtschreiber geschildert, er hat für sein tapferes Heer Märsche komponiert, hat zwischen den Schlachten wie in den Erholungspausen der Friedensarbeit Verse gemacht und die Grundfragen der Philosophie erörtert. Und unendlich vielseitig, wie seine Anlage war, schloß sie auch die stärksten Gegensätze ein: neben dem leichten, frohen Sinn, der den heiteren Genuß sucht und am schönen Scheine sich ergötzt, eine tränenreiche Gefühlschwelgerei, die im Schmerze wühlt; neben der aufwallenden Hitze eisige, schneidende Kälte; neben hingebender Begeisterung den ätzenden Spott. Seine ungemeine Lebhaftigkeit aber, die Reizbarkeit seiner Nerven, seine Empfänglichkeit und Nachgiebigkeit gegen alle Eindrücke ließ den Übergang von einem Gegensatz zum anderen meist sehr unvermittelt eintreten.

Voltaire, dem dieser Geist allzeit das wunderbarste psychologische Problem war, hat von einem zweifachen Enthusiasmus bei Friedrich reden wollen, einem Enthusiasmus des Denkens und einem oft entgegengesetzten, aber ebenso aufrichtigen Enthusiasmus des Handelns. Der „Querpfeifer und Poet", den sein Vater ihn gescholten hat, ist Friedrich zeit seines Lebens geblieben, und dennoch zugleich der Mann des Entschlusses und der Tat geworden — dennoch, oder vielleicht gerade deshalb. Carlyle hat Friedrich Wilhelm I. tiefsinnig schön einen stummen Poeten genannt. Auch was in Friedrichs Seele an Poesie vorhanden war, ist in seinen französischen Versen nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt. Der Erscheinungsformen der Poesie sind gar viele. Also hat Gneisenau ihren Umfang umschrieben: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung." Wenn Gneisenau die Menschen darauf ansah, ob ihre Seele der „Elevation" fähig sei, so hat Friedrichs Seele zum höchsten Schwunge sich zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüts, von der Fichte gesagt hat, daß sie es sei, und nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erringe. Diese Kraft des Gemüts war es, die ihn

im tiefsten Unglück aufrecht erhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen, die ihm den Anspruch auf den Namen des Großen gegeben hat. An Friedrichs Leidensgeschichte lernt man das Dichterwort ermessen von dem großen gigantischen Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Das große gigantische Schicksal, das ihn verfolgte mit immer neuen Schlägen, das ihn durch alle Zweifelsqualen, alle Leiden hindurchjagte, es erhob den, der nichts als Mensch zu sein begehrte, auf die volle Höhe des Heldentums, heldenhaften Königtums, der wahrhaft antiken Gesinnung, in welcher er gelobte:

Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben.

So ist es diesem Sterblichen zwar nicht vergönnt gewesen, aus dem Zwiespalt seiner Natur zu jener inneren Harmonie vorzudringen, deren Erreichung den Geistesheroen unserer klassischen Literaturperiode als das Bildungsideal galt; wohl aber hat er es vermocht, seine auseinanderstrebenden Neigungen unter die monarchische Herrschaft eines höchsten Triebes zu zwingen, unter den kategorischen Imperativ seiner Königspflicht.

Und damit ist einer Darstellung seines Lebens der feste Richtpunkt gewiesen, dessen sie bei der Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes nicht entbehren kann, wenn sie auf innere Einheit nicht von vornherein verzichten will.

Nicht als ob wir beabsichtigen, wie ein Pufendorf es mit dem Großen Kurfürsten getan hat, den Herrscher aus dem Dunstkreise des Persönlichen in die reine Höhe zu entrücken, wo er „nicht realistisch, wie er aß, trank, jagte, sich kleidete, sondern inmitten seiner Geschäfte, Interessen, Aufgaben, sozusagen als das Ich seines Staates erscheint". Die Gesetze historischer Darstellung sind verschieden nach der jeweiligen Aufgabe. Goethe bezeichnet es, wo er in seinen Lebenserinnerungen auf Friedrich den Großen kommt, als den Vorzug der Könige vor den Göttern, daß sie die Schicksale nicht bloß bestimmen, sondern auch teilen, und in Krieg und Gefahr mit den Allerletzten für einen Mann stehen. Den Helden menschlich handeln, menschlich fühlen zu sehen, dies Schauspiel hat vor allem den Taten-

ruhm Friedrichs die nachhaltige Wirkung auf die Gemüter ausüben lassen.

Wie nach Goethes Zeugnis in die deutsche Poesie der erste wahre und höhere Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg gekommen ist, so hat schon vorher Justus Möser geurteilt, daß dem Deutschen seine Geschichte erst unter dem Eindruck mächtiger Taten, durch die Entwicklung des preußischen Staates, wichtiger und werter geworden sei. Aber während die Popularität des „alten Fritz" immer weitere Kreise um sich zog, hatte bereits eine starke Gegenwirkung eingesetzt. In zahlreichen Schriften der Epigonen hat die persönliche Mißstimmung einen häßlichen Niederschlag gefunden, von der Goethe 1778 bei seinem Berliner Besuche einen befremdlichen Eindruck empfing, als er „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonieren" hörte.

Doch wäre es schief, die Unzufriedenheit des jungen Geschlechts mit dem alternden Könige allein aus der trüben Quelle der Schmähsucht ableiten zu wollen.

Friedrich hatte wenig gemein mit der neuen Zeit, die allmählich, ihm fast unbemerkt, heraufkam. Wie sich sein Blick stets unwillkürlich auf das Ganze richtete, so war es ihm Bedürfnis, überall ein System zu haben: dabei hat er sich der Regel nach an das Überlieferte, an das als gültig Anerkannte gehalten. Nur da, wo sein innerstes Gemütsleben berührt wurde, nur in der Philosophie hat er kein bestimmtes System zu ergreifen gewagt und insonderheit für sein Verhältnis zur Gottheit sich durch kein Dogma fesseln lassen wollen. Er huldigte einer klassischen Richtung in seinem ästhetisch-literarischen Geschmack, indem er Racine über Voltaire stellte und immer von neuem die großen Schriftsteller des Altertums las. Er studierte die Kriegskunst nach den kanonischen Lehrschriften der Dogmatiker des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, er verehrte Turenne und Condé als die kaum erreichten Meister und hat die großen Neuerungen, in denen er von der hergebrachten Methode der Kriegsführung abwich, mitunter geradezu entschuldigen zu müssen geglaubt. Er hielt auf volkswirtschaftlichem Gebiete mit noch größerer Zähigkeit an dem herrschenden System fest, dessen Gedanken er sich angeeignet hatte. So blieben auch die Grundlagen der Staatsver-

waltung, die Behördengliederung, der Heeresverfassung unter seiner Regierung durchaus die ererbten; wo er an den Einrichtungen seines Vaters änderte, handelte es sich immer nur um einen Anbau, nicht um eine einheitliche Neuordnung.

Nun begann auf allen Gebieten der Sturmlauf der Neuerer. Die Physiokraten eröffneten ihren Angriff gegen den Merkantilismus und gegen den König von Preußen als den letzten großen Vertreter dieses Systems. Die auflösenden, alle bisherigen Voraussetzungen staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung verneinenden Lehren der jüngeren französischen Aufklärungsphilosophie fanden keinen Berührungspunkt mit dem aufgeklärten Despotismus, dem die ältere Philosophenschule zugejubelt hatte. Zugleich verbreitete sich auch über Deutschland allmählich eine neue Bildung und zertrümmerte in nationalem Selbstgefühl die fremden Götzen, welchen in den Tagen „charakterloser Minderjährigkeit" die gebildeten Kreise der Nation gedient hatten. Die deutsche Dichtung und die deutsche Philosophie stiegen sicheren Schrittes alsbald zu den stolzesten Höhen empor. Unabhängig von dieser Entwicklung, aber nach der negativen Seite sich mit ihr berührend, erfolgte der Rückschlag des neuerwachten Glaubensbedürfnisses gegen das Vordringen jenes das kirchliche Leben gefährdenden englisch-französischen Deismus, zu dessen Lehren auch Friedrich sich bekannt hatte. Und endlich trat, noch ehe das Jahrhundert abgelaufen war, eine neugeartete Kriegsführung ihren Siegeszug an, die der überlieferten Formen spottete und das alte friderizianische Heer und mit ihm den alten preußischen Staat über den Haufen warf.

Wohl lagen die Ursachen des Zusammenbruches von 1806 zum Teil jenseits der Grenzen von 1786; aber der echte Kern des friderizianischen Erbes rechtfertigte und rächte sich in der Erhebung von 1813 und beglaubigte sich als ein Schatz für alle Zeiten. Auch im tiefsten Falle war diesem Staate nicht verloren gegangen sein von dem großen Könige zur idealsten Höhe gesteigertes politisches Selbstbewußtsein, die stolze Überzeugung von dem eigenen Wert und dem verdienten Recht, ein eigenes Leben zu leben, der auf einer ruhmreichen Vergangenheit beruhende „Ehrgeiz der Macht", welchen Ranke eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung genannt hat.

Eine volle Würdigung der friderizianischen Epoche konnte immerhin solange nicht erwartet werden, als die auswärtige Politik des Staates in bewußter Zurückhaltung das Einlenken auf die Bahnen von damals vermied und den Ehrgeiz der Macht mit der größten Selbstentsagung unterdrückte. Es kamen die Tage, da in Preußen das Bekenntnis abgelegt wurde, daß nur subalterne Köpfe an die Notwendigkeit einer weiteren Vergrößerung des Staates glaubten, und da außerhalb Preußens die wohlwollende Meinung Ausdruck fand, daß Preußen wohl daran tun werde, auf die Erbschaft Friedrichs des Großen endgültig zu verzichten. Schon aber ward von dem Staatsmanne, der in der Folge das politische Vermächtnis Friedrichs vollstrecken sollte, die anmaßende Zumutung mit der entschlossenen Verkündigung zurückgewiesen, daß es ein Preußen, welches zu solchem Verzicht sich verstehen könne, auf der Welt nicht gebe; und wie einst Friedrich sich nach mehr als hundert Jahren an das berufene Ceterum censeo des streitbaren Hippolithus a Lapide erinnert hatte, so sind auch die Überlieferungen von Hohenfriedberg und Leuthen wieder zu ihrem Rechte gekommen. Ehe die alten Zwiste wirklich vergraben werden konnten, mußte der auf den schlesischen und böhmischen Schlachtfeldern einst nicht ausgekämpfte Kampf wieder aufgenommen und zur Entscheidung gebracht werden. Auf daß ein neues Deutschland in Kraft und Schöne erstehen könne, ward die alte Form endlich zerbrochen, über deren innere Unwahrheit sich Friedrichs helles Auge nie getäuscht hatte, und die 1815 und 1850 aus der Totenkammer der Geschichte wieder hervorgeholt worden war. Erst in der Geburtstunde der deutschen Einheit war die bahnbrechende Bedeutung der Regierung Friedrichs auch für die deutsche Geschichte erwiesen: sein Auftreten war doch mehr als eine „vorübergehende Episode“ gewesen. Zugleich aber mußte einem Geschlecht, welches wie das unsere unter dem Eindruck einer großen Herrschergestalt den monarchischen Gedanken mächtig erstarken sah, erhöhtes Verständnis für einen König sich erschließen, der mit seiner Auffassung der Königspflicht und seiner Übung des Königsamtes, der mit seinem Gelöbnis, des Staates erster Diener sein zu wollen, dem Königtum eine neue Wahrheit und eine neue Weihe gegeben hatte.

Nunmehr ergab sich auch die Möglichkeit zu umfassender, auf

die echtesten Quellen zurückgreifender Forschung. In hochherzigem Entschlusse gestatteten die erlauchten Nachfolger des großen Königs, nicht beirrt durch kleinliche Bedenken, die Veröffentlichung der urkundlichen Zeugnisse seines Wirkens. Zahlreiche Kräfte betätigen sich seitdem auf diesem historischen Arbeitsfelde, sammelnd und sichtend, untersuchend und darstellend. So ermutigt der gegenwärtige Stand der Forschung zu erneutem Versuche einer Zusammenfassung des fast unermeßlichen biographischen Stoffes, wie sie seit einem halben Jahrhundert in Deutschland nicht erfolgt ist.

Berlin, am 27. November 1889

Vorwort zur vierten und fünften Auflage

Das in seinen drei ersten Auflagen unter dem Titel „König Friedrich der Große" erschienene Werk ist in der vorliegenden Gestalt, abgesehen von einer Anzahl kleinerer Zusätze, dadurch erweitert worden, daß der bisher mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen einsetzenden Darstellung als erstes Buch die früher selbständig veröffentlichte Schrift „Friedrich der Große als Kronprinz" vorangestellt ist. Der veränderte Titel faßt den Inhalt der beiden Veröffentlichungen zusammen. Zugleich gab die Erweiterung Anlaß, den Text der Darstellung auf drei Bände handlicheren Formats zu verteilen.

Eine weitere Bereicherung erhält die neue Ausgabe durch ein von Herrn Professor Dr. Volz hergestelltes Personenverzeichnis und durch eine bibliographische Übersicht der wichtigeren Schriften über Friedrich den Großen aus dem Kreise seiner Zeitgenossen. Auf den mir von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Wunsch werden Register und Bibliographie, zusammen mit den nach der Art ihrer Anordnung eine bequeme Inhaltsübersicht bietenden „Anmerkungen" zu allen drei Bänden, in einem kleinen Bande gesondert ausgegeben.

Die seit dem Erscheinen der dritten Auflage (1904) vorliegenden, zum Teil wieder sehr wertvollen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der friderizianischen Geschichtsforschung sind in den „Anmerkungen" verzeichnet und soweit es für die Zwecke meiner Darstellung erforderlich war, auch in deren Texte berücksichtigt worden, unter anderen die neue Ausgabe des Briefwechsels zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, die älteste Vorrede zu der Histoire de mon temps und die zuletzt erschienenen Bände des Generalstabswerks über den siebenjährigen Krieg.

Berlin, am 24. Januar 1912

Reinhold Koser

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch

Kronprinz Friedrich

Seite

Erster Abschnitt. Im Elternhause . . . . . 3—27
Kindheit und Erziehung 3—14. Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn 14—27.

Zweiter Abschnitt. Der Fluchtversuch . . . . . 28—62
Heiratsverhandlungen 28—38. Die Reise ins Reich 38—44. Der Prozeß 44—62.

Dritter Abschnitt. In der Kammer und beim Regiment . . . . . 63—100
Küstrin 63—76. Ausgang der Festungszeit 76—88. Ruppin 88—100.

Vierter Abschnitt. Rheinsberg . . . . . 101—130
Das Haus und die Bewohner 101—112. Philosophie und Religion 112 bis 120. Briefwechsel mit Voltaire 120—130.

Fünfter Abschnitt. Die Politik des Kronprinzen . . . . . 131—162
Europäische Politik seit 1725 131—141. Der Kronprinz als Beobachter, Considérations von 1738, Antimachiavell 141—157. Zukunftspläne 157—162.

Sechster Abschnitt. Späteres Verhältnis zum Vater . . . . . 163—182
Ausgleichung und Rückschläge 163—174. Friedrichs Nutzanwendungen aus seiner Erziehung 174—177. Tod Friedrich Wilhelms I. 177—182.

Zweites Buch

Regierungsanfang

Erster Abschnitt. Nächste Regierungsaufgaben . . . . . 185—211
Zur Einführung 185—188. Persönliches und innere Politik 188—200. Kriegswesen 200—204. Auswärtige Politik 204—211.

Zweiter Abschnitt. Zur Memel und zur Maas . . . . . 212—234
Der König und seine Umgebung 212—217. Reisen 217—224. Diplomatische Verhandlungen 224—234.

Dritter Abschnitt. Vorbereitung der Unternehmung auf Schlesien . . . 235—262
Rheinsberg 235—247. Berlin 247—253. Schlesien 253—262.

Drittes Buch

Der erste schlesische Krieg

Erster Abschnitt. Diplomatische Vorspiele . . . . . 265—303
Der Wiener Hof 265—271. Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich 271—287. Koalitionsentwürfe gegen Preußen 304—343.

Seite

Zweiter Abschnitt. Mollwitz und das französische Bündnis . . . . . 304—343
Mollwitz 304—320. Französische Anknüpfungsversuche 320—332. Englische Vermittlung und preußisch-französisches Bündnis 332—343.

Dritter Abschnitt. Der Koalitionskrieg bis zum Falle von Prag . . . 344—367
Aufgaben und Abreden 344—351. Kriegsführung der Franzosen und Bayern 351—356. Kleinschnellendorf 356—367.

Vierter Abschnitt. Feldzug und Friede von 1742 . . . . . 368—406
Feldzug in Mähren 380—368. Chotusitz und der Friede 380—394. Zur Beurteilung des Breslauer Friedens 394—412.

Viertes Buch

Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Krieges

Erster Abschnitt. Verhältnis zu Kaiser und Reich . . . . . 409—439
Die Parteien im Reich und ihre Verbündeten 409—417. Diplomatische Bemühungen für den Kaiser 417—426. Preußens Assoziationsplan 426—439.

Zweiter Abschnitt. Bündnis von Paris und Feldzug in Böhmen . . . 440—474
Bündnis von Paris 440—452. Schilderhebung und erste Erfolge 452—462. Rückzug aus Böhmen 472—474.

Dritter Abschnitt. Hohenfriedberg . . . . . 475—500
Gefährdete Lage 475—484. Stimmung des Königs 484—489. Hohenfriedberg 489—500.

Vierter Abschnitt. Vertrag von Hannover und Friede von Dresden . . 501—538
Vertrag von Hannover 501—507. Soor 507—520. Winterfeldzug und Friede 520—538.

Erstes Buch

Kronprinz Friedrich

Erster Abschnitt

Im Elternhause

„Morgen wird man den Prinzen taufen," so schrieb am 30. Januar 1712 König Friedrich I. von Preußen an einen Vertrauten; „ich denke, er wird nur den einen Namen Friedrich erhalten. Sie wissen, daß dieser Name meinem Hause glückbringend gewesen ist. Hoffen wir, daß dieses Kind eines Tages ebenso glücklich sein wird, wie seine Vorfahren."

Das Sonntagskind, das am 24. Januar um die Mittagstunde im Schlosse zu Berlin geboren war, wurde von dem Könige, seinem Großvater, und dem kronprinzlichen Elternpaare mit um so freudiger bewegtem Herzen begrüßt, als die vorangegangenen Brüder beide noch im ersten Lebensjahre gestorben waren. Die Geburt eines neuen Prinzen gab dem alternden Könige die Beruhigung, den einzigen Sohn im Besitz eines Erben zu hinterlassen, auf dessen Haupte die neue preußische Königskrone bei dem Stamm ihres ersten Trägers blieb.

Der kleine Prinz von Oranien — denn so nannte man den Knaben im ersten Jahre seines Lebens, bis der Utrechter Friede das Fürstentum Orange von Preußen abtrennte — nahm zur Freude seines Großvaters „recht augenscheinlich" zu, und als er das Zahnen, dem seine Brüder erlegen waren, ohne die geringsten Beschwerden überwand, so sah der König darin „die Prädestination".

Als der 24. Januar im Jahre 1713 wiederkehrte, lud der Kronprinz zur Feier des Tages seinen königlichen Vater zu Gast. Es sollte das letzte Mal sein, daß der seit längerer Zeit kränkende Monarch inmitten seiner Würdenträger sich öffentlich zeigte, das letzte Fest, das diesen glänzenden Hofstaat vereinigte. Wenige Wochen später, am 25. Februar 1713, schloß der erste preußische König die Augen, und mit ihm zugleich wurde aller höfische Prunk in das Grab gelegt, um bürgerlicher Einfachheit, militärischer Rauheit Platz zu machen. Bis an die Wiege des nunmehrigen Kronprinzen drängte sich das Geräusch der Waffen.

Eben damals wurde auch in Versailles ein Prinz für den Thron erzogen, der Urenkel und Erbe König Ludwigs XIV., nur zwei Jahre älter als der preußische Kronprinz. Ein ganzes Heer von

Tageschroniſten und Memoirenſchriftſtellern hat auf „das Kind von Europa“, wie Kaiſer Karl VI. den kleinen Ludwig XV. nannte, aufgemerkt und von ſeinem Wachstum und ſeiner täglichen Verdauung, ſeinen Kleidern und ſeinen Spielen mit gewiſſenhafter Umſtändlichkeit die Kunde auf die Nachwelt gebracht. Über die kleinen Vorgänge in der Kinderſtube des Kronprinzen Friedrich hat niemand Buch geführt. Das hätte auch wenig zu dem Zuſchnitt einer Hausordnung gepaßt, nach der die Kinder des Hauſes der Anſprüche ihrer hohen Geburt nicht bewußt werden ſollten. Ein Fremder, der bei einem Beſuche in Berlin dieſe Erziehung beobachtete, meinte, die Eltern hielten ihren Sohn unter ſcharfer Zucht, und wenigen Prinzen werde ſo durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeugt. Nicht wie Prinzen und Prinzeſſinnen, das rühmte Friedrich ſelbſt nachmals mit warmem Dank, ſeien er und ſeine Geſchwiſter erzogen worden, ſondern wie die Kinder von Privatleuten. Wenn die königliche Familie ſich zum einfachen Mahle ſetzt, dann ſpricht eines der Kinder das Tiſchgebet, nach dem alten frommen Brauche des deutſchen Bürgerhauſes, und der König ſteht hinter dem Stuhle des betenden Kleinen und beugt ſich hinüber „wie ein anderer Hausvater“. Hausväterlich und bürgerlich iſt auch der Ton, in welchem Friedrich Wilhelm I. von den Seinen ſpricht, ſelbſt in den amtlichen Weiſungen an die Staatsbehörden. Als er gegen Karl XII. in den Krieg zieht, befiehlt er den Miniſtern für die Zeit ſeiner Abweſenheit: „Es ſoll an meine Frau von allem geſagt und ſie um Rat gefragt werden.“ Für den Fall aber, daß ihn eine ſchwediſche Kugel trifft, macht er es ihnen allen zur Pflicht, „vor Fritz zu ſorgen“, den jetzt dreijährigen Thronerben.

In den Laufgräben vor Stralſund lernte der König einen jungen Kavalier kennen, der ihm der rechte Mann ſchien, Fritzens Lehrer zu werden. Geboren war er in Frankreich, aber noch in ſeinem erſten Lebensjahre wurde das Edikt von Nantes aufgehoben, unter deſſen Schutz ſeine Vorfahren, die Duhan von Jandun, ihres Glaubens gelebt haben. Der Vater, einer der königlichen Staatsräte, war früher Sekretär des Marſchalls Turenne geweſen. Turenne, der Enkel des großen Oraniers, hatte dem Hof zu Gefallen ſeinen reformierten Glauben abgeſchworen; Philipp Duhan folgte dem Beiſpiele nicht und ergriff um des Gewiſſens willen den Exulantenſtab. Auch ihm, wie ſo vielen, gewährte der Hohenzollernſtaat gaſtliche Aufnahme. So wurde ſein Sohn Jacques Egide Hofmeiſter der Söhne des Burggrafen Alexander Dohna, der einſt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Erzieher geweſen war. Ein franzöſiſcher Hofmeiſter, der den brandenburgiſchen Waffenrock anzog, um als Freiwilliger gegen die Schweden zu kämpfen, mußte dem Auge des Soldatenkönigs gefallen. Am 31. Januar 1716 hatte der junge

Duhan seine Bestallung als „Informator". Doch sollte sich sein Unterricht vorerst auf Rechnen, Geographie und die Geschichte der letzten hundert Jahre beschränken; im Lesen und Schreiben unterrichtete ein Elementarlehrer, Hilmar Curas, dessen gedehnte Züge Schriftkundige in der deutschen Handschrift seines Schülers allzeit haben wiedererkennen wollen.

Auf die Gesundheit seines Zöglings sollte der Informator gemeinsam mit den Erzieherinnen Obacht haben. Denn noch blieb der kleine Prinz unter der Hut der Frauen, der Frau von Rocoulle und ihrer Tochter Martha Duval.

Wenn die gleiche Erziehung überall an den gleichen Früchten erkannt würde, so hätte der Kronprinz Friedrich das Ebenbild seines königlichen Vaters werden müssen, das dieser offenbar aus ihm zu machen beabsichtigte. Frau von Rocoulle wurde die Erzieherin des Sohnes, weil sie vor zwei Jahrzehnten die Erzieherin des Vaters gewesen war. Je mehr Friedrich Wilhelm trotz der im zartesten Alter empfangenen Eindrücke von jeder Vorliebe für die Franzosen und französisches Wesen sich frei wußte, um so weniger mochte er Bedenken tragen, auch die erste Erziehung des Sohnes einer Fremden anzuvertrauen, die mitten unter Deutschen der deutschen Sprache so unkundig geblieben war, daß sie kein Wort davon gelernt hatte. Und nun wurde das Werk der französischen Wärterin durch den französischen Lehrer aufgenommen. So half der König selbst eine Saat ausstreuen, die er, da sie in die Höhe schoß, als Unkraut hätte ausrotten mögen.

Im August 1718 erhielt Duhan als Vorgesetzte die beiden Kriegsmänner, in deren Hände der König damals die weitere Erziehung seines Sohnes legte. Es waren zwei Ostpreußen, der eine wie der andere vor dem Eintritt in das Heer des Landesherrn durch fremde Kriegsdienste hindurchgegangen. Graf Albrecht Konrad von Finckenstein, beinahe ein Sechziger, hatte in jungen Jahren unter dem Lilienbanner mit Auszeichnung gegen die Spanier gefochten; er verließ Frankreich, wie viele andere deutsche Landeskinder, nach dem Ausbruch des Krieges von 1688. Am Berliner Hofe gehörte er bald zu den Vertrauten der königlichen Familie. Friedrich Wilhelm spricht von Beweisen persönlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit, die er schon in zartester Jugend von Finckenstein erhalten habe. Die Mutter des Prinzen, dessen Mentor der Graf jetzt wurde, hatte er 1706 als Brautführer aus der hannoverschen Heimat nach Berlin eingeholt. Seine Söhne wurden die Gespielen des Kronprinzen Friedrich, und ein freundliches Geschick hat ihm den einen dieser Gefährten der Kindheit, den Grafen Karl Wilhelm, bis an das Ziel der Lebensbahn als bewährten Freund und vertrauten Berater zur Seite gelassen.

Seine Stellung als Oberhofmeister des Kronprinzen sollte für den alten Grafen kein leeres Ehrenamt sein. Mußte er sich doch verpflichten, abwechselnd mit dem Sousgouverneur Kalckstein des Nachts in dem Schlafzimmer des Pflegebefohlenen sich zu betten. Auch die Lehrstunden beaufsichtigten beide Erzieher wechselsweise, wobei der Oberst von Kalckstein auch selbsttätig in den Unterricht eingriff. Er durfte nachmals von sich sagen, daß mit dem Prinzen er wohl die meiste Mühe gehabt habe. Der Name Kalckstein war einst in Preußen verfemt gewesen, und auch Christoph Wilhelm Kalckstein glaubte anfangs nur in der Fremde sein Glück machen zu können. Aber so rasch hatte die Überwinderkraft des hohenzollernschen Staatsgedankens ihr Werk getan, daß dem Urenkel des Großen Kurfürsten als Erzieher der Neffe des Mannes bestellt werden konnte, der vor fünfzig Jahren als lärmendster Wortführer des preußischen Widerstandes gegen die brandenburgische Herrschaft das Blutgerüst bestiegen hatte.

Wieder glaubte Friedrich Wilhelm, um in dem Sohne sich selbst gleichsam zu wiederholen, nicht sicherer gehen zu können, als wenn er den beiden Gouverneuren dieselbe Instruktion in die Hände gab, die, vielleicht unter dem Einflusse von Leibniz entstanden, einst bei seiner eigenen Erziehung sich bewährt hatte. Doch nahm der König in dem Schriftstück einige Änderungen vor; denn schon äußerlich wäre ihm das majestätische „Wir" nebst den steifen Titulaturen hier, wo er vor allem als Vater sprechen wollte, unerträglich gewesen. Friedrich Wilhelm wollte nicht als ein „Pietist" gelten, aber er hielt streng auch auf die äußerliche Bekundung der Frömmigkeit und hat schon als junger Prinz dem wenig älteren Fürsten von Dessau seinen Unfleiß im Besuch des Gottesdienstes mit eindringlichen Worten zum Vorwurf gemacht. Der Unterricht im Christentum nebst Gebet und Predigt, Bibelstunde und Katechisation, sollte deshalb, ganz wie einst bei Friedrich Wilhelm selbst, die Grundlage der Erziehung bilden. „Geistreich" aber, das heißt im Sprachgebrauch der Zeit salbungsvoll, so wie es die Instruktion von 1695 gefordert hatte, brauchten die morgendlichen und abendlichen Gebete nicht zu sein. Dagegen hielt es Friedrich Wilhelm für notwendig, eine nachdrückliche Warnung vor der katholischen Lehre, die er mit den „Irrungen und Sekten" der Atheisten, Arianer, Sozinianer und Deisten auf gleiche Linie stellte, und ebenso vor dem Prädestinationsglauben der strengeren Richtung innerhalb des Calvinismus hinzuzufügen.

Ein preußischer Kronprinz war der Erbe eines absolut regierten Staates. Kein anderes Mittel sei vorhanden, sagt schon die Instruktion von 1695 — und Friedrich Wilhelm setzte dem nichts hinzu —, um die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten, als die

Furcht Gottes, der fromme Fürsten mit einer glücklichen Regierung segne und groß mache, das Laster aber an den Fürsten und ihren Völkern strafe.

Zur Bekräftigung dieser Wahrheit haben historische Beispiele aus der Heiligen Schrift und den weltlichen Geschichtsbüchern, vor allem aus der Vergangenheit des brandenburgischen Hauses, zu dienen. Die ältere Geschichte ist nur „überhin" zu lehren, auf das eingehendste dagegen die Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre und in Verbindung damit die Erdkunde und das Naturrecht. Die griechische und römische Geschichte strich der König nachträglich aus dem Lehrplane völlig, als „zu nichts gut". Noch fehlte es, zumal für die neuere Geschichte, an geeigneten Lehrbüchern. Friedrich Wilhelm bestimmte, daß die Lektüre des „Theatrum Europaeum" dem Unterricht zugrunde gelegt werden sollte. Wenn die damals bereits auf siebzehn Folianten angeschwollene Materialiensammlung für die Ereignisse seit Ausbruch des dreißigjährigen Krieges an Reichhaltigkeit des Stoffes unübertroffen war, so mußte doch die trostlose Formlosigkeit der wüsten Kompilation dem Lernenden das Geschichtstudium notwendig verleiden. Zum Glück wußte sein Lehrer Rat und bot in einem geschickt verfaßten Abriß, der bei dem Schüler noch nach vielen Jahren in guter Erinnerung stand, einen Faden durch das Labyrinth. Für die Unterweisung in der Geographie und der Moral bestimmte eine spätere Instruktion, von 1725, daß Kalckstein dabei „das Beste tun" sollte; es handelte sich nicht um eine „weitläufige Ethica oder Sittenlehre", denn davon hatte schon die Vorschrift von 1695 „Ekel und Verdruß" befürchtet, sondern lediglich um „Exempel und kurze Sentenzien".

Jede Beschäftigung mit dem Lateinischen verbot der König bestimmt und unwiderruflich. Im Französischen und im Deutschen sollte der Unterricht auf die Aneignung einer eleganten und kurzen Schreibart ausgehen. Das Archiv mußte später, im Jahre 1722, eine Mustersammlung von hundertfünfzig deutschen Fürstenbriefen zusammenstellen, damit der Prinz sich im Lesen von Manuskripten üben und die Kurialien sich aneignen mochte. Daneben sollte Gewandtheit im mündlichen Ausdruck erreicht werden, denn „nichts ist, das einem großen Fürsten besser anstehet und nötiger ist, als wohl zu reden"; dazu gehört auch eine deutliche und reine Aussprache. Beispielsweise werden einige Aufgaben für Übungen in freier Rede bezeichnet: Gratulationen oder Antworten darauf; Rede und Gegenrede im Rate oder im Kriegsrate; Zusammenfassung entgegenstehender Meinungen behufs der Entscheidung; auch eine Armee zu einer „vigoureusen Aktion" zu animieren, mag der junge Prinz beizeiten lernen.

Denn einen Offizier, einen General in ihm heranzubilden, das

sollte die Hauptaufgabe der Erziehung sein. In der Vorschrift, die sein eigener Gouverneur erhalten hatte, fand Friedrich Wilhelm diese Aufgabe noch nicht stark genug betont. Nichts, so verlangt einer seiner eigenhändigen Zusätze, sollen Finckenstein und Kalckstein ihrem Zögling angelegentlicher einzuprägen suchen, als „die wahre Liebe zum Soldatenstande", die Überzeugung, „daß nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen". Die erforderlichen körperlichen Fertigkeiten, Fechten und Exerzieren, sollten dem Prinzen womöglich spielend in den Erholungsstunden beigebracht werden; ein munterer Kadett wurde zum Exerzitienmeister bestellt, und im oranischen Saale des Schlosses ließ der König ein kleines Zeughaus einrichten. Zeichnen und Mathematik wurden durchaus unter dem praktisch-militärischen Gesichtspunkte gelehrt, zur Vorbereitung für den Unterricht in der Kastrametrie, Fortifikationskunde und Artilleriewissenschaft.

Ein guter Christ und ein guter Soldat, und zum dritten ein guter Wirt sollte der Prinz werden; deshalb mußten ihn die Erzieher zu „Menage, Sparsamkeit und Demut" anhalten. Schon damals will Friedrich Wilhelm an dem sechsjährigen Kinde „den aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensen" wahrgenommen haben.

Bald machten auch andere die Bemerkung, daß der Sinn des Knaben auf „Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence" gerichtet sei, daß der Prinz sich selbstlos, freigebig, mildherzig zeige. Wir hören, daß es ihm widerstrebte, die Ehrengeschenke anzunehmen, die einem Thronerben beim ersten Besuch von den Bürgerschaften mancher Städte gespendet zu werden pflegten, und daß er auf der Durchfahrt durch Tangermünde seine ganze Barschaft in Semmeln anlegte, die er unter das arme Volk austeilen ließ.

Der Kronprinz war zwölf Jahre alt geworden, als er eines Tages mit dem Vater bei dem General Grumbkow zu Gaste war. „Ich möchte wohl wissen," hub der König plötzlich an, den Blick auf den Sohn gerichtet, „was in diesem kleinen Kopfe vorgeht. Ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich; es gibt Leute, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind Schufte." Er wiederholte das Wort. „Fritz," fuhr er dann fort, „denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten. Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen, ich kenne ihre Absichten, du wirst sie auch noch kennen lernen. Glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht die Ruhe und die Sicherheit eines Fürsten."

Der König begleitete die Worte mit leichten Schlägen auf des

Prinzen Wange, die aber immer stärker wurden, bis sie zuletzt richtigen Ohrfeigen glichen. So kündeten die kommenden Ereignisse zuerst sich an, das Mißtrauen des Königs schwand nicht wieder, mit wachsendem Kummer gewahrte er von Jahr zu Jahr deutlicher, daß dieser sein Sohn, das Fleisch von seinem Fleisch, des Vaters Abbild nicht werden wollte.

Als sorglicher Hausvater wollte er den heranwachsenden Sohn so viel als möglich um sich sehen. In dem Stundenplan, der 1725 für die Dauer des Herbstaufenthaltes in Wusterhausen das Tagewerk des Prinzen regelte, sind drei bis fünf Mittagstunden für das Zusammensein mit dem Vater freigelassen; auch nach dem Nachmittagsunterricht der vier vollen Schultage sollte der Kleine, sobald er sich die Hände gewaschen, wieder zum Könige kommen. So wurde er auch frühzeitig auf Reisen mitgenommen, obgleich der König sich und seiner Begleitung unterwegs noch stärkere körperliche Anstrengungen zumutete als daheim. Einer der fremden Diplomaten meinte 1725, daß der Kronprinz überanstrengt werde: „ob ihn schon der König herzlich liebt, so fatiguiert er ihn mit Frühaufstehen und Strapazen den ganzen Tag dennoch dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussiehet, als ob er schon viele Kampagnen getan hätte."

Im Sommer des folgenden Jahres begleitete der Kronprinz den Vater bei einem Besuch der westfälischen Provinzen. Dort kreuzte ihren Weg ein junger Schweizer, in den deutschen Landen, die er zu seinem Vergnügen und seiner Belehrung durchstreifte, damals noch unbekannt, Albrecht Haller, der sich später als Gelehrter und Dichter einen Namen machte. Auf einer Anhöhe bei Kleve zeigte man ihm als Sehenswürdigkeit den Baum, auf welchem Seine Preußische Majestät, eine Pfeife schmauchend, zu sitzen pflegte, den Blick auf die Lande um den Rhein von Kleve bis Schenkenschanz und Utrecht gerichtet; und im Schloßhofe des Generals von der Mosel zu Rosendaal hatten der jugendliche Wanderer und ein Reisegefährte zu ihrer Freude die Auszeichnung, dem Könige und dem Kronprinzen im Vorübergehen vorgestellt zu werden. Der junge Herr trug „schlechte Grenadierkleider", aber sein „aimables" Gesicht mit den funkelnden Augen sprach unseren Schweizer an. Leider hatte der Wirt vorher bei Tisch, zu Ehren der erlauchten Gäste, der Flasche zu reichlich zugesprochen, und der vierzehnjährige Prinz konnte beim gemeinsamen Aufbruch zur Jagd das böse Gelüst nicht bezähmen, dem weinseligen General den Steigbügel so kurz schnallen zu lassen, daß die Versuche des ahnungslosen alten Haudegens, den Rücken seines Tieres zu gewinnen, nicht glücken konnten.

Zu Neujahr 1727, als der Prinz kurz vor dem Schlusse seines fünfzehnten Lebensjahres stand, bestimmte der König, daß er am

kommenden Karfreitage nach erfolgter Einsegnung zum erstenmal das Sakrament empfangen sollte. Friedrichs Gouverneure waren Männer von aufrichtiger Frömmigkeit; als ihr Zögling vor sieben Jahren eines Tages aus eigenem Antrieb einen Aufsatz über die „Lebensweise eines Prinzen von hoher Geburt" zu Papier gebracht und darin von den Pflichten eines gläubigen Christen und den Gefahren der Anfechtungen des teuflischen Widersachers gesprochen hatte, da setzten sie hocherfreut ein förmliches Protokoll über die Entstehung dieses kindlichen Glaubensbekenntnisses auf. Auch Francke, der Stifter des Hallischen Waisenhauses, hat oft „mit Freudentränen" sich daran erinnert, wie der Kronprinz im Alter von sieben Jahren in seiner Gegenwart „mit einer besonderen und von Gott gewirkten Freudigkeit" den ersten Psalm auf sich appliziert hatte. Dann aber trat Erkaltung ein, und die Erzieher konnten jetzt, am 5. Januar 1727, dem Könige nicht verschweigen, daß der Prinz von der Information im Christentume seit acht Monaten nicht viel profitieret habe. Auf ihren Antrag mußte der Hofprediger Noltenius an zwei Tagen, statt wie bisher an einem, die Vorbereitung fortsetzen. Am 4. April wurde Friedrich im Dome zu Berlin nach einer öffentlichen Prüfung konfirmiert.

Nun entwuchs er der Schule Duhans; dankbaren Herzens verschrieb er seinem Lehrer einen Jahrgehalt von 2400 Talern, zahlbar von dem Augenblick an, da er selbständig über sein Geld verfügen werde, und gelobte, ihn in Zukunft „womöglich immer noch ein wenig mehr" zu lieben als jetzt. Fortan erhielt der Prinz nur noch Unterweisung in den Kriegswissenschaften von dem Major Senning.

Auch in diesem Jahre weilte die königliche Familie, wie gewöhnlich während des Herbstes, längere Zeit in Wusterhausen. Dem Kronprinzen war der Ort unleidlich. Einen in Potsdam zurückgebliebenen und dort erkrankten Freund, den Leutnant von Borcke, hätte er gern durch seine Briefe aufheitern mögen; aber, so klagt er am 29. August 1727, „statt andere aufzuheitern, habe ich selbst der Aufheiterung vonnöten, um meine Melancholie zu zerstreuen".

Diese Melancholie blieb nicht unbemerkt. Damals kam auf eine Einladung des Königs der jüngere Francke, der Leiter der Hallischen Stiftungen nach seines Vaters Tode, als Gast nach Wusterhausen; er hat die Vorkommnisse und Eindrücke seines achttägigen Besuches noch am Orte selbst einem Tagebuche anvertraut. Der junge, etwas befangene Geistliche speist an der Hoftafel und wird während der Mahlzeit über die Einrichtungen seiner Erziehungsanstalt, über die Hallischen Universitätsverhältnisse, über theologische und moralische Gegenstände, über Gespenster und Fegefeuer, über Sträflichkeit der Jagden und Duelle, Trinkgelage und Komödien, auf das eingehendste

von dem König ausgefragt; er steht wacker Rede und Antwort und hält trotz aller Schüchternheit und Ehrfurcht mit seiner Meinung, wo es sein Gewissen fordert, nicht zurück. Aber an derselben Tafel, da die ernsten und erbaulichen Gespräche zwischen dem Könige und dem Theologen gepflogen werden, sitzen die zwei Spaßmacher Friedrich Wilhelms I., der schale Vielschreiber Faßmann, der mit einer Dummdreistigkeit in den Tag hinein schwatzt, daß dem Hallischen Pietisten „nicht allein Essen und Trinken, sondern auch Hören und Sehen" vergeht, und neben ihm das widerliche Zerrbild eines Gelehrten, der Akademiepräsident Gundling, der heute mit seinem wunderlichen Gebaren selbst dem König verdießlich zu werden scheint: „Er lief auch immer von der Tafel weg, und dann mochte er unter die Pagen geraten sein, da er dann wiederkam und heulete, und wieder weglief, daß es gewiß ein recht elendes Spektacul war."

Inmitten dieses Getriebes, halb den wüsten Lärm, halb die geistlichen Reden im Ohre, sitzen nun auch der Kronprinz und seine ältere Schwester und schauen sich nachdenklich und stumm in die großen blauen Augen, ganz anders wie die jüngeren Geschwister mit ihren aufrichtigen und hellen, „gar unschuldigen" Gesichtern. Der Kronprinz, beobachtete Francke, „ist eines sehr stillen Wesens, bedachtsam und gar merklich temperamenti melancholici; die älteste Prinzessin desgleichen". Die Tage, an denen Francke Vater und Sohn gemeinsam bei Tische sah, sprach Friedrich kein Wort.

Aber der Prinz hat noch ein anderes Gesicht. Am 9. Oktober ist der König für den ganzen Tag zur Jagd gefahren, und die Königin läßt vor Beginn der Tafel auf sich warten. Da ist Friedrich der Ausgelassensten einer: „Ging's übel über den Gundling her," klagt Francke; „dabei der Kronprinz das meiste tat, so mich sehr betrübte." Bei Tisch konnte der Gast „merklich observieren", daß der Prinz „mokante Miene" über ihn machte, und als man den Speisesaal verließ, hörte Francke, wie jener zu dem jungen Markgrafen Karl von Schwedt laut genug sagte: „Der glaubt Gespenster." Ja am Abend erzählte ihm der fromme Schloßkastellan voll Entsetzens, der Prinz habe ihn gefragt, wem er das Licht bringe, und bei dem Namen Francke geäußert: „Da kömmt ein Pharisäer zum anderen, der ist ebenso ein Pharisäer wie Ihr." Auch in der Audienz, die er dem Prediger erteilen mußte, verhüllte Friedrich seine unfreundliche Gesinnung nicht.

Als Francke sich verabschiedete, sagte ihm die Königin, das Land werde ihr noch einmal nach ihrem Tode danken, was sie an dem Kronprinzen getan habe.

Königin Sophie Dorothea war auf dem preußischen Königsthrone bereits die zweite Fürstin vom hannoverischen Stamme. Innerhalb ihrer Sippe hatten die Frauen an Kräften des Geistes

wie des Gemütes schon seit Generationen die Männer weit überragt; aber fast eine jede dieser bedeutenden Frauengestalten hatte den Kelch der Trübsal und der Entsagung schmecken müssen. Sophie Dorotheens Mutter war die unglückliche Prinzessin von Ahlden, welcher der ausschweifende Gemahl mit der Anklage der Untreue das unbarmherzige Los der Verstoßung bereitete. Die Großmutter, die erste hannoversche Kurfürstin, die pfälzische Sophie, hat uns das Leid ihres Lebens, die Enttäuschungen ihrer einst so glücklichen Ehe, in der ergreifenden Naivetät ihrer Memoiren geschildert; sie, die Tochter der britischen Elisabeth, die einen Winter hindurch an der Seite des König-Pfalzgrafen das böhmische Diadem trug und den kurzen Glanz des Königtums als Landflüchtige viele Jahre allzu teuer büßte. Und wollen wir in der Genealogie noch weiter zurückgehen, so stehen wir vor der anziehendsten zugleich und der unglücklichsten in der ganzen Reihe dieser fürstlichen Frauen, der leidenschaftlichen Schottenkönigin Maria Stuart. Das sind die Ahninnen Friedrichs von der mütterlichen Seite. Auch Sophie Dorothee, seine Mutter, hatte etwas von dem uralten Erbteile der Frauen dieses Geschlechtes überkommen; doch erreichte sie weder an Verstand noch an Energie die welfische Muhme, welche vor ihr an diesem Platze stand, die geistvolle philosophische Königin, die sich die Freundin Leibnizens nannte, die herrschsüchtige ränkevolle Königin, die den Hauptanteil an dem unverdienten Sturze eines Danckelman gehabt hat.

Sophie Dorothee und ihr Gatte waren sehr jung miteinander vermählt worden, im Jahre 1706, da der Bräutigam achtzehn Jahre zählte und die Braut neunzehn. Friedrich Wilhelm war in dem Zeitalter Ludwigs XIV. und Augusts des Starken der Frau, die ihm vierzehn Kinder schenkte, ein Muster ehelicher Treue; ihr mehr zu sein, war ihm nicht gegeben; in die reicher gestaltete geistige Welt seiner feinsinnigen Gemahlin vermochte er nicht hinüberzuschauen. Sophie Dorothee blieb fremd in Preußen. Für die guten Gründe der mit dem Thronwechsel von 1713 eingeführten Knappheit und Kargheit hatte die in behaglicher Reichlichkeit erzogene, erst im Glanz und Schimmer sich wohl fühlende Fürstin kein Verständnis, und das Burleske in der Urkraft ihres herzhaften Eheherrn, samt den Lizenzen und Derbheiten der dem Geschmack des Gebieters sich anmodelnden Umgebung, verletzte das Zartgefühl der Enkelin des „ersten Edelmannes von Deutschland", seit dessen Tagen der neue Kurhof zu Hannover sich als die Pflegestätte des guten Tones und der feinen Sitte betrachtete. Hielt Sophie Dorothee in Abwesenheit ihres Gemahls allein Hof, so zog ihre Frauenwürde dem handfesten Freimut der Unterhaltung schnell seine Grenzen; auch wurde das Gespräch dann in ihrem geliebten Französisch ge-

führt. Ihrer majestätischen Erscheinung — Olympia war ihr stehender Beiname bei den fremden Diplomaten — fehlte nur die Folie eines großen und glänzenden Hofstaates; in ihren jüngeren Jahren rühmte man auch ihre Anmut, so daß an dem galanten sächsischen Hofe 1718 „vom Zepter bis zum geringsten Kammerjunker" alles voll Verehrung für die preußische Königin war. Das Bild, welches Pesne von ihr gemalt hat, zeigt schon die zunehmende Körperfülle, die später die Anfertigung breiterer Lehnsessel eigens für ihren Gebrauch nötig machte. Sophie Dorothee galt als gütig und verbindlich, „viel humaner als manche adelige Dame"; aber gegen den, der ihr entgegen war, konnte sie rücksichtslos und verletzend sein. Ihr Sohn preist neben der Milde an der Mutter die Festigkeit. Auf der einen Seite weich, sich ein wenig verzärtelnd, schreckhaft, so daß man plötzliche Gemütserregungen von ihr fernhalten mußte, führte sie doch wiederum ein straffes Regiment im Hause und war gegen die Töchter in ihrer Art ebensowenig nachsichtig, wie der Vater in der seinen gegen die Söhne; die Prinzessinnen wurden still und eng auferzogen, auch wenn sich ihre einförmigen Spaziergänge nicht ausschließlich, wie Friedrich nachmals gescherzt hat, auf die paar Schritt zwischen Monbijou und dem Schlosse beschränkt haben mögen. Das Verhältnis der Königin zu der ältesten Tochter gestaltete sich, nach allem, was wir wissen, nicht eben erfreulich. Dagegen hat der älteste Sohn stets mit wahrhaft rührender Pietät an der Mutter gehangen und sie und ihr Andenken weit über das Grab hinaus, bis an das Ende des eigenen Lebens, dankerfüllt geehrt. Zu den verschiedensten Zeiten hat er ihr ein Zeugnis ausgestellt, wie sie sich als Erzieherin ihrer Kinder bewährt habe: „Keine Mutter hat sich mehr als sie um alle ihre Kinder verdient gemacht." Von ihr erbten die Kinder inmitten der banausischen Prosa, unter der sie aufwuchsen, die reiche Mitgift an idealem Sinne, die Freude an der gefälligen Außenseite der Dinge, den gewählteren Geschmack, das Auge für das Schöne, die literarische Ader. Sophie Dorothee hat sich nicht selber schriftstellerisch versucht, aber sie las viel in der Einförmigkeit ihres täglichen Lebens. Fremden zeigte sie gern in Monbijou ihre Bibliothek, während ihr Gemahl alle Bücher verachtete.

Hier in Monbijou schuf sie sich ihre kleine Welt, aber der Zwang des Königs griff doch auch in diese Sphäre über. Daß seine Gemahlin ihre Gesellschaften bis zu später Stunde bei sich behielt, sah er ungern, wenn er es auch nicht einfach zu verbieten wagte. Einst rühmte man die Redegabe und all die glänzenden Eigenschaften der Gemahlin Karls VI., der Kaiserin Elisabeth; Sophie Dorothee meinte: „Wem der Geist frei und zufrieden bleibt, wem die Welt lacht, der kann die Dinge ganz anders ansehen, als wer beständig unter dem Drucke lebt."

Immer hatte Friedrich Wilhelm die ersten zwanzig Jahre ganz verträglich mit seinem „Fiekchen" gelebt, bis die Politik ihren Schatten in die Eintracht dieser Ehe zu werfen begann.

Nach der Familienüberlieferung wurde für den Kronprinzen wieder an die Vermählung mit einer Prinzessin aus Hannover gedacht, von wo der Vater und der Großvater sich die Braut geholt hatten. Als Friedrich Wilhelm 1725 nach Herrenhausen kam und dort ein Bündnis mit seinem Oheim von England und mit Frankreich schloß, ließ er nach seiner Abreise die Gemahlin noch für einige Zeit zurück; sie sollte mit ihren Eltern eine Doppelverlobung der Enkel des englischen Königspaares verabreden: des Herzogs von Gloceſter mit der preußischen Prinzessin Wilhelmine, des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie. Sophie Dorothee fühlte sich verletzt, als sie die schriftliche Zusage, die sie gewünscht hatte, von König Georg I. doch nicht erhielt.

Im nächsten Jahre vollzog sich ein vollständiger Wechsel der politischen Lage. Friedrich Wilhelm wandte sich von dem hannoverischen Bündnis ab und unterzeichnete zu Wusterhausen einen Vertrag mit dem Kaiser, dem Gegner der hannoverischen Alliierten. Aber das Heiratsprojekt wurde deshalb noch nicht aufgegeben; nur wollte Friedrich Wilhelm durch die Familienverbindung nicht auch politisch an England gebunden sein. Für den Londoner Hof dagegen hatten die geplanten Heiraten gerade nur im Zusammenhange der politischen Aufgaben Wert.

Als 1727 Georg II. nach dem plötzlichen Tode seines Vaters den englischen Thron bestieg, glaubte Friedrich Wilhelm den Augenblick für die Wiederaufnahme der Verhandlung gekommen und ließ in London erklären, daß ihm eine gedoppelte Heirat das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen, immerwährenden guten Vernehmen zwischen den beiden königlichen Häusern scheine. Aber die Königin Karoline sagte dem preußischen Gesandten Wallenrodt (3. Oktober 1727): „Wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen; bringt erst die Geschäfte in Ordnung und dann kann ich mit Erfolg an der Heirat arbeiten." Friedrich Wilhelm fuhr auf; sein Schwager, der neue englische König, war ihm ohnehin persönlich unleidlich; er verbot seinem Gesandten, die Frage wieder zu berühren: „Ich prätendiere für meinen Sohn keine englische Prinzessin, wenn sie zu stolz dazu sind, und dann wird ihnen auch meine Tochter nicht gut genug sein, ich frage nichts danach."

Begreiflich, daß Sophie Dorothee die Annäherung Preußens an den Wiener Hof, weil sie die Heiratsangelegenheit ein gut Stück zurückbrachte, ungern sah. Vor allen anderen machte sie für diese

Wendung den kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen Seckendorff verantwortlich.

Seckendorff war Friedrich Wilhelms alter Kriegsgefährte aus den Feldzügen von 1709 und 1715, ihm wert als strammer Soldat und strenger Protestant, als unterhaltender Gesellschafter und als der treuherzige Biedermann, der er schien. Sie waren im Briefwechsel geblieben, und Seckendorff kam wiederholt als Gast nach Berlin, nie ohne einen geheimen Auftrag des kaiserlichen oder des sächsischen Hofes. Ohne einen diplomatischen Charakter zu erhalten — den hätte er nur als hinderlich betrachtet — war er seit 1726 doch wie ein ständiger Gesandter um die Person des preußischen Königs. Er wirkte für die Interessen der kaiserlichen Politik mit genauester Kenntnis der Zustände und Persönlichkeiten. Vor allem des Königs Eigenart hatte er studiert und erfaßt. Er schreibt einmal nach Wien, daß man sich von des Königs in Preußen Gemüt eine ganz falsche Idee mache, wenn man glaube, daß solches von irgend jemand, wer es auch in der Welt sei, könne regiert werden. Er wußte weiter, daß des Königs Naturell argwöhnisch war, daß man sich wohl hüten mußte, ihm kein Mißtrauen gegen die Personen zu erwecken, die bei ihm „zur Beibringung guter Gesinnung" gebraucht werden sollten. Sorgfältig nahm er jedesmal mit seinen Getreuen Abrede, auf was Art mit dem Könige zu sprechen sei, um ihm die Sache „schmackhaftig" zu machen. Er ließ es sich nicht verdrießen, viele Tage lang „von früh morgens um zehn Uhr bis nachts gegen elf und zwölf" ununterbrochen in seiner Gesellschaft zu bleiben, auf daß ja keine Gelegenheit versäumt würde, „ihm etwas Gutes zu insinuieren". Er schuf sich einen Doppelgänger in der Umgebung des Königs, indem er den General Grumbkow, dessen vertrautesten Ratgeber, mit österreichischem Golde, einer jährlichen Pension, bestach. Die anderen militärischen Gesellschafter, die „Präsente" nicht annahmen, wurden durch lange Rekruten für ihre Regimenter, ein Gundling wurde durch eine seltene Medaille gewonnen. Das Offizierkorps der Potsdamer Garde hielten regelmäßige Gastereien bei guter Laune, deren Kosten der Wirt dem Kaiser in Rechnung stellte. Auch die Bedeutung der Bundesgenossenschaft „der kleineren Leute am hiesigen Hofe", etwa eines Kammerdieners Eversmann, unterschätzte der vielgewandte Diplomat nicht.

Ein guter Teil seiner unterirdischen Tätigkeit galt der Beseitigung des britischen Heiratsprojektes. Er stellte in Wien die Anfrage, „ob und wieviel Geld zur Verhinderung der Heirat einer preußischen Prinzessin mit dem englischen Prinzen angewendet werden dürfe; ob man, im Falle eine anderweite Verheiratung dieser Prinzessin erzielt werde, dem, der sie zustande bringe, eine ansehnliche Belohnung versprechen dürfe?" Demnächst wurde Reichenbach, der

preußische Resident in London, bestochen, und faßte nun seine Depeschen so ab, wie Seckendorff und Grumbkow es ihm vorschrieben, um den König zu überzeugen, daß der Heiratsplan nur darauf abziele, ihn zum Galopin des Königs von England und Preußen zu einer britischen Provinz zu machen. Seckendorff selbst aber verbreitete in seinen Briefen aus Berlin, die dem englischen Prinzen bestimmte Prinzessin Wilhelmine sei zu seinem Bedauern recht häßlich geworden, korpulent, rot im Gesicht, finnig.

Das war der Gegner, den Sophie Dorothee seit 1726 sich gegenüber sah. Sie war nicht gemeint, ihm das Feld zu räumen; kampflustig genug, ließ sie den kaiserlichen Diplomaten unverhohlen ihre Abneigung fühlen. „Mein Gesicht," schreibt Seckendorff im Januar 1727, „ist der Königin so verhaßt, daß ich oft nur mit vieler Mühe während der Tafel Antworten erhalten kann." Erschien er bei Hofe, ohne daß der König zugegen war, so bekam er „pikante und anzügliche Reden" zu hören, denn die Herren und Damen bei Hofe hielten es der Mehrzahl nach mit der Königin; ganze Familien wurden im diplomatischen Korps als der Partei der Königin zugehörig bezeichnet, so die Kameke und Wartensleben, die Schulenburg und Arnim. Seckendorff selbst spricht von der „weiblichen Partei" und klagt, daß dieselbe fast alles, was um den König sei, vereinige. Als „einer der Stärksten der Gegenpartei" galt ihm Graf Finckenstein, des Kronprinzen Gouverneur; auch Kalckstein, den zweiten Erzieher, traf die Nachrede der Gegner. So zeigten sich auch die Minister, denen der König die auswärtigen Angelegenheiten zugewiesen hatte, der politischen Verbindung mit dem Kaiserhofe abhold, zumal Cnyphausen, „der Friese", der mit seiner scheinbar unerschütterlichen Gleichgültigkeit, seiner „phlegmatischen Komplexion", eindringenden Verstand, große Geschicklichkeit, Welterfahrung und Geschäftsroutine verband und aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Vorsichtiger war Cnyphausens Schwiegervater, der alte schlaue Ilgen, „der verfluchte Ilgen", wie Seckendorff ihn ingrimmig nennt. Gern erhob er, der noch unter dem Großen Kurfürsten gedient, seine Warnerstimme als ein getreuer Diener, der schon mit einem Fuß im Grabe stehe. Seine Worte machten auf den König, welcher ihn seinen treuen brandenburgischen Vater genannt hat, jedesmal großen Eindruck, obgleich sich Friedrich Wilhelm keineswegs immer ihm anschloß.

Der Preis, den der Kaiser für die Freundschaft Preußens bot, war die Unterstützung der preußischen Erbansprüche auf das Herzogtum Berg, dessen Besitzer, der Kurfürst von der Pfalz, ohne männliche Erben war. „Dem Könige," so berichtete Seckendorff am 26. Januar 1727 nach Wien, „wird von der Königin und ihrer Partei beständig wiederholt, daß man von seiten Seiner Kaiserlichen

Majestät ihn wegen Berg nicht kontentieren könne, und die meisten von seinen Leuten machen ihm glauben, es wäre nie rechter Ernst gewesen." Wie vollständig hat doch der Ausgang die Warnungen der Königin gerechtfertigt! Und wenn man nun von kaiserlicher Seite am Vorabend eines Krieges mit England den König bereits auf hannoverisches Besitztum, die Lande Bremen und Verden, als geeignetes Äquivalent für Berg hinwies, so war es der Königin gutes Recht, „mit Flehen, Bitten und Tränen" in ihren Gemahl zu dringen, daß er sich gegen das verwandte englische Haus in nichts Feindliches einlassen möge.

Daß auch England nicht eben aufrichtig gegen Preußen verfuhr, sagte die welfische Prinzessin sich nicht. Echt weiblich sah sie in allem ihre persönliche Sache. Wo sie als Gegnerin Seckendorffs und seiner feilen Helfershelfer in ihren Frauenlisten zu weit ging, mochte sie mit der Pflicht der Mutter gegen das Glück ihrer Kinder etwaige Skrupel beschwichtigen.

Auch trat sie noch nicht in einen offenen Gegensatz zu ihrem königlichen Gemahl, da dieser selbst an dem Gedanken der Familienverbindung mit England immerhin festhielt. Im Begriff, einen zweiten Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, hat Friedrich Wilhelm noch im Oktober 1728 die Königin beauftragt, eine erneute Anfrage wegen der Doppelheirat mit der Bitte um ein Ja oder Nein nach London zu richten.

Bedenklich war nur, daß Sophie Dorothee in ihrem Damenkriege gegen den österreichischen Einfluß ihren beiden ältesten Kindern eine zweideutige Rolle zuwies. Den Spion seiner Mutter bei dem Könige, so nannten die Feinde der Königin den Kronprinzen. Ihre Freunde mahnten zur Vorsicht. Graf Rothenburg, der französische Gesandte, riet ihr im Sommer 1726 vor allem gegen die Anhänger der kaiserlichen Partei Verstellung zu üben, damit sie nicht dem König mit einem Schein von Recht einflüstern könnten, daß man eine „Partei des Kronprinzen" gegen ihn aufstellen wolle. Insgeheim war dieser Diplomat um so eifriger bemüht, dieser seiner kronprinzlichen Partei Anhänger bei Hofe und im Heere zu werben. Im Gegenlager betrachtete Seckendorff die Einschüchterung der preußischen Minister, von der er sprach, als die Frucht der gemeinsamen Tätigkeit von Mutter und Sohn.

Friedrich und seine um drei Jahre ältere Schwester Wilhelmine waren frühzeitig die Vertrauten ihrer Mutter geworden. In das zarte Gefäß dieser Kinderseelen schüttete sie aus, was ihr Herz bewegte, auch alle Bitterkeit ihres Herzens. Allzu früh entwich die Harmlosigkeit aus den jungen Gemütern. In dem Maße, als die Kinder in die heimlichen Kümmernisse der Mutter eingeweiht wurden, entfremdeten sie sich dem Vater. Er haßt seinen Vater — il

hait son père souverainement — sagte jener Rothenburg von dem vierzehnjährigen Kronprinzen.

Darin hat sich Sophie Dorothee an der Jugend ihrer beiden ältesten Kinder schwer vergangen. Die glücklicheren jüngeren Geschwister, welche die Mutter mit dem Druck aufgezwungener Vertraulichkeiten unbeirrt ließ, haben dem Vater gegenüber die kindliche Unbefangenheit nicht verloren.

Die Prinzessin Wilhelmine hat die leidigen häuslichen Verhältnisse der Königsfamilie in ihren Memoiren später mit viel Liebloſigkeit und viel Eitelkeit und Effekthascherei karikiert. Eine geistvolle und noch mehr phantasievolle Dame, die zur Zeit, als sie schrieb, überdies krank und durch augenblickliche Verstimmungen gereizt war, und der nun in der Erinnerung ihr ganzes Leben als ein fortlaufendes Martyrium erschien von der ersten Kindheit an. Welch anderes Bild gewähren ihre uns erhaltenen Kindesbriefe an den Vater in ihrer unbefangenen Munterkeit und Zutraulichkeit. Wie hängt das Töchterchen an dem Vater, und wie lustig plaudert sie auf ihn ein. Ungleich vorteilhafter als in der Unwahrhaftigkeit jener Selbstschilderung erscheint die Prinzessin auch in den fremden Zeugnissen, die den in den Memoiren aus später Erinnerung geschilderten Vorgängen gleichzeitig sind. Wie boshaft spottet doch die Verfasserin der Memoiren über jenen Francke, indem sie seines Besuches am königlichen Hofe gedenkt! Aber bei der persönlichen Begegnung damals hat Wilhelmine, zartfühlender als ihr Bruder und bereits die vollendete Weltdame, ihre schlechte Meinung von dem Pietismus dem überzeugten Vertreter dieser Richtung nicht entgelten lassen; sie erfreute Francke durch einige sehr gnädige Abschiedsworte und erbat sich von ihm ein Andachtsbuch zur Erinnerung. Graf Seckendorff, der die Prinzessin fast täglich an des Königs Tafel mit seinem Späherauge beobachtete, gibt seiner Bewunderung über ihren Verstand, ihre zurückhaltende Klugheit Ausdruck. Tag für Tag mußte sie bei Tische alle „Reden und Räsonnements“ für und wider die englische Heirat mit anhören, ohne daß sie selber in das sie so nahe berührende Gespräch sich mischen durfte. So gleichgültig blieb ihre Miene, daß Seckendorff nicht zu entscheiden wagte, ob sie den britischen Bräutigam sich wünsche oder nicht.

Seckendorff bezeichnete die Prinzessin als dasjenige Wesen, dem der Prinz mehr als sonst jemandem in der Welt Gehör gebe. „Nie haben sich Geschwister mit solcher Zärtlichkeit geliebt, wie wir beide,“ so versichert Wilhelmine selbst. Nicht umsonst hatte das großväterliche Herz des alten Königs Friedrich es zum guten Zeichen genommen, daß die dreijährige Prinzessin den neugeborenen Prinzen in der Wiege herzte, während sie den bald gestorbenen älteren Bruder

nicht hatte sehen wollen. Wer kennt nicht das freundliche Stück kindlichen Stillebens, das ein damaliger Künstler im Bilde festgehalten hat, wie das Brüderchen die Trommel rührt und das Schwesterchen im Takte marschiert? Bald wohnte der Prinz den Unterrichtsstunden der Schwester bei, noch ehe die eigenen Lehrer ihre Arbeit begannen. Wilhelmine war es dann, die Friedrichs Hange zu müßigem Umherschweifen zuerst mit Erfolg entgegentrat. Durch die vorwurfsvolle Frage, ob er sich nicht schäme, sein Pfund ungenutzt zu lassen, vermochte sie ihn, Bücher zu lesen, wenn auch zunächst nur den Peter von der Provence und andere französische Romane. Auch die musikalische Begabung war den Geschwistern gemein. Die Königin spricht einmal von einer Leidenschaft für Musik bei ihren beiden ältesten Kindern. Der Prinz hatte seit dem fünften Jahre Unterricht im Klavierspiel erhalten und war auch mit der Violine und Flöte längst vertraut, als er sechzehnjährig auf den von Quantz abgestimmten Querflöten unter persönlicher Leitung des Meisters sich mit überraschendem Erfolg zu üben begann. Die Prinzessin spielte die Laute. Der poetischen Phantasie der beiden jungen Virtuosen verkörperten sich die lieben Instrumente, denen so seelenvolle Töne sich entlocken ließen, zu märchenhaften Wesen, und der verwunschene Principe, das heißt Wilhelminens Saitenspiel (le luth), huldigte seiner Principessa, Friedrichs sanfter Flöte.

Frau von Kameke, die Oberhofmeisterin, versprach sich, wie sie 1727 in Wusterhausen gegen unseren Francke äußerte, von dem großen Einfluß der Prinzessin auf den Bruder nur Gutes. Sie war voll Lobes für Wilhelmine, nicht so für den Prinzen.

Auch der König deutete Francke an, daß er mit seinem ältesten Sohne nicht zufrieden sei. Um so mehr rühmte er den zweiten, den Prinzen August Wilhelm, sein gutes Gemüt, seine Folgsamkeit. Schon früher hatte er dem Fürsten von Dessau, der sein Gefallen an dem artigen Wesen des Kronprinzen kundgab, seine Verwunderung darüber ausgesprochen, da der Prinz sich sonst gegen jedermann sehr versteckt zeige.

Aus Wusterhausen mit den Seinen nach Potsdam zurückgekehrt, ließ Friedrich Wilhelm eines Tages — es war im Dezember 1727 — vier junge Offiziere von seinem Garderegiment zu sich kommen, darunter jenen Leutnant von Borcke, des Kronprinzen guten Freund. Er sagte ihnen, daß sein Sohn jetzt in dem gefährlichen Alter sich befinde, das allen schlechten Neigungen unterworfen sei. Deshalb sollten sie vier ein Auge auf die Aufführung des Prinzen haben; er, ihr König, werde sich an sie halten und sie für die geringste Ausschreitung oder Unregelmäßigkeit, von der sie keine Anzeige erstatten würden, mit ihrem Kopfe verantwortlich machen. Stets

müsse deshalb einer von ihnen dem Prinzen zur Seite bleiben; der werde das jetzt nicht eben gern sehen, aber sicherlich in reiferem Alter ihnen nur Dank wissen.

Vielleicht hätte der junge Prinz nirgends dringender der unausgesetzten Beaufsichtigung bedurft, als während des vierwöchigen Besuches an dem üppigen sächsischen Hofe zu Beginn des nächsten Jahres. Auf die Einladung des Königs von Polen war Friedrich Wilhelm ohne seinen Kronprinzen nach Dresden gegangen; erst die dringenden Bitten des sächsischen Gastfreundes bestimmten ihn, den Sohn, dem damit ein sehnlicher Wunsch erfüllt wurde, nachkommen zu lassen. Eine Willfährigkeit, die überraschen mag. Sagte doch Friedrich Wilhelm selber von dem „Karneval und Weltgetümmel" in Dresden, daß es an Verführung dabei nicht fehle; er versprach dem Fürsten von Dessau in einem am Tage nach der Heimkehr geschriebenen Briefe, ihm bei persönlicher Begegnung die Chronica scandalosa und seine eigenen Aventüren zu erzählen. Ein Jahr werde er brauchen, um alles zu erschöpfen. Aber er sei vor Gott rein: „Ich bin wiedergekommen, als ich hingegangen." Durfte bei dem sechzehnjährigen Prinzen das gleiche Maß von Selbstzucht und Überwindung vorausgesetzt werden? Aus der kärglichen Einfachheit und polternden Strenge des väterlichen Hauses sah er sich wie mit einem Zauberschlage in die heitere Pracht und verlockende Weichlichkeit der nachbarlichen Hofhaltung versetzt; welche der beiden Welten den Vorzug verdiente, war dem der engen Qual daheim längst überdrüssigen jungen Blute keinen Augenblick zweifelhaft. Fragten ihn die Sachsen, ob er Schauspiele und Ballette sehen, ob er tanzen und Musik hören, Redouten und Maskeraden besuchen wolle, so hatte er auf alle Fragen nur die eine Antwort: Assurément. Hier war alles zwanglos und gefällig und harmonisch; auch der starke Bodensatz sinnlicher Frivolität schien in diesem mit raffiniertester Kunst gemischten Taumelkelch ein notwendiges Beiwerk. Wenn das zutreffen sollte, was die Prinzessin Wilhelmine über die Dresdener Erlebnisse ihres Bruders erzählt, so hätte seine Widerstandskraft gegen die betäubenden Reize eines Hofes, wo das Laster in der holdseligsten Larve sich vordrängte, die allzu schwere Probe nicht bestanden.

„Fritz, ich fürchte nur, daß es dir hier zu sehr gefällt," soll der König in Dresden zu seinem Sohn gesagt haben, und der Prinz hätte erwidert: „Ich glaube es wohl, aber warum haben Sie mich kommen lassen, wenn Sie nicht wünschten, daß ich hier Vergnügen haben sollte." Von den Schätzen des Grünen Gewölbes zeigte er sich so entzückt, daß Friedrich Wilhelm sorgenvoll schon die verschwenderischen Zeiten seines Vaters wiederkehren sah.

Nun begann wieder das jetzt doppelt verdrießliche Alltagsleben

in Berlin und Potsdam. Dazu kam eine Erkrankung; der Prinz ging einher „wie ein Schatten". Der Vater hatte zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß. Die Ärzte, die er befragte, wußten keine Erklärung und keinen Rat. „Sie können sich denken, wie mir zumut dabei ist," schrieb der König an den Fürsten von Dessau am 23. April; „es ist Gottes Wille, er hat es gegeben, er kann es nehmen, auch wiedergeben." Friedrich Wilhelm setzt hinzu: „Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Erst gegen die Mitte des Mai konnte der Prinz wieder anfangen, seinen militärischen Dienst — er hatte seit dem 14. März 1728 ein Oberstleutnantspatent — zu verrichten. Gleich darauf kamen wieder Tage voll Saus und Braus, den Dresdener Herrschaften zu Ehren, die in Berlin ihren Gegenbesuch abstatteten. Auch die schöne Gräfin Orczelska, der er in Dresden gehuldigt hatte, sah Friedrich bei dieser Gelegenheit wieder; er äußerte, daß er ihr Bild zu besitzen wünsche.

Während einer längeren Reise des Königs nach Preußen und Litauen blieb der Prinz unter Kalcksteins Aufsicht daheim. Wie sehnlich wünschte er, selbst reisen, die Welt sehen zu dürfen! Gleich nach des Königs Wiederankunft ist einmal zwischen diesem und Kalckstein in Wusterhausen, auf dem Platz vor der Kirche, darüber hin und her geredet worden; Kalckstein würde seinen Zögling auf der Reise begleitet haben. Friedrich Wilhelm hielt die Entscheidung hin. Mißmutig schrieb der Kronprinz am 3. September an Borcke: „Alles mögliche ist auf dem Tapet meinetwegen, aber man ist allzu schwankend; das bringt mich zu der Meinung, daß alles in statu quo bleiben wird; also siehe da, nicht nur nicht vorwärts gekommen, sondern vielmehr zurückgebracht." Der König, so klagt er, sei fort und fort in schlechter Laune, unwirsch gegen jedermann, mit niemand zufrieden, nicht einmal mit sich selbst; wie solle ein anderer ihn zufriedenstellen? Auf ein Rakkommodement mit dem Vater sei keine Aussicht.

Friedrich vermied in diesen Tagen mit dem Vater zusammenzusein, aber er versuchte, sich brieflich mit ihm auszusprechen. Er bittet ihn, acht Tage, nachdem er jenen Klagebrief an Borcke geschrieben, den „grausamen Haß" fahren zu lassen und wieder gnädig zu sein. So verfehlt wie möglich versichert er, daß ihn nach langem Nachdenken sein Gewissen nicht des geringsten geziehen habe; nur für das, wodurch er wider Wissen und Willen dem Vater Verdruß bereitet habe, bittet er um Vergebung.

Friedrich Wilhelm antwortete schroff und schneidend mit Vorhaltung eines gedrängten Sündenregisters. Er verweist dem Sohne seinen bösen, eigensinnigen Kopf, seine „malpropre" äußere Erscheinung, seine Hoffart und seinen Bauernstolz. Er schilt ihn einen effeminierten Kerl, der nicht reiten und schießen kann und sein Haar

nicht verschneiden läßt, sondern sich frisiert wie ein Narr und wie ein Narr Grimassen zieht. In nichts tue er des Vaters Willen, oder es geschehe doch aus Zwang und nicht aus Liebe.

Als nach einigen Wochen der sächsische Gesandte von Suhm am 17. Oktober in Wusterhausen eintraf, klagte ihm der Kronprinz, der sich auf ihn verlassen konnte, daß sein Zustand schier unerträglich geworden sei. „Ich habe alles versucht, alles in Anwendung gebracht, nichts vermag den König umzustimmen." Er beschwor den Sachsen, ihm das Fürwort des Königs von Polen zu verschaffen, auf daß er reisen dürfe, gleichviel wohin; nur fort von hier, nur zu etwas mehr Freiheit.

Ein kostbares Trinkgefäß einzuweihen, ein Geschenk des Königs August, das Suhm mitgebracht hatte, ward auf den dritten Tag seines Besuches die Feier des Hubertusfestes angesetzt. Auf der Tafel prangte der neue Schmuck, der silberne Mörser, aus dem beim Trinken ein Schuß sich entlud, denn solche „Schreckränke" waren in der Mode. Der Wein wurde nicht geschont, auch der Kronprinz trank, obgleich er an Gelagen kein Gefallen fand. Er saß an Suhms Seite, den Eltern gerade gegenüber; was er lauter sprach, konnte von ihnen gehört werden. Von Wein erhitzt, begann er immer von neuem, seinem Vertrauten sein Leid zu klagen, und immer mit dem Schlusse: „Aber ich liebe ihn doch"; dabei blickte er dann auf den König. Dieser horchte auf und fragte endlich den Nachbarn des Prinzen nach dem Gegenstand der Unterhaltung. Der Prinz versuchte, an sich zu halten, begann aber bald seine Reden von neuem. Der Königin wurde die gesteigerte Stimmung des Sohnes peinlich, sie zog sich zurück. Auch der Prinz wollte bald folgen, bat aber zuvor, des Königs Hand küssen zu dürfen. Der König streckte sie lachend über den Tisch, der Prinz küßte sie und verlangte auch die andere Hand; darauf schritt er an dem Tisch vorbei, fiel dem Vater um den Hals und hielt ihn fest umschlungen; endlich setzte er sich ihm auf das Knie und blieb lange so sitzen und sprach immerfort in den Vater hinein. Die Gesellschaft rief: „Es lebe der Kronprinz"; manchem traten die Tränen in die Augen. Der König war sehr bewegt und erwiderte immer nur: „Nun das ist schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl, sei du nur ehrlich." Endlich ging der Prinz auf sein Zimmer. Des Abends war der König im Tabakskolleg ungewöhnlich guter Laune; er schien mit dem heutigen Tage sehr zufrieden; von dem Zwischenfall an der Mittagstafel wurde nicht gesprochen.

Zu seinem Bedauern erfuhr Suhm, der noch in der Nacht Wusterhausen verließ, einige Tage später, daß böse Zungen sich zwischen Vater und Sohn gedrängt hatten, um den ganzen Auftritt als eine schlau berechnete Komödie des Prinzen hinzustellen. Suhm glaubte

das nicht. Er wußte am besten, wie dem armen Knaben in diesen Tagen um das Herz gewesen war.

Und so ging wieder ein Winter durch das Land, ohne daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich besserte. Die beiden Erzieher waren schmerzlich bekümmert. Wiederholt hatten sie um Enthebung von ihren Pflichten gebeten; Graf Finckenstein war ohnehin fast das ganze letzte Jahr aus verschiedenem Anlaß beurlaubt gewesen. Im März 1729 wurden statt der Erzieher zwei andere Offiziere zu dem Prinzen kommandiert: der Oberstleutnant von Rochow mit dem Auftrage, „ihm Gesellschaft zu leisten als ein guter Freund", der Leutnant von Keyserlingk als kronprinzlicher Stallmeister. An beiden rühmte der König den Verstand; Rochow war eine ernste Natur, Keyserlingk, wie Friedrich Wilhelm sagt, „alerter". Stets sollte einer von beiden um den Kronprinzen sein, als Bürge für seine sittliche Aufführung. In der Dienstvorschrift, die der König für Rochow diktierte, wiederholen sich die Klagen vom vorigen Herbste: der Prinz habe keine rechte männliche Inklination, er neige nur zu Beschäftigungen und Vergnügungen, „so da faul sein". Rochow soll ihm vorstellen, „daß alle effeminierte, laszive, weibliche Occupationes einem Manne höchst unanständig wären"; das sei für die Gecken, die Damoiseaux; „ein Damoiseau aber ist ein Lump und ein schurkischer Kerl, zu nichts nutz in der Welt als zu Nasenstübern". Noch immer hat der Vater das affektierte Wesen des Sohnes zu tadeln, der „in seinem Gehen, Sprechen, Lachen allemal grimassieret", und wenn er reitet, isset oder gehet, sich allezeit krumm und schief hält; wer aber „den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und schlotterig ist, der ist ein Lumpenkerl". Alles das also soll Rochow ihm vorhalten, soll ihm „die Schlafmütze aus dem Kopp vertreiben", „daß er mehr Vivacité bekommt". Auch hat der Prinz Hoffart im Sinne, wo doch nichts dahinter ist; drum soll er lernen, gegen alle Leute höflich und obligeant zu sein. Rochow muß ihm ein aufrichtiges, ouvertes Humeur einsprechen, daß er nicht menschenscheu ist wie jetzt, sondern die Leute, groß und klein, fein frägt, „dadurch erfahret man alles und wird klug".

Bei dem regelmäßigen Gebet, bei dem Lesen in der Bibel soll der Prinz nach wie vor bleiben. Den Gehorsam verlangt der Vater gern und willig, nicht mit mürrischem Gesicht; „denn was mit mürrischem Gesicht geschieht, ist so gut wie nicht getan".

Kurz, Rochow soll aus dem Prinzen auf alle Weise einen braven Kerl, einen Honnête-Homme und Offizier zu machen suchen. „Will es dann nicht anschlagen, so ist es ein Unglück."

Die gehoffte Wirkung blieb aus; vielmehr häuften sich die Steine des Anstoßes.

Schon seit 1726 sollte der Kronprinz, so wie es sein Vater im gleichen Alter getan hatte, über die Verwendung seiner monatlichen „Kammerausgaben" selbst Rechnung führen, sollte lernen, „mit Geld umzugehen". Aber, so klagt der König jetzt gegen Rochow, „er ist zu faul dazu und gibet dem Regimentsquartiermeister, diesem oder jenem, Kommission."

Im nächsten Winter stellte sich nun gar heraus, daß der Kronprinz bei einem Berliner Bankier eine Schuld von 7000 Talern hatte anlaufen lassen. Wie es heißt, waren allein für den Ankauf von Noten für die geliebten Übungen auf der Flöte und dem Klavier 2000 Taler ausgegeben worden. Der Schuldner stellte dem erzürnten Vater, so gut es ging, eine Nachweisung über den Verbleib der entlehnten Summen auf. Der König will dann — er beruft sich später auf diese Worte — gesagt haben: „Ich bezahle es mit Plaisir, denn an Gelde fehlet es mir nicht, und an dem Gelde ein Dreck gelegen ist, woferne Ihr Eure Konduite und Aufführung nur ändert und ein honettes Herz bekommt; wenn Ihr mir ein Wort davon saget, es soll Euch an Gelde nicht fehlen." Leider verschwieg der Prinz damals, daß er außer den 7000 Talern noch andere Schulden hatte.

Versteckt und scheu gegen den Vater, war der Prinz, wenn jener den Rücken wandte, um so zuversichtlicher, vorlauter und absprechender. Und manch unüberlegtes, spitzes Wort galt dem Könige selbst, ja seinen Regierungshandlungen. Friedrich Wilhelms Verwaltungsgrundsätze und mehr noch die Formen, in denen er sie in Ausübung brachte, waren nicht nach jedermanns Geschmack; er bemerkte mißfällig, daß sein Sohn sich von Mißvergnügten ganz falsche Begriffe von den Staatseinrichtungen, „finistre Konzepte von Seiner Königlichen Majestät Verfassungen", beibringen lasse. Friedrichs Verhalten erinnerte später den General Grumbkow an den Königssohn, „von dem geschrieben stehet im 2. Buch Samuelis Kapitel 15": an Absalom, der seinem Vater das Herz der Männer in Israel stahl, wenn sie kamen vor Gericht zum Könige, indem er die Entscheidungen des Königs schalt. Gewiß war Kronprinz Friedrich ganz eine Erscheinung, die Herzen zu stehlen, mit der Anmut seiner Jugendlichkeit, mit dem einschmeichelnden Klange seiner Stimme, mit dem hellen Blick seines Auges. Mit kluger Berechnung hatte der französische Gesandte der Königin empfohlen, der Kronprinz möge aller Welt ebensoviel Güte zeigen, wie sein Vater Strenge. Schon sprach einer der Minister, Cnyphausen, von des Königs Eifersucht auf den Kronprinzen, der beim Heere sehr beliebt sei. Für gewisse fremde Gesandte wurde diese Eifersucht eine feststehende Tatsache. Friedrich Wilhelm selbst sagt, wenn ein Offizier in Arrest gekommen wäre, so hätte der Kronprinz ihn beklagt und sich seiner angenommen;

wen der König distinguieret, den hätte er mepriſieret; alles das hätte er gehaßt, was der König geliebt. Denn freilich, mehr als eine jener leichtfertigen Äußerungen wurde ihm zugetragen: er erfuhr auch, daß ſein Sohn die preußiſche Uniform, des Königs Ehrenkleid und tägliches Gewand, wegwerfend ſeinen Sterbekittel genannt hatte. Dafür ließ Friedrich Wilhelm den goldbrokatenen Schlafrock, in welchem der junge Herr nach dem Dienſt und nach der Tafel ſich erſt behaglich fühlte, eines Nachmittags, wie der Kapellmeiſter Quantz das Brandopfer als Augenzeuge draſtiſch geſchildert hat, in die Flammen des Kamins wandern.

Wuſterhauſen, des Königs Lieblingsaufenthalt, blieb für den Prinzen ein Ort des Schreckens. „Morgen Parforcejagd, übermorgen am Sonntag Parforcejagd und Montag wieder Parforcejagd", ſo lautet die vielſagende Nachſchrift zu einem ſeiner Briefe von dort aus dem Jahre 1728. Stellte man ihn auf den Anſtand, wo er ſich unbeobachtet glaubte, ſo zog er ein Buch aus der Taſche, und dann wunderte man ſich, daß er kein Wild zur Strecke brachte. Des Abends pflegte die Jagdgeſellſchaft ſich im Tabakskollegium wieder zu ſehen. Das Kraut, das noch vor einem halben Jahrhundert „wegen ſeines widrigen Geruches und Stankes" als Ekel und Widerwillen erregend in „ziviler Konverſation" nicht Duldung finden konnte, war ſchon unter König Friedrich I. hoffähig geworden. „Meine Unterhaltung in der Tabagie iſt, Nüſſe aufzuknacken," ſchreibt Friedrich, „eine Unterhaltung, die ihres Schauplatzes würdig iſt." Man kennt alle die Witzeleien des Prinzen über die rote Kammer mit ihrer Qualmwolke in dem mittleren Luftraum, über dieſen Senat, wo nur zu oft die Geſchicke ſich entſcheiden, dieſes Parlament, deſſen Rednern ihre Aufgabe dadurch erleichtert wird, daß ſie nicht bei der Sache zu bleiben brauchen und daß die Zuhörerſchaft Wiederholungen nicht übel nimmt — wie könnte ſonſt der brabantiſche Krieg, des Königs Jugendfeldzug von 1709, wieder und wieder beſprochen werden: eine wahre Goldmine von Potoſi, ſpottet der Kronprinz, die nie ſich erſchöpft. „Wir haben hier," ſo ſchildert er einmal dieſen Wuſterhauſener Hof, „eine höchſt buntſcheckige und höchſt übel erleſene Geſellſchaft im törichtſten Nebeneinander, denn weder Laune, noch Alter, noch Neigung der Anweſenden ſtimmt zuſammen." Die derben Scherze, die hier zum Behagen des Vaters beitrugen, haben für den Sohn in ſpäter Erinnerung ſtärkeren Reiz gehabt als damals an Ort und Stelle. Es könnte ſein, äußerte Friedrich Wilhelm, daß dem Prinzen ſeine Geſellſchaft nicht anſtehe; „es wäre wahr, er hätte keine franzöſiſchen Manieren, könnte auch keine Bonmots hervorbringen; das halte er aber auch für die größte Bärenhäuterei, er ſei ein deutſcher Fürſt und wolle als ſolcher leben und ſterben." Daß der Sohn über ihn

hinwegzusehen, über seine Eigenheiten und kleinen Schwächen zu spotten begann, schmerzte den Vater vielleicht am meisten.

Wie anders hatte sich doch das Verhältnis zwischen beiden gestaltet, als Friedrich Wilhelm es sich einst gedacht hatte! Sein Sohn, so hatte er es sich gewünscht, sollte „brüderliche Liebe" zu ihm empfinden, sollte sein Freund werden. Geradezu mit Eifersucht hatte er dem vorzubeugen gesucht, daß das Kind zu der Mutter größeres Zutrauen fasse als zu dem Vater; deshalb hatten die Erzieher ein für allemal die Weisung erhalten, ihrem Zögling, so oft er Anlaß zur Unzufriedenheit gab, immer nur mit einer Klage bei der Königin zu drohen: „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemalen" — eine Vorschrift, die in ihrer liebenswürdigen Naivität einen rührenden Einblick gewährt in die Tiefen eines weichen Herzens unter rauher Brust. Der Vater bettelte nahezu um die Liebe des Kindes; er glaubte von sich versichern zu dürfen, daß er alles getan habe, das Vertrauen des Prinzen, „ja sozusagen dessen Gnade" zu gewinnen. Jetzt war statt der brüderlichen Liebe „scheue Furcht, knechtischer Respekt und Submission" zuwege gekommen, gerade das, was der Erziehungsplan abgewendet wissen wollte. Des Sohnes Auge senkte sich, wenn es den Vater erblickte, und dieser litt in nicht mehr bezähmbarer Abneigung seinen Erstgebornen beim Mahle nicht an seiner Seite, sondern wies ihm den Platz unten an der Tafel an. Schon hieß es, der bloße Anblick des Sohnes sei dem Vater unerträglich. Als demnächst die Sachen zum Äußersten trieben, da hat Friedrich Wilhelm Gott und die Menschen zu Zeugen angerufen, daß ihn keine Schuld treffe: „Ich habe vor Gott und der Welt ein rein Gewissen, ich habe vermahnet, ich habe gestrafet, mit Güte und Gnade, es hat alles nichts geholfen; ich habe mehr als hundert Zeugen, das ist meine Konsolation." Durfte er so leicht sich trösten? Oder verteilte sich die Schuld nicht vielmehr auf beide Seiten und traf dann den Vater härter als den Sohn, den gereiften Mann härter als den unfertigen Knaben? Dieser König, welcher einst seinem Feldmarschall die brüske Behandlung preußischer Offiziere verwies, „die um die Ehre dienen", der König, der seine neuen Kriegsartikel nur für die Unteroffiziere und Gemeinen erließ, die Offiziere dagegen lediglich auf ihre Pflicht und Ehre wies, der König, dessen Dienstreglement den Offizier von dem unbedingten Gehorsam gegen den Vorgesetzten ausdrücklich lossprach für den Fall, daß er an seiner Ehre angegriffen würde, derselbe König mißhandelte einen Offizier von seiner Armee mit Schimpfworten und mit Schlägen, weil dieser Offizier sein Sohn war. Und doch tat der Prinz seinen Dienst keineswegs ohne Eifer und Umsicht, das erkannte der Kriegsherr öffentlich an, und jedenfalls war in der Armee kein Offizier, der eine leb-

haftere Empfindung für persönliche Würde hatte, als das junge edle Blut, das solche Kränkung dulden mußte.

Der Vater war gewöhnt, daß die Kinder des Abends ihm gute Nacht zu wünschen kamen. Im Winter von 1729 auf 1730 versuchte der Kronprinz, der auf eine freundliche Begrüßung nicht mehr rechnen durfte, sich dieser Ordnung zu entziehen. Bis ihn der König eines Abends bei den Haaren packte und ihn zu Boden warf: so mußte er seinem Züchtiger die Füße küssen und um Verzeihung bitten; dazu ward er mit den Worten angeherrscht: „Ich traktiere Euch wie mein Kind, aber nicht wie einen Offizier."

Friedrich Wilhelm hat es als seinen pädagogischen Grundsatz ausgesprochen, daß er seinem Tadel so viel Öffentlichkeit als möglich gegeben habe. Er schalt den Prinzen vor der Dienerschaft, dann vor den Offizieren seines Regiments, vor den Generalen, schließlich, wie er sagt, „vor allen Leuten". Er sagte ihm unbarmherzig, ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen; aber er, der Prinz, der Sohn, müsse wohl oder übel bleiben und sich dem Könige „konformieren", oder er werde ein saures Leben haben.

Das Maß der Verschuldung von jener Seite war voll, als Friedrich Wilhelm einst einer Züchtigung in haltlosem Jähzorn das arge Wort folgen ließ: Wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen; aber Friedrich achte nichts, er lasse sich alles gefallen.

Der Kronprinz hat nachher gesagt, was ihm am meisten nahe gegangen, sei gewesen, daß ihm der König eines Nachmittags gesagt: „Er wisse, daß Leute ihm vorsagten, es würde besser werden und Seine Majestät gnädiger mit ihm umgehen mit der Zeit. Die aber wären seine Feinde, die das sagten. Seine Majestät würden vielmehr alle Tage härter werden." Der König hatte geschlossen: „Und Ihr wisset, daß ich mein Wort halte."

Am Neujahrstage 1730 nahm der König Veranlassung, den Oberstleutnant von Rochow zur Vorsicht zu ermahnen, vor dem Prinzen zu warnen. Am 21. Januar erhielt der Stallmeister Keyserlingk in Potsdam den schriftlichen Befehl, „daß er von heute an alle Tage hier und in Berlin, auch auf Reisen, in die Kammer des Kronprinzen sein Bett setzen und daselbst schlafen, auch vor dessen Person responsabel sein solle".

Der König argwöhnte einen Fluchtplan. In der Tat hatte Friedrich sich mit solchen Gedanken bereits vertraut gemacht. Da trat noch einmal eine Wendung ein, die eine befriedigende Lösung hoffen ließ.

Zweiter Abschnitt

Der Fluchtversuch

Das Frühjahr 1730 brachte unerwartet eine dem Kronprinzen Friedrich sehr willkommene Annäherung zwischen dem Berliner Hofe und dem König von England, gegen den Friedrich Wilhelm I. soeben noch das Schwert zu ziehen willens gewesen war: Ende August 1729 waren 44 000 Preußen mobil gemacht worden.

Das war geschehen, als man in Hannover preußische Werber festhielt, weil die Auslieferung der zehn zum preußischen Kriegsdienst gepreßten hannoverischen Landeskinder, der zehn Aussätzigen des Evangeliums, wie man in Berlin spottete, auf sich warten ließ, und als die Hannoveraner von einer umstrittenen Wiese an der Grenze zwischen der Altmark und dem Lüneburgischen das Heu, welches die Preußen gemäht, unter dem Schutz von Roß und Reisigen in kurbraunschweigische Scheunen entführt hatten. Die Streitpunkte waren kleinlich, aber die persönliche Gereiztheit auf beiden Seiten war groß und die allgemeine politische Lage sehr ernst. Jeder Tag konnte zwischen England und dem Kaiser den Ausbruch des Krieges bringen. Dem Wiener Hof mußte in diesem Augenblick ein Bruch zwischen Berlin und Hannover sehr erwünscht sein; wäre Preußen dann doch unzertrennlich an die Sache des Kaisers gebunden gewesen. Auch von Dresden aus, wo man zurzeit auf das Haus Österreich schwor, wurde Öl in das Feuer gegossen. Prinz Eugen von Savoyen erbot sich, nach Berlin zu kommen, um sich mit dem König von Preußen wegen der Kriegsgefahr zu bereden, und Manteuffel, der Minister Augusts II., riet in einem Briefe an Grumbkow, „dem Engelsmann so lange auf den Fuß zu treten", bis er zuerst losschlagen würde.

Diese Leute waren dann auch wenig zufrieden, als die Streitenden ihren Hader auf gütlichen Vergleich aussetzten; die Hoffnung der Zuschauer, am „preußischen Feuer ihre Eier zu kochen", war jetzt dahin. Seckendorff zeigte in Berlin Briefe Eugens, in denen es hieß, man habe den König von Preußen bei dieser Gelegenheit kennen gelernt und gesehen, daß mit dergleichen Herren, die von einem Tag zum andern sich änderten, nicht viel Staat zu machen sei. Und wieder Manteuffel erlaubte sich die Äußerung, es sei des

Königs natürliche Feigheit und die Geschicklichkeit der Königin und ihrer Partisane, die diese Blamage zustande gebracht.

„Gottlob, daß die Sache einmal zu Ende ist," sagte Friedrich Wilhelm, als Ende März 1730 England endgültig erklärte, den Schiedsspruch zweier unparteiischer Reichsfürsten — man hatte sich nach Gotha und Wolfenbüttel gewandt — annehmen zu wollen. Wenige Tage später, am 2. April, traf ein englischer Oberst, Sir Charles Hotham, in außerordentlicher Sendung zu Berlin ein, um jetzt, nach der Wiederaussöhnung der beiden Höfe, die Verhandlungen wegen einer Familienverbindung zu führen, wie sie für die Prinzessin Wilhelmine und den Prinzen von Wales, aber ausdrücklich nur für dieses eine Paar, ein Schreiben der Königin Sophie Dorothee an die Königin Karoline schon am 17. Dezember wieder in Anregung gebracht hatte. Das geschäftige Gerücht wollte bereits wissen, daß Preußen den Bund mit dem Kaiser aufgeben und wieder zu England übertreten werde.

Zwei Tage nach seiner Ankunft, am 4. April, erhielt Hotham zu Charlottenburg vor Beginn der Hoftafel seine erste Audienz. Beim Mahle brachte der König einen Trinkspruch aus, dessen Bedeutung er nachher, namentlich dem kaiserlichen Gesandten Seckendorff gegenüber, abzuschwächen versucht hat; die Anwesenden hatten insgesamt die Worte als eine Ankündigung der Verlobung zwischen der Prinzessin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales aufgefaßt. Tags darauf verhandelte Hotham mit den preußischen Ministern. Sie erklärten ihm die Bereitwilligkeit ihres Gebieters, eine Werbung um die Hand seiner Tochter entgegenzunehmen, und Hotham sprach in seinem Berichte nach London seine Ansicht dahin aus, daß Friedrich Wilhelm sich auch für eine Doppelheirat unter Umständen gewinnen lassen werde. Am 5. Mai hielt der Gesandte im Auftrage des Prinzen von Wales um die Prinzessin förmlich an. Er fügte hinzu, daß sein König, um sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden, auch geneigt sei, eine seiner Töchter dem Kronprinzen Friedrich zur Gattin zu geben und sie zur Statthalterin seines Kurfürstentums zu ernennen; dort in Hannover möge dann das junge Paar seinen Hof aufschlagen. Ein Plan, den man zur Sprache brachte, weil der Kabinettsekretär Marschall von einer angeblichen Äußerung des Königs erzählt hatte, die dem Vorschlage freundliche Aufnahme zu verheißen schien.

Friedrich Wilhelm hatte aber gegen die Vermählung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin das gewichtige Bedenken, daß die an den glänzenden Zuschnitt der Londoner Hofhaltung gewöhnte Schwiegertochter auch in Berlin größeren Aufwand verlangen und veranlassen werde, der dann etwa zu einer Verringerung der Armee führen könnte, und damit werde der preußische Staat

„den Krebsgang" gehen. Der platonischen Schwärmerei seines Sohnes für die britische Cousine setzte er die unbarmherzige Prosa entgegen: „Wie kann man ein Mensch liebhaben, das man niemals gesehen? Possen!" Und als die Verwandten in London den Wunsch zu erkennen gaben, ein Bild des preußischen Kronprinzen zu besitzen, erklärte der König, man solle für die Königin von England „eine große Meerkatze" malen lassen: „das ist sein Porträt."

Den Standpunkt, den er von vornherein einnahm, verließ er auch jetzt nicht. Er ließ Hotham auf sein Anbringen sagen, daß er die Werbung um die Prinzessin annehme; für die Vermählung seines Sohnes stellte er Bedingungen. Er behielt sich vor, die Zeit dazu zu bestimmen; sein Sohn müsse sich erst hervortun und die zur Gründung eines Hausstandes nötigen Eigenschaften erwerben; man solle ihn erst dreißig Jahre alt werden lassen. Die Heirat auf zwölf Jahre hinausschieben, das hieß allerdings nichts anderes, als den Antrag ablehnen. Zudem knüpfte der König seine Zustimmung noch an zwei Voraussetzungen politischer Natur: die Bürgschaft Englands für die preußische Nachfolge in Berg und die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Georg II. und dem Kaiser. Den Vorschlag, die Neuvermählten in Hannover Hof halten zu lassen, erklärte der König nicht annehmen zu können, weil die Welt glauben würde, er wolle oder könne seinen Sohn nicht ernähren; auch möchte des Prinzen Aufenthalt in der Fremde ihn in den Augen der preußischen Untertanen zu einem Fremdling machen, wie er denn selber dort mit den Grundsätzen unbekannt bleiben würde, nach denen er einst sein Land regieren müsse. Gegen Seckendorff schalt er den englischen Antrag wegen der hannöverschen Statthalterschaft „impertinent"; doch legte er dem kaiserlichen Gesandten die Gründe dar, weshalb man das Anerbieten nicht völlig verworfen habe.

„Die Londoner Anträge sind verworfen, die Berliner Werbung nicht angenommen worden", so faßte der französische Gesandte Sauveterre am 26. Mai den Stand der Verhandlung zusammen.

Wer hatte ein stärkeres Interesse als Prinz Friedrich, die Verhandlung nicht ins Stocken geraten zu lassen? Die Statthalterschaft in Hannover mit einer selbständigen Hofhaltung nach dem leuchtenden Vorbilde von St. James, gewiß ein verlockendes Bild! Aber selbst wenn für ihn dieser Traum sich nicht verwirklichen ließ, so hing allemal das Geschick der Lieblingsschwester von der jetzigen Verhandlung ab, und so glaubte der Prinz alles daran setzen zu sollen, den harten Sinn der Engländer, die von dem Jaworte der Prinzessin ohne die Zusage für die zweite Ehe nichts hören wollten, zu erweichen. Kaum hatte Hotham den wenig befriedigenden Bescheid auf seine Doppelwerbung vom Könige, so schickte der Kronprinz zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte den König und die

Königin von England seines Dankes für die unendlichen Verpflichtungen versichern, die sie ihm auferlegt hätten; zugleich lasse er sie um Gottes willen bitten, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, so unvernünftig dieselben auch sein möchten. Weiter aber, der Prinz hatte schon vorher die bestimmtesten Versicherungen abgegeben, er sei bereit, jede Verpflichtung über die Zurückzahlung der Summen zu übernehmen, die sein Oheim von England für seine Rechnung vorschießen werde; denn nur nach diesem Gelöbnis hatte das großmütige England die hannoversche Statthalterschaft und die Bestreitung der Hofhaltungskosten dem Könige von Preußen angeboten. Und endlich hatte Friedrich bereits während des Winters die schriftliche Zusage nach London gesandt, in keinem Falle einer anderen Frau die Hand zu reichen, als der ältesten britischen Prinzessin.

Wenn nun dieser Umstand in London nicht geheim blieb, dem preußischen Residenten zu Ohren kam, durch diesen an Grumbkow gemeldet und durch Grumbkow als Gerücht und nur in Andeutungen dem Könige zugeflüstert wurde, so folgten unvermeidlich neue, diesmal nur zu wohl berechtigte Zornesausbrüche gegen den Kronprinzen. Der aber wußte wieder keinen anderen Rat, als Schuld auf Schuld häufend, von neuem bei Hotham, und zwar schriftlich, um Hilfe zu flehen: „Ich bin auf unerhörte Art von dem Könige behandelt worden und weiß, daß schreckliche Dinge sich gegen mich anspinnen, anläßlich gewisser Briefe, die ich vorigen Winter geschrieben habe.“ Er beschwor Hotham, auf die getrennte Behandlung der Heiratsfrage einzugehen, und wiederholte seine Zusage, nie eine andere Gattin wählen zu wollen, als die Prinzessin Amalie von England.

Am 27. Mai sandte Hotham diesen bedenklichen Brief nach London. Unmittelbar darauf begleitete der Kronprinz und das diplomatische Korps den König nach Mühlberg, zu der feenhaften Schaustellung kriegerischen Getümmels und höfischer „Somptuosité“, die König August von Polen seinem soldatischen Nachbarn zu Ehren einen ganzen Monat hindurch veranstaltete. Von nah und fern waren die Zuschauer herbeigeströmt, gaffendes Volk und vornehme Gäste; unter den letzteren auch ein junger Edelmann aus den österreichischen Erblanden, den der preußische Kronprinz bei diesem Anlasse zum erstenmal sah, der damals neunzehnjährige Graf Wenzel von Kaunitz-Rittberg.

Als Begleiter des Markgrafen Heinrich von der Schwedter Linie des königlichen Hauses befand sich in dem preußischen Hauptquartier der Leutnant von Katte von den Gardereitern, dem stolzen Regiment der Gendarmen. Acht Jahre älter als der Kronprinz, war Hans Hermann von Katte ihm seit etwa einem Jahre näher

bekannt und wurde sein vertrautester Freund, seit der König im letzten Winter den Pagen Keith, dessen Einfluß auf seinen Sohn er für verderblich hielt, als Leutnant zu einem Regiment nach Wesel geschickt hatte. Früher hatte der Kronprinz, wie Katte annahm, ein Vorurteil gegen ihn gehabt, bis einige Offiziere von der Potsdamer Garde, Kattes ehemalige Schulkameraden vom Hallischen Pädagogium, wie Wietersheim und Ingersleben, dem Prinzen eine günstigere Meinung von ihrem Freunde beibrachten. Als Friedrich sich in Berlin ein paarmal mit ihm unterhalten hatte, fanden sich bald mancherlei Berührungspunkte. Wie der Prinz, so hatte auch Katte viel gelesen. Mit einem ausgesprochenen Interesse für die Mathematik und Mechanik, das des Prinzen Lehrer Senning durch seinen Unterricht noch reger machte, verbanden sich künstlerische Anlagen; er musizierte, er verstand sich auf Friedrichs Lieblingsinstrument, die Querflöte, er malte, er hat ein Pesnesches Porträt der Prinzessin Wilhelmine für den Kronprinzen kopiert. Gewandt mit der Feder, schlagfertig mit dem Munde, stimmte er auch darin zu dem Prinzen, daß er seinen Scharfsinn gern in Verfechtung von gewagten Behauptungen glänzen ließ. Seine Grundsätze sollen locker gewesen sein, aber sein Gemüt blieb warm und empfänglich; die Eindrücke des Augenblicks bestimmten ihn wohl nur allzu leicht. Daß hoher Ehrgeiz ihn beseelte, hat er nicht in Abrede gestellt. Sohn eines Generals, Enkel eines Feldmarschalls, nunmehr der Busenfreund des Thronerben, durfte der junge Gardeoffizier das Phantasiebild seiner Zukunft sich mit den glänzendsten Farben malen. Doch war es nicht abwägende Berechnung, sondern warme, unverfälschte Hingebung, was ihn an seinen erlauchten Freund fesselte. Der junge Prinz muß eine hinreißende Gewalt über seine täglichen Gefährten, die etwa gleichaltrigen Offiziere, ausgeübt haben; sie schworen auf ihn. Einer der Potsdamer Kameraden, der Leutnant von Spaen, hat gegen Katte geäußert, er habe den Prinzen so liebgewonnen, daß er es schwerlich über sich vermögen würde, lange Zeit ohne ihn zu sein. Katte selbst hat gesagt, wenn der Prinz über sein trauriges Los zu weinen begonnen habe, dann habe das Mitgefühl auch ihn übermannt, und wenn dann der Prinz so inständig gebeten habe, so könne er nicht leugnen, „daß die große Liebe, so ich zu ihm trüge, mich ganz attendrieret hätte, daß ich es ohnmöglich refüsieren können".

Schon im Dorfe Coßdorf, wo der König mit seinem Gefolge vor der feierlichen Einholung in das Radewitzer Lustlager die Nacht auf den 31. Mai zubrachte, fand der Kronprinz am Abend kurz vor dem Schlafengehen Gelegenheit, unvermerkt mit Katte zu sprechen. Wenn wir diesem glauben dürfen, war es hier das erste Mal, daß der Prinz die Absicht zu entweichen ihm gegenüber aussprach. In

der Tat hatte er im vergangenen Winter bei den Vorbereitungen zu einer Flucht nicht die Bemühungen Kattes, sondern die jenes Leutnants von Spaen in Anspruch genommen; der mußte damals in Leipzig einen Reisewagen bestellen.

Im Lager selbst kam der Prinz gleich in den ersten Tagen zu zwei verschiedenen Malen gegen Katte auf den heiklen Gegenstand zurück. Dann ließ er den Freund einige Zeit in Ruhe, um sich wieder seinen britischen Helfern anzuvertrauen, Hotham und dem Attaché Guy Dickens.

Hotham empfing hier im Lager die Erwiderung seines Hofes auf die im Mai nach London gesandten Erklärungen des Königs von Preußen; er übergab die Antwort am 14. Juni in einer schriftlichen Note. Darin hieß es, daß die Streitigkeiten zwischen England und anderen Mächten mit der Heiratsangelegenheit nichts zu tun hätten. Die eine Heiratsverhandlung lasse sich von der anderen nicht trennen; da der König es abgelehnt habe, seinen Sohn in Hannover residieren zu lassen, so habe man in London nichts dagegen, die ihm zugedachte Prinzessin nach Berlin zu schicken. Hotham erreichte durch diese Note nichts, als daß der König ihm den im Mai mündlich erteilten Bescheid jetzt schriftlich ausfertigen ließ und im Eingang des Schriftstückes mit Nachdruck die Erwartung aussprach, der Gesandte werde sich erinnern, daß sein Auftrag durch ein Schreiben der Königin von Preußen an Ihre Großbritannische Majestät veranlaßt worden sei, und daß dieser Brief nur von der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine gesprochen habe.

Mit dieser Erklärung des Königs schickte Hotham noch an dem Tage, da er sie entgegengenommen, am 16. Juni, den Kapitän Guy Dickens nach London. Zugleich aber war der Kurier der Überbringer einer neuen Botschaft des Kronprinzen. In einem Berichte vertraulichsten Inhalts meldete Hotham, der Prinz habe Guy Dickens heimlich in sein Zelt gezogen und ihm eröffnet, daß er die empörenden Gewalttätigkeiten seines Vaters nicht länger ertragen könne. So gedenke er, während der Reise nach Ansbach und Stuttgart, auf der er den König binnen kurzem begleiten solle, nach Straßburg zu entfliehen, sechs Wochen oder ein paar Monate in Frankreich zu verweilen und dann nach England zu gehen. Er ließ die Hoffnung aussprechen, man werde in London so handeln, daß seine Schwester Wilhelmine vom Verderben errettet bleibe. Er bat um die Verwendung Englands bei Frankreich.

Guy Dickens war unterwegs, die Antwort aus London konnte hier in Radewitz während des Manövers nicht mehr eintreffen. Es ward dem Prinzen schier unerträglich, sie abzuwarten. Von neuem bestürmte er seinen Katte, ihm zu sofortiger Flucht behilflich zu sein.

Der Oberstleutnant von Rochow, sein dienstlicher Begleiter, be-

zeugt uns, daß der Prinz eines Abends „ganz außer sich" vom Könige zu ihm kam. Rochow suchte den Verzweifelnden zu beruhigen; er bat ihn, in der ersten Erregung nichts zu beginnen, was früher oder später ihm selbst am ersten leid tun möchte.

Jene Äußerung des Königs, daß der Prinz sich ehrenhalber bei solcher Behandlung totschießen müsse, ist eben hier im sächsischen Lager gefallen. Der König schalt nicht bloß, sondern, wie er es sich nun einmal angewöhnt hatte, er schlug. Selbst hier, wo man nicht zu Hause war, wo aller Augen auf den Vater und den Sohn gerichtet waren. Noch nach langen Jahren hatte Friedrich nicht vergessen, wie ihn sein Vater eines Tages schlug und bei den Haaren riß, und wie er in diesem zerzausten Zustande gezwungen war, über die Parade zu gehen. Grausamer Hohn der Etikette, wenn kaum eben an der Stätte solcher Demütigungen die sächsische Gastfreundschaft den Prinzen mit den prunkendsten Ehrenbezeigungen überschüttete und ihm an diesen üppigen Galatafeln den vornehmsten Platz nach den beiden Königen zuwies. Schon aber sah er sich auch in diesem Vorrecht seiner Geburt bedroht; ist doch hier in Sachsen einmal das Ansinnen an ihn gestellt worden, auf sein Erbfolgerecht Verzicht zu leisten.

Bei allem Mitleid, das Rochow mit dem Prinzen hatte, beobachtete er jeden seiner Schritte aufs gewissenhafteste und argwöhnischste. Die vertrauten Beziehungen zu Katte waren ihm nicht unbekannt; bereits hatte er sowohl wie Kattes Kommandeur von Pannewitz den jungen Offizier gewarnt; jetzt nahm ihn Rochow bei seiner Ehre und ersuchte ihn, seinerseits mitzuwirken, um zu verhüten, daß der Prinz sich nicht zu einem Schritt der Verzweiflung hinreißen lasse. Aber in unseliger Verblendung lieh der Schwache immer von neuem dem Drängen des ruhelosen Prinzen sein Ohr, gewiß immer in dem Selbstbetrug und mit dem Entschuldigungsversuch, die Fäden doch in der Hand zu behalten und im letzten Augenblicke das gefährliche Gespinst noch zerreißen zu können. Aus Leipzig verschaffte er eine Liste der Poststationen zwischen dort und Frankfurt am Main, die nachmals unter seinen Papieren gefunden worden ist. Aber ohne den Befehl des Ministers Grafen Hoym durfte das Feldpostamt zu Glaubitz an niemand Pferde zum Verlassen des Lagers verabfolgen. Sowohl der Prinz wie Katte sprachen mit dem Minister auf dem großen Pavillon, von dem aus die fürstlichen Herrschaften und ihr Gefolge das kriegerische Spiel zu überschauen pflegten. Hoym lachte, als er von dem Wunsche „zweier Offiziere" hörte, ganz im stillen einen Ausflug nach Leipzig zu machen; er sagte, er könne ungefähr merken, was das bedeute, und fügte mit Betonung hinzu, der Prinz habe Aufseher. Auch Löwenörn, der dänische Gesandte aus Berlin, nahm Veranlassung, dem Prinzen

zu sagen, er treffe seine Vorkehrungen schlecht; seine Ehrenwache sei auf dreißig Ulanen verstärkt, doch nur, um auf ihn achtzugeben.

Inzwischen nahmen die wichtigen Festlichkeiten und die „lustigen Attacken" an beiden Ufern der Elbe ihren theatralischen Verlauf. Als das neue Weltwunder, der gepriesene Riesenkuchen von vierzehn Ellen Länge, den der starke August hatte backen lassen, „durch einen Zimmermann unter Aufsicht eines Oberlandbaumeisters" kunstgerecht zerlegt und unter Hofstaat und Kriegsvolk aufgeteilt war, folgte am 28. Juni als Schlußbild das gewaltige Treibjagen zu Fichtenberg. Hier bat der Kronprinz den König von Polen, bei dem Vater ein Wort für ihn einzulegen, damit ihm eine Reise nach Italien erlaubt sei. König August kam dem Wunsche nach, Friedrich Wilhelm aber soll nur geantwortet haben: „Ja, wenn Krieg würde." Nachdem man vier Stunden bei Tische gesessen, fuhren die preußischen Gäste durch die Sommernacht nach Potsdam zurück. Vom 2. Juli ab weilte der Hof in Berlin.

Wenige Tage darauf traf auch Guy Dickens von seiner Kurierreise aus London in Berlin wieder ein, mit den Aufträgen für Hotham an den König und mit Aufträgen für sich selbst an den Kronprinzen. Denn es war nicht anders, als ob der designierte Nachfolger Hothams jetzt bei dem Vater und bei dem Sohne gleichzeitig akkreditiert werden sollte.

Dem Könige erklärte Hotham am 9. Juli, eines Sonntags, auf die preußische Note vom 16. Juni, daß der König von England mit dem Ehebündnis zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine zunächst vorlieb nehmen wolle, wenn nur die Heirat des Kronprinzen Friedrich mit einer seiner englischen Basen wenigstens für die Zukunft, und zwar binnen einem nicht allzulangen Zeitraume, zugesagt werde. Gewiß hatte das bisherige Verhalten des Kronprinzen in dieser Angelegenheit, seine Heimlichkeiten mit einem fremden Hofe, die doch nicht völlig heimlich blieben, des Königs Bedenken gegen die Wahl der englischen Prinzessin steigern müssen. Gleichwohl hat er jetzt die verlangte Zusage tatsächlich erteilt. Er gab sein königliches Wort, daß er die Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin jeder anderen Heirat vorziehen werde. Da verdarb das dreist zufahrende Ungeschick des britischen Bevollmächtigten im entscheidenden Augenblicke alles, was bereits erreicht worden war.

Die Engländer dachten ihren Einfluß in Berlin von Grund aus zu befestigen. Zu dem Zwecke mußte vor allem Grumbkow aus der Gunst des Königs verdrängt werden, der mächtigste Fürsprecher der Sache Österreichs. Wir hörten, daß Grumbkow den preußischen Residenten in London bestimmt hatte, seine Berichte so abzufassen, daß freundlichere Gesinnungen gegen den englischen Hof bei dem

Könige nicht Platz greifen sollten. Auf dem britischen Hauptpostamt zu St. Mary-Axe wurde das Öffnen der Briefe und diplomatischen Depeschen, die Entzifferung der Geheimschrift mit unübertroffener Kunstfertigkeit betrieben. Was Grumbkow und Reichenbach sich schrieben, kam Wort für Wort den englischen Ministern unter die Augen. Der Inhalt des Briefwechsels war belastend genug. Man beschloß, die beiden damit zu verderben, just wie diese mit ihrem abgekarteten Spiel ihren Gegnern Borcke, Ilgens Nachfolger, und Cnyphausen bei dem Könige „den Garaus zu machen" vorhatten. Cnyphausen war es, durch den Hotham schon Anfang Mai die ersten Proben aus dem zu London durchstöberten Reichenbach-Grumbkowschen Briefwechsel dem Könige zur Kenntnis gab. Reichenbach wurde damals abberufen, aber in allen Ehren; er erhielt eine Ministerstelle im Justizdepartement. Grumbkow stellte die Glaubwürdigkeit der zum Vorschein gebrachten Abschriften kühnlich in Abrede. So hatte man denn in London auf einen Originalbrief Hand gelegt, um mit dieser Angriffswaffe den Versuch zu erneuern.

Montag, den 10. Juli, wurden Hotham und Guy Dickens abermals empfangen. Da Hotham den König bei sehr guter Laune traf, glaubte er, die Stunde wahrnehmen zu dürfen, und zeigte ihm im Auftrage seines Gebieters den Brief an Reichenbach von Grumbkows eigener Hand, der ein unleugbarer Beweis für die Echtheit der früher vorgelegten Stücke sein sollte. Der König nahm den Brief, warf einen Blick hinein und sagte in aufwallendem Zorn: „Meine Herren, ich habe genug von dem Zeug." Damit schleuderte er den Brief zur Erde, wandte ohne weiteres den Rücken und verließ das Zimmer.

Hotham, der in dieser Begegnung eine Verunglimpfung seines offiziellen Charakters sah, forderte unverzüglich Pässe und Postpferde und wies alle Versuche, den peinlichen Zwischenfall zu begleichen, mit unnahbarer Hand zurück. In der Frühe des 12. Juli verließ er die preußische Hauptstadt.

Auch der Kronprinz hatte sich vergebens bemüht, den steifnackigen Sohn Albions zu beschwichtigen; am Abend vor der Abreise schickte er ihm durch Katte einen Brief mit der Bitte, durch seinen Fortgang die Sachen nicht noch zu verschlimmern; dem König würde sein Auftreten vielleicht bald leid tun.

An demselben Abend, dem 11. Juli, ließ der Kronprinz, gleichfalls durch Katte, dem Kapitän Guy Dickens die Gesamtziffer seiner Schulden, übrigens bedeutend zu hoch gegriffen, mitteilen, und zwar infolge einer Aufforderung, die Guy Dickens einige Tage vorher — wie es scheint an dem vorgestrigen Tage, dem Sonntag der ersten Audienz Hothams — persönlich an den Prinzen gerichtet hatte. Es war um die zehnte Abendstunde, unter dem großen

Portal des Schlosses bei der Stechbahn; Katte, der den Engländer herbeigeführt, ging auf und ab, um die seltsame Audienz nicht überrascht werden zu lassen. Hier unter dem Portal hatte Guy Dickens nun auch die Antwort seines Hofes auf die letzte Botschaft des Kronprinzen übermittelt.

Die schriftliche Instruktion, mit der Guy Dickens für diese Verhandlung versehen war, lautete ganz ausweichend. Er sollte dem Kronprinzen den Inhalt der neuen Vollmachten Hothams mitteilen, die noch einmal die Aussicht auf ein befriedigendes Ergebnis der Heiratsverhandlung zu eröffnen schienen; er sollte den Prinzen bestimmen, sein Vorhaben, die Flucht, inzwischen aufzugeben. Insbesondere der Gedanke, nach Frankreich zu gehen, erfordere reifliche Überlegung, und die Kürze der Zeit habe nicht erlaubt, wie es doch unerläßlich sei, die Ansicht des französischen Hofes einzuholen. Wie es scheint, hat Guy Dickens sich seines Auftrages nachdrücklich genug entledigt. Er soll dem Prinzen unter dem Portal mit dürren Worten gesagt haben, daß man ihn in England nicht haben wolle; er möchte sich diese Gedanken vergehen lassen, seine Flucht würde in der gegenwärtigen politischen Lage ein Feuer an allen Ecken von Europa anzünden.

Bezahlte man dem Prinzen jetzt mit englischem Gelde seine Schulden, so wurde seine Lage erträglicher. Dafür verlangte aber Guy Dickens das ausdrückliche Versprechen von ihm, dem Fluchtplan entsagen zu wollen. Der Prinz versprach das, aber, wie er später behauptet hat, nur für den Fall, daß ihn sein Vater auf der beabsichtigten Reise nach Süddeutschland nicht mitnehmen werde. Nachweisbar ist, daß an dem Abend des 11. Juli, da Katte das Schuldenverzeichnis an Guy Dickens gab, der König seinem Sohne seinen Entschluß eröffnet hatte, ihn während dieser Reise daheim zu lassen. Der Prinz dachte nun einen Augenblick daran, Katte mit Aufträgen an Georg II. nach London zu schicken.

Kaum aber war Friedrich Wilhelm mit dem Kronprinzen aus Berlin nach Potsdam zurückgekehrt, so erhielt Katte, am zweiten Tage dieses Potsdamer Aufenthaltes, durch einen Brief des Leutnants von Ingersleben den Befehl, noch heute zu dem Kronprinzen zu kommen. Friedrich erwartete ihn in der Dunkelheit, im Garten zwischen den Hecken. Für den nächsten Morgen, Sonnabend den 15. Juli, war schon seit einer Woche die Abreise des Königs festgesetzt. Der Prinz begann: sein Vater habe sich anders entschieden, er werde den König begleiten. Dann fuhr er fort, er sei den ersten Tag hier in Potsdam wieder so hart und rüde behandelt worden, daß er zuletzt fürchten müsse, seines Lebens nicht mehr sicher zu sein. Er nahm Katte das Versprechen ab, seinem Beispiele zu folgen; er berief sich auf seinen Großvater, den König Friedrich, der auch

als Erbprinz in das Ausland gegangen und über dessen Begleiter nachher gleichwohl keine Strafe verhängt worden sei. In wenigen Tagen erwartete Katte, für sein Regiment auf Werbung ausgeschickt zu werden; dann ließ sich das, was der Kronprinz verlangte, leicht ausführen. Zeit und Ort, wo man sich treffen wollte, konnten noch nicht vereinbart werden. Im Fränkischen weilte indes als Werbeoffizier ein Verwandter, der Rittmeister von Katte; dadurch bot sich dem Prinzen die Möglichkeit, dort auf der Durchreise eine Nachricht entgegenzunehmen.

Die Unterredung hatte etwa zwei Stunden gedauert. Mitternacht war vorüber, die Freunde nahmen Abschied; sie haben sich dann nur ein einziges Mal noch gesehen. Katte bestieg sein Pferd, das er während dieser Nachtstunden bei Ingersleben eingestellt hatte, und ritt nach Berlin zurück. Wenige Stunden später fuhr der König mit seiner Reisegesellschaft nach Leipzig ab.

Am Abend kam der Page Thiele nach Berlin, brachte Katte einige seinem Prinzen gehörige Gegenstände und einen Brief, durch den jener angewiesen wurde, sich in Cannstatt Friedrich anzuschließen. Die Schmuckgegenstände des Prinzen, den polnischen Weißen-Adler-Orden, dessen wertvollste Brillanten herausgebrochen und durch unechte Steine ersetzt waren, und 3000 Taler an barem Gelde hatte Katte schon früher an sich genommen, weil der Eigentümer diese Sachen auf der Reise nicht bei sich behalten wollte oder konnte.

Ein paar Tage darauf sah Katte die Prinzessin Wilhelmine; sie sagte ihm: „Ich weiß, daß Sie fortgehen, mein Bruder hat mir gesagt, daß Sie fortgehen.“ Und nun erfolgte auch die Frage an Frankreich, die man von London aus trotz der Bitte des Prinzen nicht gestellt hatte. Bei dem französischen Geschäftsträger Sauveterre erschien eine Vertrauensperson — Sauveterre nennt in seinem Bericht vom 18. Juli keinen Namen — und sagte ihm, daß der Prinz angesichts der Grenze schwerlich der Versuchung widerstehen werde, den Staub von den Füßen zu schütteln und den französischen Boden zu betreten. In Sauveterres Schriftwechsel mit dem Versailler Ministerium war dieser Fall bereits zur Erörterung gekommen; Sauveterre konnte deshalb antworten, daß der Prinz auf Gastfreundschaft rechnen dürfe.

Die Reisenden waren am ersten Tage trotz stürmischer Witterung bis Meuselwitz gekommen, wie der König es sich vorgesetzt hatte. Dort blieb er den Sonntag (16. Juli) und Montag als Gast des Grafen Seckendorff, der sich dann dem Gefolge anschloß. Friedrich Wilhelm reiste zwar eilig, aber methodisch. Überall wurden die Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, in Bamberg am

20. Juli der Domschatz und die Reliquien, für die Besichtigung von Nürnberg war fast ein Tag bestimmt. Am 21. abends fuhr man von Nürnberg nach Ansbach, wo seit einem Jahre des Königs zweite Tochter, die jetzt erst fünfzehnjährige Prinzessin Friederike, als regierende Markgräfin residierte. Für diesen Besuch ließ sich der König eine volle Woche Zeit.

Hier in Ansbach, am 23. Juli abends gegen zwölf Uhr, empfing der Kronprinz im Schloß auf seinem Zimmer heimlich den Rittmeister von Katte, bei dem ein Brief seines Vetters aus Berlin abgegeben war. Der Prinz las den Brief und verbrannte ihn sofort; er enthielt die Mitteilung, daß der Schreiber den erbetenen Werbeurlaub nicht erhalten habe. Friedrich antwortete ihm, er solle bis auf weitere Nachricht nichts unternehmen. Einige Tage darauf aber schrieb er ihm von Schloß Triesdorf aus, sein Entschluß, zu fliehen, stehe fest; noch eben wieder sei er zu Feuchtwangen, wo die verwitwete Markgräfin von Ansbach Hof hielt, von dem Könige wegen einer Kleinigkeit, als er ein Messer habe zur Erde fallen lassen, hart angefahren worden. Er wies Katte an, nach dem Haag zu gehen und sich dort nach einem Grafen d'Alberville, dem Inkognito des Prinzen, zu erkundigen. Dem Briefe war ein zweiter beigeschlossen, der bei Kattes Fortgang aus Berlin wie aus Versehen liegen bleiben sollte, um gefunden und gelesen zu werden, gleichsam die Apologie der Flucht: der Kronprinz sei von dem Könige so behandelt worden, daß er es unmöglich länger aushalten könne; der Herbstaufenthalt in Wusterhausen werde sich dieses Jahr allem Anschein nach noch schlimmer gestalten, als die Jahre vorher, denn in der Umgebung des Königs seien Leute, die ihn geflissentlich aufhetzten. Ausdrücklich wurden der Kapitän von Hacke und der Oberst von Derschau genannt.

Gleichzeitig sandte der Prinz an den Leutnant von Keith in Wesel, mit dem er fort und fort in Verbindung stand, die Aufforderung, seine Garnison zu verlassen und nach dem Haag zu gehen. Schon vorher hatte Friedrich ihn angewiesen, dort sich an den General von Keppel zu wenden, der früher holländischer Gesandter in Berlin gewesen war. Da er nun aber wußte, daß er Katte in Cannstatt nicht vorfinden werde, so mußte er sich nach einem anderen Begleiter umsehen. Gleich in jener nächtlichen Unterredung zu Ansbach hat er an den Rittmeister von Katte das Ansinnen gestellt, ihn zwischen Sinsheim und Mannheim mit gesattelten Pferden zu erwarten. Der Offizier wußte, was seine Pflicht war; überdies hatte ihm kurz vorher in Schwabach der Oberstleutnant von Rochow von dem verdächtigen Benehmen seines Vetters gesprochen. Er wies die Zumutung des Prinzen zurück und warnte noch vor dem Zigeunergesindel überall in den Wäldern, das einem einzelnen Reiter leicht

gefährlich werden könne. Dann schrieb er an Rochow: „Geben Sie auf alle Art und Weise auf Dero hohen Untergebenen Achtung, damit selbiger keinen Augenblick allein sei, auf der itzigen vorgenommenen Tour."

Für Rochow bedurfte es der Mahnung zur Vorsicht nicht, er war seiner Sache ziemlich sicher. Auch sah er nach Rücksprache mit dem General Buddenbrock und dem Obersten Waldow davon ab, dem Könige von dieser Warnung Bericht zu erstatten.

Page des Königs, an Stelle des nach Wesel versetzten Keith, war jetzt dessen jüngerer Bruder. Er hatte auf der Reise unmittelbar hinter dem königlichen Wagen zu reiten, doch konnte der Kronprinz in den Quartieren hier und da unbemerkt ein Wort mit ihm sprechen oder wenigstens einen Bleistiftzettel ihm in die Hand drücken. Der Page versprach endlich, für den Prinzen und sich selbst Pferde zu verschaffen. An die Ausführung des Vorsatzes konnte erst gedacht werden, wenn man sich dem Rhein näherte. Am 31. Juli erreichte der Reisezug Augsburg; daß die historischen Schlachtfelder von Schellenberg und Höchstädt im Vorbeigehen besichtigt wurden, verstand sich bei Friedrich Wilhelm I. von selbst. Die nächsten Tage waren für einen Besuch an dem württembergischen Hofe zu Ludwigsburg bestimmt. Hier ließ sich der Kronprinz einen roten Reiserock anfertigen; sein Vertrauter hatte sich schon in Augsburg auf seinen Befehl einen blauen Mantel kaufen müssen. Als man am 4. August Ludwigsburg verließ, legte der Kronprinz im Reisewagen in Rochows Gegenwart seinen roten Rock an. Rochow meinte, daß dem Könige dieses Kleidungsstück nicht werde vor die Augen kommen dürfen; der Kronprinz erwiderte, er habe den Rock der Kälte wegen mitgenommen, zog ihn darauf wieder aus und legte ihn unter seinen Sitz.

Bei Heilbronn verließen die Wagen das Neckartal; im Dorfe Steinsfurt auf der Straße nach Sinsheim ließ der König halten. Von hier aus ließ sich der Rhein in wenigen Stunden erreichen. Die Schlafstätten wurden in den Scheunen zugerüstet, wie Friedrich Wilhelm auf seinen Reisen es liebte. Als er sich zur Ruhe zurückzog, sagte er zu seiner Begleitung: „Schlaft morgen, denn wir haben nicht weit nach Mannheim; wenn wir des Morgens früh fünf Uhr wegfahren, kommen wir tausendmal genug hin." Der Scheune des Königs schräg gegenüber lag die des Kronprinzen.

Früh morgens, noch vor halb drei, erhob sich der Prinz, kleidete sich an und steckte sein Geld zu sich. Neben ihm lag der Kammerdiener Gummersbach. Rochow hatte ihn dafür verantwortlich gemacht, des Nachts auf den Prinzen Achtung zu geben, denn bei Tag werde er schon für denselben einstehen. Auf eine verwunderte Frage des Dieners antwortete Friedrich: „Aber ich will aufstehen, was fragst du danach?" Auch der rote Rock kam wieder zum Vor-

schein; Gummersbach erinnerte, daß der König denselben nicht sehen dürfe; jener sagte nur: „Ich will ihn anziehen." Inzwischen hatte Gummersbach den Jäger Büttner zu Rochow geschickt. Rochow, der in seinen Kleidern schlief, war zur Stelle, als der Prinz eben aus dem Scheunentor getreten war; er lehnte in dem roten Rock an seinem Reisewagen, wenige Schritte von der Scheune entfernt. Rochow bot ihm in aller Ruhe guten Morgen und zog ihn in ein Gespräch, der Prinz konnte sich nicht mehr losmachen, sie gingen vor der Scheune auf und ab.

Zu drei Uhr war der Page Keith mit zwei Pferden bestellt. Als Rochow ihn in einiger Entfernung sah, ging er ihm entgegen und fuhr ihn an, was das für Pferde seien, er solle sich damit zum Teufel scheren. Keith log, es seien die Reitpferde für die Pagen. Buddenbrock und Waldow, gleichfalls bereits wach, waren zu diesem Verhör hinzugetreten.

Auch Graf Seckendorff trat jetzt auf die Dorfstraße heraus, und Rochow fragte ihn scherzend, wie Seiner Exzellenz des Kronprinzen Aufzug gefalle. Bis der König aufstand, war der rote Rock wieder aus dem Gesichtskreis gebracht.

Friedrich Wilhelm bestimmte, daß sein Sohn, dessen Wagen schwerer war, vorausfahren sollte, und war bei der Abfahrt der Meinung, daß dies geschehen sei, während doch der Prinz noch beim Teetrinken war. Als der König dann in Heidelberg die andere Gesellschaft nicht vorfand, sagte er zu dem Obersten von Derschau: „Wo ist mein Sohn, er muß ja schrecklich stark fahren, wir können ihn nicht einholen; sie werden nicht toll sein und nach Mannheim hereinfahren, ehe ich komme."

Es war etwa acht Uhr geworden, als der König in Mannheim ankam, immer stärker befremdet, den Prinzen nicht zu sehen. Seinen Gast zu beruhigen, schickte der Kurfürst von der Pfalz einen Bereiter auf die Straße ins Neckartal. Um halb elf Uhr endlich waren die Nachzügler da, und der König gab sich zufrieden. Gemeinschaftlich sah man sich in der Stadt um. Der Prinz drängte sich an den Pagen mit einem neuen Bleistiftzettel heran: Keith sollte Postpferde bestellen.

Dem aber rührte sich das Gewissen, als er am nächsten Tage — es war der Sonntag — mit dem Könige im Gottesdienste saß. Als sie aus der Kirche heimkamen, warf er sich seinem Herrn zu Füßen und gestand ihm, was vorgewesen war.

Indes mußte man unverzüglich an der kurfürstlichen Tafel erscheinen. Erst im Vorzimmer ward der König des Oberstleutnants Rochow ansichtig und zog ihn in eine Fensternische. Er sagte ihm, der Friedrich habe desertieren wollen, er wundere sich, daß man ihm nichts davon gesagt; Rochow werde mit seinem Kopf, Hals

und Kragen dafür verantwortlich sein, den Prinzen ins Preußische, nach Wesel zu bringen, lebendig oder tot. Hier wäre nicht lange Zeit, davon zu sprechen. Auch Buddenbrock und Waldow, das mußte Rochow in des Königs Namen ihnen sagen, sollten gleich ihm verantwortlich sein. Rochow entgegnete, er habe seine Vorsichtsmaßregeln schon getroffen und könne sich auf die Dienerschaft verlassen; der Prinz solle ihnen nicht entkommen und würde ihnen auch nicht entkommen sein.

An diesem Sonntag kamen mehrere französische Offiziere aus dem benachbarten Landau nach Mannheim. Erregt, wie er war, brachte der König ihr Erscheinen mit dem Fluchtplane in Verbindung und war erleichtert, als er am Abend nach Darmstadt fuhr. Dort begrüßte er seinen Sohn mit den Worten, er wundere sich, ihn noch zu sehen, habe geglaubt, er wäre schon in Paris. Der Prinz antwortete keck, wenn er gewollt hätte, so könnte er sicherlich jetzt in Frankreich sein. Es gelang ihm, während des eintägigen Aufenthaltes am hessischen Hofe dem Pagen wieder einen seiner Zettel in die Hand zu spielen: es sähe schlecht um sie aus, Keith möchte machen, daß sie fortkämen.

Am Dienstag, den 8. August, früh um sieben Uhr, war man in Frankfurt. Der Prinz mußte mit seinen Offizieren unverzüglich die auf dem Main bereitliegende Jacht besteigen. Der König eilte durch die Stadt, besuchte den Römer und ließ sich die Goldene Bulle zeigen. Schon um neun Uhr fuhr die ganze Reisegesellschaft, vierundzwanzig Personen, stromabwärts.

Trauriger ist wohl nie eine Lustfahrt auf dem Rhein gemacht worden. In zwei Tagen war Bonn erreicht; hier erwartete der Kurfürst von Köln den hohen Besuch. Der Kronprinz durfte nicht fehlen; „mit der größten Geduld" hörte er beim Aussteigen alle die harten Reden an, mit denen seinen Begleitern befohlen wurde, ihn lebendig oder tot an Bord zurückzubringen. Auch Graf Seckendorf hatte dabei gestanden; jetzt wandte sich der Prinz an seinen alten Widersacher und bat um das Fürwort des vielgeltenden Mannes. Er erklärte unumwunden, daß er allerdings den festen Vorsatz zur Flucht gehabt habe, weil er als ein Prinz von achtzehn Jahren es nicht mehr ausstehen könne, vom Könige, wie noch jüngst im sächsischen Lager, mit Schlägen gemißhandelt zu werden.

Der kaiserliche General sagte seine Vermittlung zu und glaubte am nächsten Tage (11. August) in Mörs den König schon beschwichtigt zu haben. Da erfuhr man auf der Weiterfahrt, in Geldern, daß der Leutnant von Keith, den jener Brief des Prinzen aus Triesdorf erreicht hatte, seit dem 6. August aus Wesel verschwunden war. Sofort erkannte der König den Zusammenhang mit dem Steinsfurter Fluchtversuch. Auf Nachsicht war jetzt nicht mehr zu rechnen.

Friedrich wurde nach Wesel vorausgeschickt. Am 12. abends war auch der König in der Festung angelangt. Trotz der vorgerückten Stunde — es war halb neun Uhr — unterwarf er auf der Kommandantur den Prinzen einem ersten förmlichen Verhör. Man erzählt, daß ein Augenblick eintrat, wo der Generalmajor von der Mosel, der Kommandant, sich zwischen den Vater und den Sohn werfen mußte, um den Prinzen mit seinem Leibe zu decken. Das Protokoll des Verhörs besagt, daß der König ihn „auf das ernstlichste" ermahnte, „Gott, seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu tun und alle Umstände der vorgehabten Desertion auf Pflicht und Gewissen zu gestehen".

Was der Prinz gestand, war dem König noch nicht genug. Friedrich blieb dabei, daß er sich nach Frankreich habe begeben wollen; so habe er auch seine Einverstandenen, Katte und den entwichenen Keith, dorthin, nach Straßburg beschieden. Katte hatte selbst sich verdächtig gemacht; denn schon in Frankfurt erfuhr der König aus dem Berliner Torzettel von der Abreise des Dieners, den Katte mit der Botschaft für den Prinzen an seinen Vetter geschickt hatte.

Das Ergebnis dieser ersten Vernehmung war, daß der König jetzt den Arrest über seinen Sohn verhängte. Zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett zogen vor der Tür seines Zimmers im Kommandantenhause auf. Gleich in der Frühe des anderen Tages wurde durch den Obersten von Derschau die Befragung fortgesetzt; der König wollte den Gefangenen nicht mehr sehen. Der Königin, seiner Gemahlin, machte er eine briefliche Mitteilung, die uns nicht erhalten ist; die Oberhofmeisterin erhielt den Auftrag, ihre Gebieterin schonend vorzubereiten. Friedrich Wilhelm schrieb ihr:

„Meine liebe Madame de Kamke, ich habe leider das Unglück, daß mein sohn hat desertiren wollen mit den pagen Keut, ich habe ihn aretiren lassen, ich habe meine Frau geschrieben, sie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein par tage tauren solte, das sie nicht von krank wird, der ich stehts ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm."

Es folgte am 15. August ein drittes Verhör, als die bestimmte Nachricht eingelaufen war, daß der Leutnant Keith nicht nach Landau oder Straßburg, sondern nach Amsterdam gegangen sei, „also vermutlich nach England". Derschau mußte dem Prinzen vorhalten, daß er somit an dem ersten Abend „nicht, wie er versprochen, die reine Wahrheit gesagt".

Der König glaubte die Hand der Engländer im Spiele; er scheint eine weitverzweigte Verschwörung angenommen, vielleicht gar einen Anschlag gegen sein Leben geargwöhnt zu haben. Aber zu einer Palastrevolution russischen Stils hätte es am Berliner Hofe an allen

Voraussetzungen gefehlt, trotz der vor einigen Jahren ausgesprochenen Behauptung des französischen Gesandten Rothenburg, daß alles dazu sich vorzubereiten scheine. Der Prinz setzte am 19. August einen Brief auf, in welchem er versichert, „daß ich eine solche böse Intention, wie gemeinet wird, niemals gehabt habe". In einem erneuten Verhör wies er an diesem Tage die Anschuldigung, er habe nach England gehen wollen, nochmals zurück. An die Aufhebung des Arrestes, um die er zu bitten wagte, war nicht zu denken; vielmehr ward er jetzt noch strengerer Haft entgegengeführt.

Der General Buddenbrock erhielt den Auftrag, seinen Gefangenen quer durch Deutschland nach Küstrin zu eskortieren. Immer in der Voraussetzung dunkler politischer Zusammenhänge verbot ihm der König, die hannoverschen und hessischen Gebiete zu berühren. Die Möglichkeit eines Überfalles, eines Entführungsversuches, blieb auch so nicht außer Betracht; für diesen Fall, beim Angriff einer Übermacht, erhielt Buddenbrock den Verhaltungsbefehl, dahin zu sehen, „daß die anderen ihn nicht anders als tot bekommen". Der Aufbruch dieses Kommandos aus der Festung wurde so geheim gehalten, daß in den Zeitungen sich die Nachricht verbreiten konnte, es sei eine hohe Person aus dem Gefolge des Königs in Wesel zurückgeblieben. Man fuhr Tag und Nacht, bis Halle ohne Aufenthalt. Nur auf freiem Felde, „wo man um sich sehen kann und keine Hecken und Büsche sind", durfte gehalten werden, um dann im Wagen selbst von der mitgenommenen kalten Küche zu zehren.

Der König nahm mit seinen Begleitern einen anderen Weg. Er besichtigte bei Lippstadt seine westfälischen Regimenter und klagte in Dessau dem Fürsten von Anhalt sein Leid.

Noch von Wesel aus, gleich am 12. August, hatte er auf alle Fälle den Befehl zur Verhaftung Kattes nach Berlin geschickt, obgleich er damals der Meinung war, daß Katte geflohen sei.

Aber nur Keith ist dem Zorn des Königs und der verdienten Strafe entronnen. Er hatte sich bei seiner Ankunft im Haag überall nach dem „Grafen d'Alberville" erkundigt. Der Oberst du Moulin, der zu seiner Verfolgung entsandt war und von dem Staatsrat von Holland einen Verhaftungsbefehl auswirkte, fand in dem Wirtshaus zu den Drei Schnellen nur noch Keiths Sporen; den Flüchtling selbst brachte der Hausmeister des Lord Chesterfield in des Botschafters Wagen am Morgen des 18. August glücklich nach Scheveningen, von wo Keith unverzüglich trotz Sturm und Wogendrang in einem Fischerboote nach England übersetzte.

Katte dagegen war ruhig in Berlin geblieben. Die Nachrichten, die von dem königlichen Gefolge nach der Hauptstadt kamen, ent-

hielten nichts Auffälliges. Der Sorglose meinte nicht anders, als daß der Fluchtplan, wie er es von vornherein erwartet haben will, aufgegeben sein müsse. Das Geheimnis glaubte er nicht aufgedeckt. Gewarnt wurde er, wie er behauptete, von niemand. Hatte doch der Kronprinz selber die Lage anfänglich ganz verkannt: in der Voraussetzung, daß sein mißglückter Versuch unbemerkt geblieben sei, fürchtete er eine Zeitlang für seine Vertrauten so wenig wie für sich selbst. Katte mag sich im stillen beglückwünscht haben, des seinem Freunde gegebenen Wortes durch dessen bevorstehende Rückkehr auf eine gute Art ledig zu werden.

Am 15. August hatte er von seinem Regimentschef, dem Feldmarschall Natzmer, Urlaub zu einem Besuch auf dem benachbarten Rittergute Malchow erhalten; am nächsten Morgen ließ ihn der Kommandeur der Gendarmen zu sich rufen und kündigte ihm auf Befehl des Königs Arrest an.

Kaum war der König am 27. August zu Berlin im Schloß abgestiegen, so ließ er den Arrestanten vor sich führen. Katte sagte aus, was wir schon wissen: von der Entstehung des Fluchtplanes im sächsischen Lager, von seinen Verhandlungen mit den englischen Diplomaten, von seinen Verabredungen mit dem Prinzen vor dessen Abreise nach Ansbach. Aber „er habe sich nur gestellt, als ob er entriere"; mit dem ihm übergebenen Geld habe er das „Pouvoir" in den Händen gehabt, ohne welches nach seiner Auffassung der Prinz sich nicht habe rühren können.

In das Arrestlokal am Gendarmenmarkte zurückgeführt, gab Katte seine Aussagen, mit Ergänzungen, in einer Species Facti eigenhändig zu Papier. Es folgte ein zweites Verhör am 28., ein drittes und viertes am 30. und 31. August; ein fünftes, nachdem inzwischen auch der Kronprinz von neuem befragt worden war, am 9. September.

Während Katte an dem ersten Verhörstage auf dem Schlosse vor dem König stand, mußte drüben auf dem Werder in der Hausvogtei der Henker seine unheimlichen Vorbereitungen für die Anstellung der peinlichen Frage treffen. Länger als vierzehn Tage wurde Katte mit der Androhung der Folter geschreckt. Endlich gab Grumbkow am 13. September zu erwägen, „daß man ohnmöglich, ohne sich verantwortlich zu machen, mit der Tortur gegen den Leutnant von Katte verfahren könnte", und der König zog den schon erteilten Befehl zurück.

Dann wurde dem Arrestanten am 20. noch einmal die Frage vorgelegt: „Ob er nicht gestehen wolle, daß, wenn er nicht verhindert worden, er würde weggegangen sein." Er antwortete: „Wenn der Kronprinz würde weggewesen sein, so hätte er nachgehen wollen und würde ihm gefolgt sein. Er habe aber geglaubt, der Kronprinz würde gewiß wieder herkommen."

Daraus, daß der Diener des Leutnants an demselben Tage bekundete, er habe ungefähr zwei Tage vor der Verhaftung seines Herrn die silbernen Tressen eines auf Kattes Veranlassung für den Kronprinzen angefertigten grauen Rockes mit Papier benähen müssen, glaubte der Untersuchungsrichter Mylius, wie er nach dem Verhör an den König berichtet, folgern zu dürfen, „daß der Katte den Vorsatz zu desertieren bis auf die letzte Zeit gehabt".

Mylius sah jetzt die Untersuchung als abgeschlossen an, denn auch der Prinz hatte die ihm noch vorgelegten Fragen sämtlich inzwischen beantwortet.

Das erste Verhör nach der Überführung aus Wesel wurde mit dem Prinzen noch vor der Ankunft zu Küstrin am 2. September in Mittenwalde angestellt. Die Generale Grumbkow und Glasenapp, Oberst von Sydow, Mylius und ein zweiter Auditeur erschienen hier als königliche Kommission. Friedrichs Auftreten war herausfordernd. „Als man ihn examiniret," so berichtete Graf Seckendorff, dem Grumbkow fort und fort alles mitteilte, „hat er sich lustig und fröhlich angestellt, auch immer gefraget, ob die Kommissarien nichts mehr wissen wollten." Der französische Gesandte hörte gar, daß er sich über Grumbkow lustig gemacht habe. Der Engländer Guy Dickens rühmte deshalb den „Heldenmut" des Prinzen; ein anderer Diplomat spricht von seiner „beleidigenden Zurückhaltung". Friedrich selbst hat später zugegeben, daß er in den Verhören vor der Kommission sich „sehr vergangen" habe. Das in Mittenwalde geführte Protokoll enthält nichts als die Fragen und Antworten. Ausdrücklich wollte der Prinz die Bemerkung in das Protokoll aufgenommen haben, daß er alles ungefragt und ohne Vorhaltung der Umstände entdecke. Für sich selbst zu bitten, ließ er sich nicht herab; nur für Katte bat er um Schonung, da derselbe von ihm verführt sei.

Nunmehr wurden für die Spezialinquisition 185 Artikel aufgesetzt. Am 16. September stand der Prinz der Kommission zum zweitenmal Rede, jetzt zu Küstrin, wohin er am 4. September von Mittenwalde durch Buddenbrock abgeführt worden war.

Was der König beabsichtigte, lassen die Schlußartikel erkennen. Sie waren derart, daß der Generalauditeur, den formell die Verantwortung für die Aufstellung der Fragestücke traf, diese Verantwortung nicht ohne weiteres auf sich nehmen wollte. Mylius äußerte über diese Artikel dem Könige sein Bedenken „jetzo und noch zurzeit solche anzuraten", „damit nicht Eure Königliche Majestät selbst dereinst von mir über mein Stillschweigen Red' und Antwort fordern möchten". Ein Anstoß, den der König durch die Erklärung beseitigte, daß er die Artikel selber seinem Sekretär in die Feder diktiert habe: „und befehle Euch, Meine Order auf Meine Verantwortung zu exequieren "

Schon die Beteiligten haben die Geistesgegenwart des Kronprinzen in diesen Verhören bewundert. Jedes Wort, das er am 16. September auf die ihm vorgelegten verfänglichen Fragen antwortete, konnte ihm verhängnisvoll sein. Allzu deutlich war es bei dieser Fragestellung auf das Schriftwort abgesehen: „Aus deinem Munde sollst du gerichtet werden."

Abgespannt und ermüdet nach 178 Fragen über Einzelheiten des Fluchtplanes und sonst über allerlei Vorkommnisse der letzten Jahre, wurde der Prinz endlich zum hundertneunundsiebzigsten gefragt: „Was er meritierte und einer Strafe gewärtig sei?"

Er antwortete: „Er unterwerfe sich des Königs Gnade und Willen."

Es folgte die Frage, was ein Mensch verdiene, „der seine Ehre bricht und Komplotte zur Desertion mache"?

Der Prinz sagte, er glaube nicht, gegen seine Ehre gehandelt zu haben.

„Ob er meritiere, Landesherr zu werden?" — „Er könne sein Richter nicht sein," erwiderte der Gefragte.

„Ob er sein Leben wolle geschenkt haben oder nicht?" Die Antwort war wieder: „Er submittiere sich des Königs Gnade und Willen." Die beiden letzten Worte hat der Prinz hier wie in der gleichlautenden vorangegangenen Erklärung bei Durchlesung des Protokolls eigenhändig mit Bleistift hinzugesetzt.

In dem letzten Frageartikel hatte der König die Antworten auf die vorangestellten vorweg genommen; derselbe lautete: „Dieweil er sich der Sukzession unfähig gemacht hätte durch Brechung seiner Ehre, ob er wolle die Sukzession abtreten und renunzieren, daß es vom ganzen römischen Reich konfirmieret werde, um sein Leben zu behalten?" Der Prinz antwortete: „Sein Leben wäre ihm so lieb nicht, aber Seine Königliche Majestät werden so sehr ungnädig nicht auf ihn werden."

Noch eine der Äußerungen, die im Laufe dieser Verhandlung protokolliert wurden, erscheint bemerkenswert, weil sie die schlichteste Erklärung so trauriger Vorgänge und den stärksten Milderungsgrund enthält. „Es sei ein großer Fehler von ihm," sagte der Prinz, „daß er keine Geduld gehabt hätte; man müßte es seiner Jugend mit zuschreiben."

Heute sah er doch den Ernst seiner Lage so weit ein, daß er sich zu einem reumütigen Gnadengesuch verstand.

„Nach geendigtem heutigen Examine hat der Kronprinz verlanget, annoch ad Protocollum zu nehmen, daß er wohl erkenne, ganz und gar und in allen Stücken unrecht zu haben; am meisten beklage er, daß Seine Königliche Majestät Chagrin darum hätten; bäte Dieselbe aber zu glauben, daß seine Intention niemals kriminell

gewesen, noch er gesuchet, Seiner Königlichen Majestät das geringste zuleide zu tun; er submittiere sich in allem des Königs Willen und Gnade, Seine Majestät möchten es mit ihm machen, wie Sie es gut finden würden, und bäte Dieselbe um Vergebung."

Der König hat dieses Zusatzprotokoll, als es ihm vorgelegt wurde, zerrissen.

Daß er die Ausschließung von der Thronfolge — wofür es dann wegen der Festsetzungen der Goldenen Bulle allerdings der Zustimmung des römischen Reichs bedurft hätte — als Strafe für seinen Sohn in Aussicht nahm, dafür liegt noch ein unmittelbarer Beweis vor.

Sein Gesandter in Schweden, Lüderitz, berichtete von der in Stockholm verbreiteten Meinung, daß der König den Kronprinzen „von der Kronfolge ausschließen und solche lieber dem zweiten Prinzen gönnen wollte". Friedrich Wilhelm schrieb zu dieser Stelle in der Depesche — er las sie am 16. Oktober — eigenhändig an den Rand: „Dieses ist wahr."

In einem Briefe an den Fürsten von Dessau faßte er am 11. September das politische Ergebnis der Untersuchung gegen den „bösen Friedrich" dahin zusammen, es sei gewiß, daß England von allem gewußt, aber die Desertion widerraten habe. Der böse Mensch habe an den König Georg geschrieben, sich beschwert, daß er übel und nicht seinem Charakter gemäß gehalten werde. Der böse Mensch habe sich von England seine Schulden bezahlen lassen wollen, und die Summe auf 17 000 Taler angegeben, während sie tatsächlich sich nur auf 9000 beliefen; nach dem Grunde befragt, habe er geantwortet, daß er mehr gefordert, um noch etwas übrig zu haben: „also man sein trefflich Gemüt erkennen kann." — „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratenen Kindern."

Dem unglücklichen Vater des Leutnants Katte, der gleich nach dessen Verhaftung bat, seinem Sohne „als einer unbesonnenen Jugend" Gnade vor Recht ergehen zu lassen, antwortete der König (5. September): „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor?"

Der holländische Gesandte Ginkel, den Friedrich Wilhelm einen „artigen, feinen, lieben Mann" nannte und auch in diesen schlimmen Tagen wiederholt bei sich sah, bemerkte Ende September durchaus richtig, daß des Königs Haß gegen den Prinzen noch immer zunehme.

Wir hörten, wie sich der Prinz in jener Julinacht vor der Abreise aus Potsdam gegen Katte auf einen Präzedenzfall in der Geschichte der Dynastie, das Verhalten des Kurprinzen Friedrich im Jahre 1679, berief. Nun ließ auch der Reichsvizekanzler in Wien im Gespräch mit dem preußischen Gesandten die Äußerung fallen, daß, als dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm „fast eben dergleichen"

mit seinem Erbprinzen begegnet sei, die Vermittelung des Kaisers Leopold die ganze Sache „assoupieret" habe. Friedrich Wilhelm fuhr wild auf, als er das in einem Bericht seines Gesandten las, denn er fühlte sich in der Person seines Vaters beleidigt:

„Dieses eine ganz andere Sache wäre mit meinem Großvater und Vater, denn diesem nach dem Leben getrachtet wurde, und sein jüngerer Bruder Ludwig vergeben (vergiftet) wurde, also war darauf nichts zu tun, als sein Leben zu salvieren, und dieses keine Desertion wäre, denn mein Vater mit seiner völligen Equipage nach dem Amt Köpenick gefahren und von da bis in Hessenland. Eine Desertion aber wäre: der Schelm, der in Küstrin sitzet, hat desertieren wollen, wie ein Dieb und Schelm, und also dieses keine Comparaison ist mit dem Faktum von meinem Vater."

Am meisten aber brachte es ihn auf, daß Katte von dem Prinzen gehört haben wollte, Seckendorff und Grumbkow beabsichtigten, ihn katholisch zu machen und ihm die Hand einer Erzherzogin und die römische Königskrone zuzuwenden. Friedrich Wilhelm setzte in die beiden gerade jetzt das unbegrenzteste Vertrauen. Vergebens beteuerte der Kronprinz, daß ein Mißverständnis von Katte vorliegen müsse; Katte blieb bei seiner Aussage. Das Gefäß des königlichen Zornes überlaufen zu lassen, tauchte gerade jetzt eine ähnliche Mär an den verschiedensten Orten in den Zeitungen auf, so in Hamburg, Köln, Schaffhausen, Regensburg. Auch die Gesandten verhehlten in ihren Berichten dem Könige nicht, daß eine Version Glauben finde, wonach der Kronprinz sich durch seine Flucht einem erzwungenen Übertritt zur römischen Kirche habe entziehen wollen. Eine solche Anklage öffentlich erhoben gegen den glaubensfestesten der protestantischen Könige! „Gott wüßte mein zu denken," schreibt Friedrich Wilhelm in innerster Seele empört, „ob ich so ein Schelm wäre. Nein, dieser Bösewicht hat dieses ausgebracht!"

Nach dem Verhör vom 16. September wurde die Haft des Prinzen in Küstrin noch verschärft. Der Gouverneur von Lepel war von Anfang an gewarnt worden, auf den „Arrestanten Friedrich" große und genaue Acht zu haben, „weil er sehr listig ist und hunderterlei Inventiones haben wird, sich loszupraktisieren". Nunmehr befahl der König am 19. September, zwei große Vorhängeschlösser vor die Zelle zu legen. Nur dreimal täglich öffnete sich die Tür und immer nur auf vier Minuten: unter Aufsicht von zwei Offizieren wurde früh das Waschwasser, mittags und abends die aus einer Garküche gelieferte Kost hineingetragen; die Speisen zerschnitten, denn Messer und Gabel durften jetzt nicht mehr verabreicht werden. Der Lakai, der anfänglich in dem Gemach des Prinzen aufgewartet hatte, sollte es jetzt nicht mehr betreten; statt seiner erschien ein Kalfaktor von der Wache, der ebensowenig wie die beiden dienst-

habenden Offiziere dem Gefangenen irgendeine Frage beantworten durfte.

Als am 20. September die Hauptleute Graurock und von Rothenburg zu Mittag in die Zelle traten, sagte der Prinz: „Mir scheint, ich werde noch fester verwahret; es wird wohl kein ander Mittel sein, als daß ich dem folge, was mein allergnädigster König mir in Sachsen erinnerten; denn ich sehe, die Sache wird sonsten nicht zu Ende kommen."

Im Sinne hatte er — was zunächst von niemand verstanden wurde — die ihm im Lager bei Radewitz gemachte Zumutung, auf die Thronfolge zu verzichten.

Vier Tage später gab er seinen Kerkermeistern die Erklärung zu Protokoll, daß er der Untersuchungskommission neue Eröffnungen zu machen habe. Aber erst am 8. Oktober verfügte der König auf eine Erinnerung Grumbkows, daß die Kommission sich nach Küstrin begeben solle.

Grumbkow hatte den Triumph, daß der König ihm in einem französischen Billett den hartherzigen Auftrag mitgab, dem seit mehr als einem Monat von aller Welt Abgeschnittenen lauter Neuigkeiten zu erzählen, die ihm „kein Vergnügen" machen würden. „Wenn dieser Coquin fragt, wie es mir geht und meiner Frau und meinen Kindern, so muß ihm gesagt werden, daß niemand mehr an ihn denkt, daß meine Frau nicht von ihm reden hören will; seine Schwester Wilhelmine wäre bei mir in Ungnade gefallen, säße in Berlin eingesperrt (encoffrée) und würde nächstens aufs Land geschickt werden. Cnyphausen wäre zum Teufel gejagt."

Der Minister Cnyphausen, der letzte, der in der auswärtigen Politik dem österreichischen Einfluß und dem Einfluß Grumbkows sich noch entgegenstellte, hatte schon im August, gleich nach des Königs Ankunft in Berlin, die Weisung erhalten, um seinen Abschied einzukommen; er mußte sich auf seine Johanniterkomturei Liezen in eine Art Verbannung zurückziehen. Seinen Ministerposten im Auswärtigen Amt erhielt Heinrich von Podewils, Grumbkows Schwiegersohn. Grumbkow stand auf der Höhe seiner Erfolge.

Als er am 11. Oktober mit den vier anderen Kommissaren in Küstrin erschien, erklärte der Prinz, es sei ihm bei dem letzten Verhör die Wahl gestellt worden zwischen Verzichtleistung auf die Erbfolge und Tod oder ewigem Gefängnis. Es wurde ihm aus dem Protokoll nachgewiesen, daß von ewigem Gefängnis nicht die Rede gewesen war, und er antwortete, damit fielen „seine bisherigen Reflexionen" weg. Langwierigen Arrest habe er als eine unerträgliche Sache angesehen. „Woferne er sein Leben verlieren sollte, bäte er, daß es ihm beizeiten zu verstehen gegeben würde. Wegen der Renunziation aber, wann er wüßte, des Königs Gnade damit zu erlangen,

so würde er sich auch desfalls des Königs Willen submittieren. Er könne auch versichern, der König möge es mit ihm machen, wie er wollte, so würde er den König dennoch liebhaben und seinen Respekt und Liebe von ganzem Herzen nimmermehr verlieren."

Offenbar beruhigt durch die Aufklärung seitens der Kommissare, glaubte er schon ein paar Bitten wagen zu dürfen. „Er hätte sich nicht unterstehen wollen, bisher um einige Kleinigkeiten zu bitten, sondern durch Stillschweigen seine Submission bezeugen wollen, weil er die königliche Gnade höher als alles schätzte. Nunmehro denn aber auch zu beweisen, daß er nicht aus Kaprice geschwiegen, nähme er sich die Freiheit, von Seiner Königlichen Majestät zu bitten, daß Sie so gnädig wären, ihm sein Montierungskleid wieder tragen zu lassen, desgleichen gute und nützliche Bücher zu erlauben. Und weil er anjetzo von dem von Grumbkow hörete, daß die Königin auch ihre Gnade von ihm abgewandt, so bitte er den König, ihm bei derselben mütterliche Liebe und Gnade wieder zuwege zu bringen."

Des Königs ganze Antwort war: „So einen schlechten Offizier will ich nicht in meiner Armee haben, geschweige denn in meinem Regiment."

Am 22. Oktober ernannte er den Generalleutnant Grafen von der Schulenburg zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes, das „über Prinz Friedrich, den gewesenen Leutnant von Katte, die Leutnants von Ingersleben und Spaen und den desertierten Leutnant von Keith" zu Recht erkennen sollte. Am selben Tage ließ er sich zu Wusterhausen durch den Kabinettssekretär Eichel einen von dem Auditeur Mylius angefertigten Auszug aus den Untersuchungsakten vorlesen, um ihn vor der beabsichtigten Drucklegung zu prüfen. Einige Änderungen, die er vorzunehmen befahl, sind kennzeichnend. Der Titel Hoheit mußte, wo er dem Prinzen gegeben war, überall gestrichen werden. Der Ausdruck Desertion in bezug auf den Prinzen, der auf gemessenen Befehl des Königs durchgängig gebraucht werden sollte, wurde infolge der mündlichen Vorstellungen des Auditeurs jetzt doch in Flucht abgeschwächt. Im allgemeinen war der König mit Mylius' Darstellung des Tatbestandes noch keineswegs zufrieden. Er erteilte dem Verfasser „mit ernstlichen Worten" den Befehl, durch eine Umarbeitung seiner Schrift schärfer hervortreten zu lassen, „daß Seine Königliche Majestät zu dem, was geschehen, Ursach gehabt und Recht getan — es möchten sonst zehn wohl dem König Recht geben, aber auch zehn und wohl mehr dem Kronprinzen". Der Aufsatz sollte „nicht ein bloßer Extrakt sein, sondern wie ein Manifest gemacht werden, recht ausführlich; und daß die Leute nicht dächten, der König habe dem Prinzen nicht das Brot gegeben, daß er solche Dinge aus Not hätte tun müssen, da er, der König, seine Gründe gehabt, dem Prinzen nicht mehr als er gebraucht zu freier

Disposition zu lassen". Die beabsichtigte Veröffentlichung ist in der Folge unterblieben.

Am 25. Oktober versammelte sich das Kriegsgericht im Schlosse zu Köpenick. Zwei Tage nahm die Verlesung der Untersuchungsakten in Anspruch. Am 27. sonderten sich die Rangklassen zur Beratung, je drei Generalmajore, Obersten, Oberstleutnants, Majore und Kapitäne. Jede der fünf Klassen hatte eine Stimme abzugeben, dem Vorsitzenden stand für sich allein ein gleichwertiges sechstes Votum zu.

Eine Meinungsverschiedenheit stellte sich innerhalb des Kriegsgerichts nur in Beurteilung der Schuld Kattes heraus.

Die Kapitäne August Friedrich von Itzenplitz, der nachmals in der Prager Schlacht hohen Ruhm gewann, Podewils und Jeetze erkannten auf ewigen Festungsarrest, weil Katte „bei dem bösen Vorsatz und Abrede" stehen geblieben sei.

Die Majore Lüderitz und die beiden, deren Namen durch die Feldzüge von 1744 und 1757 bekannt geworden sind, Einsiedel und Lestwitz, votierten für Hinrichtung durch das Schwert, empfahlen aber den Schuldigen der Gnade des Königs mit Rücksicht auf die unterbliebene Ausführung, auf seine Jugend und auf seine Reue. Übereinstimmend damit lautete der Spruch der Oberstleutnants Weyher, Schenck und Milagsheim. In der folgenden Rangklasse saß neben den Obersten Stedingk und Wachholz Christoph Reinhold von Derschau, des Königs Günstling und steter Gesellschafter, der in der Schlacht bei Malplaquet unter Friedrich Wilhelms Augen einen gefallenen General aus dem Kugelregen getragen hatte. Der Kronprinz betrachtete ihn, wie wir hörten, als seinen persönlichen Feind. Die drei sprachen Katte gleichfalls das Leben ab, nur ohne eine Maßgabe für die Art der Strafvollstreckung; die königliche Gnade riefen auch sie für den Schuldigen an.

Die Generalmajore, Kurt Christoph von Schwerin, schon damals der angesehensten einer in der Generalität, der alte Graf Alexander Dönhof und der Chef der Artillerie, Christian von Linger, stimmten wie die Kapitäne, für ewigen Festungsarrest.

So standen drei Todesurteile gegen zwei mildere. Die Entscheidung über das Gesamterkenntnis lag jetzt in den Händen des Vorsitzenden; wenn durch sein Votum Stimmengleichheit eintrat, so galt nach den Kriegsrechten die mildere Meinung als Gesamtwille.

Graf Achaz von der Schulenburg führte in seinem Wahrspruch aus, nach seiner gesunden Vernunft könne er nicht anders urteilen, als daß auch bei den größten Verbrechen zwischen der wirklichen Vollziehung der Tat und ihrer Vorbereitung ein wesentlicher Unterschied sei. „Und da es in diesem Falle noch zu keiner wirklichen Desertion gekommen, so kann ich nach meinem besten Wissen und

Gewissen, auch dem teuer geleisteten Richtereide gemäß, den Katte mit keiner Lebensstrafe, sondern mit ewiger Gefängnis zu belegen mich entschließen."

Nunmehr hatte das Kriegsgericht den Schluß gegen Katte auf lebenslängliche Festungsstrafe zu fassen.

Leutnant von Keith, der wirklich desertiert war, wurde verdammt, nach Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten in effigie gehängt zu werden.

Der Freiherr von Spaen war als Mitwisser angeklagt, denn Katte hatte ihn den Brief des Prinzen aus Ansbach lesen lassen, in welchem die Absicht der Flucht klar ausgesprochen war. Er wurde wegen Unterlassung der pflichtschuldigen Anzeige zu Kassation und dreijähriger Festungsstrafe verurteilt. Daß er vor einem Jahre für den Kronprinzen in Leipzig den Wagen bestellt hatte, kam dabei kaum in Anrechnung; Spaen behauptete, den Zweck der Bestellung nicht gekannt zu haben.

Der Leutnant von Ingersleben — er hat als Generalmajor 1757 vor Breslau die Todeswunde erhalten — war Katte bei dem Potsdamer Besuche in der Nacht vor des Königs Abreise nach Süddeutschland behilflich gewesen. Auch traf ihn der Vorwurf, um die Beziehungen des Kronprinzen zu der sechzehnjährigen Dorothea Ritter, der Tochter des Rektors in Potsdam, gewußt zu haben. Friedrich hatte das Mädchen eines Abends, als er mit Ingersleben durch die Straßen schlenderte, aus dem Hause herausgepocht und wiederholt in Abwesenheit ihres Vaters besucht. Die Geschenke und die Dukaten des Liebhabers waren ihr zum Teil durch Ingersleben überbracht worden. Das Kriegsgericht diktierte diesem Offizier sechsmonatige Festungshaft zu. Viel härter war die entehrende Strafe, die der König im ersten Zorn über das unglückliche Mädchen verhängt hatte.

Auch in der Sache des Kronprinzen selber herrschte bei den Richtern völlige Einigkeit. Da war keiner, der, wie einst Davids Feldhauptmann Joab, seine Hand hätte legen wollen „an des Königs Sohn". Das Kriegsgericht bezeichnete den Gegenstand der Anklage als eine Staats- und Familiensache, „so hauptsächlich eines großen Königs Potestat und Zucht über seinen Sohn betrifft, und welche einzusehen und zu beurteilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf". Die Richter überwiesen nach dieser Erklärung ihrer Inkompetenz die Entscheidung „Seiner Königlichen Majestät höchsten und väterlichen Gnade", nicht ohne den Hinweis auf die Reumütigkeit des Kronprinzen und seine bei den Akten befindliche „Deklaration und Abbitte", das heißt das Zusatzprotokoll zu dem Verhör vom 16. September.

Die Wahrsprüche über sämtliche Angeklagte wurden darauf dem

Könige vorgelegt. Dieser schickte sie zurück und befahl, über Katte ein anderes Urteil zu sprechen: „Sie sollen Recht sprechen und mit mit dem Federwisch darüber gehen."

Der alte fromme Schulenburg aber — einundsiebzig Jahre zählte er und ist im nächsten Jahre zur letzten Ruhe eingegangen — hat sich neben diesem Ausdruck der königlichen Ungnade mit seiner zitternden Hand drei Schriftstellen vermerkt, darunter den Spruch aus den Büchern der Chronika: „Sehet zu, was ihr tut, denn ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn."

Das Kriegsgericht trat am 31. Oktober von neuem zusammen und beharrte bei dem, was es einmal zu Recht erkannt hatte.

Der König aber hielt es für unerläßlich, ein Exempel zu statuieren. Er verstand seine oberstrichterliche Gewalt in dem Sinne, daß er Urteile nicht bloß mildern, sondern auch schärfen könne. Ein Spruch gegen Katte, der auf lebenslängliche Festungshaft lautete, war nur dann von Bedeutung, wenn kein Regierungswechsel eintrat, wenn Friedrich Wilhelm I. hätte hoffen können, ebensolange zu leben, wie der Verurteilte im Kerker — der König spricht das nicht aus, aber jeder mußte es sich sagen. Er eröffnete den Richtern, er sei mit dem ihm eingesandten Kriegsrecht „in allen Stücken sehr wohl zufrieden", abgesehen von dem Spruch über den Leutnant von Katte.

Die Verabredung und Vorbereitung einer Desertion, das „Komplottieren", war ein Verbrechen, das in dem preußischen Heere bei dem starken Bruchteil von angeworbenen Ausländern sehr häufig vorkam; es lag nach des Königs Auffassung hier vor. Sodann, Kattes „Durchstechereien" mit fremden Gesandten zu dem Zwecke, dem Kronprinzen die Flucht in das Ausland zu erleichtern, waren erwiesen und zugestanden: das konnte als Hochverrat gelten. Die Aufnahme des preußischen Thronfolgers in England würde die ernstesten Verwicklungen zur Folge gehabt haben. Friedrich Wilhelm hat nachmals darüber gesagt: „In das Hannoversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte alles brennen und sengen lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sakrifiziert haben." Endlich war Katte nicht ein Offizier wie alle anderen, sondern ein Offizier von der Garde, in einem Treuverhältnis dem Monarchen verpflichtet, das Friedrich Wilhelm nicht mit Unrecht als ein ganz persönliches, als ein besonders heiliges, durch doppelten Schwur gefestetes ansah. Die Eide waren gebrochen. Statt zu seinem Kriegsherrn und Könige zu halten, statt dem Leitstern zu folgen, der allein ihm leuchten sollte, hatte einer der Vorgesetzten der Leibwache „mit der aufgehenden Sonne tramiert" — so die Bezeichnung, die Friedrich Wilhelm, wie schon vor ihm der Große Kurfürst, auf den Thronerben anwendet. Der König sagte, er werde

sich, wenn es nach der „kahlen" Begründung des Kriegsrechtsspruches gehen solle, auf keinen seiner Offiziere oder Diener in Eid und Pflicht mehr verlassen können.

In der Kabinettsorder vom 1. November, durch die unter Aufhebung des kriegsrechtlichen Erkenntnisses Katte zum Tode durch das Schwert verdammt wurde, schließt der König die Darlegung seiner Beweggründe mit der Anführung des Fiat justitia et pereat mundus. Er befahl, Katte diese Sentenz zu verkündigen und ihm dabei zu sagen, daß es Seiner Königlichen Majestät leid täte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme.

Die Entscheidung des Herrschers war ein furchtbarer Schlag; die ersten Familien des Landes wurden getroffen. Vergebens flehte der greise Feldmarschall Wartensleben, der Großvater des Unglücklichen, die Gnade des Königs an, vergebens Katte selbst, der sich in seinem ergreifenden Gesuche dem Holze verglich, das, nur scheinbar dürre, schon wieder neue Knospen der Treue und Untertänigkeit sprießen lasse.

Das Urteil des Auslandes, der Entrüstungsschrei des selbstgerechten Englands, kümmerten den König am wenigsten. Aus London liefen Berichte über Berichte ein von dem Gezeter dortzulande. Friedrich Wilhelm befahl seinem Gesandten, zu erklären, wenn „hunderttausend solche Katten" wären, so würde er sie alle miteinander enthaupten lassen. „Solange Gott mir das Leben gäbe, ich mir als Herr despotique souteniren würde, wenn ich auch noch sollte tausend der Vornehmsten die Köpfe abschlagen lassen; denn die Engländer sollten wissen, daß ich keinen Nebenregenten nicht würde an meiner Seite zulassen."

Es ist die Sprache des selbstbewußten Monarchen, der sich das Ziel gesteckt hatte, gegen „der Junker ihre Autorité" die Souveränetät zu stabilieren und die Krone festzusetzen wie einen Rocher von Bronze. Die Zahl der verkappten Frondeurs unter diesem alten, stolzen Adel war noch groß. „Hof und Armee wimmeln von unruhigen Geistern", schreibt Grumbkow am 6. November. Hört man den englischen Gesandten, so wäre ganz Berlin, jeder Stand und Beruf, in dem Entsetzen und der Entrüstung über das Todesurteil einstimmig gewesen. Entgegenstehende Ansichten zu vernehmen, wird ein Guy Dickens sich nicht bemüht haben. Wir erinnern uns des Leutnants von Borcke, des Vertrauten, dem einst der Prinz in seinen Klagebriefen aus Wusterhausen das Herz auszuschütten wagte. Auch an ihn mag die Versuchung nahe genug herangetreten sein. Doch er kannte von der Schule her aus seinem Horaz die unvergänglichen Worte von der ehernen Mauer des guten Gewissens und des Pflichtgefühls; er schrieb aus Potsdam nach der Verhaftung Kattes an

seinen Bruder in Kleve: „Diese Sache ist zu heikel, um viel davon zu reden. Was mich betrifft, so sage ich:

Hic murus aheneus esto:
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Ich beweine das Los des Hauptbeteiligten, aber ich beklage ganz und gar nicht die Helfershelfer dieses verderblichen Anschlages."

Am 3. November wurde Katte durch ein Kommando von seinem bisherigen Regimente aus Berlin abgeführt. In Küstrin sollte die Strafe vollstreckt werden. Der König kannte kein Mitleid, er befahl dem Gouverneur am 3. November, daß die Hinrichtung „vor den Fenstern des Kronprinzen" stattfinden sollte: „oder woferne ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müsset Ihr einen anderen Platz nehmen, so daß der Kronprinz aus dem Fenster solchen gut übersehen kann." Der Wasserfront des Schlosses liegt nach der Oder der Festungswall vor. Rechtwinklig lehnt sich an diese Hauptfront, durch den Schloßturm von ihr getrennt, ein Seitenflügel an, in dessen vierfenstrigem Eckzimmer, dem Gefängnisse des Kronprinzen, nur die Giebelfenster, ein paar Schritte hinter der Fassade des Vordertraktes zurücktretend, nach dem Wall zu liegen. Der Platz unmittelbar unter diesen Fenstern wurde beengt durch den etwa mannshohen Unterbau eines abgetragenen Turmes, den sogenannten Weißkopf. Aber etwa fünfzig Schritt weiter nach links, da, wo unter dem Walle ein gewölbtes Tor, die Mühlenpforte, von der Stadt zu der Oder hindurchführte, war neben dem Wachthause Raum für die Aufstellung eines Kreises von 150 Mann, wie der König es bestimmte. Dieser Platz, von dem zum Kerker verwandelten Zimmer aus noch sichtbar, wurde zur Richtstätte ausgewählt.

Der Gefangene im Schlosse wiegte sich seit seiner letzten Vernehmung in Selbsttäuschungen. Trotz der für seine Haft erlassenen strengen Bestimmungen war sein Verkehr mit der Außenwelt nicht völlig unterbunden. Am 1. November wußte er einen sehr zuversichtlichen Brief an seine Schwester Wilhelmine aus seinem Gefängnis herausgelangen zu lassen; er witzelt über den Kriegsrat, der jetzt tagt und ihn für einen Erzketzer erklären wird, denn dazu genügt, daß man mit der Ansicht des Herrn und Meisters nicht in allem und jedem übereinstimmt; aber sein Trost bleibt, daß seine Schwester dem Anathem nicht beipflichten wird. Die Leute, die es ihm hinter Riegeln und Eisengittern ermöglichen, der Schwester seine Verehrung kundzugeben, das heißt seine willfährigen Wärter, rühmt er als die wenigen Gerechten in diesem fast ganz verdorbenen Zeitalter. „Chi ha tempo, ha vita, damit wollen wir uns trösten."

Der furchtbare Ernst der Wirklichkeit sollte ihm sofort zum Bewußtsein kommen.

Morgens um fünf Uhr am 6. November wurde er durch den Kommandanten von Reichmann und den Kapitän Graurock geweckt. „Was bringen Sie mir für eine böse Zeitung? Herr Jesus, bringen Sie mich doch lieber ums Leben!" so werden uns die Worte angeführt, mit denen er die Schreckenskunde aufnahm, daß diesen Morgen Katte hingerichtet werden würde und daß er selber zuschauen sollte. Es vergingen zwei entsetzliche Stunden bis zu der für die Exekution festgesetzten Zeit. Der Kronprinz jammerte, rang die Hände, weinte. Er schickte an Katte und ließ ihn um Verzeihung bitten. Er flehte um Aufschub, damit eine Stafette nach Wusterhausen eilen könne, in des Prinzen Namen für Kattes Begnadigung den Verzicht auf die Krone, die Bereitwilligkeit zu ewigem Gefängnis, ja das Leben anzubieten, wie immer der König es fordern möge. Allzu bestimmt lauteten die Weisungen, die der Gouverneur hatte, als daß er den geringsten Verzug hätte auf sich nehmen dürfen. Schon schloß ein Kommando von der Garnison auf dem Walle den Kreis um den aufgeschütteten Sandhaufen, den Delinquenten erwartend.

Katte war am Nachmittag zuvor in Küstrin angelangt; gerade als er über die Oderbrücke fuhr, teilten sich die dichten Novemberwolken: „Hier beginnt meine Gnadensonne zu scheinen," sagte er. Der Trost der Religion, die er früher zu verachten geprahlt hatte, erhöhte seine Festigkeit angesichts des Todes. Der Geistliche seines Regiments ist ihm während dieser letzten Tage und in der letzten Nacht nicht von der Seite gewichen, und die wackeren Offiziere, die nach der Pflicht ihres Dienstes den Kameraden zur Richtstätte zu führen hatten, fielen an dem Abend in Küstrin tief ergriffen in die frommen Weisen ein, die ihr Feldprediger anstimmte: Major von Schack, Rittmeister von der Asseburg und der Leutnant von Holtzendorf, der ihm von den Kameraden am wertesten war. In ein Buch, das er dem Freunde zur Erinnerung gab, schrieb Katte das Bekenntnis: er sterbe unschuldig vor der Welt, aber nicht vor Gott. Nach einigen Stunden Schlafes empfing er in der Frühe die Kommunion. Sein letzter Weg führte von der Wache am „Langen Dammtor" den Wallgang entlang bis zu dem Platz über der Mühlenpforte.

Er stand bereits im Ringe und sollte den Wortlaut des Urteils vernehmen, da erschien der Kronprinz an seinem Fenster. Er warf dem Freunde einen Kuß zu und bat ihn mit lautem Zuruf um Verzeihung. Katte legte die Hand an seine Lippen, grüßte ehrerbietig und rief zurück, es sei nichts zu verzeihen. Dann wurde der Wahrspruch verlesen. Über Kattes Gefaßtheit und vornehmen

Anstand ist unter den Zeugen nur eine Stimme. Die Augen wollte er sich nicht verbinden lassen. Noch einmal fragte er nach seinen drei Kameraden, sie traten hervor, er schritt ihnen entgegen und nahm den letzten Abschied: es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Lorbeer von Hohenfriedberg und Soor mit den Gendarmen zu teilen. Der Feldprediger sprach den Segen. Katte entkleidete sich selbst, kniete nieder, betete laut, zog sich die Mütze vor die Augen und empfing den Todesstreich.

Der Kronprinz war, ehe das Furchtbare geschah, ohnmächtig zusammengesunken. Der Gendarmenprediger, welcher vom Richtplatz aus zu ihm ging, fand den Beklagenswerten fassungslos; er mußte seinen Zuspruch bis zum Nachmittage aussetzen. Inzwischen wich der Prinz nicht vom Fenster und starrte auf den Sandhaufen und das schwarze Tuch, unter welchem Kopf und Rumpf des Hingerichteten bis zur zweiten Nachmittagstunde, so wie es des Königs Vorschrift war, liegen blieben. Dann erschienen Bürger von den Gewerken, setzten ihren Sarg nieder und legten den Toten hinein. Auch von dem leeren Platz wollte Friedrich den Blick nicht abwenden. Speise nahm er nicht zu sich, weder zu Mittag noch abends. Die Nacht brachte statt des Schlafes schlimme Phantasien und endlich eine neue Ohnmacht. Nachher hörte man ihn auf seinem Lager verloren vor sich hin reden. Der Feldprediger, ein Offizier und der Kammerdiener lösten sich an dem Bette ab. Als der Morgen anbrach, sagte der Prinz: „Der König meint, er habe mir Katten genommen, ich sehe ihn aber ja vor meinen Augen stehen.“ Dem Arzt erklärte er, gesund zu sein, doch bezeichnete er ein Pulver, das jener ihm verschreiben sollte.

Der Feldprediger Müller überbrachte ihm ein schriftliches Vermächtnis des Toten. Katte bezeichnete als die Ursachen seiner Heimsuchung seinen Ehrgeiz und seine Gottesverachtung, er beschwor den Kronprinzen, in sich zu gehen und sein Herz Gott zu ergeben; er bat ihn, dem Könige wegen dieses Blutgerichtes nicht zu grollen und ihm selber zu glauben, daß er die Schuld seines Todes nicht dem Freunde beimesse.

Weil Friedrich es wünschte, verlängerte der Feldprediger seinen Aufenthalt in Küstrin. Er bezog ein Gemach über dem Arrestzimmer und hat erzählt, daß der Gefangene an die Decke zu klopfen pflegte, bisweilen schon morgens um sechs, dem Geistlichen zum Zeichen, herabzukommen. Es war am zweiten Tage nach der Hinrichtung, als der Kronprinz nach einer längeren Unterredung über religiöse Fragen mit den scheuen Worten hervorkam: Wenn er nur aus diesem Besuche nicht schließen müßte, daß der Prediger wie vorher Katte so jetzt ihn selbst zum Tode vorbereiten sollte. „Ich hatte große Mühe,“ berichtet Müller an den König, „ihm dies auszureden.“

Der König hatte, wie wir von ihm selbst hörten, den Sohn enterben wollen. Daß er ihm das Leben zu nehmen beabsichtige, hielten noch Ende September selbst diejenigen Diplomaten für ausgeschlossen, die wie Guy Dickens in ihren Depeschen am schwärzesten malten. Immerhin schienen die Entschließungen des leidenschaftlichen Monarchen unberechenbar, und wohl mag er in Augenblicken, wo der Zorn mit unwiderstehlicher Gewalt über ihn kam, Drohungen ausgestoßen haben, auf die ein treuer und freimütiger Offizier, wie General Buddenbrock, sich zu kräftigem Einspruch verpflichtet glaubte. So betrachtete es auch die Königin Sophie Dorothee Anfang Oktober für geraten, auf alle Fälle sich an den ihr so verhaßten Seckendorff zu wenden. Sie ließ ihm sagen, daß die Vorsprache des Kaisers allein den Kronprinzen retten könnte. Seckendorff hatte kurz vorher, am 2. Oktober, dem Kaiser den Entwurf zu einem Verwendungsschreiben vorgelegt — von anderen Höfen waren solche bereits eingetroffen; er fügte in seinem nächsten Berichte nach Wien hinzu, daß es seine Absicht sei, den Brief, falls der Kaiser ihn unterzeichne, so lange zurückzuhalten, „bis gewiß weiß, daß der König den Kronprinzen pardonieren will". Seckendorff hat dann das kaiserliche Handschreiben erst am 31. Oktober übersandt, an dem Tage der nochmaligen Kriegsgerichtsitzung, erst nachdem ihm der König seine Absicht, den Sohn zu begnadigen, mündlich eröffnet hatte.

Wenn Friedrich Wilhelm dem Sohne je wirklich an das Leben gewollt hätte, so würde die Begnadigung sich schwerlich bis auf die Belassung des Thronfolgerechts erstreckt haben. Für den bereits dem Tode Geweihten wäre die Verwandlung der Todesstrafe in ewige Haft oder in Enterbung Gnade vollauf gewesen. Nun aber machte die Begnadigung nicht nur der strengen Haft ein Ende, sie schloß auch die Anerkennung des vollen Erbrechtes mit ein: der König gab seinem ältesten Sohn wieder den Titel „Kronprinz von Preußen" und verzichtete damit auf die früher geäußerte Absicht, die Thronfolgeordnung umzustoßen.

Freilich wurde die Gnade mit schwerem Herzen gewährt, denn der König zweifelte sehr, wie er an den Fürsten von Dessau noch am 16. November schrieb, daß sein Sohn je ein „honnête homme" werden würde. Nur durch eines wollte er seinen Zweifel widerlegen lassen, durch eine wirkliche Probe soldatischen Mutes: „Wo Krieg wird, soll er mit dem ersten Grenadierunteroffizier aus der Sappe springen, zu rekognoszieren, den Graben und die Galerie bauen: so er es de bonne grâce tut und bleibet, ist völlig Pardon."

Graf Seckendorff hätte es gern gesehen, wenn er selbst die Gnadenbotschaft nach Küstrin hätte überbringen dürfen. Friedrich war in seinem ersten Waffengange gegen das Haus Österreich ge-

schlagen worden. Der Eintritt des kaiserlichen Gesandten in die Zelle des Gefangenen, das Erscheinen des Siegers vor dem Gedemütigten, das wäre der stärkste Trumpf gegen die durch die Untersuchung offen zutage getretenen Beziehungen des Kronprinzen zu England gewesen, der schärfste Ausdruck der jetzt völlig entschiedenen Abkehr des Königs von der Verbindung mit dem britischen Verwandten. Englands Mitwisserschaft um die Pläne des Kronprinzen hatte den Bruch vollständig gemacht; von Heirat oder Doppelheirat war nicht mehr die Rede. „Sein Tage weder doppelte noch simple," sagte Friedrich Wilhelm, „ich will nicht ihre Prinzessinnen in meinem Hause, und ich will ihnen auch keine geben, wenn auch die besten Konditionen dabei wären." In dem Augenblicke, wo er wie jetzt im November den Krieg zwischen Österreich und England „gewiß" erwartete, lieh er seiner Ergebenheit für den Kaiser kräftigere Worte als je: „Ich gehe nicht vom Kaiser ab, und wenn auch alles zum Teufel geht. Ich will mit Pläsier meine Armee, Land, Geld und mein Blut anwenden zum Untergang Englands, daß es nicht soll seinen Willen haben."

Graf Seckendorff wußte wie immer die Stimmung auszunutzen. Er erreichte es, daß der König gerade ihn beauftragte, einen „Generalplan" für die weitere Behandlung des Begnadigten zu entwerfen. Selbstverständlich wurde in dem Gutachten, das er demgemäß schon am 31. Oktober „ohnvorschreiblich" vorlegte, der Rat nicht vergessen, dem Prinzen die Begnadigung als eine Wirkung des kaiserlichen Fürwortes hinzustellen. Seckendorff bezeichnete es als „ohnmaßgeblich" nötig, daß der Kronprinz dem Kaiser seinen Dank ausspreche, „damit der Kaiser Gelegenheit habe, dem Kronprinzen schriftlich Vermahnung zu geben, Gehorsam gegen Eure Königliche Majestät zu haben". Der kaiserliche Gesandte sah es ferner als unerläßlich an, vor der Verkündigung der Gnade den Prinzen durch einen eidlichen Revers zum Wohlverhalten zu verbinden. Seckendorff ist es auch gewesen, der in diesem Generalplan, wieder „ohnmaßgeblich", anheim stellte, den Prinzen, da er beständig von Organisationen" spreche, einige Zeit in der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer arbeiten zu lassen.

Der König hieß die Vorschläge sämtlich gut. Nur die Sendung Seckendorffs nach Küstrin ist unterblieben.

Vielmehr erhielt der Feldprediger der Gendarmen den Auftrag, dem Gefangenen seine Begnadigung anzukündigen. Es geschah am 9. November; zugleich erfuhr der Prinz, daß er demnächst vor einer königlichen Kommission den Eid abzulegen haben werde, dem Willen des Königs „strikte und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu tun, was einem getreuen Diener, Untertan und Sohn gehöret und gebühret. Woferne er aber wieder umschlagen und auf die

alten Sprünge kommen würde, sollte er der Kron und Kur bei der Sukzession verlustig sein." Den Eid müsse er nicht „nachmurmeln", sondern laut und deutlich sprechen; „die Reservationes mentales verstünden wir hier nicht".

Am 17. November traf die Kommission, Grumbkow, fünf andere Offiziere und der Geheimrat Thulemeier, in Küstrin ein. Tags darauf, am Nachmittage, hatten der Kronprinz und Grumbkow eine Unterredung, von welcher der völlige Umschwung in ihren Beziehungen zueinander datiert. Was sie gesprochen haben, wissen wir nicht, aber es liegt gleichsam die Urkunde dieses Friedenschlusses vor. Friedrich übergab Grumbkow den Bogen, auf dem die Abschiedsgrüße und Mahnungen seines hingerichteten Freundes standen, und Grumbkow hat dazugeschrieben, daß der Kronprinz das Papier mit seinen Tränen netzte und vor Schluchzen fast erstickte.

Am nächsten Morgen, Sonntag den 19. November, wurde der vorgeschriebene Eid abgelegt. Unmittelbar darauf gab der Gouverneur der Festung dem Kronprinzen den Degen wieder, aber ohne das Offiziersportepee. Der schwere Arrest wurde aufgehoben, der Prinz bezog ein Haus in der Stadt, das der Hofprediger für ihn räumte, aber er blieb in seiner freien Bewegung auf Stadt und Festung beschränkt. Die Posten durften nicht vor ihm präsentieren, die Wache nicht das Spiel rühren; selbst der Gruß seitens des Militärs blieb ihm versagt.

Jetzt erst ward Friedrich wieder eines Wortes unmittelbar vom Könige gewürdigt. In dem Schreiben, das derselbe am 21. November „an den Kronprinzen von Preußen" richtete, wurde die Bitte, wieder in die Armee aufgenommen zu werden, abgeschlagen. Der Deserteur habe die Ehre, die Uniform zu tragen, verwirkt: „Überdem ist es auch nicht nötig, daß alle Leute von einem Metier seind, indem der eine zum Soldaten, der andere aber zur Gelehrsamkeit und anderen Sachen appliziert werden muß."

Dann aber folgen wahrhaft königliche Worte über den Fürstenberuf, wie Friedrich Wilhelm ihn versteht. Der Kronprinz soll sich von jetzt ab aus den Geschäften selbst überzeugen, „daß kein Staat bestehen könne sonder Wirtschaft und gute Verfassung, und daß ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles selbst verstehet und ein Wirt und Ökonomus ist: sonsten, wann dieses nicht geschiehet, das Land den Favoriten und Premierministern zur Disposition bleibet, welche den Vorteil davon haben und alle Sachen in Konfusion setzen". Auch ohne das Vorgefallene würde deshalb der König den Sohn ein oder zwei Jahre in einer Kriegs- und Domänenkammer haben arbeiten lassen. „Es soll der Kronprinz also nur auf die häufigsten Exempel der Welt sehen, wie miserabel die meisten Fürsten haushalten und, ohngeachtet sie die

schönsten Länder haben, dennoch selbige nicht recht ausnutzen, sondern Schulden machen und sich dadurch ruinieren."

Der Kronprinz sollte in der Kammer als Auskultator arbeiten, ohne Votum: „Dahero ihm untenan," so bestimmte es der Befehl des Königs an Präsident und Direktor der Behörde, „ein kleiner Tisch nebst einem Stuhl gesetzet und Tinte, Feder und Papier auf den Tisch geleget werden soll." Die Berichte des Kollegiums sollte er gleichfalls „untenan", nicht in derselben Linie mit den Räten, unterschreiben.

Montag, den 20. November, am Tage nach der Eidesleistung, erfolgte seine Einführung in die Kammer.

Dritter Abschnitt

In der Kammer und beim Regiment

So erschütternd die Eindrücke der letzten Zeit gewesen waren, der junge Fürst hat sich den Lebensmut nicht brechen lassen. Die Übergänge zwischen seinen Stimmungen sind jederzeit sehr schnell und nicht selten unvermittelt gewesen. Die Erlösung von der qualvollen Ungewißheit über das eigene Schicksal, die Freilassung aus der engen Einzelhaft, die zuversichtliche Hoffnung, bald noch ein größeres Maß von Freiheit zugestanden zu erhalten, das leichte Blut des Achtzehnjährigen — alles das wirkte zusammen, dem Prinzen seine ganze natürliche Munterkeit wiederzugeben.

„Seine Königliche Hoheit sind lustig wie ein Buchfink," schreibt der Kammerdirektor Hille am 19. Dezember 1730. Friedrich hatte sich schnell zu seinen „Vorgesetzten" ein vortreffliches Verhältnis geschaffen. Sie sahen doch immer den Thronerben in ihm; und zudem, wie sollten sie sich dem Zauber seiner liebenswürdigen Frohnatur entziehen? Wenn „unser illustrer Auskultator" in der Sitzung humoristische Referate abstattete, dann würde sich auch das finsterste Amtsgesicht geglättet haben; nun aber waren der Präsident von Münchow und der Kammerdirektor ganz und gar nicht starre Bureaukraten, sondern Männer von sehr urbaner Gesinnung. Gleich im ersten Monat der neuen kameralistischen Tätigkeit des Kronprinzen wandte sich „der Kiezer-Schulze", der sich von dem Kammerpräsidenten ungerecht beschieden glaubte, um Abhilfe an den Auskultator. Dieser gab dem Fall eine launige Einkleidung und führte vor der Kammer die Sache seines Schützlings zur allgemeinen Heiterkeit mit so harmlosem Gesicht, daß Münchow ihm unmöglich gram sein konnte. Hatte der Präsident doch schon während der strengen Einzelhaft warmen Anteil an dem Lose des Gefangenen genommen und die Einführung von Konterbande in die Zelle, wie erzählt wird, begünstigt.

Ebensogut stand sich Friedrich mit seinem Hofmarschall von Wolden, dem er nach der Instruktion „Parition" zu leisten hatte, und mit den beiden ihm zur Gesellschaft beigegebenen Kammerjunkern von Natzmer und von Rohwedell. Wohlmeinend und ehrenhaft, betrachtete es Wolden als seine Aufgabe, dem Gegensatz zwischen

Vater und Sohn allmählich seine Schärfe zu nehmen, durch seine Berichte „des Königs Gemüt je mehr und mehr gegen den Kronprinzen zu adoucieren". Er hatte das feste Vertrauen zu seinem „Untergebenen", daß er ihn „durch eine gute Konduite soutenieren und nicht zum Lügner machen werde".

Zu solchen Männern konnte der Verbitterte wieder ein Herz fassen, der eben noch in seiner Zelle dem Feldprediger geklagt hatte, daß ihm während der ganzen traurigen drei Monate „nie von einem Menschen beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet worden sei"; dadurch wäre sein Gemüt „zu solchen Extremitäten geraten". Jetzt wichen die finsteren Schatten. Die Beobachter, die täglich um ihn waren, fanden kein Arges an ihm. Ausdrücklich stellt ihm Hille in einem vertraulichen Briefe an Grumbkow vom 18. Dezember 1730 das Zeugnis aus, daß gegen sein Herz nichts zu sagen sei.

In ihrem aufrichtigen Bemühen, alles zum Besten zu kehren, würden doch die Wolden, Münchow und Hille schwerlich von Erfolg gekrönt sein, hätten sie nicht die Bundesgenossenschaft eben dieses Grumbkow für sich gehabt, auf den der König nun einmal vor allen anderen hörte. Daß der Kronprinz trotz des Friedens, den er am 18. November geschlossen, gegen den alten bösen Feind noch mißtrauisch blieb, wird nicht überraschen. Wenn indes Grumbkow immer sich gleich blieb und unermüdlich die eingehendsten und brauchbarsten Lehren erteilte, so sagte Friedrich wohl zu Wolden: „Er meint es doch gut, sonst würde er nicht so ausführlich schreiben." Wolden jedenfalls glaubte nichts Besseres tun zu können, als „unsere ganz Boutique hier" der „mächtigen Protektion" des königlichen Günstlings zu empfehlen. Es traf völlig zu, wenn er sagte, daß sie in Küstrin ohne Grumbkows Leitung im Finsteren tappen würden wie die Blinden. Der erste Brief des Prinzen, am 19. November, noch während Grumbkows Anwesenheit, geschrieben, hatte es bei dem Könige getroffen; gleich der zweite, vom 28. November, wurde zum Empfang zerrissen. Einmal im Monat sollte Friedrich dem Vater in Zukunft überhaupt nur schreiben. Der Dezemberbrief hatte den Neujahrswunsch zu enthalten, ein schwieriges Thema nach alledem, was das ablaufende Jahr gebracht hatte. Friedrich ließ Grumbkow um Verhaltungsmaßregeln bitten, wie er sein Schreiben nach des Königs Sinne einrichten müsse. Grumbkow war gern bereit, und der König war dann sehr zufrieden, als er in dem Glückwunsche las, der Sohn möchte das letzte unglückliche Jahr aus seinem Leben „gleich als ausradieren" können.

Gerade die Schlußtage dieses alten Jahres hatten dem Kronprinzen noch einmal eine schwere Anfechtung gebracht. „Wenn er alles wüßte," schrieb Hille am 19. Dezember, „so würde diese schöne

gute Laune ihm sehr bald vergehen, denn sie entspringt nur aus der Hoffnung auf ein baldiges gelinderes Los." Der Rückschlag blieb nicht aus. Eine Erkrankung, ein Anfall von Wechselfieber, drückte auch die Stimmung herunter. Der Patient beklagte sich bitter, daß er nach allen Proben seiner Unterwürfigkeit bisher auch nicht die geringste Zubuße an Freiheit erzielt habe. „Wenn nicht bald etwas kommt, was der Hoffnung neue Nahrung gibt," schreibt Hille besorgt an Grumbkow, „wäre es auch nur eine Kleinigkeit, so weiß ich nicht, wo das hinaus soll." Eben in dem Augenblicke, da dies geschrieben wurde — es war am Tage vor dem Weihnachtsabend —, traf ein Schreiben vom Könige an Wolden ein, strotzend von harten Ausdrücken, die dem Prinzen galten. „Mein Gott, was soll aus alledem werden!" in diesen Stoßseufzer läßt Hille in einer Nachschrift den Hilferuf ausklingen, den er an Grumbkow richtete.

Der König forderte gebieterisch den endlichen Widerruf einer dogmatischen Meinung, die ihm an dem Sohne ein schweres Ärgernis geworden war. Zuerst aus den Verhören hatte er, man kann sagen zu seinem Schrecken, wahrgenommen, daß Friedrich den calvinistischen Lehrsatz von der göttlichen Gnadenwahl in dessen strengster Fassung angenommen hatte, eine Lehre, vor welcher der Vater trotz seines eigenen reformierten Bekenntnisses schon 1718 die Erzieher in ihrer Instruktion eindringlich gewarnt hatte. Die „Verkiesing" des holländischen Glaubensbekenntnisses, sagt er einmal, sei schlimmer als Heidentum. Schwerbekümmert gab er dem Gendarmenprediger Müller bei der Sendung nach Küstrin den Auftrag mit, den Kronprinzen von der Irrigkeit der Ansicht zu überzeugen, wonach „einer zu diesem, der andere zu jenem prädestinieret wäre, also wer zum Bösen prädestinieret wäre, könnte nichts als Böses tun, und wer zum Guten, nichts als Gutes". Der Theolog hatte keinen leichten Stand dem Prinzen gegenüber. Friedrich kannte die Literatur über die Streitfrage und kannte, bibelfest wie er war, die Schriftstellen, welche sich für seine Meinung anführen ließen. Er berief sich gegen den Lutheraner auf Luther selbst, der ja einen Traktat „Daß der freie Wille nichts sei", geschrieben hatte; der Geistliche erwiderte ihm, nicht Luther, sondern das Wort Gottes sei die Regel seines Glaubens. Selbst die Warnung in Kattes ergreifendem Vermächtnis, Friedrich möchte nicht an eine Fatalität glauben, blieb ohne Eindruck. Endlich glaubte der Feldprediger, als er am 19. November Küstrin verließ, den Kronprinzen von seiner Meinung zurückgebracht zu haben. Bald aber ersah der König aus einem Bericht Woldens das Gegenteil. In furchtbarer Erregung schickte er am 29. November einen Eilboten nach Küstrin; starr vor Schrecken las Wolden die Worte, die der helle Zorn diktiert hatte: „Ich habe Euren Brief wohl erhalten und daraus ersehen, daß der Böswicht

von seiner falschen Prädestination nicht abgehe; will er zum Teufel, so fahre er hin. Ich habe mir nichts zu reprochieren. Wollte Gott, ich wäre vor Gott in allen Sachen so weiß, als in diesen allen Sachen, so ich mit diesem Bösewicht gehabt. Indessen sollen sie drei nicht unterlassen, allemal vorzustellen seinen Irrtum, und dieses durch Anführung der Heiligen Schrift, die ich solider halte als das Dordrechtsche Konzilium. Enfin, Ihr werdet Euren Heiligen mit der Zeit noch besser kennen, daß nichts Gutes in ihm ist; aber seine Zunge ist gut, da fehlet nichts daran."

Der Prinz hatte den Mut, fest zu bleiben. Er ließ durch Wolden umgehend antworten, er glaube, daß er besser getan habe, seine Herzensmeinung klar und deutlich zu sagen, als durch Heuchelei und verstecktes Wesen Gott und den König zu hintergehen. Dem Gescholtenen erschien begreiflicherweise der Ausbruch der königlichen Ungnade um so launenhafter, wenn er, wie in dem Brief vom 29. November, auf einem Blatt mit dem Verdammungsurteil in einer Glaubens- und Gewissensfrage die alten Rügen kleiner Äußerlichkeiten las: „Der Bösewicht lässet sich nicht balbieren; wann der Bösewicht gehet, so gehet er en cadence, en faisant un coupé, oder ein pas de passepied, oder ein contretemps. Auch auf die Spitze von die Zehen gehet, auch sich nicht auf die Füße plantieret, und schief und gebogen gehet und stehet, und den Kopf und Leib nicht gerade hält, und keinem ehrlichen Menschen in die Augen siehet." Ein paar Tage vorher bereits ein polternder Verweis: „daß der Kronprinz schrecklich malpropre wäre, und sich nicht reinlich hielte, auch sehr unanständig äße, mit der Nasen immer auf dem Teller läge und einen Haufen Grimassen machte, auch sich recht einfältig anstellete". Bis auf die Handschrift des „Bösewichts" erstreckte sich der gallige Tadel.

Der König verlangte nun am 13. Dezember, daß Friedrich diejenigen namhaft machen sollte, die ihm die Irrlehre beigebracht hätten. Er ließ den Religionslehrer Andreä, die ehemaligen Erzieher Kalckstein und den greisen Finckenstein in ein scharfes Verhör nehmen. Der Prinz nannte die Bücher, in denen er jene Ansichten gefunden, nannte den Buchhändler Naudé, dessen Kataloge er eingesehen hatte. Der König erwiderte, Bücher hätten keine Flügel oder Füße, es müsse sie ihm jemand zugetragen haben. Als man ihm die Erkrankung des Sohnes meldete, schrieb er an den Rand des Berichtes: „Wie er prädestinieret ist, wird alles gehen; wo was Gutes an ihm wäre, würde er sterben, aber davon bin ich gewiß, daß er davon nit stirbet, denn Unkraut vergehet nit." Der Prinz nannte niemand, und Hille schrieb verzweiflungsvoll an Grumbkow: „Das hat er nicht getan und wird es niemals tun, sicherlich. Ich bin mit meinem Latein zu Ende." Bereits kamen

wieder dunkle Stunden, wo der Prinz trotzig sagte: Da alle Unterwürfigkeit und der Gehorsam bis zum Kleinsten nichts zuwege bringe, da man ewig Händel mit ihm suche, so gelte es schließlich gleich viel, sich aufzubäumen und mit Ehren unterzugehen.

Hille ist es zuletzt gewesen, der ihn vermochte, eine entgegenkommende Erklärung zu geben. Er wurde nicht müde, dem Hartnäckigen zu predigen, daß die Beweisführung für die Prädestination im Grunde auf ein Spiel mit Worten hinauskäme, und der Prinz gab ihm endlich zu, daß es Torheit sein würde, dafür das Martyrium zu leiden. Seine an den König gesandte Erklärung vom 27. Dezember besagte also, daß er bei der rein philosophischen und spekulativen Natur der Streitfrage gern der Meinung des Königs beipflichten und die bisher vertretenen Ansichten aufgeben wolle, um so mehr, als er sähe, daß diese Ansichten dem Könige mißfielen.

Leider sind die Briefe nicht erhalten, in denen der Kammerdirektor und Friedrich nach einem berühmten Vorbilde, an das Hille unwillkürlich erinnert wurde, im Stile des Briefwechsels zwischen Leibniz und der Königin von England, über die Prädestination miteinander gestritten haben, der Prinz, wie sein Partner sagt, auf gut türkisch.

Hille hatte den Vorteil, daß er durch seine literarische Bildung mit dem Prinzen auf gemeinsamem Boden stand. Er sagt einmal, daß er dem Könige als Bücherleser verdächtig sei, er, der sogar gelegentlich die Ansicht zu verfechten sich erkühnt habe, daß die Lektüre den Geist bilde. Was dem Vater verdächtig war, eben das zog den Sohn an. Der Kammerdirektor scherzt, daß Friedrich ihm und dem jungen Natzmer die Ehre antue, ihnen beiden etwas Esprit zuzutrauen, gewonnen durch französische Lektüre und durch persönliche Berührung mit Franzosen. Friedrich spottete insgeheim über Hilles Prunken mit lateinischen Brocken, über seine Zitate aus Horaz und nannte diesen seinen Gefangenwärter „falscher und heimtückischer als alle Italiener“. Aber in einem Briefe, den er nicht lange nach seinem Fortgang aus Küstrin an Grumbkow geschrieben hat, schneidet jener doch erheblich besser ab: Hille gilt ihm jetzt als ein feiner Kopf, für alles empfänglich, im Besitz schöner Kenntnisse, im persönlichen Verkehr ohne Frage sehr angenehm, im Privatleben frugal, von strengen Grundsätzen. „Seine Gedanken sind klar und wohlgeordnet; nie habe ich einen Studierten und einen Mann von seinem Stande Französisch oder Deutsch gefälliger schreiben sehen.“ Nur seine Satire sei bisweilen unangebracht, vor allem in den amtlichen Berichten. Der Stolz, die Überhebung, die Friedrich an ihm tadelte, mögen vorhanden gewesen sein. Die Waffen seiner Satire durfte Hille gegen die Vorurteile und Eigenheiten des Prinzen selber zu richten wagen; er bekennt sich in einem Briefe an Grumbkow

als Verfasser einer burlesken Erzählung in deutschen Versen nach dem Muster von Canitz, wodurch der junge Herr trotz der eingestreuten Anzüglichkeiten zum Lachen gebracht worden sei. „Hält man ihm etwas als lächerlich vor, so erreicht man mehr als durch Sentenzen."

In dem kameralistischen Kursus, den der Auskultator durchmachen sollte, trug der Kammerdirektor das Finanzsystem und die Handelslehre vor und überließ dem Kriegsrat Hünicke die Ackerbaukunde. Hille glaubte bald Fortschritte an seinem Schüler wahrzunehmen, vermißte aber den inneren Trieb. Seine Hoffnung war, daß nach Überwindung der langweiligen und armseligen Anfangsgründe das Interesse sich noch einfinden werde. Und wirklich brachte Friedrich schon Ende Januar eine größere Übungsarbeit zustande, einen Plan zur Hebung der Leinenindustrie, in welchem sein Lehrer die ersten Spuren volkswirtschaftlichen Verständnisses erblickte. Hille sagte nicht bloß in seinem offiziellen Berichte, sondern beteuerte es auch Grumbkow, daß der Aufsatz ohne jede fremde Hilfe entstanden sei. Der König freilich wollte sich das nicht einreden lassen und schrieb unwirsch an den Präsidenten Münchow (2. Februar): „Es nimmt mir aber sehr wunder, wenn Ihr Euch einbildet, als sollte ich glauben, als wann der Kronprinz solches Projekt gemachet, da ich doch besser weiß, was dazu gehöret. Es ist auch solches wider meine Intention, daß er soll anfangen, Projekte zu machen, indem ich Euch angewiesen habe, Ihr sollet denselben auf solide Sachen führen, weil ich von keinen windigen Sachen etwas wissen will, denn zum Windmachen brauchet man keine Anführung."

Hille wiederum fand an dem Studienplan, wie ihn der König vorgeschrieben, das auszusetzen, daß die theoretische Unterweisung nicht Hand in Hand mit praktischer Anschauung ging. Die Theorie war, wie er meinte, bald ausgelernt, zur Übung aber fehlte jede Gelegenheit, denn in der Kammer am Sitzungstische gewann der Auskultator doch keine sinnliche Vorstellung von dem, was in den Ämtern und auf den Äckern vorging, vor den Toren der Festung, aus der er den Fuß nicht hinaussetzen durfte. Zudem füllten die Sitzungen nur wenige Vormittagstunden aus; ein Dezernat sollte der Prinz nicht haben, und die zwei Dienststunden nach Tische, während derer er in der Kanzlei die Handgriffe lernen und selber „viel abschreiben" sollte, werden kaum regelmäßig eingehalten sein. Kurz, Hille klagt in diesen ersten Monaten fort und fort (natürlich nur gegen Grumbkow im Vertrauen), daß man den Kronprinzen nicht genügend beschäftigen könne. Außerhalb der Dienstzeit und der Unterrichtstunden blieb er auf seine drei Hausgenossen angewiesen. Es war Gefahr vorhanden, daß man sich gegenseitig überdrüssig wurde. Schon nach einem Monat gibt Hille die Schilde-

rung: „Sie wissen nichts mehr zu sprechen, man gähnt, langweilt sich, muß schreiben oder Schach spielen, oder gar nichts tun."

Aus Langeweile legte sich Friedrich auf das Versschmieden, eine längst ihm liebe Beschäftigung. Wie er später erzählt, hat er mit zehn Jahren einen Roman verfaßt und mit sechzehn die ersten Verse gemacht, die Duhan ihm verbesserte. Diesem „Laffen von Lehrer", der, selber unwissend, dem Schüler den Kopf nur mit Albernheiten angefüllt habe, wünschte Hille „alles Üble", offenbar ungerecht in seinem Urteile. „Während der Kronprinz nicht weiß, ob seine Vorfahren Magdeburg im Kartenspiel oder sonstwie gewonnen haben, kann er die Regeln der Aristotelischen Poetik an den Fingern herzählen und beißt sich jetzt wieder seit zwei Tagen die Nägel wund, um deutsche Verse in französische zu verwandeln." Die Sucht, schlechte Verse zu machen, die Reimwut, war nach Hille zu einer noch viel stärkeren Leidenschaft geworden als die Musizierwut. Vergebens erinnerte er den erlauchten Poeten an den klassischen Rat, den der „Misanthrop" im ähnlichen Falle erteilt: Seine Königliche Hoheit geruhten zu antworten, diese Molièreschen Verse seien herrlich, und fuhren fort, ihre schlechten zu machen. Das war noch im Dezember. Einige Wochen später reichte der literarische Gewissensrat Hille dem schon geübteren Autor seine Verse mit der Zensur zurück: „Für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes." Das neue Jahr brachte ihm, wie er später gesagt hat, „den ersten Frühling am Fuße des Parnasses". Das Bessere, was Pegasus im Joche zustande brachte, mußte Hille an den neuen Freund Grumbkow nach Berlin schicken. Und als dieser im Juni durch Küstrin reiste, sagte ihm der Kronprinz stolz, er sei ein großer Dichter geworden und könne in zwei Stunden hundert Verse machen; er sei Musiker, Moralist, Physiker und Mechaniker. Er hätte hinzusetzen können: auch Maler; denn wie Friedrich Wilhelm I., gichtkrank, „in tormentis", zu Pinsel und Palette zu greifen pflegte, so hat auch Friedrich sich in der Farbenkunst versucht; ein Pastellbild, das er „in seinem Küstrinischen Pathmos" gemalt, hinterließ er seinem dortigen Arzt Doktor Marchand zum Andenken.

Übrigens verließ sich Hille darauf: „Sobald man nur andere Dinge zu tun bekommt, wird man sich mit der Reimerei nicht weiter abgeben."

Den Antrag Woldens, zur Ausfüllung der Mußestunden „die Lektüre einiger vom Finanz- und Polizeiwesen handelnden Bücher zu gestatten", wies der König am 12. Januar schroff zurück: „Ob sie ihm nicht auch wollten Flöte und Baßgeige geben?" Er wiederholte das schon früher erlassene Verbot jeglicher Bücher außer der Bibel, dem Gesangbuch und Arnds Wahrem Christentum, „denn

aus Büchern lernt man nichts, sondern die Pratique muß es machen, und ist eben das Lesen allerhand unnützer Bücher schuld, daß der Kronprinz in verschiedene verderbliche und gefährliche Umstände geraten." Er verwies ihn auf das Studium der in der Kammerregistratur befindlichen alten Papiere und Anschläge aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ein andermal auf die Akten des Markgrafen Johann von Küstrin. Noch im Juni wurde die erneute Bitte um Bücher wieder abgeschlagen.

Selbst die Beschäftigung mit Geometrie und Fortifikationskunde galt als „Amüsement" und war als solches verboten.

Unmöglich ließ sich alles durchführen, was der Buchstabe der Instruktion den Vorgesetzten und den Hausgenossen vorschrieb.

Wolden und die beiden Kammerjunker sollten mit dem Kronprinzen von nichts anderem sprechen „als von göttlichem Wort, von des Landes Verfassung, von Manufakturen, Polizeisachen, Bestellung des Landes, Abnahme von Rechnungen, Räsonnements über Pachtungen, ingleichen von Prozeßordnungen"; „sobald der Kronprinz von Krieg und Frieden und sonst anderen politischen Sachen sprechen will, oder von allerhand nützlichen Szienzien in der Welt, sollen sie es ihm verbieten". Das hinderte nicht, daß Friedrich und der junge Natzmer, der einen Diplomaten an sich verdorben glaubte, sich abends bis zum Einschlafen in lange politische Debatten vertieften, und daß der Prinz dann zur Belehrung des Kammerjunkers mit keckem Wurf einen Zukunftsplan für die Abrundung des preußischen Staatsgebietes zu Papier brachte. Ein andermal, in besonders guter Laune, kündigte er seinen Entschluß an, die Ansprüche seines Hauses auf Orange und Arelat wieder aufzunehmen, um dadurch Anlaß „zu einer Reise nach Frankreich" zu haben. „Wir haben über seine Einbildungskraft gelacht," schreibt Hille, „und damit hat die Komödie geendet."

Die „ökonomische Instruktion" verbannte von der kronprinzlichen Tafel Austern, Seefische und Hamburger Kapaunen und alle Delikatessen. Auch würde man in den vom Prinzen eigenhändig geführten Haushaltsrechnungen vergeblich nach Ausgaben für solche Posten suchen; wurde doch von den monatlich zur Bestreitung sämtlicher Bedürfnisse ausgesetzten 147 Talern fast immer gespart. Niemand aber verhinderte, daß Liebesgaben in die Vorratskammer eingeschmuggelt wurden. Von allen Seiten, bezeugt Hille schon am 19. Dezember 1730, „schickt man ihm mehr Futter in die Küche, als sich aufbrauchen läßt". Alle französischen Weine waren verboten, und doch ließ es Grumbkow sich nicht nehmen, gelegentlich Champagner zu schicken.

Wären nicht die abkühlenden Donnerwetter des gestrengen Vaters von Zeit zu Zeit dazwischen gefahren, das Gefängnis würde ein

noch fröhlicheres Aussehen gewonnen haben. Aber der König hielt zum Beispiel streng darauf, daß der Prinz außer den drei Herren seines Hofstaates keine Gesellschaft bei Tische sah, so dringend auch Hille bei Grumbkow die Aufhebung dieser Beschränkung befürwortete. Daß Wolden die Einladung zu einer Feier des 24. Januar im Namen des Kronprinzen „platterdings refüsierte", fand des Königs volle Billigung: „Recht, nit aus dem Hause essen, nit Musicke, nit Tanzen, denn dieses nit der Ort davor ist." Zwei Monate später, am 27. März, bat der Gouverneur um die Gunst, zu der Trauung seiner Tochter den Kronprinzen als Zeugen einladen zu dürfen: „Abgeschlagen," schreibt der König an den Rand, „ein Arrestante müßte eingeschlossen sein." Immer wieder betont er, man möge nicht vergessen, daß der Prinz „gar nicht in Küstrin ist, sich zu divertieren, sondern was zu lernen". Zu Grumbkow sagte er, es war am 13. April, Friedrich sei in Küstrin zufrieden wie ein König, einzig und allein aus Freude darüber, nicht mit dem Vater zusammen sein zu müssen; auch hasse er alles, was Arbeit und Anstrengung heiße.

Hinter der Bitte um ein leichteres Gewand bei Beginn der warmen Jahreszeit witterte Friedrich Wilhelm wieder nur die alte leidige Eitelkeit: „Er hat auch sonst niemals Sommerkleider getragen, und ist solches keine preußische oder brandenburgische Mode, sondern eine französische."

Der ganze sittliche Ernst aber und die rauhe Wahrhaftigkeit Friedrich Wilhelms spricht aus dem Schreiben an Wolden vom 25. Mai 1731: sein Sohn solle sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen; „denn wenn ich das getan hätte, was er getan hat, würde ich mich totschämen und mich vor niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen tun, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nichts als preußisch, seinem Herrn und Vater getreu sein, und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaître-, französische, politische und verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen, und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade, denselben nicht aus den Augen setzen, so wird Gott alles so wenden, wie es ihm zeitlich und ewig nützlich sein wird."

Es fiel Hille auf, daß der Prinz trotz aller Langeweile und trotz allen Zwanges sich nie ein unehrerbietiges Wort über den Vater entfahren ließ, höchstens im scherzenden Tone die Bemerkung, daß man den Kronprinzen und den Offizier nicht gehörig in ihm auseinander gehalten habe. Auch hat er wohl geäußert, wenn der König ihn hätte nach Italien reisen lassen, würde alles vermieden worden sein. Hille bezeichnet es in einem jener Briefe an Grumbkow (5. Juni) als eine starke Täuschung, wenn man annehme, daß der Sohn den Vater nicht liebe. Doch schlug dem Prinzen das Herz, wenn er an das erste Wiedersehen dachte; anderseits, durfte er sich

nicht davon eine Verbesserung seiner gegenwärtigen äußeren Lage versprechen? Die Berliner Frühjahrsparade, auf die er gehofft hatte, ging vorüber. Als Grumbkow den Zeitpunkt für geeignet hielt, trug Wolden am 19. Juni des Prinzen Bitte vor, dem Vater bei Gelegenheit seiner Reise nach Preußen zur Truppenbesichtigung den Rock küssen zu dürfen. Aber der König antwortete: „Soll in Küstrin verbleiben; ich werde die Zeit schon wissen, wann das böse Herz wird gebessert sein, wahrhaftig, und nit Heuchelei darin ist."

Friedrich war schmerzlich enttäuscht, weil der Anfang vom Ende noch immer nicht kommen wollte, und zeigte sich während der nächsten Wochen sehr niedergeschlagen. Endlich, am 5. August, beauftragte der König Wolden, seinem „Untergebenen" nur gut zuzureden, und kündigte zugleich seine demnächstige Ankunft an: „sodann will ich ihn sehen, und wenn ich demselben nur in die Augen sehen werde, will ich gleich urteilen, ob er sich gebessert hat oder nicht."

Seinen Geburtstag, den 15. August, wählte sich Friedrich Wilhelm aus, um seinem schon verloren geglaubten Kinde wieder „in die Augen zu sehen", zum erstenmal seit einem vollen Jahre.

Eine große Menschenmenge folgte dem königlichen Wagen durch die Straßen von Küstrin bis vor das Haus des Gouverneurs. Dort stieg Friedrich Wilhelm ab, zog sich mit Grumbkow, dem Obersten Derschau und dem Gouverneur zurück und ließ den Kronprinzen rufen. Als Friedrich in Begleitung von Wolden und den beiden Kammerjunkern in die Tür trat, wandte sich der König sofort zu ihm um. Der Prinz fiel ihm zu Füßen. Der König befahl ihm aufzustehen und begann dann „mit sehr ernsthafter Miene" seine eindringliche Anrede. „Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehr vor Jahr und Tag passieret ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführet, auch was für ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt getan mit Gutem und Bösen, um Euch zum ehrlichen Mann zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermaßen soupçonnieret, habe ich Euch aufs allerrüdeste und härteste im sächsischen Lager traktiert, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andere Konduite annehmen, mir Eure Fauten offenbaren und um Vergebung bitten; aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden." Er sprach von „Jugendfehlern", wie „Courtoisieren, liederliche Händel anfangen, Fenstereinschlagen und dergleichen Liederlichkeiten", alles das sei noch verzeihlich. Unverzeihlich aber seien vorsätzliche Lâcheté und „dergleichen garstige Aktion" — er meinte den Versuch zu desertieren. Mit Nachdruck betonte er, daß der Prinz so wenig wie je ein anderer seinen Willen gegen ihn durchzusetzen vermocht habe: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigen-

sinne durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn du auch sechzig bis siebzig Jahre alt wärst, so sollst du mich nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann soutenieret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, dich zur Raison zu bringen." Im Verlauf seiner strengen und doch warmherzigen Scheltrede hielt er dem Sohne noch eine Anzahl Einzelpunkte vor, die entweder vor der Katastrophe zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben hatten, oder durch die vorjährige Untersuchung zutage gebracht waren. Auf die Frage: „Hast du Katten verführt, oder hat er dich verführt?" antwortete der Kronprinz ohne jedes Zaudern: „Ich habe ihn verführt," und der König erwiderte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit gesagt." Auch das gab der Prinz auf des Vaters Frage jetzt endlich zu, daß er seine Flucht habe nach England richten wollen. Was er sich für die Begegnung einstudiert haben mochte, war vergessen: tief ergriffen folgte er nur der augenblicklichen Regung seines Herzens, und das war alles, was der Vater von dem Kinde wollte. Als Friedrich Wilhelm zum Schluß erklärte, das Vergangene völlig vergeben zu wollen, war die Bewegung des Prinzen überwältigend; schluchzend küßte er dem Vater die Füße. Man blieb dann noch einige Zeit beieinander, in ruhigerer Stimmung; der Prinz brachte seinen Geburtstagswunsch an, zur sichtlichen Freude des Königs, der ihn jetzt in seine Arme schloß. Als er seinen Wagen bestieg, umarmte er den Sohn vor allem Volk noch einmal und versprach ihm, weiter für ihn sorgen zu wollen, weil seine Treue jetzt aufrichtig scheine. „Welches denn," so schließt Grumbkow seine Aufzeichnung über die denkwürdige Begegnung, „den Kronprinzen in solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimieren kann."

„Ich hatte bisher nie geglaubt," sagte der Kronprinz nach der Abreise, „daß mein Vater die geringste Regung von Liebe für mich hätte."

Unter dem frischen Eindruck entschloß sich der Kronprinz, auch das Letzte, was er noch auf dem Gewissen hatte, dem Vater zu offenbaren. „Ich muß mit Reue und Scham gestehen," schrieb er dem König am 18. August, „daß ich viel schuldiger, als Sie mich wissen, gewesen bin." Er bekannte sich zu jenem Briefe, durch welchen er im Winter vor dem Fluchtversuch der Königin von England das Versprechen gegeben hatte, eine englische Prinzessin zu heiraten. Zugleich wiederholte er die bisher stets vergeblich ausgesprochene Bitte, „wieder Soldat zu werden".

Noch glaubte der König, ihm diese Bitte wieder abschlagen zu sollen, die, wie er in seiner Antwort sagt, dem Sohne doch nicht von Herzen gehe, sondern nur schmeichlerisch sei; denn er habe früher stets einen Abscheu gegen das Soldatenhandwerk und die Anstrengungen überhaupt gezeigt: „Wenn es auf Jagden, Reisen und

andere Okkasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches Buch, des bons mots, oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder die Fatiguen."

„Was gilt es," fährt der Brief fort, „wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Kompanie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, Deiner Meinung nach, nur Canailles; aber ein petit-maître, ein Französechen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantechen, das scheinet was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un Prince." Vorerst, mit dieser Mahnung schloß der Brief, solle der Prinz ein guter Wirt werden und sein Geld nicht für „Döschens, Etuichens, bernsteinerne und andere Bagatellen" verschwenden; dann wolle ihn der Vater auch wieder zum Soldaten machen.

In Küstrin war in den Tagen nach dem Besuch des Königs eitel Lust und Freude. Ein Fest zu Ehren des Kronprinzen folgte dem anderen. Die neue Instruktion, die dann ankam, gewährte nicht ganz so viel Freiheit, wie man gehofft hatte: Wolden meinte, das Schriftstück möchte bereits vor der Küstriner Reise aufgesetzt sein. Immerhin öffneten sich jetzt dem Prinzen die Festungstore. Nur mußte er das Verlassen der Stadt jedesmal dem Gouverneur melden, und nie sollte er eine Nacht außerhalb Küstrins zubringen. Die Lektüre weltlicher Bücher und die gesamte französische Literatur blieb streng verpönt, ebenso Musik, Spiel und Tanz. Zu Tisch durften zwei Gäste eingeladen werden, aber nie Damen. In den Sitzungen der Kammer führte der Prinz jetzt eine Stimme wie die Räte und nahm den ersten Platz nach dem Präsidenten ein. Die Nachmittage blieben zur freien Verfügung. Die Spaziergänge und Ausfahrten — ein Marstall von neun Pferden wurde eingerichtet — bereiteten dem seit mehr als einem Jahre der Freiheit Entwöhnten ein lebhaftes Vergnügen. Bald begann auch die Bereisung der Ämter behufs praktischer Erlernung der Wirtschaft, und im Anschluß daran wurden Besuche in den Garnisonen abgestattet, wo dann der Kronprinz die Offiziere sich vorstellen ließ, nicht ohne seine Würde und Höhe hervorzukehren, herablassend „wie ein König". Die Teilnahme an dem Ordensfeste, das der neuernannte Herrenmeister der Johanniter, der junge Markgraf Karl, in Sonnenburg abhielt, verbot sich durch „ein kleines Non-plus-ultra", eine Weisung des Königs an Wolden. Desto heiterer und ausgelassener wurde am 19. Sep-

tember des Herrenmeisters Durchreise durch Küstrin gefeiert. An den König wurde nur von den Scherben berichtet, in die man die auf sein Wohl geleerten Gläser geschlagen habe; gegen gute Freunde aber hat der Kronprinz ausgeplaudert, daß auch wieder einige Fenster als Opfer der festlichen Stimmung eingeworfen wurden.

Erst mit der Zeit durften die Ausflüge auf mehrere Tage ausgedehnt werden und führten nun den Kronprinzen auch in die entfernteren Orte der Neumark, bis an das polnische und schlesische Gebiet, denn die Vertrautheit mit den Verhältnissen der Grenzstriche betrachtete der König als besonders erforderlich. Eine Illumination in Frankfurt, einen Fackelzug, den die Studentenschaft ansagte, hätte der hohe Gast, um jeden Anstoß bei seinem königlichen Vater zu vermeiden, gern abgelehnt, aber die patriotischen Musensöhne, „dieses freie Völklein", wie Friedrich, vielleicht nicht ohne Neid, schreibt, wollten sich ihr akademisches Recht, dem jugendlichen Thronfolger zu huldigen, nicht nehmen lassen.

Der Ort aber, den der Kronprinz im ganzen Kammerbezirke am liebsten besuchte, lag kaum eine Stunde vor den Toren von Küstrin. Am 27. August speiste er zum erstenmal in Tamsel bei dem Obersten von Wreech; der anmutig gelegene Herrenhof in der Wartheniederung wurde für ihn, um mit Wolden zu reden, die Insel der Kalypso. Das Herz des Neunzehnjährigen ward von den Reizen der dreiundzwanzigjährigen Schloßfrau in feste Bande geschlagen. Es war eine halb erziehende, halb bestrickende Gewalt, welche die geistreiche junge Dame über ihren erlauchten Verehrer ausübte, kleine gesellschaftliche Ungezogenheiten gingen dem launenhaften Prinzen nicht leicht hin: er mußte in aller Form Verzeihung einholen. Gleich in den ersten Tagen der Bekanntschaft war eine Art Freundschaftsvertrag abgeschlossen worden, kraft dessen der prinzliche Gast seine liebenswürdige Wirtin als Cousine anredete und sich in seinen Briefen als ihr Vetter zeichnete. Wie zu erwarten stand, offenbarte sich der neue Verwandte seiner Cousine sofort in seiner Eigenschaft als Poet, auf die er so großes Gewicht legte und in der er vor kurzem auch der Gräfin Finckenstein, einer jungen Witwe, eine Huldigung dargebracht hatte. In Tamsel meldete sich eine Masseneinlagerung geflügelter Insekten an, „schlimmer und gefährlicher als ein Heuschreckenschwarm, Vielfüßler mit scharfen Zähnen und gestrecktem Körper, Verse genannt", geradeswegs vom Parnaß angelangt, von wo der gute Geschmack sie vertrieben hat, denn sie sind von der schlechten Sorte: trotzdem bitten sie um freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurteilung. Aber Frau von Wreech sollte nicht bloß kritisieren, sondern vor allem inspirieren: der Sänger bat um die Erlaubnis, sie als seine Muse anrufen zu dürfen, und bezeichnete es als unzweifelhaft, daß die

neun gelehrten Schwestern eine so würdige zehnte gern in ihre Mitte aufnehmen würden. „Ein liebenswürdiges Wesen," so hat er nachmals bekannt, „flößte mir in der Blüte meiner jungen Jahre zwei Leidenschaften auf einmal ein, die Liebe und die Poesie. Dieses kleine Wunder der Natur hatte, mit allen möglichen Reizen, Geschmack und Zartheit. Sie wollte beides mir beibringen. Es glückte mir gut in der Liebe, aber schlecht in der Poesie."

Wenn nun eine der Oden, die nach Tamsel geschickt wurden, einen ziemlich unumwundenen Liebesantrag enthielt, so erteilte die junge Frau, gleichfalls in gebundener Rede, eine Antwort, die mehr noch ihrem sicheren Takt, als ihrem poetischen Witz Ehre macht. Eine Huldigung, die im Munde jedes anderen beleidigend sein würde, erklärte Frau von Wreech als einen graziösen Scherz des „großen Friedrich" — denn sie zuerst hat unsern Helden also angeredet — sich gern gefallen lassen zu wollen; daß aber der schwache Versuch einer Erwiderung in französischen Versen überhaupt gewagt wird, dafür weiß sich die Schreiberin noch Dritten zu Dank verpflichtet:

C'est toute ma maison qui y a concouru!

— „das ganze Haus", also auch der würdige Herr Gemahl — eine heilsame Abkühlung für den allzu stürmischen Liebhaber.

Immerhin hat Frau von Wreech, als der Kronprinz von Küstrin und den neumärkischen Freunden schied, sein Bild gern als Andenken angenommen. In einem Briefe voll warmer Empfindung, der das Geschenk begleitete, wurde sie gebeten, das Erinnerungszeichen ab und zu eines Blickes zu würdigen und dabei zu denken: „Es war im Grunde ein guter Junge, aber er wurde mir zum Überdruß, denn er liebte mich zu sehr und brachte mich mit seiner unbequemen Liebe oft in hellen Zorn." In einem Sonett aber, welches das Bild begleitete „wie der Dolmetsch den Gesandten", schlug diese Liebe noch einmal lebhaftere Töne an, um endlich schmerzvolles Schweigen, stilles Martyrium zu geloben:

Doch halt, o Lied, verrate nicht zu viel,
Verhülle lieber hinter heitrem Spiel
Den Schmerz des Abschieds und des Herzens Wunde,

Verhülle deiner Wünsche liebstes Ziel,
Verschweige, daß nur Eine Dir gefiel,
Um die Du sterben möchtest jede Stunde.

Mit dem Ausgang des Jahres stand es fest, daß der Kronprinz Küstrin bald verlassen werde. Ende November wurde ihm zunächst erlaubt, zu der Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine und des Markgrafen von Baireuth — denn die britische Heiratsverhandlung war

nicht wieder aufgenommen worden — auf einige Zeit nach Berlin zu kommen. Den Augenzeugen ist der Moment unvergeßlich geblieben, wie Friedrich Wilhelm den Sohn mitten durch die Hochzeitsgäste auf die Königin zuführte: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder." Der Prinz hatte sich während der langen Zeit, da er bei Hof unsichtbar gewesen war, sehr verändert; er war stärker geworden und noch gewachsen. Die Haltung war gesetzter, sein „air de marquis" hatte sich verloren, sein Schritt erschien Unbefangenen „fest und leicht", obgleich der König noch immer fand, daß sein Sohn auf den Zehen gehe „und auf solche Art, als ob er etwas hinke und wackle".

Tags darauf, am 24. November, erschien der Kronprinz bei der Parade, von der Bevölkerung freudig begrüßt. Am 27. gingen sämtliche in Berlin anwesende Generale unter Führung des Fürsten von Dessau zum Könige, die Wiederaufnahme des Thronfolgers in die Armee zu erbitten. Friedrich Wilhelm versprach ihm das seit kurzem erledigte Goltzische Infanterieregiment in Ruppin und Nauen und erlaubte ihm, „den blauen Rock" wieder anzulegen.

Mit der bestimmten Aussicht auf ein Regiment war viel gewonnen, denn es war damit ausgesprochen, daß der Kronprinz nicht wieder unter die stete Aufsicht des Vaterauges zurückkehren würde. Das wäre seinem offenen Geständnis nach das furchtbarste für ihn gewesen. Deshalb hatte auch Wolden frühzeitig dem entgegengearbeitet und den General Grumbkow schon im vorigen Januar mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie die traurigen Folgen des früheren beständigen Zusammenseins allzu offen zutage lägen, als daß man in der Zukunft nicht die Wiederholung fürchten müßte. Grumbkow begriff das vollständig. Er wie Seckendorff und der Holländer Ginkel sprachen es als ihre feste Überzeugung aus, daß, wenn Vater und Sohn wie zuvor beisammen leben würden, die Aussöhnung nicht von langer Dauer sein könnte. Friedrich Wilhelm selbst gab zu, daß eine getrennte Hofhaltung ratsamer sei: „Es wird dann jedesmal etwas Neues für uns sein, wenn wir uns sehen."

Einstweilen mußte der designierte Oberst — sein Patent erhielt er erst am 29. Februar 1732 — die Uniform noch einmal mit dem Zivilrock vertauschen. Da indes seine Tage bei der Kammer gezählt waren, so begann der Direktor Hille, der sich vorzugsweise als des Prinzen Küstriner Erzieher betrachten durfte, das Ergebnis der Festungs- und Lehrzeit zu überschlagen.

Seine Abneigung gegen den Kleinbetrieb der Verwaltung hatte der Kronprinz nicht zu überwinden vermocht; darüber bleiben die Klagen von Anfang bis zu Ende sich gleich. Hilles Beobachtung: „Die Beschäftigung mit der hohen Politik hält er für viel nobler und viel wichtiger als die mit den Finanzen," traf völlig zu. Weg-

werfend schreibt Friedrich, indem er seinem Freunde Natzmer jenen großen politischen Zukunftsplan vorlegt: er lasse dabei die Einkünfte der neuzuerwerbenden Länder gänzlich außer Betracht, das seien Sachen, welche die Finanzleute oder eigentlich nur die Kommissariatsbeamten angingen. Und die Verwaltungsbehörde, deren Mitglied er zurzeit war, feierte er mit den wenig schmeichelhaften Versen:

La chambre et les commissaires,
Qui font le métier des corsaires.

Wenn etwas den Wunsch, wieder Soldat zu werden, in ihm rege gemacht hat, so war es das drückende Gefühl, jetzt selbst zu den „Blakisten" zu gehören, zu diesen tintenkleckſenden Zivilbeamten, die in dem Staate des größten preußischen Verwaltungskönigs nun doch einmal nicht als voll angesehen wurden. Der Kronprinz war damals noch der Meinung, wenn er geschickte Leute für die Finanzgeschäfte sich auswähle und sie gut bezahle, so werde er sich auf ihre Müheleistung verlassen können, und selbst wenn sie ihn hier und da betrügen sollten, würde der Schade so gar groß nicht sein, da das Geld im Lande bliebe und immer auf natürlichem Wege in die Truhen des Monarchen zurückkehren müßte. Er erklärte, daß er als Herrscher allerdings einen guten Teil seiner Zeit auf die Geschäfte verwenden würde, aber zu diesen Geschäften würden „Pachtanschläge" jedenfalls nicht gehören, darin wolle er sich auf andere verlassen. Das hieß die Ermahnungen zur Treue im kleinen, die ihm der Vater fort und fort erteilte, gründlich in den Wind schlagen. Friedrich Wilhelm, der sich auch in den geringsten Dingen nicht auf andere verlassen wollte, legte auf Pachtanschläge und Anschläge überhaupt gerade den größten Wert; er hatte noch vor kurzem dem Sohn geschrieben, er solle fleißig acht geben, „wie man einen Anschlag machen und die Sachen, die nötig sind, wohlfeiler kaufen und also jedesmal etwas ersparen könne". Und zu den „soliden" Kenntnissen rechnete er vor allem die Wissenschaft, „wieviel Groschen zu einem Taler gehören und wieviel Mühe es einem Bauern kostet, einen Taler zu verdienen". Selbständig einen Pachtanschlag zu machen, hat der Kronprinz in Küstrin doch tatsächlich nicht gelernt, und Hille blieb der Meinung, daß er sich um die kleinen Einzelheiten als Regent nicht kümmern werde.

Ein ungleich lebhafteres Interesse wandte Friedrich den Fragen der Handelspolitik zu. Er begegnete sich hier mit der persönlichen Liebhaberei seines Meisters; er bewunderte an Hille das „eigenartige Genie" für Handels- und Verkehrsangelegenheiten; er nennt ihn den Ersten in seinem Fache. Eine größere wirtschaftliche Aufgabe, die Friedrich gegen Schluß seiner Studienzeit bearbeitete, ist eben diesem handelspolitischen Gebiete entnommen: der am 18. De-

zember 1731 dem Könige überreichte „Plan wegen des Commercii nach Schlesien". Da auch der Grundriß noch erhalten ist, an den Hille mit seinen mündlichen Vorträgen anknüpfte, so ermöglicht sich willkommenerweise die Vergleichung der Anleitung des Lehrers mit der ersten Anwendung des Erlernten durch den Schüler.

In den aufgeklärten Anschauungen der naturrechtlichen Schule wurzelnd, läßt Hille den künftigen Selbstherrscher alle Einkünfte des Landesherrn lediglich als Gegenleistungen der Untertanen für den ihnen gewährten Schutz auffassen; der Landesherr wiederum verwendet stets einen beträchtlichen Teil der Einnahmen wieder unmittelbar für die Untertanen. Die so zirkulierende Geldmasse bedarf, wenn das Land nicht verarmen soll, der Vermehrung, und als das einzige Mittel, neues Geld in das Land zu bringen, erscheint das Kommerzium. „Die gemeine Sage, Commercia müssen frei sein (eine Ansicht, die auch innerhalb des preußischen Beamtentums Vertreter fand), ist universellement nicht wahr": denn ein Handelszweig, welcher mehr Geld außer Landes bringt als einführt, würde mehr schädlich als nützlich sein. Der Grundriß gibt dann die merkantilistische Einteilung des Handels nach dem Grade der Nützlichkeit: Ausfuhr der Rohprodukte oder Industrieerzeugnisse nur gegen bares Geld, Austausch derselben gegen fremde Waren mit einem Barüberschuß, vorteilhafter Transitohandel mit ausländischen Waren, Einkauf fremder Rohstoffe behufs Verarbeitung in den heimischen Manufakturen. Bevor die aufgestellten allgemeinen Grundsätze auf die Mark Brandenburg angewendet werden, schaltet Hille eine „kleine Historie des Commercii dieser Landen" ein. In großen Zügen wird dargelegt, wie die Stadt Frankfurt, der Mittelpunkt des brandenburgischen Handels, vor alters die Levantewaren über Venedig und Augsburg erhielt und der große Stapelplatz für Polen, die Mark selbst, Preußen, Pommern und Mecklenburg war, wie aber infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Erzeugnisse des Orients mit den nordischen und baltischen Waren „zu Einem Loche", durch die Nordsee und Ostsee, nach Deutschland eingeführt wurden, wie dadurch die Stadt Frankfurt ihr altes Hinterland, das Ostseegebiet, verlor, den Verlust aber durch die „Oberländer", Schlesien, Böhmen usw., denen jetzt aus Italien nichts mehr zugeführt wurde, eine Zeitlang ausglich. Bis dann die Fahrt auf der unteren Oder durch die Mißgunst der pommerschen Herzoge und ihrer schwedischen Rechtsnachfolger immer ärger behelligt wurde, während die Anlage des „neuen Grabens", die Eröffnung des Spree-Oder-Kanals, durch welche den Stettinern ihr Handel „aus den Händen gedreht" werden sollte, doch nur den ganzen Handel zwischen der Oder und der Nordsee an die durch die niedrigen Sätze der sogenannten Krossenschen Zollrollen (von 1678 und 1694) allzusehr begünstigten

Schlesier brachte und die Konkurrenz der Einheimischen völlig ausschloß. Die 1724 gegen diesen „greulichen Querstrich" geschaffene Abhilfe zugunsten der Landeskinder war nur eine vorübergehende, da der König 1727 dem kaiserlichen Hof einen Handelsvertrag gewährte, der den Krossener Zoll wieder erheblich herabsetzte. Hille, der seinen Grundriß vor Beginn des Lehrkursus dem Könige unterbreiten mußte, besaß doch Freimut genug, die letzte Entschließung, bei der die neumärkische Kammer nicht gefragt worden sei, als verfehlt zu bezeichnen. Ein Glück noch, daß der Oderhandel über Stettin den Schlesiern, die nach dem Aufhören der schwedischen Herrschaft auch hier mit Privilegien sich einzunisten trachteten, bisher nicht preisgegeben worden sei.

Die Nutzanwendung, die sich dem Kammerdirektor aus der märkischen Handelsgeschichte ergab, war: „daß kein rechtschaffener Handel in der Mark Brandenburg zu hoffen sei, solange die Schlesier von ihrem Immediathandel durch dieselbe nicht debusquieret sind, welches, wie es zu effektuieren, man höhern und klügern Männern billig überläßet."

Hilles damaliger Schüler hat später die Aufgabe, die der preußischen Handelspolitik hier vorgezeichnet war, auf die durchgreifendste und einfachste Art gelöst, indem er den Oderstrom in seinem ganzen Laufe dem preußischen Handelsgebiete einfügte. Zurzeit beschied er sich damit, in seinem „Plan wegen des Commercii nach Schlesien" lediglich dasjenige zu entwickeln, was er in Hilles Unterricht gelernt hatte. Die Anlehnung an den Grundriß des Lehrers ist unverkennbar. Auch enthält der Plan nicht sowohl Änderungsvorschläge, als die Befürwortung des Festhaltens an einer Taktik, die durch eine Königliche Verordnung seit dem April bereits eingeleitet war; man wollte durch Herabsetzung der Oderzölle die Stettiner und Frankfurter Kaufleute gegen die Konkurrenz der Schlesier in den Stand setzen, die Kolonialwaren gleich billig oder billiger auf den binnenländischen Markt zu bringen.

Mit welchem Eifer der Kronprinz bei seiner Arbeit war, läßt einer seiner Briefe ersehen: „Ich sitze jetzt bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel, und er macht mich so zerstreut, daß, wenn man mich fragt, ob ich Senf zum Rindfleisch haben will, ich imstande bin zu antworten: Sehen Sie in der neuen Zollrolle nach. Ja, das hat etwas auf sich. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein."

Das hatte Hille schon nach kurzer Beobachtung verbürgen wollen, daß sein Schutzbefohlener niemals arbeitsscheu sein und es möglich machen werde, seine Vergnügungen mit fleißiger Werktätigkeit in Einklang zu bringen. Fernerstehende hatten einen anderen Eindruck; Graf Schulenburg, der Chef der Grenadiere zu Pferde in

dem benachbarten Landsberg, urteilte, daß die Vergnügungen dem Prinzen mehr am Herzen lägen als alles andere, und fürchtete, daß seine Leidenschaften ihn einst ganz beherrschen, daß nur diejenigen, die diesen Leidenschaften schmeichelten, bei ihm gern gesehen sein würden. Friedrichs Sucht, an jedermann sofort eine lächerliche Seite herauszufinden, sein Hang zu verletzender Neckerei, schienen Schulenburg gefährliche Eigenschaften für einen Fürsten, der die Schwächen der Menschen zwar ergründen solle, die gewonnene Menschenkenntnis aber vor niemand merken lassen dürfe.

Daß der künftige Monarch in der Wahl seiner Berater nicht immer glücklich sein werde, befürchtete auch Hille. Zunächst machte ihn, den Bürgerlichen, die unverhohlene Geringschätzung bedenklich, mit welcher der Kronprinz auf die „Rotüre" herabsah. Als der Kammerdirektor eines Tages von den eben an ihn eingegangenen Berichten eines adeligen Landrates sprach, erlaubte sich der Auskultator die Bemerkung, er finde es seltsam, daß ein Edelmann Bürgerlichen Rechenschaft ablegen müsse. Hille, der sich überhaupt auf seinen Freimut etwas zugute tat, hat ihm geantwortet, die Welt sei in der Tat eine verkehrte, das sähe man am schlagendsten angesichts der Erscheinung, daß Fürsten, die nicht recht klug wären oder sich nur mit Tand abgäben, gleichwohl vernünftigen Leuten Befehle zu erteilen hätten. Kein Wunder, daß Friedrich seitdem den Kammerdirektor als einen abgesagten Feind von allem, was adelig heiße, verschrie. In der Charakteristik, die Hille von dem Prinzen beim Scheiden zu entwerfen versuchte, spricht er von der Vorliebe für den Adel nicht, sieht aber aus einem anderen Grund Mißgriffe in der Wahl der Ratgeber voraus. „Da er alle Leute nach dem beurteilt, was glänzt, oder was die Franzosen Esprit nennen, so wird der, welcher nichts als den nackten gesunden Menschenverstand hat, in den Wettbewerb nicht eintreten können, besäße er gleich sämtliche Kenntnisse, Tüchtigkeiten und Tugenden. Eine Ansicht, deren Vortrag ein Bonmot, eine Pointe würzt, wird es über die allersolideste davontragen, die schlicht und nackt vorgetragen wird." Genau noch dasselbe Urteil, das Hille gleich im Anfang abgegeben hatte: „Sagt ihm, was ihr wollt, wenn nicht einige Körnchen Esprit als Würze beigegeben sind, so hält er sich darüber auf; im anderen Falle aber bewundert er und wägt auf das genaueste ab, ob des attischen Salzes zu viel oder zu wenig ist: was Sachliches daran ist, das festzustellen hält er überhaupt nicht der Mühe wert." In dieser Beziehung meinte Hille, es sei geradezu schade, daß der Kronprinz so viel Esprit „im Sinne der Franzosen" habe.

Seine Bewunderung für die Franzosen war während des Küstriner Aufenthalts um nichts schwächer geworden. „Die Deutschen," sagt

unsere Charakteristik, „kennt er so gut wie gar nicht. Sein früherer Potsdamer Umgangskreis hat dem Ideal geistreichen Wesens und feiner Form, das er sich durch die Lektüre französischer Bücher gebildet hat, nicht entsprochen. Daher die seltsame Vorliebe für die Franzosen: er glaubt, daß sie so sind, wie sie in ihren Büchern sich selbst schildern. Die Franzosen, die er zu sehen bekommen hat, bringen ihn von diesem irrigen Vorurteil nicht zurück; denn entweder sagt er, sie sind durch den Umgang mit Deutschen bereits etwas verdorben, oder er entdeckt Verdienste an ihnen, die ihnen selbst unbekannt geblieben sind." Daß er selbst außerordentlich viel Esprit besitze, davon sei er überzeugt, sei auch für die darauf anspielenden Schmeicheleien nicht unempfänglich: „Damit wird man seine Freundschaft leichter gewinnen als durch alles andere, und wäre es ein Rekrut von drei und einer halben Elle."

„Außerdem tut er sich auf eine überaus peinliche Höflichkeit etwas zugute, selbst Leuten gegenüber, die tief unter ihm stehen. Im allgemeinen ist seine Gesinnung edel und hilfbereit; viel eher wird ihn übel angebrachtes Mitleid abirren lassen als der entgegengesetzte Fehler."

„Ich wünsche sehnlich," damit schließt Hille seine für Grumbkow bestimmte Charakteristik, „daß dieser Prinz alle anderen übertreffen möge, zum Wohl des kommenden Geschlechtes, und dazu bedarf es nur noch eines geringen."

Auch Wolden sprach sich sehr hoffnungsvoll gegen Grumbkow aus. „Mit seinem eindringenden Verstand ist er zu allem befähigt, und ich kann wohl sagen, daß sein Küstriner Aufenthalt ihm nicht ganz ohne Nutzen gewesen ist. Denn davon abgesehen, daß die Trübsal ihm Kopf und Herz gebildet hat, so beginnt er doch auch eine richtige Vorstellung von sehr vielen Dingen zu gewinnen, von denen er vorher keine Ahnung hatte. Der liebe Gott wolle nur Seine Majestät noch einige Jahre leben lassen, damit der Kronprinz ausreifen kann, dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten sein wird, die das Haus Brandenburg hervorgebracht hat."

Beinahe hätten noch die letzten Tage des Küstriner Aufenthaltes einen neuen verderblichen Sturm entfesselt. Der Prinz schien nicht übel Lust zu haben, da anzuknüpfen, wo er vor dieser Zeit der Prüfung abgebrochen hatte. Der Heiratsfrage kam an der Verfeindung zwischen Vater und Sohn ihr verhängnisvoller Anteil zu; jetzt tauchte das tückische Gespenst von neuem auf, um an dem Werk der Aussöhnung im letzten Augenblicke zu rütteln.

Als Friedrich Wilhelm im Mai 1731 die auf sein Machtwort erfolgte Verlobung seiner Tochter Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth dem Kronprinzen mitteilen ließ, versprach er zugleich, ihm für die eigene Vermählung zwischen mehreren ihm zu bezeich-

nenden Prinzessinnen die Wahl zu lassen. Bald darauf kam Grumbkow mit bestimmten Vorschlägen, wonach der Prinz in den Häusern Sachsen-Gotha oder Eisenach und Braunschweig-Bevern Brautschau halten sollte. In Wien wünschte man seine Verlobung mit Elisabeth Christine von Bevern, der Nichte der Kaiserin. Prinz Eugen sah in der Bevernschen Heirat das einzige Mittel, den preußischen Thronerben, dem es „an Lebhaftigkeit und Vernunft" gar nicht zu fehlen scheine, an das habsburgische Interesse zu binden. Einmal durch die Not seiner Lage dahin gebracht, sich der Führung eines Grumbkow und eines Seckendorff völlig zu überlassen, erklärte sich Friedrich im Juni 1731 bei Grumbkows Küstriner Besuche mit der ihm von diesem Manne ausgewählten Partie einverstanden, immer unter der Bedingung, daß die Braut weder dumm noch widerwärtig sein dürfe. War er doch in augenblicklicher Erregung, ungeduldig, weil die Haft kein Ende nehmen wollte, eines Tages so weit gegangen, sich gegen Grumbkow zu der Verbindung mit einer österreichischen Erzherzogin bereit zu erklären.

Wäre es nach seinen persönlichen Neigungen gegangen, so hätte man ihn mit allen Anträgen zunächst verschonen müssen. Aber er sah außer einem Ehegelöbnis keine Möglichkeit, von seiner Küstriner „Galeere" loszukommen. Seine Ansicht über das Heiraten entwickelte er gleich in den ersten Wochen seiner Tätigkeit bei der Kammer mit den Worten: „Mein Vater hat mir selber geraten, mich nicht jung zu vermählen, und solch Bettelweib, das alle Jahre älter und häßlicher werden würde, müßte mir bald überdrüssig werden. ... Ich werde mich als Vierziger mit einer Prinzessin von fünfzehn Jahren, deren Schönheit noch im Zunehmen begriffen ist, verheiraten." Und späterhin erklärte er geradezu, er sei jung und wolle noch sein Leben genießen. Aus seiner Empfänglichkeit für weibliche Reize machte er kein Hehl; doch sagte er wohl, wenn man ihn damit neckte, er sei nicht der Held, für den man ihn halte.

Unter allen Umständen erschien es seinen Küstriner Freunden von vornherein sehr zweifelhaft, ob er gewillt sein werde, wie Hille und Wolden mehr als einmal schreiben, „die Katze im Sack zu kaufen".

In der Tat, je näher die Stunde der schließlichen Entscheidung heranrückte, desto schwieriger wurde der Kronprinz. Zu Beginn des neuen Jahres kam er gegen Grumbkow noch einmal auf das früher von ihm Angeregte zurück: „Die Kaiserin würde mir einen größeren Gefallen tun, wenn sie mir statt einer ihrer Nichten eine ihrer Töchter gäbe. Allemal erkläre ich mich bindend über nichts, und solange man mich Junggesell bleiben läßt, werde ich Gott danken, es noch zu sein." Trotzig fügte er dem Briefe die Nachschrift zu: „Ich werde niemals eine Frau nehmen, es sei denn aus den Händen der Frau Markgräfin von Baireuth."

Am liebsten hätte er, wie er Grumbkow verrät (8. Januar 1732), die Prinzessin Anna von Mecklenburg, die Enkelin des Zaren Iwan, mit einer Mitgift von zwei bis drei Millionen Rubeln geheiratet, falls sie sich entschließen könnte, auf die Nachfolge in Rußland zu verzichten; die ihm zugedachte Prinzessin von Bevern sei, wie selbst aus den dortigen Hofkreisen verlaute, ganz und gar nicht schön, dazu unbeholfen wie ein Klotz, und spreche wenig.

In einem der folgenden Briefe, am 26. Januar, schrieb er noch entschiedener: „Was die Prinzessin von Bevern anbelangt, so kann man darauf rechnen, daß sie, wenn man mich zur Ehe mit ihr zwingt, verstoßen werden wird, sobald ich Herr sein werde, und ich glaube, daß die Kaiserin darob nicht sehr befriedigt sein würde. Ich will nicht, daß meine Frau eine von den dummen ist, ich muß mich mit ihr vernünftig unterhalten können, oder es ist nicht mein Fall."

Am 4. Februar gegen Mitternacht kam ein Eilbote mit einem Schreiben des Königs nach Küstrin. Der Kronprinz wurde aus dem Schlaf geweckt und las in dem Briefe sein Schicksal:

„Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so, wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von der Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen habe, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etablieren, sowohl bei der Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheiraten. Ihr könnt wohl persuadieret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examinieren lassen, was sie für Konduite und Edukation; da sich denn die Prinzessin, die älteste, von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollet mir cito Euer Sentiment schreiben. — Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. — Indessen werde sehen Gelegenheiten zu machen, daß Ihr Euch etlichemal sehet in allem Honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und das ist alles, und komportabel sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern."

In welchem Sinne der Kronprinz antwortete, wissen wir, da der Brief nicht mehr vorliegt, nur aus seiner Mitteilung an Grumbkow: „Ich habe in aller Unterwürfigkeit geantwortet und gesagt, daß der König meinen Gehorsam in allen Stücken sehen würde; da er es für gut befunden hätte, daß ich dieses häßliche Geschöpf sehen sollte, so würde er alsdann selber darüber urteilen, ob sie mir zusagt; übrigens würde ich nicht verfehlen, seinen Geboten zu gehorchen." Er setzt hinzu: „Ich bedaure diese arme Person, denn damit wird eine unglückliche Prinzessin mehr in der Welt sein."

Daß der König alsbald ihm eröffnet hatte, die Hochzeit werde

im kommenden Winter noch nicht stattfinden können, war ein kleiner Trost: „Nous avons donc du temps multum," schrieb er Grumbkow im nächsten Briefe, am 9. Februar.

Dann aber kam es über ihn wie Fieberangst. Vier Briefe, die er binnen acht Tagen an Grumbkow richtete, schlagen alle Tonarten an: Vorstellung, Bitte, Warnung, Drohung, rohen Zynismus, wildeste Verzweiflung. Er führt das Beispiel seiner zweiten Schwester an, die wider ihren Willen dem Markgrafen von Ansbach vermählt ist und unglücklich lebt: „Mein Gott, hat man denn nicht an dem einen Falle genug!" Er beruft sich auf das frühere Versprechen, wonach ihm die Wahl zwischen drei Prinzessinnen freistehen sollte; will sich denn der König selber ein Dementi geben? „Meine Schwester Wilhelmine in ihrem Arrest hat zwischen drei Prinzen wählen dürfen, und mich will man zwingen, mich für die eine Einzige zu entscheiden. Ein Vater kann zu seinem Sohne sagen: ich will nicht, daß Ihr die oder jene heiratet, aber er kann ihn nicht zwingen, eine bestimmte Person zu nehmen." Man gebe mir die Prinzessin Christine von Eisenach. „Der König soll doch daran denken, daß er mich nicht für sich verheiratet, sondern für mich." Er bittet Grumbkow, sich die peinliche Verlegenheit auszumalen, in die er kommen werde, vor einer „stummen Häßlichkeit" den Amoroso zu machen: „denn auf den guten Geschmack des Grafen Seckendorff verlass' ich mich in diesem Fache nicht viel." Dann erklärt er wieder: „Ich will lieber das gemeinste Weibstück von ganz Berlin haben, als eine Betschwester mit einem halben Dutzend Mucker an ihrer Schleppe." Wenigstens soll das „Corpus delicti" sofort von ihrer bigotten Mutter getrennt werden und womöglich zur reformierten Lehre übertreten. Dann aber wird auch die bedingte Zusage zurückgezogen (19. Februar): „Sie können dem Herzog sagen lassen, mag kommen was da will, ich nehme sie nie. Ich bin unglücklich gewesen mein ganzes Leben lang und ich glaube, es ist mein Verhängnis, unglücklich zu bleiben.... Ich habe genug ausgestanden für ein Verbrechen, das nichts als eine Verirrung war, und ich will mich nicht verwetten, mein Leid bis in alle Zukunft auszudehnen; ich habe noch Mittel, und ein Pistolenschuß kann mich befreien von meinem Leid und von meinem Leben, und ich glaube, daß der liebe Gott mich deshalb nicht verdammen und aus Erbarmen mir statt des elenden Lebens das ewige Heil geben würde."

In ruhigeren Augenblicken gab er sich wieder der sanguinischen Hoffnung hin, durch sein persönliches Eingreifen das über ihn Bestimmte rückgängig zu machen: „Ich werde bald nach Berlin kommen, und dann wird es vielleicht heißen: Veni, vidi, vici."

Es fehlte viel daran. Zunächst erklärte Grumbkow sehr bestimmt, in der Don-Karlos-Tragödie, die der Kronprinz aufführen

zu wollen scheine, nicht mitspielen zu können: „Nein, Monseigneur, das Hemd ist mir näher als der Rock ... Mich zwischen Vater und Sohn einzwängen zu wollen, die so entgegengesetzte Triebe haben, das wäre ein Unterfangen, das dem vorbedachtesten Manne den Hals kosten würde." Der unmittelbar bevorstehenden Ankunft des Prinzen sah er mit Schrecken entgegen. „Die zwei letzten Nächte habe ich nicht schlafen können," klagte er am 23. verstört seinem Herrn und Meister Seckendorff, ohne dessen Wissen er fast keine Zeile nach Küstrin richtete: „Bleibt der Prinz hier auf der Berliner Bühne, so ist er nicht so weit Herr über seine Leidenschaften, um sich nicht zu verraten, und hier vor so vielen Beobachtern wird der Vater bald treulichst von allem Bericht erhalten, noch dazu von Leuten, die anscheinend ganz auf die Gedanken des Sohnes eingehen werden. Selbst den sieben Weisen Griechenlands würde ich die Kunst nicht zutrauen, sowohl dem Vater wie dem Sohne es zu Dank zu machen."

An den Hofmarschall Wolden aber, der ihm den Prinzen in seinem ungebärdigen Eigensinn zu bestärken schien, schrieb er mit schneidender Ironie: „Ich hoffe, Sie werden es so herrlich weit bringen, daß wir die alten Szenen von neuem erleben. Mag doch Seine Königliche Hoheit Madame von Eisenach oder die vollkommenste Venus heiraten, mir ganz einerlei. Ich bitte Sie nur um die eine Gnade, zu vergessen, daß wir uns je geschrieben haben, und Seine Königliche Hoheit zu vermögen, mich gänzlich zu vergessen."

Da Grumbkow sich vor allem über die unvereinbaren Widersprüche in der Sprache des Kronprinzen beklagte, der dem Vater noch soeben wieder unbedingten Gehorsam gelobt habe, so ließ ihm Friedrich durch Wolden antworten, daß er dem Könige gegenüber füglich nicht in der Lage sei, eine Einrede zu wagen, dagegen doch meine, an Grumbkow offenherzig schreiben zu dürfen: er habe gehofft, daß es dem Manne des königlichen Vertrauens noch möglich sein werde, in einem günstigen Augenblick den König von seinem Entschlusse zurückzubringen. Wenn Grumbkow sich an seine Brust schlug, so mußte er sich sagen, daß lediglich er und Seckendorff, die eigennützigen Urheber und geschäftigen Mittler dieser politischen Konvenienzehe, die jetzige traurige Verwicklung geschaffen hatten. Und sehr bald sollte die Zeit kommen, wo niemand dringender als eben die Grumbkow und Seckendorff gewünscht hätten, die Verlobung des Kronprinzen nicht so überhastet zu haben.

Also verließ der Kronprinz am 26. Februar sein ihm fast lieb gewordenes Küstrin mit schwerem Herzen. Denselben Tag wurde der junge Herzog Franz von Lothringen, der allgemein als des Kaisers künftiger Schwiegersohn und Erbe betrachtet wurde, in

Berlin als Gast erwartet. Zu lebhaft waren noch die Eindrücke der früheren Schreckenstage, als daß Friedrich nicht mit unheimlicher Empfindung an die Möglichkeit hätte denken sollen, wieder wie einst im sächsischen Lager in Gegenwart Fremder gemißhandelt oder doch ausgescholten zu werden. „Procul a Jove, procul a fulmine," schreibt er resigniert bei diesem Gedanken. Auch wußte er nicht recht, wie er sich gegen den Lothringer verhalten sollte, beschloß aber, des Guten lieber zu viel als zu wenig zu tun, lediglich um dem König wohlgefällig zu sein. Dazu schuf er sich Sorgen, die ihn füglich nichts angingen. „Mein Gott, was wird der gute Herzog und sein Gefolge sagen, wenn sie unseren erbärmlichen Hof sehen, sie, die eben aus Frankreich und England kommen." Sein einziger Trost war, daß er jetzt selbst als Fremder an den Hof zurückkehre und daß man ihn für nichts verantwortlich machen könne. Der Herzog Franz hat ihm nachher den Eindruck der Unbedeutendheit hinterlassen.

Die „Quarantäne in Potsdam", auf die Friedrich sich gefaßt gemacht hatte (um erst das Äußere eines „akkuraten Offiziers" wiederzugewinnen), blieb ihm erspart. Der König ging vielmehr mit möglichster Eile zu Werke und warb bereits am zweiten Tage nach der Ankunft des Kronprinzen bei den Braunschweiger Herrschaften, die sich in Berlin eingefunden hatten, für seinen Sohn um die Hand der Prinzessin Elisabeth Christine. Der Brautkuß wurde vertagt, bis ein Kurier die Antwort des kaiserlichen Oheims der Braut auf die Anzeige eingeholt habe. Der Bräutigam schrieb inzwischen an seine Schwester Wilhelmine: „Die Person ist weder schön noch häßlich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart. Diese Schilderung ist nach der Natur; Du magst danach beurteilen, ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht." Zu Grumbkow sagte er: „Ich habe keine Abneigung gegen die Prinzessin, sie ist ein gutes Herz, ich will ihr nichts Böses, aber ich werde sie nie lieben können."

Als am 10. März in Gegenwart von dreihundert geladenen Zeugen die feierliche Verlobung stattfand, fiel an dem Bräutigam das gedrückte Aussehen auf; beim Ringwechsel traten ihm die Tränen in die Augen. Wohldienerische Zungen sprachen von Freudentränen. Sobald die Beglückwünschungen vorüber waren, wandte sich Friedrich von seiner Braut ab und trat einige Schritte zurück zu einer jungen Dame, die von den Eingeweihten als die Gebieterin seines Herzens bezeichnet wurde; immer wieder richtete er unvorsichtig genug das Wort an sie, während er seine Verlobte nicht einmal ansah.

Graf Seckendorff aber, auf dessen ästhetisches Urteil Friedrich freilich nichts geben zu wollen erklärt hatte, berichtete an den Prinzen Eugen: „Ich hoffe, es soll der Kronprinz die Prinzessin bei dem

ersten Wiedersehen an Gestalt und Manieren dergestalt verändert finden, daß sie ihm besser als nun gefallen wird. — Denn da sie in der Tat die schönsten Traits von Gesicht, auch in der Tat einen wohlgeschaffenen Leib hat, so wird die Schönheit im Gesicht ohnfehlbar zunehmen, wenn die übrigen Flecken, so die Blattern zurückgelassen, vergehen und der Hals bei zunehmenden Jahren etwas vollkommener wird." Und weil der Bräutigam geäußert hatte, seine Braut tanze wie eine Gans, so ersuchte der wohlmeinende Seckendorff einen berühmten Dresdener Tanzmeister, für einige Monate seinen Aufenthalt in Wolfenbüttel zu nehmen.

„Des Grumbkows Ehrlichkeit," so erkannte Prinz Eugen huldvoll an, „ist wohl nun größtenteils der Sache glücklicher Ausgang zuzuschreiben." Der Mann, welcher nach Seckendorffs Zeugnis, „seinen Kopf, Freiheit und Ehre" bei dieser Handlung gewagt hatte, erhielt als Belohnung seiner treuen, der Hofburg geleisteten Dienste eine allerhöchste kaiserliche „Begnadigung" von 40 000 Gulden. „Wenn jemand in Welt Gnade verdient, so ist es dieser Mann," damit befürwortete Seckendorff gleichzeitig die heimliche Fortzahlung des jährlichen Ehrensoldes von 1000 Dukaten an Grumbkow.

Der nächste Auftrag, den Prinz Eugen dem erfolgreichen Unterhändler erteilte, war, in den Hofstaat des Kronprinzen solche Leute zu bringen, „die einesteils die nötigen Qualitäten haben, um bei dem Kronprinzen sich beliebt zu machen, und von denen man anderseits versichert sei, daß sie keine anderen als ehrliche und dem kaiserlichen Interesse gemäße Principia ihm beibringen, auch von des Grumbkow und Euer Exzellenz Anhang abhangen." Doch wurde nicht Graf Schulenburg, den Prinz Eugen als geeignete Persönlichkeit bezeichnete, Hofmarschall, sondern Wolden behielt auch fortan die Stellung, die er in Küstrin gehabt hatte, durchaus im Sinne des Kronprinzen, der ihn zwar für geschwätzig und unvorsichtig hielt, aber als wohlmeinend erprobt hatte. Der junge Natzmer aber, dem Grafen Seckendorff längst ein Dorn im Auge, ward von dem kronprinzlichen Hofstaat getrennt, gar sehr zu Friedrichs Bedauern. Auch der Wunsch, seinen früheren Stallmeister Keyserlingk wieder zu seiner Gesellschaft zu eralten, wurde dem Kronprinzen nicht gewährt.

Am 4. April ging der Kronprinz zu seinem Regiment ab, zunächst nach Nauen.

Die Gnadenfrist von etwa einem Jahre, die ihm bis zu seiner Vermählung blieb, mochte er anwenden, sich mit seinem Dienste als Oberst vertraut zu machen und darauf zu sehen, „daß sein Regiment kein Salatregiment wäre," wie des Königs Worte waren. Der junge Regimentschef sprach recht unehrerbietig von dem

„Exerzierteufel" im preußischen Dienste und von der „Universität Potsdam" als der hohen Schule der Drillkunst und rühmte seine militärische Ambition zunächst noch mit einiger Ironie. Eben in Nauen angekommen, schreibt er an Grumbkow: „Wir exerzieren hier comme il faut, neue Besen kehren gut, ich muß doch meine neue Würde illustrieren und zeigen, daß ich ‚ein tüchtiger Offizier' bin." In seinem Gefallen an äußerem Flitter hätte er auch jetzt noch ein reiches Prachtgewand der knappen Uniform vorgezogen.

Von seinem täglichen Leben in der kleinen Garnisonstadt Ruppin entwirft Friedrich anläßlich gewisser nachteiliger Gerüchte, die nach Potsdam gedrungen waren, am 23. Oktober 1732 die launige Schilderung: „Gott weiß, daß ich jetzt so eingezogen lebe, wie nur irgend möglich. Ich widme mich dem Regiment; viel Exerzieren; die wirtschaftlichen Aufgaben, die mir der König gestellt hat, geben mir auch zu tun; dann kommt die Essenszeit, dann die Parole; darauf fahre ich entweder auf irgendein Dorf oder ich unterhalte mich mit Lesen oder Musizieren. Um sieben Uhr komme ich mit den Offizieren zusammen, da spielen wir Karten. Um acht Uhr esse ich, um neun ziehe ich mich zurück, und so vergeht ein Tag wie der andere" — ausgenommen die beiden Tage in der Woche, an denen die Post aus Hamburg anlangt. Sie bringt die Hamburger Kapaunen, die Steinbutten und die englischen Austern, zu denen drei oder vier gute Freunde eingeladen werden. Ginge es nach dem Wunsche des Herzens, so würden zehn gebeten werden, „aber so viel Gäste mit so kostbarem Futter zu sättigen, dazu reichen meine Mittel nicht aus."

Ein halbes Jahr später schreibt er: „Ich komme vom Exerzieren, ich exerziere, ich werde exerzieren. Das sind alle Neuigkeiten, die es zu berichten gibt, indessen liebe ich es sehr, mir einige Augenblicke zur Erholung zu gönnen, und ziehe vor, hier von der Morgendämmerung bis zur Abenddämmerung zu exerzieren, als zu Berlin als reicher Mann zu leben."

In die Nöte der Stellung eines Regimentschefs unter König Friedrich Wilhelm I. gewährt der verzweiflungsvolle Brief in Friedrichs gebrochenem Deutsch einen drastischen Einblick, den der Hauptmann von Hacke in Potsdam im Juli 1732 aus Ruppin erhielt: „Mein lieber Herr von Hacke, mein Gott, was hat mir Buddenbrock für eine Zeitung gebracht! Ich soll nichts aus Brandenburg kriegen, mein lieber Hacke? Ich habe darauf dreißig Mann aus der Kompanie ausrangieret, und wor soll ich sie nun wieder kriegen? Ich wollte wohl dem König ebensowohl, wie der Dessauer, große Kerls geben, aber Geld habe ich nicht, und kriege und prätendiere auch nicht sechs Mann vor einen. So heißt es wohl recht: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nichts hat, dem wird genommen von

dem, das er hat. Das ist keine Kunst, daß des Fürsten und die magdeburgischen Regimenter schön sind, wenn sie Geld vollauf haben und kriegen darnach noch einige dreißig Mann umsonst. Ich armer Teufel aber habe nichts und werde auch mein Tage nichts kriegen. Bitte, Ihn lieber Hacke, bedenke Er doch das; und wor ich kein Geld habe, so führe ich dem Könige künftiges Jahr Asmus allein als Rekruten vor und wird mein Regiment gewiß Krop sein. Sonsten habe ich ein deutsches Sprichwort gelernet, das heißet: Versprechen und halten ꝛc. Ich verlasse mich allein auf Ihn, mein lieber Hacke; wo Er nicht hilft, wird es schlecht aussehen. Heute habe ich wieder angeklopfet, und wor das nicht hilft, so ist es getan. Wenn ich noch könnte Geld geliehen kriegen, so wäre es noch gut, aber daran ist nicht zu denken; so helft mir doch, lieber Hacke."

Hacke war früher, wie erwähnt, von dem Kronprinzen eben nicht zu seinen Freunden gezählt worden. Der baumlange, ungeschlachte Hüne, der seinen Gästen gegenüber die einzige Höflichkeitsformel „Setzt Euch" hatte, mit ihr aber nur die Damen zu beehren pflegte, war für Friedrichs Witz stets eine dankbare Zielscheibe gewesen. Jetzt aber galt es, den Mann, der bei dem Könige viel vermochte und, wie wir eben sahen, auch sonst nützlich sein konnte, warm zu halten, und so hatte sich mit „illustrissimus Häkchen" (crochet) ein Briefwechsel angesponnen: „Wir zeigen uns gegenseitig die Sammetpfötchen." Auch mit seinem alten Gegner Derschau wußte Friedrich sich jetzt zu stellen, weil er dessen Einfluß auf den König fürchtete. „Derschau und Hacke sind meine Intimen," schrieb er an seine Schwester am 5. September nach Baireuth, „aber trau, schau, wem! Seckendorff und Grumbkow stehen vortrefflich mit mir und tun Gutes an mir — abgesehen von der Heiratsgeschichte." Als Seckendorff ihn vierzehn Tage darauf in Ruppin besuchte, sprach er „von seiner Dulcinea" kein Wort.

Um so weniger hielt er gegen Grumbkow in dieser leidigen Angelegenheit mit beißenden Sarkasmen in dem leichtfertigen Tone eines jungen Offiziers zurück. „Man will mich verliebt machen mit Stockschlägen; da ich aber nicht das Naturell der Esel habe, so fürchte ich, daß man nicht erfolgreich sein wird. Mein Gott, man soll sich doch ein klein wenig daran erinnern, daß mir diese Ehe nolens volens vorgeschlagen worden ist und daß die Freiheit der Kaufpreis war. Ich will nicht hoffen, daß sich der König, wenn ich erst verheiratet bin, in meine Sachen einmischt. Die Ehe macht mündig; sobald ich es werde, bin ich Souverän in meinem Hause, und meine Frau hat nichts zu sagen. Es lebe die Freiheit!" Er wirft die Frage auf: „Bin ich denn von dem Holze, aus dem man die guten Ehemänner schnitzt? Ich liebe das schöne Geschlecht, aber meine Liebe ist sehr flatterhaft; ich bin für den Genuß, nachher verachte

ich sie. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheiraten, aber dann ist es genug: Bon jour, Madame, et bon chemin." Wenn dann seiner Mutter, der Königin, schlimme Dinge über ihn zugetragen wurden, so sagte er: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß alle Welt so viel über mich spricht; ich leugne nicht, daß das Fleisch bisweilen schwach ist, aber für die geringste kleine Sünde wird man gleich als der größte Wüstling der Welt verschrieen! Ich tue mein möglichstes, um mit der Zeit vernünftig zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er jung war."

Der König tadelte seinen Sohn, weil er der Braut nicht oft genug schrieb. „Was soll ich ihr denn schreiben?" seufzte er resigniert. Er begann nun, seine Liebesbriefe durch kleine Scherze zu würzen; „wir bezahlen ihn mit gleicher Münze", schreibt der künftige Schwiegervater an Grumbkow (6. Oktober). In angemessenen Zwischenräumen tauschten die Verlobten Geschenke aus. Die Braut schickte einmal eine Tabaksdose, die zerbrochen ankam; ein andermal, mehr wirtschaftlich als empfindsam, Braunschweiger Würste; selbstverständlich machte der so Beschenkte im stillen seine boshaften Randbemerkungen. Ende Januar eröffnete ihm der König, daß sie zu Beginn des nächsten Monats einen Besuch in Wolfenbüttel abstatten würden. Friedrich äußerte, daß er bis zu der Reise keine große Ungeduld spüre: „Ich weiß schon im voraus, was meine Stumme mir sagen wird; aber ich werde die Braunschweiger Komödie so spielen, daß nichts daran fehlen soll." Der König war nachher sehr mit ihm zufrieden: „Die Verliebten sind recht verliebt," schreibt er aus Braunschweig.

Ob der Kronprinz im geheimen seufzte und murrte und lästerte, auf jegliche Umtriebe gegen die Bevernsche Heirat hatte er gänzlich verzichtet. Wohl aber drohten Ränke und Tücken von einer Seite, von der Friedrich Wilhelm sie am wenigsten hätte erwarten können.

Die Politik, welche die Verlobung gestiftet hatte, wollte jetzt zu der Vermählung nicht ihren Segen geben. Einen mit so viel Kunst gegen England geführten Schachzug wünschte man in Wien zurückzunehmen, nachdem seit 1731 die Wiederherstellung der politischen Solidarität mit den Seemächten der vornehmste Wunsch der kaiserlichen Staatsmänner geworden war. Noch immer konnte man sich in London nicht von dem Gedanken an die britisch-preußische Doppelheirat trennen. Drum forderte England von den neuen Freunden in Wien einen Liebesdienst in dieser Angelegenheit, und die kaiserliche Diplomatie nahm es wirklich auf sich, die erforderlichen Anträge bei dem König von Preußen zu stellen. Doch fiel man nicht mit der Tür ins Haus, sondern war vorsichtig genug, zunächst einen Fühler auszustrecken.

Schon vor der Verlobung des Kronprinzen mit seiner Bevern-

'chen Braut war zwischen den Eltern eine zweite Familienverbindung vereinbart worden, eine Ehe des Erbprinzen Karl von Bevern und der Prinzessin Charlotte, der vierten Tochter Friedrich Wilhelms I. Die Ehepakten waren unterzeichnet. Jetzt sollte den augenblicklichen Bedürfnissen der österreichischen Politik zu Gefallen Prinz Karl auf Lottinens Hand zu gunsten des Prinzen von Wales, der zuvor um Wilhelmine gefreit, verzichten und zum Ersatz die Prinzessin Anna von England nehmen. Selbst ein Seckendorff betrachtete den Vorschlag als hochbedenklich, und Grumbkow, an den er sich wie immer zuerst wandte, verweigerte mit dem Kraftworte: „Der König ist nicht so dumm, wie Ihr denkt," entschieden seine Mitwirkung. Als Seckendorff auf die wiederholten und kategorischen Befehle des Prinzen Eugen sich Anfang Dezember 1732 endlich mit seiner Botschaft hervorwagte, entlud sich das Wetter, das er vorausgesehen hatte. Bei Hofe und im Tabakskollegium wollte man den König zeit seines Lebens nicht „in einer solchen Rage" gesehen haben. „Man will mit Gewalt haben, ich soll gut englisch werden," sagte er zu Grumbkow. „Denkt, denkt, wer hätte das sollen denken von Leuten, die mich kennen sollten, und die ich gewiß besser kenne und gekannt habe, als sie glauben." Das nage ihm am Herzen und werde ihn noch töten. Fast ein Monat verging, ehe Seckendorff nach einer so starken Erschütterung seines Kredits mit Friedrich Wilhelm „seinen Frieden geschlossen" hatte.

Die Erfahrung hätte in Wien zu etwas mehr Zurückhaltung mahnen können. Aber Robinson, der englische Gesandte, drängte immer ungestümer, und angesichts der näher und näher tretenden Möglichkeit einer Verwicklung mit den bourbonischen Kronen schienen dem kaiserlichen Hofe der gute Wille und die Hilfe der Seemächte ganz unentbehrlich. Seckendorff, er mochte wollen oder nicht, wurde von neuem vorgeschickt, und zwar diesmal mit einem Auftrage, der den ersten an Dreistigkeit noch übertraf: statt des Geringeren, das nicht gewährt worden war, forderte man jetzt keck das Ganze.

Der Tag der Hochzeit des Kronprinzen war festgesetzt, die bevorstehende Feier in allen preußischen Landen von den Kanzeln verkündigt worden. Der König mit der Königin und der Bräutigam selbst waren in dem herzoglichen Lustschloß Salzdahlum eingetroffen, die ganze Hochzeitsgesellschaft war versammelt. Auch Seckendorff befand sich unter den Gästen. Am 11. Juni, den Morgen vor dem für die Trauung angesetzten Tage, kam ein Kurier aus Wien und brachte dem Grafen ein Schreiben des Prinzen Eugen vom 5. Juni; es enthielt den Befehl, die Verlobung rückgängig zu machen. In großer Erregung eilte Seckendorff zu seinem Grumbkow, der ihm den guten Rat gab, mit diesem Anbringen unterwegs zu bleiben und das für den König bestimmte Handschreiben des Prinzen Eugen

ad acta zu legen. Trotz aller Vorstellungen wagte Seckendorff die Verantwortung für die Nichtausführung seiner „so positiven" Aufträge nicht auf sich zu nehmen. Der König lag noch im Bette, als der kaiserliche Gesandte um 9 Uhr früh vor ihn gelassen wurde. „Mit lächelndem Munde," so berichtet Seckendorff selber, bat er um die Erlaubnis, Ihrer Majestät Eröffnung über eine importante Sache zu tun; vorher aber ließ er sich („weil diese Vorsichtigkeit bei einem so hitzigen Herren auf alle Weise zu beobachten") das Versprechen geben, „daß Ihro Majestät mich mit Geduld anhören, sich nicht darüber ereifern, und eine zwar selbstbeliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilsame Entschließung ohnverzüglich darüber nehmen, vornehmlich aber das Geheimnis bei sich behalten wollten".

Und nunmehr beantragte er, ganz wie vor drei Jahren Sir Charles Hotham, auf die Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie von England.

Friedrich Wilhelm in seinem Bette erwiderte (Seckendorff führte die Antwort dem Prinzen Eugen wörtlich an): „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte. Hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kaiserliche Majestät nicht getan, ohnerachtet wider Dero, auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein. Aber nun, da ich mit der Königin schon hier bin, und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt als einen wankelmütigen Menschen ansehen zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist."

Da der König gegen seine Gewohnheit sehr gelassen blieb, so ließ sich der Unterhändler nicht sofort abschrecken, meinte, es sei nichts Ungewöhnliches, daß solche großen Mariagen im letzten Augenblicke aufgeschoben worden seien, und schloß: „ob zwar an dem, daß die Vollziehung der Heirat zwischen dem Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin auf morgen schon angestellt und alle Präparatorien allhier zu Salzthal dazu vorgekehret, so könnte doch meines Bedünkens eine Abänderung inzwischen so weit gemacht werden, daß vor jetzo, statt des Kronprinzen Vermählung, des Prinzen Karl seine mit der Prinzessin Charlotte vor sich ginge und nach der Hand zu gleicher Zeit die des Prinzen Wallis mit der Prinzessin von Bevern und des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalie vorgenommen werde."

Der König wies jetzt den zudringlichen Diplomaten an seine Minister und sagte nur noch, „daß er durch keine Vorteile in der Welt sich würde bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen und die in vierundzwanzig Stunden

zu vollziehende Heirat aufzuschieben". Die vorgeschlagene Abänderung wäre wider sein Gewissen.

Von Grumbkow hörte Seckendorff nachher, daß der König über den Antrag doch aufgebrachter war, als er es den Gesandten hatte merken lassen. Noch einmal regte sich Friedrich Wilhelms Argwohn gegen seinen Sohn und gegen die Königin. Grumbkow mußte den Kronprinzen zur Rede stellen. Friedrich beteuerte seine Unschuld an dem neuesten Winkelzuge der kaiserlichen Politik und ließ dem Könige erklären, daß nichts als der Tod sein der Prinzessin-Braut gegebenes Wort lösen solle. Den Abend des ereignisreichen Tages verherrlichte die Aufführung eines Schäferspieles, in welchem Friedrich in Bauerntracht als zärtlicher Liebhaber mitwirkte und von Apoll den Preis des Flötenspiels zuerkannt erhielt. Am nächsten Tage fand die Trauung statt. „Just diesen Augenblick ist die ganze Zeremonie zu Ende, und Gott sei Lob und Dank, daß alles vorbei ist," schreibt der Kronprinz um 12 Uhr in der Nacht an seine Schwester Wilhelmine.

Auf Befehl des Königs wurde die Anzeige der Vermählung an den englischen Hof unterlassen. Von Hannover und London aus verbreiteten sich dagegen in den nächsten Wochen „allerhand satirische Piecen über die zu Salzthal vollzogene Heirat".

In Berlin folgte den Einholungsfeierlichkeiten unmittelbar das Hochzeitsfest des zweiten Paares, des braunschweigischen Erbprinzen und der Prinzessin Lottine, die vorher im Verein mit ihrer Mutter, der Königin, mit liebevoller Sorglichkeit die Einrichtung des dem kronprinzlichen Paare bestimmten Hauses überwacht hatte: es war das bisherige Gouvernementsgebäude gegenüber dem Zeughaus. Zugleich schenkte der König seiner Schwiegertochter das Lustschloß Schönhausen mit seinem gut gepflegten Parke. Der Kronprinz kehrte nach einigen Wochen einsam, wie er es sich gewünscht hatte, nach Ruppin in die „geliebte Garnison" zurück.

Da die Herren von dem bisherigen Ruppiner Hofstaat, „Don Silva" (Wolden) an ihrer Spitze, von jetzt ab in Berlin den Dienst bei der Kronprinzessin hatten, so hielt es der König für nötig, einen erfahrenen und zuverlässigen Offizier, den Oberstleutnant von Bredow, seinem Sohn an die Seite zu stellen, denn „ich finde ihn noch nicht imstande, daß ich ihn so allein gehen lassen könnte". Bredow erhielt die Weisung, auf Ordnung und Haushaltung zu sehen und dem Kronprinzen „durch vernünftige Vorstellung und ein gutes Exempel gute Sentiments beizubringen". Auch sollte seine Gegenwart dazu beitragen, „daß die jungen Offiziers in Sprechen und Umgang so viel mehr Menagement gebrauchen, denn Ihr werdet Euch schon als ein alter erfahrener Oberstleutnant den nötigen Respekt verschaffen". Begreiflicherweise betrachtete der prinzliche

Oberst diesen „militärischen Mentor“ mit Mißtrauen und schalt ihn wegen seiner Berichterstattung nach Potsdam einen Argus und Zeitungsschreiber.

Das Einerlei des Friedensdienstes sollte bald eine Unterbrechung erfahren. Noch im Herbst 1733 überschritten die Franzosen den Rhein und nahmen Kehl, um durch eine Diversion in Deutschland die polnische Königswahl Leszczynskis, des Schwiegervaters Ludwigs XV., gegen die Höfe von Wien, Petersburg und Dresden aufrecht zu erhalten. Im Frühling des nächsten Jahres stießen 10 000 Preußen als Hilfstruppen zu dem kaiserlichen Heere am Neckar. „Ich hoffe,“ sagte der König, „daß sie sich so werden aufführen, wie sich ein Brandenburger aufzuführen gewohnt ist.“ Am 30. Juni ging der Kronprinz aus Berlin in das Hauptquartier ab, „als Volontär“.

Er brannte vor Kampflust und Ruhmbegierde. Noch lieber freilich hätte er es gesehen, wenn der Krieg unmittelbar der Sache des Königs, den Interessen Preußens gegolten hätte. Als vor zwei Jahren das Gerücht den Tod des Kurfürsten von der Pfalz als unmittelbar bevorstehend ankündigte, und somit die Entscheidung wegen der jülich-bergischen Erbschaft ganz nahe gerückt war, da jubelte Friedrich: „Ich würde entzückt sein, die schöne Armee des Königs handeln zu sehen und das Kriegshandwerk inmitten seiner siegreichen Waffen zu erlernen. Welch glückliche Erfolge darf man sich nicht versprechen, im Kampf für eine gerechte Sache und beseelt durch die Ruhmbegierde! Ich versetze mich schon im Geiste auf die Gefilde von Jülich und Berg und sehe unsere neuen Untertanen zu den Füßen ihres neuen Herren, so daß wir mit dem Schrecken unserer Waffen nur das Herz unserer feigen Neider zu erfüllen brauchen.“ Der Einundzwanzigjährige glaubt 1733, daß es die höchste Zeit für ihn ist, etwas für die Unsterblichkeit zu tun: „die Kraft meines Armes verdirbt in der Untätigkeit; jetzt könnte ich noch ein Kriegsschüler werden, mit dreißig Jahren hat man keine Anlage mehr zum Lernen, und ein Handwerk wie das kriegerische verdient mehr als die Spätlinge des Greisenfleißes: man muß darin erzogen und aufgewachsen sein.“

Gerade die Wahrnehmungen, die er in der nächsten Zeit machen sollte, bestärkten ihn in der Ansicht, „daß dasselbe wunderkräftige Feuer, das einen Condé, einen Marlborough, einen Eugen in ihrer Jugend zu Helden schuf, ihre Kraft auch allzu schnell verzehrte“.

Die Instruktion, die er 1734 in das Feldlager mitnahm, hielt ihn zu fleißigem Verkehr mit den alten, erfahrenen Kriegsobersten des Kaisers an, mit Generalen wie Wallis und Schmettau und vor allem mit dem Prinzen von Savoyen selbst. So oft der Prinz Eugen ausritt, sollte der Kronprinz sich bei ihm einfinden und auf jede

seiner Anordnungen achtgeben, auch bei den Begleitern des Feldherrn sich stets nach den Gründen der erteilten Weisungen erkundigen: „des Prinzen Eugenii Durchlaucht selbst darum zu fragen, ist wider den Respekt und muß dahero nicht geschehen." Am Tage einer Schlacht sollte der Kronprinz dem Altmeister zur Seite halten und erst nach Eintritt der Entscheidung zu der preußischen Infanterie reiten.

Wie wenig entsprach der Verlauf des Feldzuges von 1734 den Voraussetzungen dieser Instruktion und den hochgemuten Erwartungen Friedrichs, der den Prinzen Eugen in Wiesenthal am 7. Juli mit den Worten begrüßte, er wolle zusehen, wie ein Held Lorbeeren sammle. Das Feld, in das er kam, war „an Lorbeeren sehr unfruchtbar", und der Sieger von Zenta und Turin „vegetierte nur noch": „Die, welche ihr ganzes Leben lang an den Ruhm sich gewöhnt und an siebzehn Ehrentagen ihn behauptet hatten, mußten diesmal ohne neue Kränze heimkehren." Immerhin war der Eindruck tief, den der greise Held allein durch seinen Anblick auf die lebhafte Einbildungskraft des jungen Kriegers machte. „Noch der Schatten des Prinzen Eugen," sagte Friedrich ein paar Jahre später, „flößte den Feinden Ehrfurcht ein; alle diese berühmten Schlachten traten vor ihr Auge, wo sie seine Tapferkeit, seine Kriegserfahrung und seine Sieghaftigkeit an sich erprobt hatten. Da man allzeit ihn als Sieger gesehen, so verwechselte man ihn mit dem Siege selbst, und die Franzosen fürchteten den einzigen Prinzen Eugen mehr als die gegen sie vereinigte Gesamtkraft des Reiches." Ausdrücklich verwahrte sich der Kronprinz hier im Lager dagegen, „als ein kleiner Eugen" kritteln und klug reden zu wollen, und meinte, daß Seckendorff und die anderen Generale den Generalissimus, der ihnen zu alt schien, mit ihrer Weisheit nur zu Dummheiten veranlassen würden. Man wollte bemerken, daß er die lakonische Sprechweise des großen Siegers sich aneignete. Als ein persönlicher Zug an dem Alten blieb dem Volontär von 1734 unvergessen, daß in Gegenwart Eugens nichts zu seinem Lobe gesagt werden durfte.

Die Hauptausbeute des militärischen Kursus blieb bei alledem, wie Friedrich noch im Lager feststellte: „Unser Feldzug ist eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, eine Lehre ziehen kann." Wie vorzeiten der junge Moritz von Sachsen als Teilnehmer an dem Heereszuge Karls V. nach Frankreich den Eindruck gewinnen konnte, daß ein Waffengang mit diesen Kaiserlichen nicht allzu gefährlich sein dürfe, so machte auch hier unter den Truppen des sechsten Karl der militärische Scharfblick eines deutschen Prinzen eine Nutzanwendung für die Zukunft. Dem Freiherrn von Riedesel gönnte Friedrich nachmals, als er aus österreichischem Dienst in den preußischen übertrat, das Kompliment,

er sei ihm als der einzige, dessen Regiment bei der Rheinkampagne in Ordnung gewesen, sehr wohl in Erinnerung. Für jetzt aber bot die Prahlerei und das unkriegerische Aussehen der kaiserlichen Musketiere und Reiter dem mimischen Darstellungstalent des preußischen Kronprinzen dankbaren Stoff.

Übrigens hatte die Anwesenheit der Preußen die Wirkung, daß der „Exerzierteufel" zu Friedrichs Schadenfreude auch in die Kaiserlichen fuhr: „Der Prinz Eugen exerziert nun ärger wie wir: er ist öfter drei Stunden selber dabei, und fluchen die Kaiserlichen so viel auf uns, daß es grausam ist."

Das volle Vierteljahr, das der Kronprinz vor dem Feinde stand, genügte, ihn, wie seine Instruktion es verlangte, mit dem Feldbienst im kleinen und im großen völlig vertraut zu machen, so daß er wußte, „wie die Schuhe der Musketiere sein sollen, wie lange ein Soldat solche tragen kann und wie lange er in einer Kampagne damit auskommen muß, desgleichen von allen Kleinigkeiten, so zu den Soldaten gehören, und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienst und bis zu des Generalissimi Dispositiones". Auch an Gelegenheit, persönlichen Mut zu bewähren, fehlte es in diesem Scheinkrieg doch nicht ganz. Auf einem Erkundungsritt im Walde vor Philippsburg kam Friedrich am 9. Juli mit seinen Begleitern den französischen Kugeln nah genug; die Kaltblütigkeit, mit der er die Bäume um sich herum zersplittern sah, ohne im Gespräch innezuhalten, machte viel von sich reden.

Da der König sein Kontingent, bei dem er einige Tage nach dem Sohne eingetroffen war, bald wieder verließ, so gewann der Kronprinz volle Freiheit der Bewegung. „Der Kronprinz von Preußen," bemerkt ein Augenzeuge, „hat sich gleich nach der Abreise seines Papa ganz neu und über die Maßen propre equipiert, auch seit des Königs Abreise seiner Dienerschaft eine ganz andere, sehr reiche Livree gegeben." Die lachenden Gefilde am Neckar und Rhein, die er vor vier Jahren qualvoll und mit finsteren Gedanken durcheilt hatte, wurden jetzt für ihn der Schauplatz lustigen, ausgelassenen Lebensgenusses. In diesem Heidelberger Lager, wo man den Ernst des Krieges kaum wahrnahm, tummelte sich die Blüte der deutschen adeligen Jugend. Zwar warnte den preußischen Kronprinzen seine Instruktion vor dem kordialen Umgang mit den vielen „Fürstenkindern, jungen Grafen und anderen jungen Leuten von Extraktion, worunter gemeiniglich mehr böse als gute sind". Indes, wo ließ sich da eine Grenze ziehen? Die Erinnerung an die etwas wüste Gemütlichkeit der österreichischen Magnaten bei einem Gelage, das Friedrich in einem gewürzten Briefe schildert, mag ihm nach Jahren einige Züge für seine übermütigste Dichtung, das

Palladion, geliefert haben, und das Oerdek teremtete, den kernigen Nationalfluch der Krieger der Pußta, führte er in der nächsten Zeit mit Behagen im Munde. Durchaus im Kriegsknechtston sind auch die Verse gehalten, die hier vor Heidelberg entstanden sind. Friedrichs tüdeske Muse verspottet ebenso derb wie holprig einen der „Schreiber" daheim hinterm Ofen, den alten Küstriner Gefährten Natzmer:

.... Wer nicht kann Kartaunenknall und Stücken hören brausen,
Dem rate ich, er bleibe zu Haus
Und lause der Mutter den Zipfelpelz aus.
Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein.

Ähnlich wird einer der Kameraden von dem in der Garnison zurückgebliebenen kronprinzlichen Regimente, der tolle Hans Heinrich von der Gröben, „im Namen der ganzen gesamten und von vielen unterschiedlichen Herren, Ländern, Örtern und Provinzen versammelten und konföderierten Kriegsvölkern und Soldaten" kräftiglichst mit den bis heute nicht veralteten Schlagwörtern des Kasernenhofes ausgescholten: „daß du Teufel zu Hause sitzest" usw. usw.; die deutschen Alexandriner aber, die der jugendliche Regimentschef dem Leutnant widmet, brechen jählings ab, denn:

Der edle Rebensaft stieg mir heut ins Gehirne,
So daß ich gar vergess' den Lauf derer Gestirne.
Also schließet Poet, wünschet dir gut zu leben,
Und wird dir tausendmal sonst gute Nacht gegeben.

Aus dem Felde heimgekehrt, fand Friedrich den Vater schwer krank. Ende Oktober gaben ihm die Ärzte nur noch vierzehn Tage zu leben, die Wassersucht machte schnelle Fortschritte. Der Kranke übertrug dem Kronprinzen einen Teil der Regierungsgeschäfte, die Unterschrift der Verfügungen in Verwaltungsangelegenheiten. Erst um die Wende des Jahres änderte sich sein Befinden unerwartet zum Besseren.

Seit dem April 1735 hielt Friedrich um die Erlaubnis an, auch in diesem Jahre den Feldzug der Kaiserlichen bei dem preußischen Hilfskorps mitzumachen. Endlich erhielt er die Zusage und schrieb: „Ich glaube, dem Prinzen Eugen wird die ganze Kampagne nicht so viel Mühe bereiten, als mir die Einholung der Erlaubnis gekostet hat." Der König nahm sein Wort wieder zurück. Immer von neuem, immer dringlicher trug der Kronprinz ihm seine Bitte vor. Gerade weil der vorige Feldzug so ruhmlos gewesen, meinte er die erneute Gelegenheit zur Auszeichnung nicht ungenutzt lassen zu dürfen. Er erinnerte Friedrich Wilhelm an die eigene Jugend: hatte ihm doch

der Vater selbst immer erzählt, „wie er sich vordem Mühe gegeben, um von seinem Herrn Vater die Permission zu erhalten, in Kampagne zu gehen". Als Ende August gar die Nachricht kam, daß Eugen über den Rhein gehen wolle, schrieb der zum Stillsitzen Verurteilte: „Mein allergnädigster König sei so gnädig und konsideriere die Schande, so ich haben würde, wenn nun da was vorgehet und ich wäre nicht dabei! Die ganze Welt weiß, daß ich vom Soldaten Profession mache, und da hier Gelegenheit wäre, was Rechtes zu lernen, so bliebe ich zu Hause." Friedrich Wilhelm legte dem Ungeduldigen freundlich und väterlich die Gründe dar, aus denen er, so herzlich lieb er den Sohn habe, ihm diese Bitte versagen müsse. Auf die „Ausstreuung vorhabender Bataillen" sei nichts zu geben, vielmehr würde der Prinz am Rhein wieder nur wie im Vorjahre „ein Zeuge der kaiserlichen Inaktion" sein, „welches eben nicht glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein kann".

Das Hauptbedenken, das die Antwort andeutet, aber nicht ausspricht, lag in den politischen Verhältnissen. Friedrich Wilhelm war in seinem Vertrauen zu dem kaiserlichen Hof stark erschüttert worden. Er sagte, sein Sohn würde bei der Armee des Prinzen Eugen zu gut kaiserlich werden.

Daß es ihm schwer wurde, dem kriegerischen Ehrgeize des Sohnes den Lieblingswunsch zu versagen, beweist die Anfrage, die er gleichsam tröstend an den Kronprinzen richtete: ob er sich freuen würde, auf fünf bis sechs Wochen eine „Lustreise" nach Preußen zu machen. Friedrich nahm das Anerbieten an, aber sehr verstimmt: „Eine Sendung nach Preußen," murrte er, „ist etwas anständiger als eine Sendung nach Sibirien, aber nicht viel. Die geheimen Hinderungsgründe scheinen in der Tat sehr geheim zu sein, offenbar kennt er sie selbst nicht."

Immerhin bot ihm die preußische Reise des Lehrreichen und Interessanten genug. Die Vollmachten, mit denen er ausgerüstet wurde, führten ihn bei den Provinzialbehörden und bei den Truppenkommandeuren als den Vertreter des Souveräns ein. Mißstände in den Kammern und Ämtern und bei den Regimentern entgingen seinem prüfenden Auge nicht und blieben nicht ungerügt. Die Feldwirtschaft, das noch wenig ausreichende Schulwesen, alles fand sorgsame Beachtung und einsichtige Beurteilung. Der König äußerte über die an ihn einlaufenden Reiseberichte seine volle Genugtuung.

In Königsberg weilte damals der Fürst ohne Land, der vor den Waffen der Russen und Sachsen aus Polen geflüchtet war, König Stanislas Leszczynski, der zum zweitenmal Entthronte, umgeben von dem Hofstaat der ihm gefolgten Getreuen: die Dreistadt Königsberg glich fast dem Sitze eines polnischen Reichstages. Die Einblicke, die der Kronprinz in das Treiben und die Bestechlichkeit der Polen

hier gewann, sind zeit seines Lebens für ihn maßgebend geblieben. Seine wiederholten Besuche bei dem Piastenkönig wurden von den „Antistanislaiten" als eine Demonstration Preußens gegen den Kaiser, den Verbündeten des wettinischen Gegenkönigs, aufgefaßt. Auf der Fahrt durch das Polnische begegnete Friedrich noch überall den Spuren des Durchzugs der Fremden und gewann in Danzig keine besonders hohe Meinung von der militärischen Einsicht, die Marschall Münnich bei der Belagerung gezeigt hatte. Die Bilder des Krieges, die hier in Polen vor sein Auge traten, mahnten ihn von neuem schmerzlich an seine Verurteilung zu friedfertiger Tatenlosigkeit: „Ich, der ich nicht die gewichtige Last der Sorge für das Wohl eines Staates auf mir habe, ich könnte sehr gut, ohne daß jemand deshalb etwas zu verlieren hätte, dabei sein und ruhig meinen Hirnschädel daran wagen. Aber das Schicksal hat es auf mich abgesehen, denn ich, der vor Eifer für den Soldatenberuf brennt, kann nie dazu kommen, die geringste Kleinigkeit mitzumachen."

Im November war Friedrich wieder in Ruppin. Inzwischen näherte sich die Bauarbeit ihrem Abschluß, mit der man seit Jahr und Tag in dem benachbarten Städtchen Rheinsberg beschäftigt war. Bald nach der Vermählung des Kronprinzen hatte der König, einem Wunsche seines Sohnes entgegenkommend, die anmutig gelegene Herrschaft Rheinsberg angekauft; den Ausbau und die Einrichtung des verfallenen Schlosses leitete Friedrich mit großer Liebe persönlich. Kemmeter rüstete das Vorderhaus und den Seitenflügel mit dem alten Klingenberg, dem Turm am See, stattlich zu und verdrängte die verwitterte Gotik durch Formen, wie sie der moderne Geschmack forderte; Sello brachte Licht und Ordnung in die Wildnis der Buchen und Eichen rings um das Wasser, und Pesne ließ auf dem Deckengemälde des Musiksaales den Sieger Apoll lichtbringend durch die Morgennebel aufsteigen. Als dann Knobelsdorf von einer Studienreise aus Italien zurückkehrte, verhalf er der Schloßanlage durch Aufführung eines zweiten Flügels zum Ebenmaß und verband den vorspringenden Giebelturm dieses Neubaues mit dem gegenüberliegenden Klingenberg durch einen den Innenhof schließenden Säulengang. Über die Eingangspforte aber schrieb der Baumeister: Friedrichs Feierstille — Friderico tranquillitatem colenti.

Vierter Abschnitt

Rheinsberg

Ein Hauptmann von der Leibwache des Kaisers Commodus wurde ohne Grund vom Hofe verwiesen. Als er in der Verbannung den Tod vor sich sah, setzte er seine Grabschrift auf: Hier liegt, der sieben Jahre gelebt hat. In Wahrheit hatte er siebenundsechzig Jahre gelebt, aber nur die letzten in der Verborgenheit. Wenn ich heute meine Grabschrift machte, so würde sie lauten: Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat."

Es war im Oktober 1737, als Friedrich diese Worte schrieb. Seit dem Herbst 1736 also datiert er sein Leben, seit seinem Einzuge in Rheinsberg.

Die äußerlich merkbarste Veränderung, die seine Lebensweise mit dem Ortswechsel erfuhr, war die Vereinigung seiner bisherigen bescheidenen Offizierswirtschaft mit der höfischen Haushaltung der Kronprinzessin. Die junge Fürstin mit ihrem Hofstaat hatte in Ruppin nie residiert. Wie die meisten preußischen Offiziere jener Zeit führte der Kronprinz dort in seiner kleinen Garnison ein Dasein, dessen Geselligkeit nur die derbere Würze des Spieles und des Trunkes kannte. Jetzt in Rheinsberg erhielt das gesellschaftliche Leben durch die Gegenwart des schönen Geschlechts nicht nur neue Formen, sondern auch neuen Inhalt. „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Reiz über den täglichen Verkehr aus": so und ähnlich klingt es jetzt in Friedrichs Briefen. „Ganz abgesehen von dem holden Minnedienste, sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich; ohne sie ist jede Unterhaltung matt." Wenn es ans Witzeln ging, stimmte zwar der Prinz dem Vergleich zu, den ein Spötter zwischen dem verdorbenen Geschmack der vornehmen deutschen Frauen und dem durch die Schminke zerstörten Teint der Französinnen gezogen hatte; aber unter den Damen, die stetig oder vorübergehend in Rheinsberg weilten, waren doch einige, deren Witz und deren Antlitz ihm „nicht verwerflich" schienen. Die kokette Frau von Brandt tat sich als Briefstellerin durch Witz und anmutigen Ausdruck hervor; an der „jugendlichen Iris", einem Fräulein von Walmoden, pries Friedrichs Muse die blendende Schönheit, die bald genug einen der Ruppiner Offiziere in die Banden der Ehe schlug.

Der Baronin von Morrien hat Friedrich noch nach langen Jahren ein Gedicht gewidmet, um sie an den schönen Rheinsberger Lebensfrühling zu erinnern, da sie den Namen Wirbelwind (Tourbillon) erhielt und aus ihrem unerschöpflichen Vorrat reiner Fröhlichkeit aller Welt mitteilte. Am meisten aber wurde die „kleine Tettau" ausgezeichnet, mit ihrem Kindergesicht und ihrem spitzigen Wesen; auch war sie eine bewunderte Schauspielerin. Sie taufte der Kronprinz Finette, und das geschäftige Gerücht bezeichnete bereits das Fräulein von Tettau als die künftige Gunstdame des preußischen Hofes. Eine Bekanntschaft aus der Kinderzeit war Frau von Kannenberg; die Tochter des Grafen Finckenstein wird in dem elterlichen Hause mit dem sechs Jahre jüngeren Prinzen, dem Zögling ihres Vaters, oft genug gespielt haben. Eine geborene Gesellschaftsdame, wie Friedrich sagt, bildete sie bei Besuchen mit ihrem ritterlichen Gemahl „eine Zierde des Rheinsberger Kreises". Die älteste Freundin blieb leider fern, die treue Frau von Rocoulle; Friedrich konnte sie nur in Berlin sehen. Hielt er sich im Winter dort längere Zeit auf, so fehlte er nicht leicht in dem „verehrungswürdigen Mittwochskollegium", der kleinen auserlesenen Gesellschaft, die im Hause seiner „lieben guten Mama" sich ein wöchentliches Stelldichein gab; denn obgleich jetzt den Achtzigen nahe, war die alte halbtaube Dame mit ihrem Hörrohre in ihrer liebenswürdigen Munterkeit noch immer „das Entzücken der Jugend".

Wenn der Kronprinz den Witz und die Schönheit der Rheinsberger Damen rühmte, so hat er seine junge Gemahlin dabei nicht im Sinne gehabt. Er hat sie auch nicht in zierlichen Versen besungen, und in dem Briefwechsel zwischen ihm und seinen Schöngeistern geschieht der Kronprinzessin wie nach stillschweigender Übereinkunft nie mit einem Worte Erwähnung. Gleichwohl waren die Rheinsberger Jahre die Lichtzeit dieses unfreiwilligen Bundes. Der Kronprinz hatte sich gegen das Joch der Ehe insgemein und gegen die Vermählung mit dieser Prinzessin insbesondere gesträubt, aber die wirkliche Begründung des häuslichen Herdes hier in Rheinsberg hat an der harmonischen Gesamtstimmung der nächsten Jahre ohne Frage ihren Anteil gehabt. Hat doch Friedrich später die Verheiratung als das sicherste Mittel betrachtet, die allzu stürmische Art eines seiner jüngeren Brüder zu größerer Stetigkeit zu gewöhnen; er kannte den erziehlichen Einfluß der Ehe aus Erfahrung. Elisabeth Christine hatte nichts, was bestechen und fesseln konnte, aber ihre anspruchslose Hingebung, ihre stille Freundlichkeit ließen sich auf die Dauer nicht kalt zurückstoßen. Der Gatte mußte sich sagen, daß er über dieses harmlose Wesen, auf welches er sich nun einmal angewiesen sah, unbillig geurteilt hatte; er bekannte schon vor den freundlicheren Rheinsberger Tagen ohne Vorbehalt: „Ich müßte der

niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte, denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum Äußersten, so daß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können." Aber demselben Vertrauten, vor dem er dieses Loblied anstimmte, sagte er zum Schluß von alledem, daß er dieser Gemahlin gegenüber nie etwas von Leidenschaft empfinde, daß er nie in sie verliebt gewesen sei.

Die Macht der Gewohnheit, die Gemeinschaft des täglichen Lebens in ländlicher Abgeschlossenheit schuf dann zwischen den beiden Gatten ein Verhältnis, das mehr als ein konventionelles war, dem es selbst an Herzlichkeit nicht fehlte. Wenn der Kronprinz während der wenigen Jahre dieses ehelichen Zusammenlebens sich auf Tage oder Wochen von der Gemahlin trennte, hat er ihr posttäglich geschrieben, um ihr seine Reiseerlebnisse mitzuteilen oder ihr kleine Besorgungen aufzutragen, wie sie einer guten Hausfrau in Abwesenheit des Mannes zufallen. Sie schrieb ihm wieder, und er sagte wohl, wenn er die Briefe las, daß sie doch ganz guten Witz habe. Die Sprache seiner eigenen Briefe ist immer freundlich und ungezwungen; selbst der Ton ritterlicher Verbindlichkeit wird mitunter angeschlagen: „Ich freue mich sehr auf Rheinsberg, und noch mehr auf das Vergnügen, Sie zu umarmen." Es geschah keineswegs aus bewußter Abneigung gegen die Gemahlin, daß Friedrich später die gemeinsame Hofhaltung der Rheinsberger Zeit auflöste; aber auch eine tiefere Zuneigung kann er selbst in Rheinsberg nie für Elisabeth Christine gehegt haben, wenn er so schnell nicht bloß räumlich ihr fern trat, sondern auch sein Herz wieder fremd und frostig abwandte und sich nicht mehr die Mühe gab, die innere Gleichgültigkeit zu verhehlen. Die Vereinsamte aber blieb sich gleich, hoffte immer, daß sich noch alles wieder wenden werde, und zehrte von der wehmütigen Erinnerung an die Rheinsberger Zeit, „da ich volle Befriedigung empfand, freundlich aufgenommen von einem Gebieter, den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde".

In der vorletzten Woche des August 1736, nicht lange nach dem Hausherrn, war die Kronprinzessin mit ihren Damen in Rheinsberg eingezogen; ein erster Besuch des Königs — er ist später nur noch einmal als Gast gekommen — gab Veranlassung, durch ein geräuschvolles ländliches Fest mit Hetzjagd, Fischzug und Vogelschießen die neue Residenz einzuweihen. Dann umfing stiller Friede das Schloß am See und seine Bewohner.

„Ich habe noch nie so glückliche Tage verlebt, wie hier," schrieb Friedrich nach dem ersten Vierteljahr seines Rheinsberger Aufenthaltes an seinen alten Freund Suhm. Sein Gemüt gewann die Freiheit und Zufriedenheit, die seine Freunde bisher an ihm ver-

mißt hatten. „Ich lebe jetzt wie ein Mensch," äußert er abermals nach einigen Monaten, „und ziehe dieses Leben der majestätischen Gewichtigkeit und dem tyrannischen Zwang der Höfe weitaus vor. Ein Leben nach der Elle ist nichts für mich." Er nannte Rheinsberg sein „Sanssouci".

Schnitt der Kronprinz sein Tagewerk auch nicht nach der Elle zu, so fehlte es doch keineswegs an einer geregelten Zeiteinteilung. Man unterschied am Rheinsberger Hofe zwischen den nützlichen und den angenehmen Beschäftigungen. Zu den nützlichen zählte das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; die der Erholung bestimmten Stunden wurden mit Musik, Theaterspiel und Maskeraden ausgefüllt. „Den ernsten Beschäftigungen bleibt aber immer die Prärogative," sagt Friedrich gleichsam entschuldigend; „ich kann versichern, daß wir für die Vergnügungen nur vernünftige Anwendung haben: wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen, und als Gegengewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zuviel der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt." Er findet, daß ein Übermaß von Weisheit und ein Übermaß von Narrheit gleich lächerlich sind: „um uns am Tollhause glücklich vorbeikommen zu lassen, müssen Ernst und Scherz sich paaren".

Die vier Rheinsberger Jahre sind Friedrichs fruchtbarste Studienzeit gewesen. Nur zu vieles hatte er nachzuholen, was er einst in Duhans Schule versäumt hatte; jetzt beim Eintritt in den „Sommer des Lebens" beklagte er dem alten Lehrer gegenüber die einst so unbesonnen vergeudete Zeit und legte ihm das Bekenntnis ab, daß er die verständigen Mahnungen überhört, daß er allzusehr sich den Zerstreuungen hingegeben habe. Duhan hatte damals seinem Schüler eine Bibliothek angelegt, die bis 1730 auf 3775 Bände angewachsen war und deren Katalog noch vorhanden ist. Da finden wir Enzyklopädien und gelehrte Zeitschriften, Lehrbücher der Rhetorik und Poetik und Reimwörterbücher, eine vollständige Sammlung der alten Klassiker in französischen Übersetzungen, zahlreiche Erscheinungen der französischen und englischen Belletristik, auch einzelne italienische Gedichte und Romane, sowie in französischen Texten den Don Quichotte und die Novellen des Cervantes; sodann naturwissenschaftliche, mathematische, geographische Werke; eine reiche historische Literatur, zumal für das Altertum und die französische Geschichte; endlich philosophische und auffällig viel theologische Werke, auch mystische Literatur und Erbauungsschriften. Alles in allem eine Sammlung, die ein systematisches Studium, die Erwerbung einer umfassenden Bildung ermöglicht haben würde. Aber selbst wenn Friedrichs eigenes Geständnis nicht vorläge und wenn wir nicht in Küstrin Hilles Klagen über des Prinzen krasse Unwissenheit

in der Geschichte gehört hätten, so wäre leicht zu ermessen, daß ihm damals im Hause des Vaters die Sammlung und die äußeren Voraussetzungen zu irgendwie gründlicherem Studium fehlen mußten. Das Verbot der Lektüre war ein so strenges, daß Friedrich, seiner eigenen Erzählung nach, nur des Nachts, wenn sein Militärgouverneur schlief, und nicht ohne Fährlichkeiten zu lesen wagte. Der König durfte von dem Vorhandensein der Bibliothek nichts erfahren; sie war in Berlin aufgestellt, in einem Hause der Schloßfreiheit, bei dem Geheimen Finanzrat von Pehnen, einem Mann von wissenschaftlichem Interesse, einem der Kuratoren des Joachimsthalschen Gymnasiums. Der Kronprinz war den größten Teil des Jahres in Potsdam, und kam mit dem Vater auf längere Zeit nur während des Winters nach Berlin. Unter diesen Umständen konnte ein flüchtiges Blättern in Tausenden von Büchern nur dahin führen, ihn zerfahren zu machen. Am meisten haben ihn auch damals noch, wie es scheint, die in reicher Zahl vertretenen französischen Romane angezogen. Als dann nach dem Fluchtversuch das Geheimnis des Prinzen an den Tag kam, ließ der König den ganzen Büchervorrat in Fässer packen und in Amsterdam unter den Hammer bringen, und Duhan wurde zur Strafe nach Memel geschickt und erhielt erst nach zwei Jahren die Erlaubnis zum Übertritt in braunschweigische Dienste. Dem Kronprinzen war während seiner Haft das Lesen, wie wir sahen, strenger verboten als je. Doch ist er in der letzten Küstriner Zeit schon zu den Büchern zurückgekehrt und hat auch in Ruppin fleißig gelesen. Aber erst in Rheinsberg scheinen seine Studien Planmäßigkeit angenommen zu haben, wenigstens hat er selbst immer diese Darstellung seines Bildungsganges gegeben.

Es galt, „unter Büchern vergraben", noch so gut es ging einen Mundvorrat von Kenntnissen und Wahrheiten anzuhäufen. Friedrich bildete sich seine eigene Lernmethode. Er hat später erzählt, daß er in Rheinsberg Lesen und Schreiben im Laufe des Tages miteinander abwechseln ließ, so etwa, daß er um 4 Uhr früh sich vom Lager erhob, nach sechsstündiger Lektüre zwei Stunden exzerpierte, nachmittags zu der Arbeit zurückkehrte, ja in später Stunde noch einmal sein Buch zur Hand nahm, um mitunter erst um die zweite Morgenstunde die Ruhe aufzusuchen. Der kühne Versuch, sich des Schlafes gänzlich zu entwöhnen, wovon Friedrich gleichfalls gern zu erzählen pflegte, mußte nach vier Tagen aufgegeben werden.

Mit der Betriebsamkeit und dem Sitzvermögen allein war es freilich nicht getan. „Kann Er lesen?" so fragte einmal der „alte" Fritz einen seiner jungen Adjutanten und gab dann dem Erstaunten zu der seltsamen Frage die Erläuterung: „Lesen heißt denken." Friedrich las, hier in Rheinsberg und später, mit der Feder in der Hand, um, was ihm zu denken gab, einstweilen anzustreichen, auch

wohl, um die zuströmenden Gedanken sofort in geschriebene Worte abzuklären und den Rand des Buches mit eiligen Bemerkungen anzufüllen. Mehr als eine seiner schriftstellerischen Arbeiten ist unmittelbar durch die Lektüre eines Schriftstellers, der seine Zustimmung fand oder seinen Widerspruch herausforderte, angeregt worden. Regelmäßig aber wurden aus den gelesenen Büchern Auszüge gemacht; sie dienten als Grundlage für die Wiederholung, für die Aneignung des Inhalts der Lektüre. Einige dieser Zusammenstellungen, wie er sie nach und nach sich anlegte, hat Friedrich später zu seinem Handgebrauch drucken lassen: einen Auszug aus Bayles Lexikon, einen gedrängten Abriß der Kirchengeschichte Fleurys, eine Blumenlese aus den heute halbverschollenen Dichtungen des Anakreontikers Chaulieu und der Madame Deshoulières.

Mit Vorliebe hat sich Friedrich ob seiner Ausdauer im Lesen den emsigen Benediktinermönchen verglichen, und so durfte er sein Schloß, trotz der Gegenwart der Damen, sein kleines Kloster nennen. Es kamen Tage, wo er an seinem Studiertische nicht zu sagen wußte, wie draußen das Wetter aussah, weil „auf der Hin- und Herreise zwischen dem Arbeitsraum und der Bücherei" sich zu meteorologischen Beobachtungen keine Gelegenheit bot. Seine Ärzte hätten ihm das allzu eifrige Studium zuzeiten mit Rücksicht auf seine Neigung zu Magenkrämpfen gern untersagt, aber er erklärte, lieber krank am Körper als am Geiste sein zu wollen: „Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich wie die starken Tabakschnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal mit der Hand in die Tasche fahren, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat."

Wie der Tag, so hatte auch das Jahr seine bestimmte Ordnung. „Die Leser meines zukünftigen Geschichtschreibers werden nur drei Epochen zu unterscheiden brauchen: Exerzierzeit, Reisezeit und Rheinsberg." Die Exerzierzeit fiel in die Frühlingsmonate vom März bis zum Juni; dann blieb der Regimentschef oft tagelang in Ruppin. Seine Reisen führten ihn, abgesehen von Besuchen in Berlin und Potsdam, 1736 und 1739 nach Preußen und Litauen, 1738 an den Rhein und nach Holland.

Weitaus aber der größte Teil des Jahres gehörte Rheinsberg, den Studien und den Freunden.

Friedrich hat sich nie zu der Ansicht zu bekennen vermocht, die einst einer seiner Freunde aufstellte, daß ein Gelehrter, der inmitten seiner Bücher lebe, auch ohne Freunde glücklich sein könne, daß die Freundschaft zum menschlichen Glücke nicht unbedingt notwendig sei. Sehr bestimmt erklärte er gegen diese Behauptung: „Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Werwolf." Was ihm in Ruppin bei dem Beginne des Studiums gefehlt hatte, war die Anregung, welche die unmittelbare

Berührung der Geister, der mündliche Gedankenaustausch mit Gefährten von gleichartiger Bildung, verwandten Interessen und sympathischer Persönlichkeit gibt. Das geistige Leben in der kleinen Garnison war nicht minder öde gewesen als das gesellschaftliche. Friedrichs abwesende Freunde bedauerten damals, daß ihm nicht erlaubt wurde, seinen Umgang nach Belieben zu wählen; sie sagten, daß unter den Ruppiner Offizieren kaum drei seien, die vier vernünftige Worte zu schreiben vermöchten. Wenn er nicht seinem Vater zu Gefallen sich die meiste Zeit auf den Umgang mit den jungen, der Mehrzahl nach höchst unbändigen und höchst unwissenden Regimentskameraden angewiesen sähe, sondern mit verständigen und geistvollen Männern verkehren könnte, so würde er eines der schönsten Genies seiner Zeit werden und die seiner Geistes- und Herzensbildung noch anhaftenden kleinen Fehler leicht abstreifen. Jetzt endlich in Rheinsberg wurde ihm für die Wahl seiner Gesellschaft kein Zwang mehr auferlegt. Im Begriff, in sein neues Heim überzusiedeln, macht er Suhm erfreut die Mitteilung, daß Jordan und Keyserlingk, Fouqué und der Major Stille seine Hausgenossen sein werden. Mit ihrem Einzuge wurde der Musensitz Rheinsberg vor allem das Heiligtum der Freundschaft: ihr habe er diese Stätte geweiht, erklärte der Besitzer, nicht anders als einst ein König von Frankreich sein Reich der heiligen Jungfrau zu eigen gegeben habe.

Jordan, damals sechsunddreißig Jahre alt, hatte die Welt und die Menschen gesehen. Eine Reise durch Frankreich, Holland und England, die er nach dem Tode seiner jungen Gattin und nach Niederlegung seiner uckermärkischen Pfarrstelle unternahm, hatte ihn mit den Häuptern der geistigen Bildung Europas, Fontenelle und Voltaire, Pope und s' Gravesande in persönliche Berührung gebracht. Mit seinem allgemeinen Wissen, seinem sicheren Gedächtnis, seiner glücklichen Gabe, der Gelehrsamkeit ein gefälliges Gewand umzuhängen, war dieses bewegliche Kind der Berliner französischen Kolonie ganz die Persönlichkeit, die der Kronprinz für seine Zwecke brauchte. Jordan wurde sein Sekretär, in Wirklichkeit sein literarischer Berater: „Kopist und Kritiker in einer Person" wird er im Scherz von seinem Gebieter angeredet; und in der Tat, Friedrich hat mehr als einmal seine literarischen Versuche Jordan zur Begutachtung und Verbesserung vorgelegt und seine französischen Briefe vor der Absendung von ihm durchsehen lassen. In der an sich durchaus untergeordneten Stellung, die nach ihm Darget, de Prades, Catt einnahmen, ist Jordan in vollstem Maße Friedrichs Freund geworden. Mehr als Geist und Gelehrsamkeit galt ihm an Jordan der Charakter, die Herzensgüte, der unerschöpfliche Fonds von Menschenliebe. Dieselben Eigenschaften, die dem Prediger einst die allgemeine Verehrung seiner Pfarrkinder eingetragen hatten, gelangten jetzt bei

Hofe zu nicht minder einstimmiger Anerkennung. Was dem nicht fehlen durfte, der dem Prinzen näher treten wollte, die weltmännische Sicherheit des Auftretens, die Gabe der leichten, anregenden Unterhaltung, das hatte Jordan gleichfalls ganz zu eigen. So war er seinem Gebieter und Freunde das Ideal eines Gelehrten, der kein Pedant ist, wenn Friedrich auch gern über die staunenswerte Belesenheit spottete, mit der jener „berühmte" Autoren zitierte, „die niemand zu kennen die Ehre hat". Auch Jordans Furcht vor dem Weltuntergang, den das Erscheinen eines großen Kometen herbeiführen sollte, gab zu fortwährenden Neckereien Veranlassung.

Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen:
Cäsarion zieht vor, die Flaschen leer zu machen, —

In diesen Versen stellt der Kronprinz seinem Freunde Jordan den Mann gegenüber, der mehr noch als jener sich seiner Zuneigung zu erfreuen hatte. Wenn Friedrich Leute, die er gern sah, für den scherzhaft-vertraulichen Verkehr umzutaufen liebte, so hat in seinem Munde keiner den ihm erteilten Beinamen so ausschließlich geführt, als Cäsarion-Keyserlingk. Dietrich von Keyserlingk hatte nach den Küstriner Tagen seinen Dienst bei der Person des Kronprinzen, trotz des von diesem geäußerten Wunsches, nicht wieder erhalten, sondern war bei seinem Regiment in Rathenow geblieben. Erst jetzt erlaubte ihm der König, zu dem Prinzen zurückzukehren; ja er soll sein Gefallen daran geäußert haben, daß sein Sohn an Keyserlingk sich am engsten anschloß. Friedrich begrüßte Cäsarions Erscheinen „wie den Durchbruch der Sonne durch den frostigsten Winternebel". Er gab sich dem um vierzehn Jahr älteren Freunde mit einer Spur von Empfindsamkeit hin, die an die Freundschaften der Genieperiode unserer Literatur erinnert. Er sagte, daß Cäsarion sein alles sei. Von seinen leider heute spurlos verschollenen Briefen an diesen Freund versicherte ein Zeitgenosse, der ihrer eine Anzahl gesehen hatte, „daß die allernachlässigsten darunter zum Muster in der zärtlichen Schreibart dienen könnten". Wiederum hat von allen seinen Freunden wohl keiner mit solcher Hingebung ihm angehört, als dieser kurländische Edelmann. Erschien ein Fremder, so ließ sich Keyserlingk nichts angelegener sein, als alle Vorzüge seines Gebieters in das strahlendste Licht zu stellen: „er wollte, daß alle Welt Friedrich sähe, kennen lernte, lieben lernte." Seine Lebhaftigkeit hatte etwas Stürmisches: „wie Boreas im Rosenballett" wirbelte der untersetzte, dunkelbrünette Kavalier durch den Schwarm der Gäste. Die Kenntnisse, die er sich erworben, wußte er in der geschicktesten Weise glänzen zu lassen. Auf der Schule hatte er als Wunderkind gegolten, die Universitätszeit in Königsberg hatte er gut genutzt, und ein zweijähriger Aufenthalt in Paris gab endlich

seiner Bildung den eleganten Schliff, der den Kronprinzen entzückte. Für die Rheinsberger Gesellschaft war er in seiner Vielseitigkeit unentbehrlich: leidenschaftlicher Jäger, unermüdlicher Tänzer, wackerer Zecher, dabei Sänger, Komponist, Dichter, der horazische Oden und die damalige Modeepopöe, den „Lockenraub", ins Französische übertragen hat. Das Entscheidende für sein Verhältnis zu Friedrich blieb, daß mit den glücklichen Talenten und der sprudelnden Beweglichkeit sich die Vornehmheit der Formen und der Adel der Gesinnung, bewährte Zurückhaltung und Verschwiegenheit verbanden, alle Eigenschaften des vollendeten Edelmannes.

Beinahe gleichen Alters wie Keyserlingk waren die beiden anderen militärischen Gesellschafter des Kronprinzen, Stille und Fouqué. Auch Christoph Ludwig von Stille hatte als junger Mann die Universität bezogen; da brach der Krieg gegen Karl XII. aus und der Helmstedter Student stellte sich unter die preußischen Fahnen. Seinen Studien und seinen schöngeistigen Liebhabereien blieb er in seinem neuen Berufe treu. Aus dem Felde heimgekehrt, hat er Urlaub genommen, um als Leutnant die hallischen Hörsäle zu besuchen; abgesehen von militärwissenschaftlichen Arbeiten, hat er sich in Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen und noch als Kavalleriegeneral in deutschen Versen versucht. Ein wackerer Degen und zugleich ein Kenner der Friedenswerke, war dieser Offizier in Rheinsberg an seinem Platze; nicht eine blendende Erscheinung wie Keyserlingk, war er vielleicht gründlicher in seinen Kenntnissen, und vor allem als Charakter ebenso zuverlässig. Seiner Frömmigkeit legte niemand etwas in den Weg.

Mit Heinrich August de La Motte-Fouqué war zunächst eine schätzbare Kraft für die Rheinsberger Liebhaberbühne gewonnen, ob immer dieser Schauspieler noch im späten Alter erklärte, der mangelhaften Durchführung seiner Rolle in Racines Mithridates sich schämen zu müssen. Nun beschränkten sich die Rheinsberger Freunde nicht auf die Wiedergabe fremder Kunstschöpfungen, sie wußten auch die eigene Lebenssphäre durch das Spiel der Einbildungskraft poetisch auszuschmücken. An Fouqués Namen knüpft sich ein Stück Romantik in Friedrichs Jugendleben. Schon war das prosaische Rheinsberg von seinen jetzigen Bewohnern in ein sagenhaftes Remusberg umgetauft worden, weil ein Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts die Entdeckung gemacht haben wollte, daß Remus, von seinem Bruder vertrieben, bis über die Elbe gelangt und der Gründer von Rheinsberg geworden sei. Notwendig gehörte auf den Remusberg eine der örtlichen Überlieferung würdige Ritterschar. Das Prinzenschloß wurde der Sitz des Bayardordens, der Mannen ohne Furcht und Tadel; Fouqué aber wurde der Großmeister des Ordens. In vieler Mummerei ein Kern von Ernst;

als allzu gewichtig aber werden wir die Bestrebungen dieser Brüderschaft kaum auffassen dürfen. Die wenigen Urkunden, die, zufällig erhalten, einen Einblick in das Treiben der Bayardritter eröffnen, zeigen doch nur, daß die Söhne des Ordens in ihren Briefen der Nachahmung eines altertümlichen Französisch sich befleißigten. Immer hat die Vereinigung weit über die Rheinsberger Tage hinaus bestanden und hat von Zeit zu Zeit neue Mitglieder aufgenommen, und Fouqué rühmte sich noch nach einem Menschenalter in einem Briefe an Friedrich der „beständigen" Freundschaft, die dieser ihm bewiesen: eine Huldigung zwischen den Zeilen für den „Beständigen" (le Constant), denn so hieß Friedrich im Bayardorden.

Fouqué, der eine Kompanie im Regiment Leopolds von Anhalt hatte, konnte nicht ununterbrochen in Rheinsberg weilen. Das Jahr 1739 schien ihn seinen Freunden ganz rauben zu wollen. Als er infolge eines Zerwürfnisses mit einem der Söhne des alten Dessauers die Gunst seines Regimentschefs verlor, erwirkte ihm Friedrich, der den grimmen „Schnurrbart" als rachsüchtig bis gegen das dritte Glied kannte, bei dem Könige die Entlassung in Gnaden, und vermittelte zugleich durch seine persönlichen Beziehungen zu dem dänischen General Löwenörn, dem früheren Gesandten Christians VI. in Berlin, Fouqués Eintritt in den Dienst Dänemarks. Sehr schnell eröffnete dann der Wechsel des nächsten Jahres dem Großmeister des Bayardordens neue Aussichten in der preußischen Heimat, und „Christian mußte sich bescheiden, einen wackeren Mann ein volles Jahr sein eigen genannt zu haben".

Keyserlingk und Fouqué erschienen 1737 einem Besucher als die beiden „Helden" der Rheinsberger Gesellschaft. Noch ein „Matador" — Friedrich hat selbst den Ausdruck gebraucht — war „der verschlagene Normanne, der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste weiht", Franz Isaak von Chasot. Wenn der Kronprinz von einer Gruppe in seiner Umgebung spricht, die für ihn jage und für die er studiere, so war Chasot unter den Nimroden unübertroffen. Er war während des Rheinfeldzuges von 1734 vor Philippsburg wegen eines Duells aus dem französischen Lager in das Hauptquartier Eugens geflüchtet. Von Friedrich wurde er zu der unbarmherzigen Schar der geborenen Spötter gezählt; seine Redeturniere mit Jordan wurden zum Ergötzen der Anwesenden Abend für Abend neu aufgenommen. Weniger erfreulich ist Chasots Flötenspiel den Insassen des Schlosses gewesen, da er, wie der Hausherr die Anklage erhebt, dem sanften Instrumente bei Tag und bei Nacht die schmetternden Töne der Trompete entlockte und seinem Zimmernachbarn Wylich zu Kopfschmerzen verhalf. Friedrich von Wylich „mit dem pockennarbigen Gesicht" war einer der Offiziere, die aus der Ruppiner Garnison zu der Rheinsberger Gesellig-

keit herangezogen wurden. Er stand innerhalb des Offizierkorps mit Hans von Buddenbrock dem Regimentschef am nächsten; beide wurden nach dem Thronwechsel königliche Adjutanten.

Die Zahl der Hausgenossen wechselte. Im ersten Winter bestand die Tafel für gewöhnlich aus zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Gedecken. Friedrichs Grundsatz war: „Ein kleines Häuflein voller Geist ist die Gesamtheit in der Quintessenz." Gäste von außerhalb waren deshalb nur in dem Falle willkommen, daß „die Materie den Geist nicht überwog"; ein sächsischer Kavalier, bei dem dies nicht verbürgt werden konnte, blieb ohne die von ihm erwartete Einladung. Auch der kaiserliche Geschäftsträger, des alten Seckendorff Neffe, galt als „unkonversabel". Desto heller strahlten die gesellschaftlichen Talente des Vertreters von Frankreich, des Marquis de La Chetardie. „Nächste Woche besucht uns der Marquis," schreibt Friedrich im Februar 1738; „das ist Bonbon für uns." Der Adonis unter den Diplomaten seiner Zeit begnügte sich nicht mit der Bewunderung, welche andere und vor allen die Damen den Vorzügen seiner Erscheinung in reichem Maße zuteil werden ließen, sondern war selber sein aufrichtigster Bewunderer: angesichts eines Spiegels, so wurde behauptet, verlor er die Aufmerksamkeit selbst für das interessanteste Gespräch. Übrigens gab man damals dem Kronprinzen die gute Lehre, „daß jeder fremde Minister, so ergeben er auch scheinen und so liebenswürdig er auch sein möge, doch stets alles dem kleinen Verdienst opfern werde, seinen Auftraggebern Neuigkeiten erzählen zu können".

Wer als Gast in Rheinsberg zugelassen wurde, rühmte die völlige Freiheit, die einem jeden dort für sein Tun und Treiben gelassen werde. Niemand verstehe vortrefflicher den liebenswürdigen Wirt zu machen, als der Kronprinz. Grumbkow erklärte in einem überschwenglichen Briefe, die Gastfreiheit der Germanen des Tacitus in Rheinsberg wiederaufleben zu sehen, der trockene Professor Formey vom Collège Français feierte in französischen Alexandrinern, die zum Glück nicht mehr erhalten sind, den Hof des Kronprinzen als die Republik Platons, und der Hamburger Kaufmannssohn Bielfeld, der im August 1738, bei Friedrichs Rückkehr von der holländischen Reise, in Braunschweig der Aufnahme des erlauchten Novizen in den Freimaurerbund beigewohnt hatte und demnächst eine Einladung nach Rheinsberg erhielt, glaubte in die stimmungsvolle Welt der Genrebilder Watteaus hineinzutreten.

Unfrieden in das harmonische Stilleben brachte ab und zu nur das unruhige Geschlecht der Künstler, die dem Kronprinzen für seine Konzerte unentbehrlich waren. „Diese Menschenrasse," klagt er, „ist schwer zu regieren; das erfordert öfter mehr Klugheit als die Regierung der Staaten. ... Sobald ein Künstler ein klein wenig ge-

schickt ist, gesellen sich Stolz und Ungezogenheit zu seiner Kunst, und von diesen weniger würdigen Begleitern seines Verdienstes hat der Herr, dem er angehört, dann gewöhnlich zu leiden. Die Ansprüche steigern sich in dem Maße, als die Grillen sich durch die Kunstfertigkeit im Besitze eines Freibriefes glauben, und die Begehrlichkeit kennt keine Grenzen mehr. Diesen schönen Eigenschaften wird noch ein Körnlein niedriger Eifersucht beigemengt, welche sich den hochtönenden Titel edler Wetteifer zulegt. Besagter edler Wetteifer betrachtet dann der Regel nach die Nebenbuhler des Ruhms als die geschworenen Feinde, und der Krieg ist da. Man kann den Brand für einige Zeit eingrenzen, aber man kann ihn nicht löschen, und früher oder später muß geschieden sein." Nach einem ersten, glücklich niedergeschlagenen „Aufstand" der „Kinder Euterpens" las Friedrich die Geschichte der Sezession auf den heiligen Berg und studierte die Rede des Menenius Agrippa, um bei wiederkehrender Gelegenheit davon Gebrauch machen zu können. Der unruhigste schien ihm Franz Benda, der Violinist. Hinsichtlich des einstweilen noch an Dresden gefesselten Quantz beschränkt er sich 1738 nach einem Besuch des Meisters in Rheinsberg auf die Bemerkung, „daß seine Flöte unendlich viel besser spreche als er selbst". Friedrich war schon im Sommer 1735 so weit vorgeschritten, daß er eine Sinfonie zu setzen vermochte. Auf die alte Schule sahen die Rheinsberger Virtuosen stolz herab: „Für Händel sind die schönen Tage vorbei, sein Kopf ist erschöpft und sein Geschmack außer Mode". Da später Benda und die beiden anderen berühmten Musiker, die schon der Rheinsberger Kapelle angehörten, die Brüder Graun, und vor allem sein 1741 unter glänzenden Bedingungen nach Preußen übergesiedelter Lehrer Quantz stets treu zu Friedrich gehalten haben, so erwiesen sich seine Befürchtungen wegen einer Sezession als unbegründet.

Der Nestor des ganzen Kreises war einer von Friedrichs ehemaligen Lehrern, „der alte Major", der stelzfüßige Ingenieur Senning, jetzt bereits ein Sechziger. Als jugendlichster Kavalier aber kam gegen den Schluß der Rheinsberger Zeit Christoph Alexander von Münchow an das kronprinzliche Hoflager. Vor neun Jahren hatte er zu Küstrin in den Taschen seines langen Kinderrocks allerlei verbotene Waren in die Zelle des Gefangenen eingeschmuggelt; jetzt bestimmte der Kronprinz den Präsidenten Münchow, den Sohn nicht auf eine Universität, sondern auf den Remusberg zu schicken, und die gelehrte Schloßgemeinde teilte sich in die Lehrfächer, in denen der neue Ankömmling unterrichtet werden sollte. Friedrich selbst, dem das Lehren zeit seines Lebens Freude gemacht hat, übernahm die Vorträge über Metaphysik.

Die Philosophie war hier in Rheinsberg sein Lieblingsstudium geworden; sie diente zu seinem stillen Frieden am meisten.

Schon 1728, während seines ersten Dresdener Aufenthaltes, hat Friedrich in einem Briefe, den er im Hause des philosophischen Grafen Manteuffel schrieb, sich als „Frédéric le Philosophe" unterzeichnet. Die Spekulation wandte sich, wie es zu geschehen pflegt, zunächst gerade den Lehren zu, die im Religionsunterrichte als unanfechtbare Wahrheiten gelernt waren. Mit seinem Freunde Katte disputierte der Prinz oft über religiöse Fragen, mündlich und schriftlich. Katte versicherte in einem seiner Verhöre, daß Friedrich in der Religion „sehr ferm" gewesen sei. Man wird in Anbetracht der Umstände, unter denen diese Angabe gemacht wurde, ihr nicht allzuviel Gewicht beilegen wollen. Die Äußerungen dieser jungen Männer waren doch so frei, daß Katte, wie er kurz vor seinem Tode äußerte, in seinem Bekanntenkreise für einen Atheisten galt. Er beteuerte, es niemals gewesen zu sein, nur könne er nicht leugnen, daß er öfter, um geistreich zu erscheinen, eine These verteidigt habe, von der er selbst nicht überzeugt gewesen sei: das habe zum guten Ton gehört. In jenem Vermächtnis an den Kronprinzen warnte Katte seinen Freund vor der Gottesverachtung, sprach von der Nichtigkeit der menschlichen Anschläge, die ohne Gott gemacht würden, und bat ihn, wie wir uns erinnern, den Glauben an eine Fatalität fahren zu lassen und der Vorsehung und Regierung Gottes auch in allen Kleinigkeiten gewiß zu sein.

Der Fatalitätsglaube in der Form des kirchlichen Prädestinationsdogmas war das erste abweichende Ergebnis, zu dem den Prinzen der Zweifel führte. Sein Anschluß an die orthodoxeste Formulierung der reformierten Lehre war mehr philosophischer als theologischer Natur, nicht die Wirkung des Religionsunterrichtes, wie der König im ersten Augenblick annahm, sondern die Frucht des Grübelns und der Lektüre von Büchern wie Bossuets „Wandlungen der reformierten Kirche". Bezeichnend ist, daß er in den Gesprächen mit dem Feldprediger Müller in den Tagen nach Kattes Hinrichtung nicht bei den Bibelstellen stehen blieb, die er für seine Ansicht anführen konnte, sondern alsbald die Streitfrage auf das dialektische Gebiet hinüberspielte und die Widerlegung durch Gründe forderte.

Dann hatte der Prinz seinen Widerruf leisten müssen. Seitdem wußte er aus eigener Erfahrung und vergaß es nicht, was Gewissenszwang heißt.

Dort in Küstrin sollte er nach des Königs Gebot des Sonntags dreimal die Kirche besuchen: zur Frühpredigt um 5 Uhr, zum Hauptgottesdienst und zur Nachmittagspredigt. Außerdem schickte ihm der Vater die Predigten, die er selbst gehört hatte, in Niederschriften zum Lesen. Die gezwungenen Andachtsübungen riefen die ent-

gegengesetzte Wirkung hervor. Graf Schulenburg nahm nach Ablauf des ersten Festungsjahres einmal Veranlassung, dem Prinzen zu sagen, die vornehmste Sache, die er ihm empfehlen müsse, sei die Gottesfurcht: „wenn man versucht, ein Christ zu werden, kann man alle Übel ertragen und wird auch Herr seiner Leidenschaften. Alle Welt sagt, daß Eure Hoheit die Gesinnungen eines anständigen Menschen hat: das ist der Anfang, aber ohne Gottesfurcht ersticken die Leidenschaften selbst die edelste Gesinnung." Auch Hille äußerte sich damals ähnlich: „Gott flöße ihm nur mehr Frömmigkeit ein, und alles wird gut gehen."

Bald nach der Rückkehr aus Küstrin ließ sich der Kronprinz ein unvorsichtiges Wort entfahren, das bei dem Vater vieles wieder hätte verderben können. Er äußerte im Gespräch mit einem Berliner Geistlichen, man dürfe den Predigern nicht einen blinden Glauben schenken, sondern jeder müsse seines eigenen Glaubens leben. Grumbkow, der die Strenggläubigkeit stark betonte, machte ihn bei diesem Anlaß auf seine fortdauernd sehr prekäre Lage aufmerksam, und Friedrich antwortete (27. April 1732): „Ich werde Ihren Rat befolgen und es mir gesagt sein lassen, daß es ziemlich tollkühn von mir war, über Religion zu sprechen." Wenn er nun jedes Wort genau abwägen mußte, und wenn das wenige, was er äußerte, meist auf einen bestimmten Zweck berechnet war, so wird jede dieser Äußerungen, ehe man Schlüsse daraus ziehen mag, der genauesten Prüfung bedürfen. Selbst in den anscheinend vertraulichsten Briefen an Grumbkow glaubte der durch seine traurigen Erfahrungen Gewitzigte mitunter Versteckens spielen zu müssen. Wie er einmal, als die Rede von der Politik ist, Kaiser Karl VI. „die Bewunderung Europas" nennt, so spricht er auch von heiligen Dingen bisweilen, gleichsam plötzlich, mit einer Salbung, die Grumbkow kaum als aus dem Herzen kommend betrachtet haben wird: wenn etwa Friedrich in seiner Charakteristik des Küstriner Kammerdirektors als ersten und schwersten Fehler anführt, daß Hille seit Jahren nicht zum Abendmahl gegangen sei.

Das ist gewiß, daß sich Friedrich den Katholischen gegenüber sehr lebhaft als Protestant und den Lutheranern gegenüber als Reformierter fühlte. Wenn er in Küstrin in der Verzweiflung daran gedacht hat, durch den Verzicht auf die Erbfolge und die Verheiratung mit einer Erzherzogin sich die Freiheit zu erkaufen, so machte er die Beibehaltung seines Glaubens unter allen Umständen zur Bedingung. „Die Religion wird er nie ändern, und könnte er auch alle Schätze der Welt dadurch gewinnen," das war der Eindruck, den seine Umgebung damals hatte. So wenig wie von dem römischen, wollte er von einem lutherischen Papsttum wissen, und seine lutherische Braut hätte er gern zur reformierten Lehre übertreten sehen.

Aber mit den armen flüchtenden Lutheranern aus dem Salzburgischen möchte er 1732 Hab und Gut bis aufs Hemd teilen, „da sie lieber alles Elend der Welt gelitten haben, als daß sie die einzige Religion verleugnet hätten, die uns die Wahrheiten unseres Heilands erkennen läßt". Als er zwei Jahre darauf nach Heidelberg kommt, so blutet ihm das Herz, daß er die Stadt, „die vordem ganz zu unserer Religion gehörte", mit Jesuitenseminaren und katholischen Klöstern übersät sieht; er hätte nicht übel Lust, diese Verräter, die Unschuldige verfolgen, gründlich zu brandschatzen. Dem Prinzen von Oranien, den er freilich als sehr empfänglich für hohe Worte kannte, spricht er seine Anerkennung aus, weil er in einem Alter, wo die Religion nur schwache Eindrücke auf uns zu machen pflege, so viel Eifer und so viel Glut für die Sache des Glaubens zeigt. Dem Hause Preußen aber hatte er in seiner frühesten politischen Denkschrift gewünscht, daß seine Erhebung die protestantische Religion im Reiche und in Europa blühen lassen möge: fallen soll dies Haus, schneller denn es gestiegen, wenn je ungerechter Sinn und religiöse Lauheit sein Teil werden.

Unverkennbar aber war dieser sein Protestantismus mehr ein politischer als ein religiöser, ganz wie der in Küstrin von ihm bekannte Fatalismus, trotz seiner Berufung auf die Lehre von Dordrecht, weniger dogmatischen als spekulativen Ursprungs war. Wie ganz sein reformierter Standpunkt jede konfessionelle Färbung verlor, beweisen am besten die Worte, welche er 1737 an den einzigen Berliner Geistlichen, dessen Predigten Eindruck auf ihn machten, den greisen Beausobre, richtete: „Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben."

Wer ihn des Atheismus zeihen wollte, den strafte Friedrich Lügen. „Man kann fröhlich sein," schreibt er anläßlich solcher Beschuldigungen schon im April 1732, „man kann die Freuden und das Vergnügen lieben, aber nichtsdestoweniger muß man vor allen Dingen Gott geben, was Gottes ist. Alles in allem würde ich glauben, selber am meisten bestraft zu sein, wenn ich die Ansichten teilte, die man mir zuschreibt. Gott sei Dank, alles ist falsch, und mein Gewissen wirft mir in dieser Beziehung nichts vor." Ein halbes Jahr später wurde er von neuem als Gottesleugner verdächtigt: er sollte Spinoza gelesen haben. Er beteuerte, diesen Philosophen nie in der Hand gehabt zu haben, und in seiner 1730 ihm geraubten Bibliothek ist Spinoza allerdings nicht vertreten gewesen.

Das philosophische System, dem er sich zuerst anschloß, war vielmehr das cartesianische. Schon sein Lehrer Duhan scheint ihn in dasselbe eingeführt zu haben. Weitere Förderung verdankte er dem alten Bibliothekar La Croze in Berlin. La Croze, der aus seinem Kloster entflohene Pariser Benediktiner,

Des feistes Angesicht auf die Erkenntnis lenkt,
Daß die Materie denkt

hatte den Kronprinzen, der dieses Epigramm auf ihn gemacht, zunächst durch sein erstaunliches Gedächtnis und durch seine unübertroffene Gabe, interessante Geschichtchen zu erzählen, persönlich angezogen. Friedrich entdeckte in ihm „das Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften". La Croze kannte alle philosophischen Systeme und schwor selbst auf den durch Cordemoy weitergebildeten Cartesianismus. Aus Descartes entnahm sich nun Friedrich die Beweisgründe für das Dasein Gottes.

Er hat seinen Beweis in einem Brief vom 10. November 1735 seiner Schwester Wilhelmine entwickelt; er erklärte ihr ihn für unumstößlich. „Der Atheismus ist ein Dogma, dem man nur anhängen kann, wenn das Gehirn in Verwirrung geraten ist; man muß auf das Licht des Verstandes und der Vernunft verzichten, die Augen schließen, sich die Ohren verstopfen und allen Organen des Körpers ihre Funktion untersagen, damit sie nicht gegen das Geschöpf zugunsten eines Schöpfers Zeugnis ablegen, da es notwendig und unzweifelhaft ist, daß die Welt einen Ursprung hat."

Die Kehrseite zu diesem Bekenntnisse gibt ein Brief, den Friedrich an demselben 10. November an Grumbkow richtete. Dort die Genugtuung über die Unumstößlichkeit eines durch die Philosophie erbrachten Beweises, hier die Klage über die Unsicherheit und zugleich die Anmaßlichkeit der Religionssysteme. „Wenn wir in Sachen der Religion um eines Strohhalmes Breite uns täuschen, dann werden unsre Fehlschlüsse durch ewige Flammen bestraft, und die Unzulänglichkeit des kleinsten Beweisgrundes kostet uns die Qualen ohne Ende, welche die Verdammten leiden. Ich ziehe den Schluß, daß man, um politisch zu sein, jedes Pünktchen seiner Religion auf das allergenaueste abwägen und sich durch den Zweifel leiten lassen muß, um dem Irrtum und dem Vorurteil vorbeizugehen und den Pfad der Wahrheit zu finden, und daß man schließlich das, was bei der Auswahl das Richtigste und Vernünftigste scheint, ruhig glauben und sich dabei auf das Erbarmen des Schöpfers verlassen muß."

Grumbkow setzte dem sein eigenes Glaubensbekenntnis entgegen. Er verlasse sich auf die Offenbarung, die er nicht müde werde, morgens und abends zu lesen. Nichts beruhige ihn mehr als diese Lektüre. Mit Festigkeit glaube er, was er zu begreifen nicht imstande sei. Für sein Gottvertrauen berief er sich auf seine Lebenserfahrung. Nun antwortete der Kronprinz nur: „Mein sehr lieber General, ich bin von Ihrem sehr schönen und sehr christlichen Briefe sehr erbaut gewesen, und sicher würde der Papst höchstselbst mit seinen siebzig

Kardinälen mir nicht bessere Dinge sagen können. Wenn ich noch zu bekehren wäre, so würden Sie die ganze Ehre meiner Bekehrung davontragen, aber dank dem Himmel gehören wir zu derselben Religion und weichen nur in Kleinigkeiten voneinander ab, die für das Heil nichts ausmachen."

Wenn Friedrich von dem Dasein Gottes die volle Überzeugung hatte, so schien ihm ein anderes der großen Probleme, denen er eine unmittelbare Beziehung auf sich selbst geben konnte, um so dunkler. In nächtlichen Unterhaltungen zu Berlin während des Karnevals von 1736 bemerkte sein Freund Suhm, daß die Einwände des Materialismus gegen die Unsterblichkeit der Seele großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die Predigten, die Achard vor dem Prinzen über das ewige Leben hielt, genügten ihm nicht; ebensowenig ein langer philosophischer Aufsatz, in welchem der Geistliche das Gebäude seiner Predigten durch die Zeugnisse der alten Heiden zu stützen suchte. Friedrich bezeichnete gegen Suhm Achards Argumente als Sophismen, und verhehlte dem Prediger nicht, daß sein Glaube sehr schwach sei. Schon aber kündigte er ihm am 27. März 1736 an, daß eine neue Fackel ihm zu leuchten begonnen habe, bei deren Schein er Gewißheit zu erlangen hoffe: die Wolffsche Philosophie.

Neben Suhm war es vornehmlich Graf Manteuffel, bei dem der Kronprinz für seine Studien und in seinen Zweifeln sich Rat und Belehrung holte. Seit Friedrich ihn vor sieben Jahren in Dresden gesehen, hatte der Graf seine Stellung als sächsischer Kabinettsminister verloren und war zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin in die preußische Heimat zurückgekehrt — insgeheim als Kundschafter und Berichterstatter des Nachbarhofes. Wenn der Kronprinz ihm sein Vertrauen schenkte, so geschah es, wie Manteuffel annahm, „aus vier Gründen": erstens vermöge seines ungewöhnlichen Triebes, sich zu unterrichten, zweitens aus etwas guter Meinung für Manteuffel, drittens in der Voraussetzung, daß er ein unabhängiger und uninteressierter alter Mann sei, und endlich, weil dieser alte Mann nie im Lehrton zu ihm sprach. Manteuffel wollte nicht als Wissender gelten, sondern bezeichnete sich als „Quinzevingt", als einen der fünfzehnmalzwanzig Blinden des Pariser Hospitals. Es freute ihn, als Friedrich in seinen Briefen nicht mehr bei der Poesie und anderen Kleinigkeiten sich aufhielt, sondern Fragen der Moral und Religion anzuregen begann. Manteuffel war erstaunt über die Leichtigkeit seiner Auffassung, sein glückliches Gedächtnis, seine Vielseitigkeit, seinen Fleiß. Er beteuerte seinen Auftraggebern in Dresden, daß er niemals auf eine schönere natürliche Anlage gestoßen sei, und daß Friedrich ein Gelehrter ersten Ranges geworden sein würde, wenn er nicht als Prinz geboren wäre und wenn er eine entsprechende Erziehung erhalten hätte.

Manteuffel erzählte dem Prinzen nun, auch er habe einst an der Unsterblichkeit gezweifelt, und empfahl ihm für sie als bündigsten philosophischen Beweis Wolffs Metaphysik, die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen". Der Rat fiel eben jetzt auf besonders fruchtbaren Boden.

Wolff war vor dreizehn Jahren, dank den Umtrieben seiner Widersacher und Neider, von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben worden. Als der König 1736 mit ihm in Verhandlungen wegen Zurückberufung nach Preußen trat, setzten sich die Gegner von neuem in Bewegung. Abermals war die Universität Halle der Schauplatz erbitterter Kämpfe, in denen für Wolff dessen Schüler, der junge Professor Baumgarten, mit Schärfe und Gewandtheit eintrat. Wolffs alter Feind Lange erhielt eine Audienz beim Könige und befürwortete die Unterdrückung der Wolffschen Schriften und das Verbot der Baumgartenschen Vorlesungen über Wolffs Philosophie. Der Kronprinz lieh seiner Entrüstung über diese „zweite Verfolgung" den schärfsten Ausdruck. „Also Verbot des Gebrauches der Vernunft," schrieb er an Manteuffel am 20. April. „Was soll man denn von einer Religion denken, die sich auf die Unwissenheit und den dummgläubigen Aberwitz gründen will? Nicht der größte Erzketzer pflanzte jemals ein gefährlicheres Panier auf." Gleichzeitig dankte er Grumbkow für den Mut und Edelmut, womit er der Sache Wolffs sich annehme.

Schon saß er voll Wissensdranges über der Metaphysik des Verketzerten. Man kann nicht sagen, daß die formale Seite der Philosophie Reiz auf ihn ausgeübt hätte. Er bezeichnete damals die philosophische Wissenschaft als der Annehmlichkeiten bar; ihr Emblem ist das eines strengen Greises. Es verging einige Zeit, bis er die Hauptsätze Wolffs, ohne die sich dem Gedankengange nicht folgen ließ, dem Gedächtnisse einzuprägen vermochte. Dann aber sagt er, daß es mit jedem neuen Tage wie Schuppen von seinen Augen falle. „Was sind doch die Sätze vom Widerspruch und vom zureichenden Grunde für herrliche Grundlagen! Sie sind die Arme und Beine meiner Vernunft, ohne welche sie dem Krüppel gleichen würde, so daß ich wie der große Haufe auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrtums einherhinken müßte."

Suhm hatte es übernommen, Wolffs Schrift für Friedrich ins Französische zu übersetzen. Diesem sächsischen Diplomaten, einer weichen, ein wenig melancholischen Natur, blieb bis an seinen frühen Tod die Freundschaft des preußischen Königssohnes unverändert erhalten. Sein schwächlicher Körper war, nach Friedrichs Ausdruck, der Bewahrer einer feinen, durchgeistigten, leichtbeschwingten Seele. In jedem Gespräch mit Suhm und in jedem Briefe von ihm bewunderte Friedrich das leicht ausgestreute Salz; wenn sein Freund

auf den Einfall gekommen wäre, von Stund an nur noch chinesisch zu sprechen und zu schreiben, so wäre der Kronprinz „Manns genug gewesen, Chinesisch zu lernen, um die Unterhaltung nicht entbehren zu müssen". Wie beklagte er Suhm, als dieser Ende 1736 von seinem Hofe nach Rußland geschickt wurde, in ein Land, wo die Münze, mit der er im Verkehr der Geister zu zahlen pflege, nicht gangbar sei. Für jenen wiederum war es eine Befriedigung und eine Lust, wie dieser Prinz, den er seit den Knabenjahren kannte, immer mehr an Geist und an Herz sich entwickelte; er preist das Bestreben des für den Thron Bestimmten, das Glück vorerst in sich selbst zu finden, um dereinst andere glücklich machen zu können. Das gemeinsame Studium Wolffs schuf jetzt ein neues Band zwischen beiden. „Wenn die Philosophie mich aufklärt," schreibt Friedrich an Suhm, „so tut sie es durch Sie; Sie haben die Schranken niedergerissen, die mich von der Wahrheit trennten:

Mein Geist verkümmerte in dunkler Nacht,
Bis Deine Hand die Fackel angefacht,
Die lodernd in die Seele Licht gebracht.
Vom Himmel senkte sich die hehre Wahrheit
Mir in das Herz mit ihrer Kraft und Klarheit.

„Nächst Gott," schreibt er gleich im Anfange seiner neuen philosophischen Studien, „dankt meine Seele Ihnen ihr Dasein." Seine Seele ist ihm jetzt mit Wolff das einfache und unteilbare Ding, das Gott auf einmal und nicht durch wiederholte Handlungen geschaffen hat und das nur Gott durch einen einheitlichen Akt seines Willens vernichten kann, aber nicht vernichten wird. „Ich habe mich nie kleiner gefühlt, als seitdem ich den Satz von dem einfachen Wesen gelesen habe."

Bereits am 18. April 1736 legte Friedrich in einem Briefe an Manteuffel sein neues „Glaubensbekenntnis" ab: „Es genügt mir, daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin, daß ich an Gott glaube und an den, welchen er gesandt hat, die Welt aufzuklären und zu erlösen; daß ich mich tugendhaft zu machen bestrebe, so viel als ich durch meine Kräfte wirken kann; daß ich die Dienste der Anbetung verrichte, die das Geschöpf seinem Schöpfer schuldet, und die Pflichten erfülle, die ich als guter Bürger gegen meinesgleichen, die Menschen, habe. Dann kann ich sicher sein, daß die Zukunft mir nicht verderblich sein wird; nicht als ob ich glaubte, den Himmel durch meine guten Werke zu verdienen, was widersinnig und der Gipfel der Lächerlichkeit sein würde, sondern in meiner festen Überzeugung, daß Gott ein Geschöpf nicht ewig unglücklich machen wird, das ihn mit aller der Erkenntlichkeit liebt, welche die Wohltat, von Gott geschaffen zu sein, verdient, ein Ge-

schöpf voll Fehler und Sünden, deren Ursache aber in seinem Temperament und nicht in seinem Herzen liegt."

Manteuffel nannte dies Bekenntnis „orthodox, obgleich in eigenartiger Form ausgesprochen". Gleichsam als wenn er die Grenzlinie gegen den Bibelglauben jetzt um so schärfer ziehen zu müssen glaubte, schrieb Friedrich wenige Tage später an den Bibelleser Grumbkow, er würde in Verzweiflung sein, einen Vormittag bei der Lektüre des Tobias, der Makkabäer oder der Apokalypse zuzubringen: „Ich erkenne Gott durch das Licht der Vernunft; sein Gesetz ist in mein Herz geschrieben; das Gesetz der Natur, das alleinig wahre, das einzige, welches seine Reinheit bewahrt hat, und dies Gesetz ist es, das mir meine Pflichten lehrt. Damit verbinde ich die christliche Moral, und das genügt mir. Habe ich Kummer, den ich mir selbst zugezogen, so lerne ich davon, um weiser zu werden. Bin ich an meinem Kummer ohne Schuld, so nehme ich ihn hin nach dem Willen des höchsten Wesens, welches unsere Geschicke lenkt und diese Widerwärtigkeiten der Rolle, die ich zu spielen habe, mitzugeteilt hat. Und was den Tod anbetrifft, so fürchte ich ihn nicht; denn ich weiß, daß mein Schöpfer ein Geschöpf nicht vernichten wird, welches ihn mit der Verehrung liebt und anbetet wie ich. Es handelt sich nicht darum, in der Heiligen Schrift zu lesen, sondern es gilt, die Pflichten der erkenntlichen Kreatur gegen den Schöpfer und des guten Mitbürgers gegen seinesgleichen auszuüben: das ist mein ganzer Moralkursus, und ich bin überzeugt und vergewissert, daß ich mit diesem Glauben mein Heil machen werde."

„Endlich einmal," damit umschreibt er in diesem Sommer seinen Standpunkt nach beiden Seiten hin, „kann man die Philosophie bekennen erhobenen Hauptes und ohne Furcht so vor dem Gespenst der Irreligiosität wie vor den zuchtmeisterlichen Verdammungsstrahlen eines zum rachsüchtigen Tyrannen verzerrten Gottes."

Ohne Frage bedeutete nach Friedrichs bisheriger Entwicklung sein Anschluß an Wolff eine entschiedene Wiederannäherung an die positive Religion. Und doch war es so, wie er sagte: „Wir studieren Wolff unsern Priestern zum Ärgernis." Wieder wurde dem Könige zugetragen, daß sein Sohn ein Mensch ohne Religion sei, und Suhm und Manteuffel wurden als die Verführer verdächtigt.

Das war gerade zu der Zeit, da der Kronprinz die Lehren, mit welchen jene beiden ihn bekannt gemacht hatten, voll Eifer gegen die empirisch-materialistische Weltanschauung verfocht, zu deren literarischen Vorkämpfer sich Voltaire gemacht hatte.

Am 8. August 1736 richtete Friedrich seinen ersten Brief nach Cirey, Voltaires Einsiedelei. Wenige Tage später äußerte er gegen

Manteuffel seine Freude über die neu gewonnenen Beziehungen zu dem liebenswürdigen, eleganten, geistreichen Voltaire.

Die Manteuffel und Grumbkow sahen das neu aufsteigende Gestirn mit verdrossenem Auge an. Sie machten den Marquis de La Chetardie dafür verantwortlich, im Juli während der gemeinsamen Reise nach Königsberg die Bekanntschaft des Prinzen mit Voltaires Schriften vermittelt zu haben. Aber der Prinz kannte diese Schriften seit lange, seine vor 1730 gesammelte Bibliothek enthielt den 1728 erschienenen ersten Band der Werke Voltaires und zwei Ausgaben der Henriade. Zitate aus dieser waren ihm ganz geläufig, und auf die Geschichte Karls XII. war er gleich nach dem Erscheinen des Buches durch Grumbkow selbst aufmerksam geworden. Der Gegenstand an sich, wie Glanz und Lebhaftigkeit der blumenreichen Darstellung hatten ihn gleichmäßig gefesselt, ohne daß er sich den ästhetischen Genuß wie später durch die kritische Bemerkung beeinträchtigte, der Verfasser habe seine militärischen Studien im Homer und Virgil gemacht. Als Voltaires Briefe über die Engländer erschienen, hatte Manteuffel den Prinzen geflissentlich auf eine in Holland veröffentlichte scharfe Kritik hingewiesen. Jetzt ließ er sich um so mehr angelegen sein, seinem jungen Freunde vorzureden, daß die erste Begeisterung sich bald ernüchtern werde, und daß Voltaires Prosa tief unter seiner Poesie stehe.

Zunächst hat Friedrich geglaubt, Berührungspunkte zwischen Voltaire und den älteren Freunden schaffen zu können. Gleich dem ersten Briefe, den Friedrich an Voltaire schickte, war die Verteidigung Wolffs gegen die Anklagen der hallischen Eiferer beigeschlossen; die Zusendung der systematischen Schriften wurde in Aussicht gestellt. Junge Bekanntschaft ist warm, und Friedrich bezeichnete deshalb ohne weiteres den deutschen Denker, in dessen Schriften er seit einigen Monaten schwelgte, als den ersten Philosophen der Gegenwart. Voltaire hatte von diesem berühmten Zeitgenossen bisher nichts gewußt oder doch nichts gelesen. Er hatte seine philosophischen Studien in England als Jünger Lockes gemacht, und die Predigt, die er dort vernommen, deren Konsequenzen er kühner zog, als der stets mit der kirchlichen Rechtgläubigkeit seiner Landsleute rechnende Locke, hatte mit der deutschen Philosophie nichts gemein. Sie verkündete von „der goldenen Kette, die Himmel und Erde verbinden sollte", nichts. Zu der Verschiedenheit der Weltanschauungen trat zwischen ihn und Wolff in gewissem Grade ein persönlicher Gegensatz. Voltaire war nicht bloß Lockes Jünger, er wollte auch sein Apostel sein; da stieß er auf Wolff, den Apostel von Leibniz. Hier stand der französische Schöngeist, der mit der Leichtigkeit und dem einschmeichelnden Reiz seiner Rede eine internationale Hörerschar für Lockes Empirismus bestach, dort der deutsche

Professor, der den spiritualistischen Lehren von Leibniz durch systematische Ausbildung und hausbackene Einkleidung bei den deutschen Landsleuten ihre Stätte sicherte.

Friedrich sandte Wolffs Metaphysik stückweise nach Cirey, so wie die Übersetzung der einzelnen Abschnitte fertig war. Erst im Oktober 1737 war die Handschrift vollständig in Voltaires Händen. Er war nicht sonderlich erbaut von dieser „etwas langen, etwas zu sehr mit Alltäglichkeiten angefüllten, übrigens aber bewundernswerten, sehr gut geordneten und oft sehr tiefen Metaphysik". Sein Urteil lautet kurz und bündig: „Ich verstehe von Wolffs ‚einfachem Wesen' auch nicht die Probe; ich sehe mich wie auf einen Schlag in ein Klima versetzt, in welchem ich nicht atmen kann, auf einen Boden, wo ich nicht festen Fuß fassen kann, zu Leuten, deren Sprache ich nicht verstehe." Übrigens gewahrt er sofort, „daß Wolff fast ganz die Grundsätze von Leibniz teilt", und bekämpft demgemäß in der nun sich anspinnenden Diskussion immer unmittelbar den Führer der gegnerischen Schule: „Sehen wir, ob die Clarke, Locke, Newton mich aufklären sollen, oder ob die Leibniz, Prinzen oder Nichtprinzen, meine Leuchte sein werden." Locke bezeichnet er als den größten aller Metaphysiker, den er kenne, und leugnet mit ihm die angeborenen Vorstellungen.

Der Prinz hatte ihn aufgefordert, seine eigene Metaphysik zu entwickeln. Voltaire begann mit der Übersendung eines Aufsatzes über die Willensfreiheit; das sei die interessanteste Frage, die sich aufwerfen lasse, weil von ihr die ganze Moral abhange. Voltaire will das Leibniz-Wolffsche Prinzip des zureichenden Grundes, der gesetzmäßigen Verkettung alles Geschehenden, gelten lassen, aber er erklärt, dadurch sei die menschliche Willensfreiheit nicht ausgeschlossen. Damit war die Lanze in das Lager des Leibnizschen Determinismus geworfen, wonach auch der menschliche Wille sich dem, was geschehen muß und geschehen soll, nicht entziehen kann.

Friedrich stutzte. Schon die ersten vorläufigen Einwände, die Voltaire ihm erhob, hat er genau mit Voltaires Worten sofort dem Manne entgegengehalten, dem er seine Bekanntschaft mit Wolff verdankte. „Wolff sagt ohne Frage gute und schöne Sachen," schrieb er schon am 16. November 1736 an Suhm, „aber sie lassen sich doch bestreiten, und sobald wir zu den letzten Gründen hinabsteigen, bleibt uns nichts übrig, als unsere Unwissenheit zu bekennen."

Trotzdem trat er in den Kampf für Wolff ein. Er entschuldigt sich wohl bei Voltaire, daß er durch seine Polemik ihn in der Bautätigkeit, zu der er selbst ihn aufgefordert hatte, störe und ihn zwinge, mit der Kelle in der einen Hand und dem Schwert in der anderen, wie die alten Juden beim Tempelbau, an die Aufrichtung seines metaphysischen Gebäudes zu gehen.

In seinem Küstriner Gefängnis hatte er zur Verfechtung des reformierten Prädestinationsglaubens gegen den lutherischen Prediger das Gleichnis von einem Uhrwerk gebraucht, das nicht anders gehen könne, als der Mechanismus seiner Räder es bedinge. Dasselbe Gleichnis hält jetzt sein philosophischer Determinismus Voltaire entgegen. „Der Mensch hat die Freiheit eines Pendels; er hat seine gewissen Schwingungen, er kann Handlungen vornehmen, aber sie sind sämtlich seinem Temperament und seinem mehr oder weniger beschränkten Denkvermögen unterworfen. Auch der Stupideste wird immer einen Grund für seine Handlungen anführen; ein Grund bestimmt ihn, er handelt also nach einem Gesetz, dem Ton gemäß, auf den der Schöpfer ihn gestimmt hat." — „Alles war durch die Gottheit vorhergesehen, alles war festgestellt, aber der Mensch, der die Zukunft nicht kennt, bemerkt nicht, daß, während er scheinbar unabhängig handelt, alle seine Handlungen darauf abzielen, die Beschlüsse der Vorsehung zu erfüllen." — „Ein Gott, der sich mit der Weltregierung befaßt, läßt sich auch auf die kleinsten Kleinigkeiten derselben ein; was würde sonst aus der Unendlichkeit Gottes?" Ein solcher Gott erscheint dem Prinzen bewundernswürdiger als ein Gott, der nach dem Beispiel der nur der Muße hingegebenen spanischen Granden sich um nichts kümmert, oder der mit armseligen Zeitungsschreibern im Kaffeehause über die politische Lage debattiert und auf die neusten Nachrichten gespannt ist, um zu erfahren, ob er sich bei dem freien Spielraum des menschlichen Willens in seinen Vermutungen nicht betrogen hat. Was aber die schlechten Handlungen der Menschen anbetrifft, so meint Friedrich, daß sowohl die Anhänger der absoluten Fatalität wie die der freien Selbstbestimmung nicht umhin können, Gott dafür verantwortlich zu machen. „Mag Gott uns die Freiheit lassen, übel zu tun, oder mag er zum Verbrechen uns unmittelbar drängen, das kommt ungefähr auf dasselbe heraus." Alles in allem erklärt er, eine Art Trost in dieser absoluten Fatalität zu finden, „in dieser Notwendigkeit, die alles verfügt, unsere Handlungen lenkt und die Geschicke bestimmt".

Für Friedrich hatte seine Philosophie allzeit eine praktische Bedeutung. So ist auch dieses Wort, daß er in der absoluten Fatalität eine Art Trost finde, ganz aus persönlicher Erfahrung gesprochen. Noch oft ist ihm dieser Überzeugungsglaube in schweren Stunden zum Labsal seines Herzens geworden. Zunächst, als die Widerwärtigkeiten noch einmal an ihn herantraten, die er längst hinter sich geglaubt hatte, während eines längeren Zusammenseins mit dem Vater im Winter von 1738 auf 1739.

„Ich weiß ja wohl," schrieb er damals aus Berlin an einen seiner älteren Freunde, „daß man sich den unwiderruflichen Gesetzen des Geschickes nicht entziehen kann, daß der Strom folge-

richtiger Ereignisse uns willenlos mit sich fortreißt, und daß es Torheit wäre, sich dem widersetzen zu wollen, was Notwendigkeit ist und was von aller Ewigkeit her also geordnet war. Freilich ein Trost, der aus der Unvermeidlichkeit des Übels genommen wird, ist nicht sehr geeignet, das Übel leichter zu machen; aber es liegt doch etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß das Bittere, was wir schmecken müssen, nicht die Wirkung unserer Verschuldung ist, sondern zu der Absicht und Ordnung der Vorsehung gehört."

Wer tief im Innersten die Dinge so betrachtete, der durfte auch nicht eigentlich sagen, wie Friedrich dies in seinem Streite mit Voltaire tut, daß er keinen persönlichen Grund habe, sich lieber auf die Seite der absoluten Fatalität als auf die der Freiheit zu stellen. Das erneute positive Bekenntnis seines alten fatalistischen Glaubens, das Friedrich im Januar 1739 ablegt, läßt denn auch ersehen, daß der völlige Rückzug auf das neutrale Gebiet der Skepsis, den er vorher Voltaire angekündigt hatte, doch nur ein scheinbarer war. Wenn Friedrich in den verschiedenen Systemen Gründe und Gegengründe abwog, dann allerdings vermochte sein Verstand kein Genüge zu finden, und er klagte, daß die Widersprüche hüben und drüben ihn in einen entsetzlichen Pyrrhonismus würfen; er schalt die Metaphysik ein undurchmessenes Meer, welches durch Schiffbrüche berüchtigt sei, ohne daß sich die gehofften Entdeckungen machen ließen; er erklärte, schließlich noch nicht in dem Alter zu sein, um zwischen Kopernikus, Descartes, Newton und Leibniz Partei zu nehmen, und hielt es deshalb mit Bayle, „dem erlauchten Skeptiker, der mit seiner Dialektik schwerbewaffnet gegen die Doktoren alle in die Turnierschranken tritt" und lediglich über das Für und Wider berichtet, statt leichtfertig abzuurteilen. Wenn aber nicht der Verstand, sondern das Gemüt Genüge haben wollte, dann lieh Friedrich noch immer derjenigen Philosophie am liebsten Gehör, mit welcher der geheimnisvolle Zug seines Herzens eine Berührung fand, sein alter Glaube an des Geschickes Mächte.

Trotz des Nachdrucks, mit dem sich Friedrichs fatalistische Grundstimmung der ihr entgegengestellten Einwände gleichsam konvulsivisch erwehrte, enthielt die englisch-französische Philosophie, für die man um ihn warb, doch auch vieles, was ihn ansprach. Die philosophische Diskussion mit Voltaire wurde seit dem Sommer 1738 nicht mehr systematisch fortgesetzt. Im stillen aber sann und suchte Friedrich weiter, um zu den einmal an ihn herangetretenen Fragen eine bestimmtere Stellung zu gewinnen. Eine Erkrankung im Februar 1739 wurde ihm Veranlassung, Voltaire zuzugestehen: „Die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, ihre enge Verbindung, ist ein starker Beweis für die Ansicht Lockes. Der Geist scheint leider nur ein Anhängsel des Körpers zu sein, er gerät in Unordnung zu

gleich mit der Organisation unserer Maschine, und die Materie kann nicht leiden, ohne daß der Geist in Mitleidenschaft gezogen würde." Die hier zum erstenmal anklingende Anschauung bildete in späteren Jahren eine Lieblingsthese Friedrichs. So schlug er sich allmählich die Brücke, die ihn, immer mit dem ganzen Gefolge seiner Bayleschen Zweifel und Vorbehalte, in das Land Lockes hinüberführte. Bald bedeutete ihm Lockes Auftreten die Vollendung der neuen philosophischen Entwicklung: „Ein Weiser erschien in England, der jedes Vorurteil abstreifte und nur am Faden der Vernunft durch den Irrgarten der Metaphysik sich leiten ließ; Locke riß die Binde des Irrtums hinweg, die der skeptische Bayle und der scharfsinnige Leibniz gelockert hatten"; denn wie er selbst zu dem jüngeren Philosophen früher als zu dem älteren gekommen war, so galt ihm nun der Deutsche als der Vorläufer des Briten.

So urteilte Friedrich schon 1746 in den Denkwürdigkeiten zur Geschichte seiner Zeit. Und als er dann nach einem Menschenalter diese Memoiren umschrieb, da schweigt er von dem deutschen Philosophen und nennt nur noch Bayle als den „Vorläufer" Lockes; die Streichung des Namens Leibniz an dieser Stelle bezeichnet am prägnantesten die Wendung, die Friedrichs Philosophie binnen vierzig Jahren genommen hatte.

Durch die Beschäftigung mit der englischen Philosophie wurde Friedrich in seinen Rheinsberger Jahren auch auf physikalische Studien geführt, wieder unter unmittelbarer Anregung von Cirey her. Newtons „Mathematische Prinzipien der Naturphilosophie" wurden ihm, der des Lateinischen nicht mächtig war, erst durch die Übersetzung zugänglich, welche Voltaires gelehrte Freundin, die Marquise du Châtelet, in Cirey verfaßte. Als die Marquise ihre Abhandlung über das Feuer schrieb, spendete er der „göttlichen Emilie" begeistertes Lob und beklagte, daß sie noch keine allgemeine Anerkennung finden könne, weil Descartes mit seinen verwünschten Wirbeln noch allzusehr in den alten Schädeln der französischen Akademie spuke. Gleichzeitig warb für Newton der junge Venezianer Algarotti, der den Newtonismus „für die Damen" popularisierte. Freilich meinte Wolff verächtlich: „die Damen werden dadurch nicht vernünftiger werden, als sie sind"; er bedauerte, daß ein Mann „von dergleichen Kaliber" bei Friedrich empfohlen wurde. Dieser aber war von Algarotti, der ihn zuerst im September 1739 mit Lord Baltimore in Rheinsberg besuchte, entzückt: „Wir haben von Geometrie, von Poesie, von allen Wissenschaften und von Spielereien gesprochen, kurz von allem, wovon man überhaupt sprechen kann. Er hat viel Feuer, viel Lebhaftigkeit und viel Weichheit; mir so zusagend, wie nur irgend möglich." In dem Briefwechsel, der seitdem unterhalten wurde, grüßte man sich mit maurerischem

Grüße. Schon 1738 hatte der Prinz sich eine physikalische Bibliothek angelegt; auch ein Observatorium erhielt Rheinsberg. Er experimentierte an der Luftpumpe, bemühte sich, meteorologische Gesetze zu entdecken, und ließ sich von Kirch und Lieberkühn in Berlin Unterricht erteilen. Gleichwohl blieben die Erfahrungswissenschaften, wie ein einsichtiger Beurteiler bemerkt hat, stets die „Achillesferse" seiner Bildung. Gegen die Geometrie hegte er von Anfang an eine unüberwindliche Abneigung: „Ich gestehe, daß ich diese Wissenschaft fürchte," schrieb er an Voltaire im Januar 1738, „sie trocknet den Geist zu sehr aus, und wir Deutschen haben ihn schon trocken genug. Unser Geist ist ein dürrer Boden, den man künstlich pflegen und ohne Unterlaß anfeuchten muß, wenn er Früchte tragen soll."

Die Abwendung von der deutschen Philosophie zu der englisch-französischen war nur eine Seite in der Entwicklung, durch die Friedrichs Geistesbildung in diesen Jahren ein immer bestimmteres Gepräge erhielt. Je klarer ihm der Vorsprung zur Wahrnehmung kam, den die westeuropäische Kultur vor der deutschen voraus hatte, um so fester und bewußter wurde sein Vorsatz, durch Aneignung der fremden Bildungselemente sich über das Niveau seiner Landsleute zu erheben und wenigstens an seinem Teile die vorgeschrittenen Nachbarn einzuholen. Es mag paradox klingen, aber es geschah von dem preußischen Kronprinzen in einer Art nationalen Ehrgeizes, daß er die glänzende Rüstung der Franzosen anlegte, um unter fremden Farben kämpfend dem Auslande die geistige Ebenbürtigkeit eines Deutschen zu beweisen. Voltaire hat diesen Ehrgeiz in den verschiedenen Erscheinungsformen, die er angenommen hat, völlig richtig erkannt, wenn er zwanzig Jahre später, nach dem Tage von Roßbach, ingrimmig schrieb: „Jetzt hat er alles erreicht, was er immer sich ersehnt hat, den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen."

Die Umschau, die Friedrich von Rheinsberg aus 1737 im literarischen Deutschland hielt, zeigte ein ödes Bild. Die kurze Blüte der Künste und Wissenschaften, die „der gute, obgleich höchst beschränkte" König Friedrich I. für Preußen heraufgeführt hatte, war dahin. „Die Fürsten verachten allgemein den Gelehrtenstand, und das Urteil des Herren wird von seinen Höflingen allzusehr verehrt, als daß sie sich in den Sinn kommen ließen, anders zu denken, und so stoßen sie in dasselbe Horn und verachten diejenigen, die tausendmal vollwertiger sind als sie selbst." Das vorhandene Treffliche in dem geistigen Leben der Nation, aus dem ein mehreres sich entwickeln konnte, entging dem Prinzen keineswegs. Er berührt sich mit dem zuständigsten Urteil, das über die damalige deutsche Bildung gefällt worden ist. Wie Goethe an der vorangegangenen Generation im Gegensatz zu der großen Unsicherheit in Sachen des

Geschmacks die lebhaft einsetzenden Regungen des gesunden Menschenverstandes als bemerkenswert hervorhob, so sagt Friedrich 1737: „Mangel an Geist ist der Fehler der Deutschen nicht; der gesunde Menschenverstand ist ihnen zuteil gefallen, ihre Eigenart ist der der Engländer ziemlich verwandt. Die Deutschen sind arbeitsam und tief.“ Nur tadelt er das damit zusammenhängende Übermaß der Gründlichkeit. „Ihre Bücher sind von einer erdrückenden Weitschweifigkeit. Könnte man meine Landsleute von ihrer Schwerfälligkeit heilen und eine etwas vertrautere Bekanntschaft zwischen ihnen und den Grazien vermitteln, so würde ich nicht daran verzweifeln, daß meine Nation noch große Männer hervorbringt.“

Seinen Entschluß, deshalb in die Spuren der Franzosen zu treten, teilte er Voltaire gleich in einem seiner ersten Briefe mit. „Frankreich und England sind die beiden einzigen Staaten, wo die Künste in Ansehen stehen. Bei ihnen also müssen die andern Nationen lernen. Die, welche jenen Ländern nicht einen persönlichen Besuch abstatten können, müssen wenigstens in den Büchern Eurer berühmten Schriftsteller Kenntnisse und Belehrung suchen und demgemäß die Sprachen studieren, zumal die französische, die nach meinem Urteil in Eleganz, Feinheit und Energie und in allen ihren Wendungen eine eigenartige Anmut besitzt.“

Unendlich viel bot Frankreich allein durch sich selbst, durch seine klassische und nachklassische Literatur Friedrichs ästhetischem Bedürfnisse. Gleichzeitig aber diente ihm seine Lieblingssprache auch außerhalb Frankreichs als Dolmetscherin: wie sie ihm die Kenntnis der modernen englischen Philosophie vermittelte, so erschloß sie ihm auch den Schacht der Antike, in den er anders nicht einzudringen vermocht hätte. Denn die deutsche Sprache auf ihrer damaligen unentwickelten Stufe wäre unfähig gewesen, ihm den Mittlerdienst zu leisten; die französische dagegen vermochte, an den klassischen Mustern gebildet und des ganzen deklamatorischen Pompes der Latinität fähig, Form und Geist der Alten kongenial wiederzugeben, wie denn das stolze klassische Drama der Franzosen in gewissem Grade eine Nachdichtung der Stoffe und der Anschauungen des kaiserlichen Roms gewesen war. Bald versuchte Friedrich selber, Horazische Oden in französische Schale zu fassen; ja seine ganze Poesie hat einen der feinsinnigsten Kenner des römischen Dichters horazisch anmuten wollen. Horaz, Lukrez und Cicero mit den Tuskulanen wurden seine Lieblinge, und auch zu der Lektüre der römischen und griechischen Historiker ist er wieder und wieder zurückgekehrt. Der lateinischen Sprache infolge der ihm gegebenen Erziehung unkundig, ward er gleichwohl heimisch im alten Rom; diese römische Welt bot seiner praktisch-politischen Geschichtsbetrachtung ungleich mehr Anregung als das griechische Altertum. Schon in

den Küstriner Tagen waren „Marius, Sulla, Cinna, Cäsar, Pompejus, Crassus, Augustus, Antonius und Lepidus" während einer Krankheit seine Gesellschafter gewesen; Ciceros Briefe an Atticus zeigten ihm dann das überraschende Lehrbild zu den Historikern, und während des Türkenkrieges in Ungarn beglückwünschte er sich, „die Perserkriege und die punischen und eine Unzahl anderer" ohne jedes Blutvergießen geführt zu haben. Nun kamen Montesquieu und Rollin und vereinigten die dem Prinzen wohlbekannten Tatsachen zu einem Gesamtbilde, das die Antike in den Kreis des modernen Empfindens und politischen Räsonnements rückte, der fernsten Vergangenheit eine subjektive Beziehung zur unmittelbaren Gegenwart gab. Voll Bewunderung vertiefte sich Friedrich in die „Betrachtungen über den Verfall der römischen Größe"; er nannte sie ein Werk von vollendeter Schönheit, das mehr Gedanken als Worte enthalte, „die Quintessenz dessen, was der menschliche Geist an philosophischen Gedanken über die römische Geschichte hervorbringen kann". Wie in so vielen anderen Literaturzweigen, hatten die Franzosen damit auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung die Palme unter den Modernen errungen.

Am augenfälligsten zeigte sich den Deutschen gegenüber die Überlegenheit der gallischen Nachbarn doch in der Dichtkunst. Die Namen der Führer der deutschen Literatur waren dem Kronprinzen nicht unbekannt, aber er spottete über die „verunglückten Schöngeister" in Berlin, „welche Haller über Horaz stellen und Gottsched als den Herrscher des Parnaß verehren". Das relative Verdienst, das Gottsched um die deutsche Bühne sich erwerben sollte, stand noch aus, der Hanswurst war von den Brettern noch nicht vertrieben. Die wenigen Besuche, die Friedrich der deutschen Komödie gegönnt hat, reichten hin, ihn mit Widerwillen gegen ihre teils rohen, teils schalen Späße zu erfüllen, und in seiner Erinnerung blieb immer nur die typische Schneidernatur Kilian Brustfleck der Vertreter der Nationalbühne. Seine nachmalige Versicherung, er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, ist nicht eben wörtlich zu nehmen; aber Suhm hat sich doch 1736 vergeblich bemüht, ihn zum Studium Wolffs in der Ursprache zu vermögen. Die Wahl zwischen Gottsched und Voltaire konnte ihm unter keinen Umständen schwer fallen.

Anfänglich hatte er gewünscht, Gresset, den Dichter des „Vert-Vert", an dessen heiterer Muse er großes Gefallen fand, für seinen Rheinsberger Hof zu gewinnen. Jetzt war keiner der Geister zweiten Ranges, sondern der König im Reiche des Geschmackes sein Lehrer geworden; in wessen Schule konnte der Königssohn freudiger lernen?

Indes schickte Friedrich seine poetischen Versuche das erste Mal nicht ohne ein gewisses Zagen nach Cirey. Voltaire, der sich damit vor die Aufgabe gestellt sah, nicht bloß Kunstrichter, wie der Prinz

es wünschte, sondern einfach auch Sprachlehrer zu sein, war vor allem Weltmann genug, um allen Anforderungen gerecht zu werden und gleichwohl nicht anzustoßen. Die Kunst, mit der er an die Lobsprüche, an seine überschwenglichen Lobsprüche, allmählich Ausstellungen zu knüpfen begann, ist von unvergleichlicher Feinheit. Einer Berichtigung elementarer Sprachfehler, die im Munde jedes anderen pedantisch klingen würde, weiß er stets irgendeine prickelnde Wendung zu geben, in der selbst die Rüge den Schüler nicht verstimmen konnte, sondern ihm ein zustimmendes Lächeln abgewinnen mußte. Friedrich war einsichtig genug, um sich zu sagen, daß er von den Lobsprüchen stets „drei Viertel" abzuziehen habe: die Ausstellungen ließ er sich voll und ganz gesagt sein. Und als nun der Meister für die Vorlegung der Schülerarbeiten, die er mustern sollte, mit der Zusendung seiner vollendeten Kunstwerke dankt, da stellt der erfreute Empfänger diesen ungleichen Austausch in eine Linie mit dem amerikanischen Handel der Holländer, die für die Glasscherben, welche sie den Wilden geben, Gold einheimsen. Oder er entlehnt seine Bilder der Mythologie und vergleicht sich dem Prometheus, aber nur darin, daß er das Feuer entlehnen muß, wenn seine Muse sich erwärmen soll; dann glaubt er wohl einen Augenblick, daß Voltaires Fittich ihn trägt:

Doch nein, Ikarus fällt, schon deckt die Woge ihn. —

Es waren glückliche Tage und Jahre, da dieser Austausch zwischen Rheinsberg und Cirey stattfand. Noch trübte keine Enttäuschung die junge Freundschaft. Friedrich verehrte in Voltaire aufrichtig den freien Denker, den anmutigsten der Dichter und den vielseitigsten der Schriftsteller; er glaubte, auch die liebenswürdigste Persönlichkeit, den lauteren Charakter, den selbstlosen Freund in ihm gefunden zu haben. Und Voltaire empfand zum erstenmal den Reiz, dem er nie in seinem Leben zu widerstehen vermocht hat: er sah sich durch einen der in Purpur Geborenen des vertraulichen Verkehrs gewürdigt und mit Weihrauch bestreut. Freilich berechnete Voltaire, daß auf hundert Menschen neunzig Dummköpfe kämen, und erst auf zwanzig Millionen Menschen ein Monarch, daß also achtzehn Millionen gegen zwei zu wetten seien, ein König werde ein armseliger Tropf sein. Und Friedrich selbst scherzte, er sei kein Großmannskandidat, sein Name werde allem Anschein nach nur dazu dienen, irgendeinen genealogischen Stammbaum zu zieren, um alsbald in das Dunkel der Vergessenheit zu sinken; höchstens in Voltaires Schriften werde er auf die Nachwelt kommen. Wie aber, wenn der Prinz, der einen Voltaire zum Mentor wählte, wirklich der aus Millionen einmal herausgefundene Eine war? Dann mochte die Stunde da sein, das politische Ideal des Mentors zu verwirk-

lichen, das Ideal des aufgeklärten, weltbeglückenden Absolutismus, wie es der Dichter der Henriade in dem Helden seines Epos aufgestellt hatte. „Er wird das Glück seiner Untertanen besiegeln mit derselben Hand, mit der er Wahrheiten in Verse bringt; er wird bei Gelegenheit Schlachten gewinnen." Ein Buch mit weißen Blättern lag die Zukunft dieses Adepten, der so empfänglich und begeisterungsfrisch sich dem Lehrer hingab, vor Voltaires dichterischer Phantasie: was wird die Geschichte auf diesen Blättern verzeichnen?

Voltaire mochte hoffen, auch bei den großen Welthändeln künftig seine Hand im Spiele zu haben; weihte ihn doch der Erbe eines Thrones jetzt nicht bloß in seine literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein, sondern auch in seine Gedanken über die politischen Vorgänge.

Fünfter Abschnitt

Die Politik des Kronprinzen

Unter den Kleinodien, die Voltaire aus seinen Schreinen von Zeit zu Zeit nach Rheinsberg mitteilte, befand sich auch der handschriftliche Entwurf seines Zeitalters Ludwigs XIV. Friedrich schrieb an einen Freund, dieses Manuskript interessiere ihn mehr, als die ganze Politik der Gegenwart. Und doch folgte er gerade damals, im Jahre 1738, den politischen Vorgängen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ja mit leidenschaftlicher Erregung, und die Depeschen der preußischen Gesandten, die ihm Grumbkow aus Berlin zuschickte, boten ein hinreichendes Material für die Beurteilung der allgemeinen Lage sowohl, wie der Aufgaben der preußischen Politik.

Freilich, der Vergleich der Gegenwart mit den Zeiten, die Voltaire schilderte, fiel kläglich aus. Die großen Gestalten der Epoche Ludwigs XIV. hatten einem schwächlichen Epigonengeschlecht den Platz geräumt. „In unserem Jahrhundert," klagte Friedrich, „gilt, uns zum Unglück, die Unterhandlung mehr als der Krieg." Bei der physischen Abspannung der Staaten nach dem letzten großen Kriege war in Europa das goldene Zeitalter einer Diplomatie angebrochen, die sich als den allein maßgebenden Faktor im Völkerleben zu betrachten gewöhnte, alles durch ihre Verhandlungen, ihre Künste und Handgriffe machen zu können glaubte und es in diesen allerdings zur höchsten Routine brachte. Es ist die Diplomatie der Palliativmittel und Kompromisse, die alles nach dem Grundsatze der gegenseitigen „Konvenienz" begleicht, für jede Verwicklung ihr Elixir hat und jeder Entscheidung mit dem Schwerte sorgsam vorbaut; die Zeit der diplomatischen Abenteurer und geheimen Agenten, die Zeit der Kongresse, die jahrelang tagen und nichts zum Abschluß bringen. Der witzige Lord Chesterfield hatte gesagt, 1725 sei Europa toll geworden; seitdem war die Tollheit offenbar noch im Zunehmen, die politischen Augenblicksbilder wichen und wechselten wie im Wirbeltanz, und Kronprinz Friedrich meinte 1739, mit Hinweis auf den Ausspruch Chesterfields, 1740 werde es an der Zeit sein, Europa in das Irrenhaus zu sperren.

Chesterfields Jahr 1725 war etwa die Epoche, bis zu der Friedrichs eigene politische Wahrnehmungen zurückreichten. Aus den miterlebten Wandlungen der europäischen Politik und ihren Rückwirkungen auf die Stellung Preußens zwischen den großen Mächten ergab sich dem preußischen Kronprinzen sein politischer Katechismus.

Noch immer waren die Fluten nicht ganz zerronnen, die zu Anfang des Jahrhunderts der spanische Erbfall geschwellt hatte. Gegen die erdrückende Übermacht Ludwigs XIV. hatte sich damals eine europäische Koalition zusammengefunden, die Schöpfung Wilhelms des Oraniers, das später vielgepriesene „alte System", mit der Losung Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts. Als dann das stolze Frankreich tief gedemütigt war und nun der Letzte vom Stamme Habsburg ehrgeizig die Wiedervereinigung des ganzen Erbes Karls V. anstrebte, da hatte man in London die modifizierte Gleichgewichtstheorie aufgestellt, daß die beiden Seemächte, England und Holland, berufen seien, zwischen den beiden kontinentalen Militärmächten, Frankreich und Österreich, die Wage zu halten. Das Verständnis zwischen England und Frankreich, das unter diesem Gesichtspunkte den Utrechter Vertrag herbeiführte, hielt auch nach dem Friedensschlusse an. Zögernd hatte dann auch der kaiserliche Hof seinen Frieden mit Frankreich geschlossen; er blieb im Kriegszustande mit der neuen bourbonischen Nebenkrone. Spanien unter den Willen Europas zu beugen, schlossen die vier großen Mächte, wie man sie jetzt nannte, 1718 ihre Quadrupelallianz. Ein Kongreß sollte alle noch obschwebenden Händel schlichten. Aber während zu Cambrai beraten und gestritten wurde, fanden die beiden Mächte, welche die Fürsorge der anderen hatte versöhnen wollen, sich ohne fremde Vermittlung zusammen: der Kaiser und der bourbonische König von Spanien gingen zu Wien ein Bündnis ein. Durch die enge Verbindung der österreichischen und der spanischen Macht fühlten sich die Seemächte, zumal da sie ihre Handelsinteressen geschädigt glaubten, kaum minder beunruhigt, als 1712 durch die Aussicht auf eine unmittelbare Vereinigung der beiden großen Reiche. Dieselben Erwägungen, die damals zu dem Utrechter Frieden führten, veranlaßten jetzt Frankreich und England zu der Bildung des Gegenbundes von Herrenhausen gegen die Alliierten von Wien. Der frühere Kriegszustand zwischen Österreich und Spanien wurde durch die Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Spanien und England abgelöst.

Nun wiederholen sich zu Soissons die Vorgänge von Cambrai. Wieder fällt die Entscheidung nicht vor dem Forum des europäischen Kongresses, der sie für sich beansprucht, sondern hinterrücks. Wieder findet Spanien gerade da, wo es Händel hatte, eine Tür zur Verständigung offen: wie vor vier Jahren Österreich, so schließen 1729

die drei anderen Großmächte heimlich einen Sondervergleich mit dem Madrider Hofe und entgelten durch ihren Vertrag von Sevilla dem Kaiser das Werk von 1725. Spanien ist von Österreich getrennt, die Wiener Koalition gesprengt, die Politik der Gegenliga von Herrenhausen hat triumphiert. Unter der Ägide ihrer mächtigen Verbündeten besetzen die Spanier Parma und Piacenza. Isoliert muß Kaiser Karl VI. zum Kampfe sich bereiten, bis er sich im letzten Augenblicke entschließt, die beiden italienischen Herzogtümer einem der Söhne der spanischen Königin, der ehrgeizigen Farnesin, zu überlassen und auf seine maritime Politik zu verzichten; er begnügt sich mit unterwertigen Garantien der von ihm für seine Reiche erlassenen Erbfolgeordnung.

Dieser Wiener Friede von 1731 schloß erst endgültig die Kriegsepoche ab, die mit dem Jahre 1700 für Europa hereingebrochen war; jetzt vollendete sich das, was zu Utrecht und Rastatt, zu Cambrai und Soissons Stückwerk geblieben war, die allgemeine Pazifikation ohne Ausschluß irgendeiner Macht.

Nicht zwei Jahre vergingen, und der Kriegsruf erklang von neuem. Als König Ludwig XV. dem Wiener Hofe den Frieden aufsagte, um in Polen die Wahl seines Schwiegervaters gegen den von Österreich und Rußland erhobenen Gegenkönig aufrecht zu erhalten, da war auch Spanien, des soeben abgeschlossenen Vertrages uneingedenk, schnell wieder zur Stelle, den italienischen Besitz des Infanten Karl auf des Kaisers Kosten zu erweitern. Bei den Seemächten fand Karl VI. die gehoffte Hilfe nicht. Da ward der politischen Welt eine Überraschung, die alle vorangegangenen weit hinter sich ließ. Zum viertenmal in einem Menschenalter wurde ein Separatfriede geschlossen. Wie England und Holland 1713 das alte System fallen ließen, wie 1725 Österreich von der Quadrupelallianz sich trennte, und wie Spanien 1729 das Bündnis mit dem Kaiser preisgab, so war es jetzt Frankreich, das über seine Verbündeten hinweg sich mit seinem Gegner, dem Erbfeinde der Lilienkrone, verständigte.

Nirgends machten die Wirkungen dieses Ereignisses sich fühlbarer als in Berlin.

Zehn Jahre vorher, als die Koalitionen von Wien und Herrenhausen ganz Europa in zwei große Heerlager spalteten, war die Freundschaft Preußens viel umworben gewesen, denn die preußische Militärmacht konnte den Ausschlag geben. Heute stand Preußen beiseite, isoliert.

Damals hatte sich Friedrich Wilhelm zunächst für die Westmächte erklärt, entsprechend dem scharfen Gegensatze, in welchem während der ganzen ersten Hälfte seiner Regierung sein landesherrliches Selbstgefühl gegen die imperialistische Politik Karls VI. stand. Als

er dann aber zu bemerken glaubte, daß die Verbündeten von Herrenhausen ihn als ihren „Galopin" betrachteten, der „die Kastanien aus dem Feuer holen" sollte, ging er seit 1726 zu der Partei des Kaisers über. Graf Seckendorff war es, wie wir sahen, dessen diplomatische Gewandtheit die Verträge von Wusterhausen und Berlin zustande brachte.

Der Preis, mit dem Friedrich Wilhelms Bundesgenossenschaft sich erkaufen ließ, war immer die Anerkennung der preußischen Ansprüche auf die jülich-bergische Sukzession. Nach dem klevischen Erbvergleich zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg von 1666, der das Jahr darauf von Kaiser und Reich bestätigt und garantiert worden war, stand der männlichen Nachkommenschaft des Großen Kurfürsten beim Erlöschen des neuburgischen Mannsstammes die Nachfolge in den Herzogtümern Jülich und Berg zu. Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, der letzte männliche Sproß des Hauses Neuburg, war bereits 1661 geboren. Sein sehnlichster Wunsch war, auch die beiden niederrheinischen Herzogtümer an die Erben der Kurlande, die Linie Sulzbach, zu bringen, deren Prinzen er deshalb erst seine älteste Tochter, dann auch seine Enkelin vermählte. In Berlin wurde die pfälzische Auffassung des Vertrages von 1666, nach der auch die weibliche Deszendenz des neuburgischen Stammes zur Erbfolge berufen sein sollte, mit Nachdruck zurückgewiesen.

Aber das Haus Pfalz hatte mächtige Fürsprecher. Alle Großmächte mißgönnten dem rasch angewachsenen preußischen Staate eine neue Vergrößerung. Frankreich glaubte die Festung Düsseldorf mit dem Rheinübergang nicht einer militärisch widerstandsfähigen Macht überlassen zu dürfen. Holland fürchtete jeden starken Nachbarn an seinen Grenzen und fühlte sich bereits durch den preußischen Besitz von Kleve beängstigt. England konnte mit Rücksicht auf sein Nebenland Hannover eine Vermehrung der preußischen Macht in Nordwestdeutschland nicht wünschen. Österreich betrachtete bereits jetzt die Ausdehnung des brandenburgischen Hausbesitzes im Reiche mit Mißbehagen und wollte das Gebiet eines katholischen Fürstenhauses nicht in protestantische Hände fallen lassen, und die Kurie tat das Ihre, den Kaiser in diesen Gesinnungen zu bestärken. Dazu kam, daß die Wittelsbacher, Bayern wie Pfälzer, als treueste Parteigenossen der französischen Politik besondere Rücksicht von Versailles erwarten durften, und daß der Kaiser, der die wittelsbachischen Ansprüche auf die österreichische Erbfolge mit seiner Pragmatischen Sanktion durchkreuzte, das Gesamthaus Pfalz-Bayern wenigstens in der jülich-bergischen Erbfrage zu begünstigen wünschte.

Bei dieser Haltung der Mächte sah sich Preußen, wenn es seine Ansprüche durchsetzen wollte, auf den Weg der diplomatischen Verhandlung hingewiesen und mochte froh sein, falls es durch den

Anschluß an eine der großen europäischen Parteien wenn nicht sein ganzes Recht, so doch einen Teil davon rettete. Auf dieser Grundlage wurde 1726 und 1728 mit dem Kaiser verhandelt und abgeschlossen. Friedrich Wilhelm übernahm in dem sogenannten ewigen Bündnis von Berlin (23. Dezember 1728) die Garantie der Pragmatischen Sanktion Karls VI. und entsagte seinen Rechten auf Jülich, der Kaiser garantierte ihm dagegen die Erbfolge in Berg.

Preußen war nach diesen Verträgen, da gerade jetzt Spanien von dem Wiener Bündnis abfiel, der einzige Verbündete, auf den der Kaiser gegen die Masse seiner Feinde sicher zählen konnte; denn auch Rußland, auf dessen Unterstützung man in Wien eine Zeitlang gerechnet hatte, riet Anfang 1730 zur Begleichung der Streitpunkte mit den Westmächten.

Aber der Wert der preußischen Freundschaft sank bereits, als 1731 die Verständigung mit England erreicht wurde. Wir haben gesehen, wie die Abwandlungen des Verhältnisses zwischen Österreich und England auf die Haltung der kaiserlichen Politik in der Frage der Vermählung des preußischen Kronprinzen zurückwirkten. Zu Beginn des nächsten Jahres leistete Friedrich Wilhelm dem Kaiser den letzten Dienst, der von ihm geheischt wurde; dank seinen Bemühungen garantierte der Reichstag die Pragmatische Sanktion, gegen den Einspruch Sachsens und der wittelsbachischen Kurhöfe von München und Mannheim. Im August darauf sahen sich Karl VI. und Friedrich Wilhelm in Böhmen. „Die Zusammenkunft zu Prag wurde das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser," schrieb nachmals der preußische Minister Podewils. Auch Grumbkow datierte den Umschwung von diesem Zeitpunkte her. Mit dürren Worten wurde dem Könige von Preußen in Prag erklärt, daß er sich mit einem Teile des Herzogtums Berg begnügen, auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse. Prinz Eugen sprach zu den Begleitern des Königs, als ob die Waffengenossenschaft der preußischen Armee für den Kaiser ohne jeden Wert wäre; er legte in Gegenwart der Preußen die Hände auf die Schultern der Vertreter Englands und Hollands und rief: „Gebt mir diese hier, und wir wollen der ganzen Welt trotzen."

Das Jahr 1733 brachte neue Enttäuschungen für Friedrich Wilhelm. Am 31. Januar starb König August II. von Polen. Je gespannter in den letzten Jahren sein Verhältnis zu dem kaiserlichen Hofe gewesen war, um so weniger hatte man vor dem Tode des Königs in Wien gewünscht, die polnische Krone bei dem sächsischen Hause bleiben zu sehen; ja man hatte im Verein mit Rußland den König von Preußen zu einem Abkommen aufgefordert, kraft dessen bei der nächsten Erledigung des polnischen Thrones ein sächsischer Prinz von der Wahl ausgeschlossen sein sollte, was zwischen Preußen

und Rußland ohnehin durch drei ältere Verträge verabredet war. Noch ehe das neue Abkommen vollzogen werden konnte, war das Interregnum in Polen da. Der Sohn des verstorbenen Königs, der neue sächsische Kurfürst, bot in Wien die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, und von Stund an war er der Kandidat der beiden Kaiserhöfe, die ihn durch eine kleine Minderheit des polnischen Adels zum Gegenkönig gegen Stanislaus Leszczynski wählen ließen. Friedrich Wilhelm fühlte sich schwer verletzt und verweigerte der Wahl des Sachsen seine Anerkennung.

Wenn dagegen nun der Kaiser, aus Anlaß eben dieser polnischen Vorgänge, von Frankreich mit Krieg überzogen wurde, so hielt Friedrich Wilhelm die Verpflichtungen des Vertrages von 1728 getreu ein. Gern wäre er mit seiner ganzen Kriegsmacht dem Kaiser zu Hilfe gezogen, aber in Wien dankte man für sein Anerbieten und forderte nur die Stellung der vertragsmäßigen 10 000 Mann. Friedrich Wilhelm durchschaute, daß man ihn nicht als einen Gleichstehenden, sondern als einen Untergeordneten behandelte, daß man von der Vereinigung der preußischen Streitkräfte am Rhein nichts wissen wollte und sie dort wegen der Nachbarschaft von Jülich und Berg nur mit Mißtrauen betrachtet hätte. Gekränkt und mißmutig, wie an sich selbst irre geworden, schrieb er an den Fürsten von Anhalt: „Sagen Sie mir, hätten Sie sich das vorgestellt, einen französischen Krieg zu erleben, und daß die Alliierten dann Preußen in der Inaktion ließen? Das hätte ich mein Tage nicht geglaubt, also ist es nichts in dieser Welt, nun ist alles umsonst. Wo ich nun nicht mehr hätte, als die 10 000 Mann, und ließe keine Kontribution zahlen, also wäre mein Land das reichste in Deutschland. Ich bin ganz chagrin."

Als dann aller Welt zur Überraschung im Herbst 1735 der Kaiser die Feindseligkeiten gegen Frankreich einstellte, wurden die Friedenspräliminarien dem preußischen Bundesgenossen nicht einmal mitgeteilt. Das Berliner Bündnis von 1728 war dem Kaiser jetzt vollends ohne Wert, und in den Bestimmungen wegen Berg nur zur Last. Ganz zur Unzeit gab der preußische Gesandte in Wien im Dezember 1735 die Erklärung ab, daß der König mit Freuden sich bei jeder Förderung der Pragmatischen Sanktion beteiligen werde, sich aber auch gewiß verspreche, daß Kaiserliche Majestät bei Gelegenheit des jetzt bevorstehenden Friedenschlusses das bequeme Tempo nicht aus der Hand lassen werde, das dem Könige in der jülichschen Sache Versprochene in Erfüllung zu bringen. Seit der Kaiser mit Frankreich versöhnt und verbündet war, erschien seinen Beratern die Zufriedenstellung der Pfälzer um so notwendiger. Zudem befand sich der Wiener Hof dadurch in einem eigentümlichen Dilemma, daß er vor dem Abschluß der Verträge von Wusterhausen und Berlin

sich schon am 16. August 1726 gegen Karl Philipp von der Pfalz verpflichtet hatte, die Erbfolge in beiden rheinischen Herzogtümern den Sulzbachern zu verschaffen. Es war ein geschicktes Auskunftsmittel, das nur nicht mit den bestehenden Verträgen, weder mit des Kaisers Verpflichtungen gegen die Pfalz, noch mit denen gegen Preußen, übereinstimmte, wenn jetzt die österreichische Staatskunst durch ein gemeinsames Vorgehen der Großmächte die Lösung der jülich-bergischen Frage herbeizuführen versuchte. Auf Frankreich durfte man ohne weiteres rechnen; aber auch die Seemächte England und Holland, die ein Interesse daran hatten, neben dem Bunde der beiden großen Militärmächte des Kontinents sich ihren Platz im europäischen Konzert zu sichern, ließen sich nach einigen Schwierigkeiten für einen Kollektivschritt gegen Preußen gewinnen.

Der König von Preußen wußte voraus, was die vier großen Mächte, die Quadrilleurs, wie er sie nannte, gegen ihn vorhatten. Er erfuhr auch, daß der 10. Februar 1738 für die Überreichung der vier identischen Noten in Aussicht genommen war. Er wies einige Tage vorher seine Minister an, die Gesandten mit ihren Schriftstücken „höflich und mit vielen Reverenzen" zu empfangen und die Noten ihm dann versiegelt einzuschicken. Er habe nicht die Absicht, zu antworten, sondern werde es machen wie Wallenstein, der die kaiserliche Order zwar ehrerbietig geküßt, aber auf den Kamin gelegt habe. An dem bezeichneten Tage erschienen, wie man erwartet, die vier Diplomaten nacheinander in dem Konferenzzimmer des auswärtigen Ministeriums, Freiherr von Demeradt als Resident des Kaisers, Ginkel im Auftrage der Generalstaaten, La Chetardie und Guy Dickens mit den Noten Frankreichs und Englands. Die gleichlautenden Schriftstücke enthielten die Forderung, daß der König seinen Gesandten im Haag beauftrage, mit den dortigen Vertretern der vier unparteiischen Mächte in Konferenz zu treten, um durch die Vermittlung dieser Mächte zu einem gütlichen Vergleich in der jülichschen Sache zu gelangen; daß der König weiter sein Wort gebe, während der Zeit der Konferenzen jeden Versuch zur Besitznahme der strittigen Länder zu unterlassen. Aus den zugleich mitgeteilten Abschriften der entsprechenden, in Mannheim überreichten Noten konnte der König ersehen, daß für den Todesfall des Kurfürsten von der Pfalz die Mächte dem Pfalzgrafen von Sulzbach in beiden Herzogtümern die einstweilige Besitzergreifung zugestanden. Sowohl in den Noten an die Pfalz, wie in denen an Preußen war zum Schluß die Erwartung ausgesprochen, daß der andere Teil dem Vorschlage sich nicht widersetzen werde und sich nicht die gerechten Vorwürfe vier so ansehnlicher Mächte werde zuziehen wollen, „die den Vorsatz haben, gemeinsam und mit Nachdruck den Charakter der Unparteilichkeit aufrecht zu erhalten, den

sie heute in den gemeinsam sich angeeigneten Grundsätzen kundgeben".

Der König war also zuerst der Meinung, daß er auf diese Zumutung überhaupt nicht antworten dürfe. Auf die Vorstellungen seiner Minister befahl er indes, eine kurze, ausweichende Antwort zu entwerfen. Die am 19. Februar dem Vertreter der vier Mächte zugestellte Note besagte, daß der dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugedachte provisionelle Besitz mit der Unparteilichkeit der Vermittlung nicht zu reimen sei; der König erwarte deshalb von der Billigkeit der vier Mächte, „daß sie die Güte haben werden, sich über diesen Artikel in der Art zu erklären, daß Seine Majestät Ihre weitere Antwort auf die Memoires zu erteilen imstande sind". Gleichzeitig wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, daß die Befehle zur Zusammenziehung von 40 000 Mann im Klevischen erteilt seien.

Eines der Gutachten, das dem Könige von seinen Ministern vorgelegt war, hatte hervorgehoben, man wisse, wie es mit den vier Mächten und ihrer Harmonie bestellt sei; sie seien weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen; man müsse die Sache hinziehen und Zeit gewinnen; daß sie einen Termin setzen sollten, sei nicht zu befürchten, sie würden sich zehnmal bedenken, gegen einen Staat wie Preußen eine so ungewöhnliche Methode zu brauchen.

Äußerlich hielt die Einigkeit der „Quadrilleurs" stand. Anfang Juni stellten der Kaiser und Frankreich den Antrag auf Eröffnung der Konferenz im Haag: „Da die völlig unerwartete Antwort des Königs von Preußen erkennen lasse, daß er entschlossen und gerüstet sei, beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz die Ruhe Europas trotz der ebenso zweckmäßigen wie unparteiischen Absichten der vier Mächte zu stören, so sind die vier Mächte Europa Rechenschaft schuldig über die Folgen eines so eklatanten Schrittes, wie sie ihn diesem Fürsten gegenüber getan; sie sind es sich selbst und ihrer Ehre schuldig, zu zeigen, daß sie nicht vergebens ihren Willen kundgetan." Und am 13. Januar des folgenden Jahres unterzeichnete der kaiserliche Gesandte in Versailles einen Vertrag, durch den der Kaiser und Frankreich noch einmal gemeinsames Vorgehen sich zusagten, zugleich gegenseitigen Schutz und Unterstützung für den Fall, daß wegen dieses Vorgehens einer der beiden Teile angegriffen werden könnte.

Aber schon seit dem April 1739 hatte der französische Botschafter Fenelon im Haag insgeheim eine Verhandlung mit dem Vertreter Preußens angeknüpft. Er eröffnete diesem jetzt, daß man den Abschluß dieses neuen Vertrages dem Kaiser nicht gut habe abschlagen dürfen: „die Furcht vor Eurer Rache und vor den preußischen Kriegsvorbereitungen haben den Wiener Hof so beunruhigt,

daß wir ihm diese Genugtuung nicht haben versagen können." Auch in Petersburg hörte der preußische Gesandte im Mai 1739, der Kaiser habe sich deshalb Schutz von Frankreich zusagen lassen, weil er fürchte, daß Preußen einen Angriff gegen ihn beabsichtige und für Jülich und Berg seinen Regreß auf Schlesien nehmen werde.

Friedrich Wilhelm hat die Hand, die ihm Frankreich zur Verständigung bot, nicht zurückgewiesen. Der Kaiser hatte das Beispiel gegeben, wenn er in einer Reichsangelegenheit, wie die jülich-bergische Erbfrage, die Einmischung des Auslandes zuließ, ja den Franzosen geradezu die Entscheidung zuwies. Friedrich Wilhelm machte sich dieses Beispiel zunutze. Vom Kaiser verlassen, sah er sich genötigt, am Ende seiner Tage der Macht sich zu nähern, gegen die er zeit seines Lebens die größte nationale und persönliche Abneigung gezeigt hatte. Der Gewinn, den Frankreich ihm versprach, war bescheiden: der Vertrag vom 5. April 1739 garantierte ihm einen Teil von Berg, ohne die Hauptstadt Düsseldorf.

Wegen eines Vorwandes für den Bruch hatte man sich zu Wien nicht verlegen gezeigt. Um über die unbequeme Bürgschaft für Berg, die man im Augenblicke der Not anderen Verpflichtungen zuwider dem Könige von Preußen gegeben hatte, hinwegzukommen, hatte man mit feiner Berechnung in den Vorgängen der Feldzüge von 1734 und 1735 allerhand Dinge entdeckt, die da dienen mußten, nicht im Wege offener Aussprache, sondern mittels geheimnisvoller Andeutungen dem preußischen Bundesgenossen zu unterstellen, daß er dem Vertrag von 1728 nicht volle Genüge getan habe. Man bedachte nicht, daß man durch Leugnung der Rechtsbeständigkeit dieses Vertrages das Fundament des eigenen Baues abgrub: man entband damit Preußen der für die Pragmatische Sanktion geleisteten Bürgschaft. Wie verhängnisvoll solch armselige Politik für den Wiener Hof war, hat die nächste Folgezeit bewiesen. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschleuderte Kaiser Karl Königreiche und Länder, um Frankreichs und Spaniens Garantie für seine Erbfolgeordnung zu gewinnen, stürzte sich der russischen Garantie zuliebe in einen Türkenkrieg, der ihm Serbien und die kleine Walachei kostete, und dem bis an die Zähne bewaffneten Nachbarn, der den Stoß in das Herz der österreichischen Monarchie führen konnte, mißgönnte er das versprochene kleine Herzogtum am Rhein, das er nicht einmal von seinem österreichischen Eigen geben sollte.

Die neidische und feindselige Politik des Verbündeten von 1728 ist, wie wir heute zurückschauend sagen können, am letzten Ende nur zu Preußens Vorteil ausgeschlagen, weil sie diesem Staate beim Tode Karls VI. die Politik der freien Hand ließ; sie hat darum dem Herzeleid Friedrich Wilhelms I. von seiner Bitterkeit nichts genommen. Seiner Kaiserlichen Majestät so getreu zu sein als

Prinz Eugenius selber, das hatte er sich einst gerühmt. Und noch 1733, als er bereits mißtrauisch zu werden begann, beteuerte er Seckendorff: „Der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treu und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe." Nach einem Gespräch, das er mit Seckendorff im Dorfe Priort bei Potsdam hatte, scheint er zuerst ganz klar gesehen zu haben. „Mein lieber Sohn," sagte er im Oktober 1734 zu dem Kronprinzen, „ich sage dir, daß ich meinen Tod zu Priort geholt habe, und ich bitte dich um alles in der Welt, traue den Leuten nicht, die auch noch so viele Versprechungen machen. Ja, den Tag, da kam ein Mann zu mir, das war, als wann man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte."

Jenes prophetische Wort „da steht einer, der mich rächen soll," das der König einst, auf seinen Sohn weisend, zornig ausstieß, er hat es auch in ruhigeren Augenblicken immer von neuem variiert, und wohl traten ihm die Tränen in die Augen, wenn er auf die ihm widerfahrene Unbill zu sprechen kam. Als er während des französischen Krieges sich und seine Streitmacht verächtlich beiseitegeschoben sah, schrieb er an Seckendorff rund heraus: „Ich für meine Person habe alle Veneration für Kaiserliche Majestät, aber nach meinem Tode wird das Haus Brandenburg den Kaiser abandonnieren und eine andere Partei nehmen, weil das Haus Brandenburg so lädiert, also daß Preußen wie ein Papagei im Käfig sitzt; das muß das Haus Brandenburg auswetzen." Die große „Species Facti" über seine Politik seit dem Jahre 1725, die er im Februar 1736 seinem Sekretär in die Feder diktierte, um die versteckten Beschuldigungen der Österreicher zurückzuweisen, dieses denkwürdigste politische Schriftstück, das von Friedrich Wilhelm erhalten ist, schließt mit den Worten: „Ein neues Zeichen von verdienter Dankbarkeit! Indessen ist dieses eine Warnung vor des Königs Sohn, den Kronprinzen, wie er sich zu hüten habe, daß man ihn künftig nicht auf gleiche Weise herumführen möge, wie itzo geschehen." An den Kronprinzen selbst aber schrieb er in diesen Tagen: „Das ist der Dank für die gestellten zehntausend Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben auch sakrifizierte. Solange man uns nötig hat, so lange flattieret man; sobald man aber glaubet, der Hilfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab, und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

So warnte er, noch bevor der Wiener Hof in der jülich-bergischen Frage das Konzert der Großmächte gegen Preußen aufbot. Als nun die identischen Noten in Berlin übergeben waren, schrieb

Friedrich Wilhelm an seinen Gesandten in Wien: „Es scheinet wohl, daß nachdem man dort, in betreff unser, Treu und Glauben einmal gänzlich auf die Seite gesetzt, man den machiavellistischen Principiis folgen und nicht méchant à demi sein wolle."

Wenn Friedrich Wilhelm 1735 geäußert hat, er wolle nicht, daß sein Sohn zu gut kaiserlich werde, so ist doch zu einer Befürchtung in dieser Richtung wohl nie ein Anlaß vorhanden gewesen.

Der Kronprinz war durch den Widerstreit der Interessen, der die politische Welt erfüllte, einst persönlich in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Frage seiner Vermählung hatte die Bedeutung einer Haupt- und Staatsaktion gewonnen und ward unter dem Gesichtspunkte der politischen Konvenienz gelöst. Hatte er sich die Aufgaben der preußischen Politik nach seinen persönlichen Wünschen und Neigungen zurechtlegen wollen, so hatte die rauhe Wirklichkeit ihn belehrt, daß es in einem Konflikte zwischen der Politik und der Romantik nicht an der ersteren zu sein pflegt, sich unterzuordnen. Er hatte ein teures Lehrgeld in der Schule der großen Welt bezahlt, aber nicht umsonst. Nach einer ersten, hartbestraften Regung der Gefühlspolitik hat er sich als Politiker von ähnlichen Anwandlungen nicht wieder betreten lassen.

Zunächst gab es für ihn nach der grausamen Erfahrung nur die eine politische Weisheit: beobachten und stillschweigen. Er pries sich glücklich (1733), mit dem ganzen politischen Gebrodel nichts mehr zu tun zu haben. Vielleicht war die durch die Umstände gebotene Methode gerade die beste zur Übung in den Künsten der Politik und Diplomatie. Der Prinz gewann die Herrschaft über seine Zunge und über seine Mienen. 1734 schrieb ein fremder Diplomat: „Seit den schweren Prüfungen, welchen der Kronprinz vor einigen Jahren unterlag, hat er sich äußerst zurückhaltend benommen und selbst hinsichtlich der unbedeutendsten Dinge dem einen nicht mehr Vertrauen als dem anderen gezeigt." Vergebens erschöpfte man sich in allen möglichen Vermutungen, wer nach der Thronbesteigung bei ihm der „Allmächtige" sein werde, ob General Schulenburg, ob Graf Alexander Wartensleben von der Potsdamer Garde, ob gar der alte Dessauer. Friedrich selbst sagte 1737: „Mein Leben ist ein Gewebe von Widerwärtigkeiten gewesen, und die Schule des Unglücks macht umsichtig, diskret und mitfühlend. Man überlegt sich die kleinsten Schritte, wenn man an die Folgen denkt, die sie haben können, und man erspart anderen gern den Verdruß, den man selbst gehabt hat." Als König hat er geäußert, wer seine Geheimnisse erfahren wolle, der werde nicht seine Vertrauten, sondern ihn selbst bestechen müssen. Schon in Rheinsberg und Ruppin

hätte er das von sich sagen dürfen. Was half es nun dem Kaiser, daß er dem Grafen Manteuffel für seinen „Fleiß, Eifer und heimliche mannigfaltige Korrespondenz" ein schweres Jahrgeld zahlte, wenn der Kronprinz selbst vor diesem Genossen seiner philosophischen Studien mit der „Verstecktheit eines Tiberius" sich zurückzog. Manteuffel fand dieses Mißtrauen wenig am Platze den besten Freunden gegenüber, denn zu diesen rechnete er sich, trotz der Rolle des Spions, die er spielte. Das eine sah Manteuffel schon 1734 klar, daß der Thronwechsel eine große Umwälzung herbeiführen werde: der Erbe sei viel hochmütiger, viel lebhafter, viel kühner, viel verschlagener und viel unberechenbarer geartet als der jetzige König.

Die kaiserliche Politik hatte 1732 mit der braunschweigischen Verlobung des Kronprinzen von Preußen einen großen Sieg davongetragen; aber den Siegern ward bei ihrem Erfolge doch bange, ob er von nachhaltiger Wirkung sein werde. Prinz Eugen beruhigte sich in der Selbsttäuschung, daß der Bräutigam schließlich immerhin „mit guter Art" zu seinem Jawort vermocht worden sei; wäre, so schrieb er an Seckendorff, „die Eheverlöbnis mit des Kronprinzen Widerwillen erfolgt, so wäre der Groll immerdar im Herzen ihm geblieben und eher eine schlimme als gute Heirat, mithin auch eher ein schlimmer als guter Effekt vor den kaiserlichen Hof davon zu vermuten gewesen". Wie tief wirklich der Groll „im Herzen zurückblieb", lassen noch nach mehr als zehn Jahren Friedrichs brandenburgische Memoiren ersehen, die wahrlich das Andenken des Vaters in jeder Weise pietätsvoll schonen, den einen Vorwurf aber nicht unterdrücken, daß Friedrich Wilhelm seinem ältesten Sohne die Braut dem Wiener Hof zu Gefallen ausgewählt habe. Zunächst glaubte man in Wien den Kronprinzen dadurch zu Dank verpflichten zu können, daß man ihm „durch versteckte Wege" Geld zur Bezahlung seiner Schulden zukommen ließ. Graf Seckendorff hielt es dabei für zweckmäßig, den Empfänger, wie sein Ausdruck ist, zappeln zu lassen, ehe er ihm beisprang. Der Kronprinz durchschaute die argen Mittel und den argen Zweck und vergaß dem Mann, der bald in dieser, bald in jener Rolle mehr als irgendein anderer dazu beigetragen hat, ihm seine Jugend zu verbittern, von alledem nichts. Im persönlichen Verkehr war man gegeneinander nach Friedrichs Rückkehr aus Küstrin die Herzlichkeit selbst, aber jeder Teil wußte, was er von dem anderen zu halten hatte, und als 1734 Seckendorffs Neffe den Oheim auf dem Berliner Posten ablöste, sagte Friedrich, er habe gegen den neuen Gesandten persönlich nichts, nur sei zu bedauern, daß er den Namen Seckendorff trage.

Schadenfrohe Beobachter, wie der Vertreter Frankreichs in Berlin, glaubten sich mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen, daß der Kaiser an dem preußischen Thronfolger einst einen unversöhn-

lichen Feind finden werde; der Kaiser könne nur wünschen, daß dieser Prinz so bald nicht zur Regierung gelange.

Wenn nun die Versuche der kaiserlichen Politik, dem Prinzen Vertrauen abzugewinnen und „eine mehrere Neigung zu Kaiserlicher Majestät beizubringen", den angewandten Mitteln nach nicht zum Ziele führen konnten, so war doch auch von Sympathien für den englischen Hof, dem zuliebe er vormals des Kaisers Feindschaft herausgefordert und seines Vaters Zorn getragen hatte, bei Friedrich nicht mehr die Rede. Der König hatte recht gehabt, wenn er seines Sohnes platonische Schwärmerei für die nie von Angesicht gesehene Base von England in das Lächerliche zog. Sehr bald sah der entnüchterte Liebhaber klar darüber, daß der Held in absentia jenes Liebesromans nur ein Werkzeug zu politischen Zwecken in der Hand der eigenen Mutter und der zärtlichen Verwandten aus London gewesen war. Schon 1734 sagte er zu seiner älteren Schwester, er werde als König die größten Rücksichten für seine Mutter haben und sie mit Ehrenbezeigungen überhäufen, aber in die Geschäfte solle sie sich nicht mischen dürfen; versuche sie es, so werde sie sehen, mit wem sie es zu tun habe. Es blieb hinfort sein ausgesprochener Grundsatz — noch als Greis hat er ihn wiederholt — daß es nicht gut sei, wenn das Weib sich in Staatssachen mische; den Prinzessinnen vom Hause England aber trug er zeitlebens ein besonderes Mißtrauen entgegen. Gegen Georg II., den „Käpten", konnte er bald seine persönliche Animosität ebensowenig unterdrücken wie sein Vater, und, wie er selbst sagte, der Widerwille gegen den Monarchen übertrug sich auf die Untertanen: „Gott soll mir verzeihen, ich habe eine Abneigung gegen das englische Geschlecht, von der ich mich nicht bekehren kann; das sind die Sünden des Fürsten, die auf sein Volk zurückfallen." Er ergötzte sich über die Flut von schwerzungigen Briten, die auf der Reise von oder nach „Hénouvér" die Berliner Gasthäuser unsicher machten und bei denen kein Samenkörnlein Bolingbrokeschen oder Chesterfieldschen Geistes zu entdecken war; er beglückwünschte sich, daß er trotz einiger Anlage zum Spleen unangenehme Eindrücke und Nachrichten, die zum Selbstmorde von zwanzig Engländern genügt haben würden, noch glücklich zu verwinden vermochte, und hielt einem englischen Emigranten seine Schwermut als einen Rest des heimischen Blutes zugute, das erst in der zweiten Generation sich aufzuheitern pflege.

Unendlich viel sympathischer blieben ihm im Gegensatz zu diesen steifen und trübseligen Briten die glatten, beweglichen, lachenden Franzosen. Aber seine politische Haltung Frankreich gegenüber ist durch die Vorliebe für die Nation zu keiner Zeit auch nur in der leisesten Weise beeinflußt worden.

Rein politische Erwägungen waren es, die während des Krieges

um die polnische Thronfolge seinen Blick auf Frankreich lenkten. Der erste Feldzug war beendet. Jene schwere Erkrankung Friedrich Wilhelms I. im Herbst 1734 schloß es nach menschlichem Ermessen aus, daß er das Wiederausrücken der Heere aus den Winterquartieren noch erleben würde. Täglich hörte der Kronprinz den Vater auf dem Krankenbette über den Undank seines Verbündeten, des Kaisers, klagen. Friedrich machte sich seine Nutzanwendung. Er näherte sich dem französischen Gesandten La Chetardie. Er ließ Andeutungen fallen. Sein Plan sei völlig fertig. Warum solle Frankreich nicht Männer von den Gesinnungen Gustav Adolfs und Karls XII. wiederfinden? Vorausgesetzt, daß man ihn seinen Vorteil finden lasse, werde man ihn zu allem haben können. Die zwei Monate Februar und März seien genügende Zeit zur Herstellung einer Verständigung, wenn anders Frankreich dann keine Kuriere spare.

Als der König seine Krankheit überwand, zog sich der Kronprinz vor dem Franzosen in vorsichtiges Schweigen zurück. Und dann schloß Frankreich mit dem Kaiser jenen plötzlichen Frieden, durch den es seine Verbündeten preisgab. Der Kronprinz von Preußen gab seiner peinlichen Überraschung, seiner Entrüstung um so lebhafter Ausdruck, als er, nicht ohne innerliche Beschämung, sich eingestehen mußte, daß er mit den Entwürfen für sein politisches Debüt auf dem besten Wege gewesen war, das Los des Königs Stanislas und des Königs von Sardinien zu teilen, mit ihnen selbdritt von Frankreich düpiert zu werden. „Der Herr Kardinal Fleury," so schreibt er am 15. November an Grumbkow, „gibt mit dieser Verhandlung von der feinsten Hinterlist, zu der je ein Minister gegriffen hat, eine Probe. Aber denken Sie an mich: Sie werden sehen, daß er durch diese Treulosigkeit Frankreich mehr Schaden als Gewinn bereiten wird. Wer soll noch Leuten trauen, welche die Kundgebungen, die sie selbst erlassen haben, Lügen strafen, und welche sich nur deshalb zu Bürgen der polnischen Freiheit gemacht haben, um unter diesem schillernden Vorwand sich selbst zu vergrößern! Und wie will sich denn der Kaiser auf die Garantie verlassen, welche sie ihm für die Pragmatische Sanktion versprechen, nachdem sie für die Verwirklichung ihrer Garantie für Polen nicht die geringste Anstrengung gemacht haben! Alles dies zusammengehalten, werden Sie mit mir den Schluß machen, daß der Kaiser zwar für eine ungerechte Sache eingetreten ist, sie aber seinen Verpflichtungen gemäß durchgeführt hat, daß dagegen Frankreich bei seiner Erklärung für die gerechte Sache der Wahl von Stanislas nur einen Deckmantel für seine Umtriebe und seine unersättliche Vergrößerungsgier gesucht hat und keiner seiner Verpflichtungen gegen die Republik Polen gerecht geworden ist." Noch nach Jahr und Tag (Oktober 1737) nannte er diesen Friedenschluß der Fran-

zosen einen schimpflichen, der ihnen bei den spätesten Geschlechtern ewigen Unglimpf bereiten werde. Das ganze Getriebe der Politik der Gegenwart mit seinen Künsten, Listen und Ränken wollte ihm ein kindisches Knabenspiel dünken, in welchem der gewinnt, der am feinsten getäuscht hat. „Der offene, ungeschickte Bruch von Treue und Glauben, die Verleugnung des Edelmutes und die offene Hervorkehrung der Interessenpolitik lassen die ganze Schlechtigkeit des menschlichen Herzens, die selbst über den äußeren Schein der Tugend sich hinwegsetzt, zutage treten."

Grumbkow, der alte Praktiker, glaubte solchem idealen Rigorismus gegenüber die Gegenwart in Schutz nehmen zu müssen. Er antwortete dem Kronprinzen: „Ich kann wohl sagen, daß ich fast immer dasselbe gesehen habe, nur daß man ein größeres Decorum gewahrt hat. Aber im Grunde haben die beiden Balanciers des europäischen Gleichgewichts, die Häuser Österreich und Bourbon, regelmäßig alle Art unerlaubter Auskunftsmittel angewendet, um einander zu schaden. Und die, welche Ludwig XIV. getadelt haben, weil er den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geist der Verträge gemacht hat, haben fast stets das gleiche getan, das heißt, man betrachtet einen Vertrag nur so lange als bindend, als er mit dem Interesse des Abschließenden übereinstimmt. Ja es scheint eine stillschweigende Übereinkunft zwischen den Souveränen zu bestehen, wonach jener Grundsatz als anerkannt gilt, da die modernen Maximen denjenigen fast lächerlich erscheinen lassen, der sich ihnen nicht anbequemt." Grumbkow setzte hinzu, daß ein Fürst, der sich auf Unbescholtenheit versteifen wolle, der ausbündigsten Klugheit bedürfen werde, um den Fallstricken zu entgehen, und sicher würde ein Fürst von Mirow oder Strelitz seine Seele eher salvieren als ein Monarch höheren Ranges.

Der Kronprinz traute der öffentlichen Meinung Europas Macht genug zu, um ihre Bundesgenossenschaft nicht zu verschmähen. Als 1738 infolge der neuen Freundschaft Österreichs mit Frankreich die Wendung eintrat, durch welche die Interessen und die Würde Preußens so brutal bedroht wurden, schrieb er sein erstes politisches Flugblatt, um gegen dieses Frankreich, das, wie er empört rief, an Macht und Vermögen sich Gott dem Vater selber gleich dünke, Alarm zu schlagen. Es galt, durch eine Einwirkung auf die Stimmung in England und in Holland die Seemächte zur Einsicht und Umkehr zu bringen, das Konzert der vier Großmächte, durch das Preußen am unmittelbarsten gefährdet war, zu sprengen. Wie sich versteht, durften der preußische Ursprung und die preußische Sendung der Schrift nicht erkannt werden. Friedrich wählte die Maske eines Engländers und entschuldigte bei seinen Lesern dies oder jenes zu freie Wort, welches in den „Betrachtungen über den gegen-

wärtigen Zustand Europas" gebraucht sein könne, mit der Erklärung, daß die Frucht stets ihren Erdgeschmack bewahre, und daß es dem Sohne eines freien Landes erlaubt sein müsse, sich mit edlem Freimut und einer der Verstellung unfähigen Aufrichtigkeit auszusprechen, „welche die Mehrheit der Menschen nicht kennt". Dort in England dachte er seine „Betrachtungen" in einer englischen Bearbeitung drucken zu lassen, worauf sein Original in Holland als Übersetzung aus dem Englischen erscheinen sollte.

Die „Betrachtungen" gehen davon aus, daß nach der Beendigung großer Kriege Umformungen des Staatensystems, neue Allianzgruppierungen sich zu vollziehen pflegen. Die neueste Abwandlung der europäischen Politik, das Bündnis zwischen dem Kaiser und Frankreich, ist den Einungen der römischen Triumvirn vergleichbar, weil es seinen Abschluß durch Proskriptionen weiht; hat doch der Kaiser den Franzosen das Opfer gebracht, seinen Schwiegersohn aus dem lothringischen Erblande zu vertreiben. Wer wird in dem so besiegelten Bunde die Rolle des Augustus spielen? Offenbar nicht der Kaiser, sondern Frankreich.

Die Aussichten der Franzosen sind die günstigsten. Das alte Vorurteil, das ihnen so viel geschadet, das allein die glänzendsten Entwürfe Ludwigs XIV. gehemmt hat, das Vorurteil, daß Frankreich nach der Universalmonarchie strebe, es ist glücklich mit der Wurzel ausgerottet: darin vornehmlich hat Frankreichs Glückstern oder Schutzengel sich gezeigt. Der Kardinal Fleury hat sein Meisterstück geleistet, hinter dem die Kunst Richelieus und Mazarins weit zurückbleibt, indem er der Welt den Glauben an Frankreichs Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit zu geben verstand. Nur aus Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit nahm Frankreich Lothringen vom Kaiser an, um Deutschland von einer Provinz zu befreien, die dem Reiche allerdings seit undenklicher Zeit gehörte, deren unbequeme, abgetrennte Lage ihm aber immer zur Last war; zudem, wie konnte Frankreich seine Friedensliebe besser bekunden, als wenn es ein Land auf einmal sich nahm, das in deutschem Besitz stets ein Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich sein mußte! Wer diese edlen Motive Frankreichs nur unbefangen würdigen will, wird nicht länger bestreiten können, daß es die bestimmten Versprechungen, die es 1733 in seinem Kriegsmanifest für seine Uneigennützigkeit gemacht hat, auch voll und ganz gehalten hat!

Anhangsweise zu dem über die Haltung Frankreichs in diesem letzten Kriege Gesagten, beleuchtet der Verfasser, sehr deutlich an die Adresse Englands sich wendend, die Politik der zweiten bourbonischen Macht. Spanien war keineswegs so bescheiden und ohne ehrgeizige Entwürfe, wie man glauben mag. Der Angriff auf die italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg, die alten spanischen

Nebenlande, war sehr wohl vorbereitet durch den Vertrag von Sevilla, durch den die Engländer allzu vertrauensselig den Spaniern die Besetzung von Parma und Piacenza zugestanden. Man sage nicht, daß dieser Vertrag hier bei den Haaren herbeigezogen werde: er läßt wie durch einen Schleier die Absichten Spaniens hindurchschimmern, er war die Voraussetzung für die italienische Eroberungspolitik der Spanier, die mit diesem Vertrage einen festen Fuß im Lande hatten.

Die Gesichtspunkte der Politik endlich des Kaisers sind leicht zu erkennen. Seit den Tagen Ferdinands I. und Ferdinands II. arbeitet das Haus Österreich an dem Plan, seine Souveränetät, den Despotismus, in Deutschland zu begründen. Die neuesten Beweise dafür sind während des letzten Krieges die vier Verletzungen der kaiserlichen Wahlkapitulation: die Hineinziehung des Reichs in einen um fremder Interessen willen, wegen Polens, geführten Krieg; die Einladung fremder Kriegsvölker, der Russen, nach Deutschland; die Unterzeichnung der Präliminarien ohne des Reiches Zustimmung; die Abtretung des Reichslehens Lothringen.

So lassen sich aus den Wirkungen die Ursachen, aus den Handlungen die Motive dieser Mächte ableiten. Umgekehrt wird man nach Aufhellung der Ursachen die noch zu erwartenden Wirkungen, die Ereignisse der Zukunft ergründen können; denn „täuschen wir uns nicht, Glück und Zufall sind Worte, die nichts Wesenhaftes bezeichnen; das wahre Glück Frankreichs, das ist der Scharfblick und die Voraussicht seiner Minister, samt den guten Maßregeln, welche sie treffen". Wolffs Gesetz vom zureichenden Grunde wird hier durch Friedrichs Pragmatismus auf das politische Leben und die geschichtliche Entwicklung angewendet: „Da es gewiß ist, daß alles einen Grund für sein Dasein haben muß, und daß man die Ursache der Ereignisse in anderen findet, die ihnen vorausgegangen sind, so muß auch jede politische Erscheinung die Folge einer vorangegangenen sein, die sozusagen ihre Geburt vorbereitet hat."

Vorweg zeigt die verschiedene Haltung der Höfe von Wien und Versailles während der letzten Wirren, daß der Charakter der kaiserlichen Politik ein gewaltsamer ist, während die Franzosen verschlagen, schmeichlerisch, im Gewande der Sanftmut ihre Opfer zu ködern suchen. Ohne Frage ist die letztere Taktik weitaus die gefährlichere. Das System des Kaiserhofes ist so einfach, daß es keiner langen Darlegung bedarf. Um so komplizierter ist das System des Hofes von Versailles.

Der beständige Grundsatz der Fürsten ist, sich möglichst zu vergrößern. Frankreich, durch die Pyrenäen und Alpen und das Meer mit natürlichen Grenzen umgeben, kann nur nach Osten sich vergrößern. Elsaß und Lothringen, vom Reich abgegliedert, haben die

Schranken der französischen Herrschaft nach dem Rhein zu zurückgedrängt. Es wäre zu wünschen, daß der Rhein vollends die Grenzlinie bildete. Da gilt es nur, ein kleines Herzogtum Luxemburg zu besetzen, ein kleines Kurfürstentum Trier oder Bistum Lüttich zu erwerben, etwa durch einen Vertrag oder einfach nach dem Recht der einladenden Lage; die holländischen Barriereplätze, Flandern und ein paar ähnliche Kleinigkeiten müßte man notwendigerweise in diese Reunion miteinbegreifen. Frankreich braucht dazu nur einen maßvollen und milden Mann als Minister, welcher der Politik seines Hofes seinen eigenen Charakter sozusagen borgt, bei seinen Kunstgriffen alle Ränke und alle ungeraden Wege auf die Rechnung seiner untergeordneten Mitarbeiter fallen läßt und so unter Hervorkehrung eines ehrbaren Äußeren seine Absichten zum glücklichen Ende führt. Frankreich übereilt sich nicht; fest auf dem Sinne beharrend, wartet es die günstigen Zeitläufte ab, und die Eroberungen müssen sich ihm gleichsam auf natürlichem Wege anbieten. Frankreichs auswärtige Politik wird glänzend geleitet; dazu kommt ein Zusammenwirken günstiger Umstände. Was würden Richelieu und Mazarin sagen, wenn sie heute wieder auflebten und die allgemeine Entartung der Nachfolger ihrer großen Gegner, der Leute, denen die Geschicke der Völker in Krieg und Frieden heute anvertraut sind, schauten? Ehedem hatten die Franzosen den Bund und die Verschwörung von ganz Europa zu bekämpfen und schuldeten ihre Eroberungen ihrer Tapferkeit allein; heute danken sie ihre schönsten Erfolge ihren Verhandlungen und der Schwäche ihrer Feinde.

Die Schlußseiten der „Betrachtungen" lassen die Einwirkung der Lektüre Montesquieus erkennen, wie denn die Flugschrift wohl schon im Titel an die Considérations des französischen Denkers sich anlehnt. Friedrich nennt die Franzosen die modernen Römer, er vergleicht sie weiter mit den Mazedoniern Philipps; denn der menschliche Geist ist derselbe in allen Ländern und in allen Jahrhunderten, und die Politik der großen Staaten ist immer die gleiche. Hätte Philipp die Griechen in festgeschlossenem Bunde zu bestehen gehabt, er würde ihnen nicht gewachsen gewesen sein; deshalb streute er den Samen der Zwietracht aus. Dasselbe tut Frankreich, um zur Universalmonarchie zu gelangen. Mit wie bewundernswerter Geschicklichkeit untergräbt es die Bedeutung der Seemächte, schüchtert sie ein, wenn es darauf ankommt, oder hält sie mit Kleinigkeiten hin, dieweil es seine großen Schläge führt. Schon sind Deutschlands Thermopylen, Elsaß und Straßburg, an den modernen Philipp verloren, schon Deutschlands Phokis, Lothringen. Als die Athener sich mit der Hoffnung auf Philipps Tod trösteten, warnte sie Demosthenes: „Wenn ihr ihn nicht mehr habt, so werdet ihr einen andern Philipp

bekommen." Darum möge Europa heute von dem Tod des greisen Staatsmannes, der Frankreichs Politik so geschickt leitet, nicht Rettung hoffen — wie damals die phlegmatischen Holländer es taten, nach deren Meinung das Werk des Kardinals mit seinem Tode zusammenbrechen sollte.

Und wie nun Rom zum Tribunal der Welt sich aufwarf, so suchen auch die modernen Römer jeden Streit in Europa vor ihren Richterstuhl zu ziehen, auch den Streit zwischen Preußen und Pfalz um Jülich und Berg. Selbst in der äußeren Form des Verhandelns gleichen die französischen Diplomaten den Alten von Rom. Wenn Frankreich am Ziele ist und die Rücksichten nicht mehr nötig hat, dann lassen seine sonst so geschmeidigen Unterhändler Stolz und äußerste Überhebung gewahr werden. Das neueste Memoire, durch das Frankreich die Entscheidung der jülichschen Streitfrage für sich in Anspruch nimmt, erinnert an die Sprache des Popilius Länas, den die Römer an Antiochus schickten und der den Syrerkönig sich nicht eher von der Stelle rühren lassen wollte, als er ja oder nein gesagt haben würde.

Voltaire, dem der Verfasser sein Manuskript mitteilte, spendete den „Betrachtungen" reiches Lob, durch das indes unwillkürlich ein leiser Ton nationaler Empfindlichkeit hindurchklang. Er zog die Zugehörigkeit Lothringens zum Reiche in Zweifel und meinte, daß Frankreich 1733, den Augenblick bevor es die Karten zum Spiel in die Hand nahm, noch nicht gewußt habe, ob es sich einlassen solle; er erklärte von dem, was die „Betrachtungen" über den Glücksstern Frankreichs sagten, tief ergriffen zu sein, und überging mit Stillschweigen die andere Stelle, wo das Glück Frankreichs mit dem Scharfblick und der Voraussicht seiner Minister umschrieben war. Frankreichs Sünden in Polen wurden zugegeben; man habe Stanislas gegen die Dame und gegen den Turm mit einem Bäuerlein decken wollen, so daß der König, den man nicht fallen lassen und nicht stützen wollte, matt werden mußte. Schließlich verglich Voltaire Frankreich mit einem steinreichen Manne, dessen Nachbarn sich Schritt für Schritt zugrunde richten; er kauft dann ihre Güter zu einem Schleuderpreise. So etwa habe dieser gewaltige Körper unter einem selbstherrlichen Haupte Roussillon, Elsaß, die Freigrafschaft, halb Flandern, Lothringen nacheinander verschluckt.

Ein Vergleich, der Friedrichs vollen Beifall hatte. Im übrigen aber antwortete er dem französischen Patrioten: „Es bedurfte Ihrer ganzen Beredsamkeit, um die Haltung Ihres Ministeriums in der polnischen Frage so wacker, wie Sie es tun, zu verteidigen und zu bemänteln. Sie würden Ihrem Vaterlande einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn Sie so weit gelangten, Europa davon zu überzeugen, daß die Gesinnungen Frankreichs mit dem Manifest von

1733 allzeit in Übereinstimmung gewesen sind; aber Sie glauben gar nicht, bis zu welchem Grade man gegen die gallische Politik eingenommen ist, und Sie wissen zu gut, was Voreingenommenheit bedeutet."

Wenn Friedrich die beabsichtigte Veröffentlichung seiner „Betrachtungen" schließlich unterlassen hat, so geschah es wahrlich nicht, weil sein Urteil über die französische Politik sich geändert hätte. Wohl aber hatte er auf den Wechsel der politischen Lage Rücksicht zu nehmen, der schon mit dem April 1738 einsetzte und zu jener Annäherung zwischen Preußen und Frankreich führte. Der Leiter der französischen Politik blieb dem preußischen Kronprinzen nichtsdestoweniger „der Machiavell in der Kutte, der Gott dient und die Welt betrügt", — als solcher erscheint der Kardinal in einem Gedicht an Voltaire aus dem April 1740. An Fleury vor allen anderen dachte Friedrich, ebenso wie bei den „Betrachtungen", wenn er sich im März 1739 niedersetzte und gegen Machiavell und seine neueste Schule zu schreiben begann; das Manuskript seiner Arbeit, die der Öffentlichkeit nur in sehr abgeschwächter Form übergeben werden konnte, enthält einen unverhüllten Angriff gegen „den weisen und geschickten Minister, der in Frankreich am Staatsruder sitzt und dem es bei den Lehren Machiavells viel zu wohl geworden ist, als daß er jetzt auf halbem Wege sollte einhalten wollen".

Eine Nachwirkung der Henriade nennt Friedrich seinen „Antimachiavell". Der vierte Heinrich in Voltaireſcher Verklärung sollte dem Fürstenbilde die Züge leihen, das Friedrich dem Cesare Borgia entgegenhalten wollte. Nur daß durch das Leben niemand so kinderrein dahinwandelt, wie durch die Idealwelt eines patriotischen Heldengedichtes.

Der Antimachiavell will keinen doppelten Maßstab für die öffentliche und für die private Moral zulassen; seine Feder gibt „ebensowenig der Schurkerei der Könige Quartier, wie der Unredlichkeit der gewöhnlichen Sterblichen". Dem Florentiner wird der Vorwurf gemacht, daß die Moral für ihn in der Politik nicht vorhanden ist: „das Interesse ist das Schlagwort dieses politischen Systems." Aber Friedrich selbst sagt schon hier: es genügt nicht, den Menschen die Tugend zu zeigen, man muß auch die Triebfedern des Interesses ins Spiel bringen, sonst werden die wenigsten sich bestimmen lassen. Um also den Machiavell mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, müssen statt seiner Ratschläge andere erteilt werden, bei denen ohne Verletzung der Moral doch wieder das Interesse ebensogut oder womöglich noch besser seine Rechnung findet. Es bleibt die Frage offen, was die menschliche Schwäche tun wird, wenn Moral und Interesse sich nicht also in Einklang bringen lassen. Der Antimachiavell braucht den Vergleich mit einer Spielpartie, bei der sich ehrliche

Partner, aber auch Falschspieler befinden. Ein Fürst, der von solcher Partie zu sein hat, muß die falschen Kniffe kennen, nicht für die Anwendung, sondern um sich von den Mitspielern nicht hinter das Licht führen zu lassen. Aber in einem anderen Bilde wird doch bedingungsweise auch die Anwendung erlaubt: man mag sich der „Finessen" bedienen, wie eine belagerte Festung der Feuerschwärmer, zur Aufhellung der Anschläge des Feindes, im Stande der Notwehr. Auch die Vertragstheorie des Antimachiavell sieht sich doch schließlich vor die Tatsache gestellt, daß nach allem, was die Moral und mehr noch die Klugheit für die gewissenhafte Einhaltung der Verpflichtungen sagen, das gegebene Wort sich nicht immer halten läßt, daß also die politische Moral und die bürgerliche nicht immer zusammenfallen: „Immerhin kann es traurige Notlagen geben, in denen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen, nur soll das dann auf gute Art geschehen, mit rechtzeitiger Benachrichtigung der Verbündeten, und nie ohne daß das Landeswohl und eine starke Notwendigkeit es gebieterisch erheischen." Und so führen von der politischen Theorie des Kronprinzen Friedrich zu der praktischen Politik des Königs mehr Brücken, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Ohne langes Besinnen willigte Friedrich in die Veröffentlichung seines Werkes, die der entzückte Voltaire wünschte. Ein österreichischer Publizist ist es dann 1741 gewesen, der zuerst mit einer hämischen Bemerkung über den Gegensatz zwischen der Theorie des Antimachiavell und der politischen Praxis seines Verfassers hervortrat. Nur beflissen, Widersprüche zu entdecken und auszuschreien, haben die Zeitgenossen davon abgesehen, die Fürstenart und Fürstentätigkeit des neuen preußischen Königs auf dasjenige hin zu prüfen, was mit dem Inhalt des Antimachiavell übereinstimmte. Was eine Widerlegung des Principe sein sollte, ist als solche ein Streich in die Luft, weil Erfahrungen, wie sie der große Praktiker Machiavell formuliert, nicht zu widerlegen sind, weil die Unerbittlichkeit der Tatsachen sich nicht aus dem Wege räumen läßt. Aber diese aphoristischen Randbemerkungen zu einzelnen herausgerissenen Sätzen des Machiavell, oft in sehr loser Beziehung und ohne Gegensatz dazu, enthalten ein positives Programm. Friedrichs Gedanken schweiften gern in die dunkel vor ihm liegende Ferne. Schon 1734, eben damals als der Vater schwer krank daniederlag, hatte der Prinz einem Freunde vertraut, wie er künftig sein Fürstenregiment im großen und im kleinen einzurichten gedenke, was er ändern oder belassen werde: „Ja mein liebes Gräflein," sagte er zu Alexander Wartensleben, „ich werde eines Tages viel Arbeit haben, aber ich hoffe, damit fertig zu werden, und es soll doch eine Lust sein, ganz allein in Preußen König zu sein." Ein Niederschlag von Friedrichs

fortgesetzter Beschäftigung mit seinem Zukunftsreiche war jetzt die Dienstpragmatik des Fürstenamtes, die sich aus dem bunten Durcheinander des Antimachiavell leicht zusammenstellen läßt. Ein politisches Glaubensbekenntnis voll hohen königlichen Selbstbewußtseins und Pflichtgefühles. Ein Fürstenspiegel, der nur ein Idealbild zeigen soll und doch schon, wie jener Zauberspiegel, durch den kommende Königsgeschlechter ziehen, die Zukunft, des Ideales Verwirklichung schauen läßt.

Es gibt zwei Arten Fürsten in der Welt, schreibt der Erbe des preußischen Thrones, die, welche alles mit eigenem Auge sehen und ihre Staaten selbst regieren, und die, welche sich auf die Redlichkeit ihrer Minister verlassen und sich von dem regieren lassen, der über ihren Sinn Macht gewonnen hat. Die Fürsten von der ersten Art sind gleichsam die Seele ihres Staates; das ganze Gewicht ihres Herrscheramtes lastet auf ihnen, wie die Welt auf dem Rücken des Atlas, sie regeln die inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Alle Befehle, alle Gesetze, alle Verordnungen gehen von ihnen aus, sie versehen gleichzeitig den Posten des ersten Wärters der Justiz, des Oberbefehlshabers der Streitmacht, des Leiters der Finanzverwaltung. Nach dem Bilde Gottes, dem mehr als menschliche Einsicht zur Ausführung seiner Willensschlüsse dient, ist ihnen Schärfe des Verstands und Arbeitssinn eigen, das zu gestalten, was sie erdacht, und was sie im großen entworfen bis in das kleinste auszuführen. Solcher Fürsten Minister sind im Grunde nur Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Meisters.

Unter allen Pflichten des Fürsten ist die Rechtspflege die erste, denn das Fürstentum ist seiner Entstehung nach Richteramt. Zunächst zur Aufrechterhaltung der Rechtsordnung setzte sich das Volk den Herren, der vielmehr des Staates erster Diener ist.

Die nächstwichtige Obliegenheit des Fürsten ist seines Staates Verteidigung, und diese Aufgabe ist so verantwortungsvoll, daß der Fürst sie nur sich selbst anvertrauen sollte. Nicht weniger als die Pflicht, erheischt diesen Einsatz der eigenen Person das Interesse und der Ruhm. Das Interesse, denn die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn im Hauptquartier wird von selbst Einheitlichkeit und Autorität in die Heeresleitung und Ordnung und Pünktlichkeit in das Verpflegungswesen bringen, ohne das ein Cäsar an der Spitze von hunderttausend Streitern nichts Großes und nichts Heldenhaftes auszurichten vermag. Die Gegenwart des Staatsoberhauptes in der Schlacht, wo es seine Sache gilt, wird den Mut und die Zuversicht der Truppen heben. „Da mag der Fürst zeigen, daß der Sieg von seiner Kriegskunst unzertrennlich ist, daß sein Scharfblick das Glück festgekettet hält; da mag er den Seinen ein leuchtendes Beispiel geben, wie man Gefahren, Drangsale, ja selbst

den Tod verachten muß, unter dem Gebot der Pflicht, der Ehre und unsterblichen Ruhmes."

Allerdings, nicht jeder ist zum Soldaten geboren, und viele Fürsten verfügen weder über so viel Verstand noch über so viel Erfahrung, um ein Heer befehligen zu können. Immer aber wird die Anwesenheit des Fürsten im Lager das leisten, daß sie den Anordnungen eines tüchtigen Generals den Nachdruck der höchsten Autorität verleiht. Damit übt der Fürst wieder nur eine seiner Pflichten, die Aufrechterhaltung der Disziplin, der Ordnung und Unterordnung in der Armee. Übung und Fleiß vermögen zudem die Anlage zu wecken und zu entwickeln; es ist mit dem Geist nicht anders als mit dem Körper, der durch Leibesübungen Geschick erhält. Darum übe der Fürst fortwährend das Kriegshandwerk, um sich und seine Soldaten geschickt zu machen.

Die besten Soldaten, die ein Staat haben kann, sind ohne Frage die Landeskinder. Der wehrhafteste Staat ist der, wo ein jeder Soldat ist; daher die Erscheinung, daß nach einem Bürgerkriege, wo alles zur Wehr gegriffen hat, ein Volk seinen Nachbarn an Kriegstüchtigkeit überlegen zu sein pflegt. Volksarme Länder werden den Mangel an natürlichen Verteidigern durch Werbungen zu ersetzen suchen müssen. Nie aber darf die Zahl der Fremden im Heere die der Landeskinder überschreiten. „Es gibt einen König im Norden, dessen Heer in dieser Weise gemischt ist, und der deshalb nicht minder mächtig und furchtbar erscheint." Und Frankreichs Heere würden ohne ihren Beisatz von Schweizern und Deutschen den Gegnern weit weniger gefährlich sein.

Führt der Fürst seine Truppen in Person vor den Feind und leitet er den Krieg selbständig, dann soll er vorsichtig und verwegen sein, jedes an seinem Orte: vermöchte er beides, so wäre er schier unbezwinglich. Ein Hannibal mußte schlagen, ein Fabius mußte zaudern. Die Schlacht bei Höchstädt hätte sich für die Franzosen und Bayern vermeiden lassen, hier frommte nicht Verwegenheit, sondern Vorsicht. Verwegenheit wird für das Erobern gelten, Vorsicht für das Behaupten.

Nicht anders als in der Kriegsführung ist es in der Politik. Um jede Wendung der Ereignisse ausnutzen zu können, müßte ein Herrscher lernen, sich nach dem Wetter zu richten wie ein geschickter Lotse, der bei günstigem Winde alle Segel aufhißt, aber bei Sturm sie refft oder gar den Mast einzieht, nur bedacht, sein Schiff in den ersehnten Hafen zu führen, gleichviel ob so oder so. Es gibt Umstände, unter denen es für einen Fürsten rühmlicher ist, sein Verhalten zu ändern; er muß es sogar, so oft er bemerkt, daß er Fehler gemacht hat. Wenn die Fürsten unfehlbar wären, wie der Papst es zu sein glaubt, dann wäre stoische Unerschütterlichkeit

an ihrem Platze; so aber kann die noch mehr schaden, als der Verlust von Schlachten, wie das Beispiel Karls XII. gezeigt hat.

Karl XII., dieser außerordentliche Mensch, dieser Abenteurerkönig aus der alten Ritterzeit, dieser Landstreicher unter den Helden, stand unter dem Banne eines verderblichen Beispieles; seit seiner Jugend trug er das Leben Alexanders des Großen bei sich, und eigentlich war es Quintus Curtius, der Polen verheerte. Nichts verhängnisvoller für die Ruhe der Welt, als ein Ehrgeiz, der keinen Zügel findet, als eine Ruhmsucht, die über die Grenzen tritt, die Sucht nach falschem Ruhme. Kein Mensch ist ohne Leidenschaften. Wenn sie gemäßigt sind, tragen sie alle zum Glück der Gesellschaft bei; ein Fürst soll sich beherrschen lernen. Wer aus Leidenschaft, aus Ehrgeiz zum Eroberer wird, der wird sich auf die erste Eroberung nicht beschränken, er wird unersättlich und deshalb stets mit sich unzufrieden sein.

Anders der, welcher nicht aus Temperament, sondern aus Notwendigkeit zum Eroberer wird. Es gibt Eroberungen, die im gerechten Krieg gemacht werden. Die Fälle, in denen der Krieg gerecht ist, lassen sich scharf umschreiben. Unschuldig an dem vergossenen Blut ist der Fürst, der einem Angriff wehrt, der vorenthaltene Rechte mit den Waffen geltend macht, der einer drohenden Gefahr, solange es noch Zeit ist, entgegentritt, ehe die Vorbereitungen seiner Gegner fertig sind; „denn es ist ein gewisser Grundsatz, daß es besser ist zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen."

Für die Sicherung einer eroberten Provinz wird die stärksten Bürgschaften die Einlagerung von Truppen geben, die bei guter Mannszucht weder die Bevölkerung vergewaltigen noch den Garnisonsorten zur Last sein werden. Dem Nutzen der Truppen ist gleichwertig der der Festungen; nach verlorenen Schlachten kommt von ihnen das Heil, während in offenen Ländern der Ausgang eines Tages oder doch zweier Feldzüge das Schicksal ganzer Königreiche entscheidet.

Wo bei einer Veränderung der Landesherrlichkeit die Bevölkerung selbst mitwirkte, da wird der neue Herrscher das Vertrauen rücksichtslos erwidern müssen. Als Muster wird das Verhalten Wilhelms III. in England hingestellt. Unwillkürlich denkt man an die Sympathien der evangelischen Bevölkerung in Schlesien, welche die preußische Besitzergreifung des Landes so wesentlich erleichtern sollten. Bemerkenswert aber ist, daß Friedrich jetzt noch für die moralische Eroberung einer neuen Provinz das religiöse Moment nicht ausgenützt wissen will: „Es ist sehr gefährlich für einen Fürsten, seine Untertanen zu lehren, daß es gerecht ist, für Glaubenssachen zu kämpfen; das heißt auf einem Umwege den Klerus zum Herren über Krieg und Frieden und zum Schiedsrichter zwischen Fürst und

Volk machen. Die Politik eines Souveräns will vielmehr, daß er an den Glauben seiner Völker nicht rührt, und daß er, soweit es in seiner Macht steht, die Geistlichkeit seiner Staaten und seiner Untertanen auf den Geist der Milde und Duldung führt."

Ganz verkehrt ist die Meinung, daß ein Fürst besser fahren wird, wenn er sich gefürchtet macht, als wenn er geliebt wird. Ein Fürst, der anders nur die Gabe hat, sich lieben zu lassen, wird nicht über Sklaven herrschen, sondern über freie Herzen. Dazu kommt, daß es mit der Zeit der Aufstände und Revolutionen gänzlich vorbei zu sein scheint; selbst in England hat der König nichts mehr zu fürchten, wenn er nicht selbst den Sturm heraufbeschwört.

Allemal bleibt noch ein anderes Mittel zur Vergrößerung der Macht, als der Eroberungsweg, das ist die Tatkraft des betriebsamen Fürsten, der alle Werktätigkeiten und alle Wissenschaften in seinem Lande zur Blüte bringt, die das Volk kräftiger und gesitteter zu machen vermögen. Ackerbau, Handel und Manufakturen auf der einen Seite, und auf der anderen die Geometrie, die Philosophie, die Beredsamkeit, die Poesie und die Gesamtheit der sogenannten schönen Künste. Die Agrarpolitik hat zweierlei ins Auge zu fassen, die Urbarmachung jeglichen Geländes, um auch das kleinste Fleckchen auszunutzen, und die Erschließung eines weiten und vorteilhaften Marktes. Die Manufakturen sind für den Staat vielleicht unter allem das nützlichste und einträglichste; sie hemmen das Ausströmen des Geldes und befördern sein Eindringen.

In der Finanzwirtschaft ist der Fürst der Verwalter öffentlicher Gelder und als solcher seinen Untertanen verantwortlich. Er soll hinreichenden Geldvorrat ansammeln, damit er in Kriegszeiten seinem Volke keine außerordentlichen Steuern aufzuerlegen braucht. Je mächtiger ein Fürst ist, desto freigebiger kann er sein; aber die Freigebigkeit soll immer nur das Wohl des Staates bezwecken, den Gewerbfleiß ermutigen, das Verdienst auszeichnen. Fürsten, deren Verhältnisse knapper sind, müssen in ihren Einkünften strengste Ordnung halten und ihre Freigebigkeit nach ihren Mitteln bemessen; die Einnahme sei das Barometer der Ausgabe.

Noch gibt es kleinste Fürsten, die einen wirklichen Anspruch auf den Namen eines Fürsten nicht haben, die Principini des Machiavell, an denen auch Deutschland so reich ist. Sie vollends können, zumal wenn ihre Familie zahlreich ist, die Sparsamkeit nicht weit genug treiben, mögen unverständige Leute darin immerhin Geiz sehen. Sie sind Zwitterwesen zwischen Souveränen und Privatleuten, täten auch am besten, nur als Privatleute von behäbigem Zuschnitt in der Welt zu figurieren, von ihren Hochmutsstelzen herabzusteigen und höchstens zur Verscheuchung des Diebsgesindels eine Garde zu unterhalten. Der Verfasser des Antimachiavell spricht hier einen Rat

allgemein und öffentlich aus, den er im Vertrauen früher der eigenen Schwester für den beteiligten Baireuther Hof erteilt hatte. Die Prinzessin Wilhelmine ist über die schonungslose Offenherzigkeit ihres Bruders bei diesem Anlasse sehr empört gewesen, aber es war nicht anders, als wie Friedrich drastisch sagte: „Die meisten der kleinen deutschen Fürsten richten sich durch ihren unverhältnismäßigen Aufwand zugrunde und kommen durch ihre Eitelkeit auf den Weg zum Spittel; der Nebensproß vom Nebensproß einer auf Leibgeding angewiesenen Linie bildet sich ein, eine Art Ludwig XIV. zu sein, baut sein Versailles, küßt seine Maintenon und unterhält seine Armeen." Teilte doch der Herzog von Weimar seine Miniaturstreitmacht in verschiedene Waffen ganz nach dem Muster des französischen Gardekorps ein; leider war jedes dieser Truppenteilchen für sich, so spottet der Antimachiavell, nur durch ein Vergrößerungsglas zu erblicken, und die Gesamtmacht war gerade groß genug, um eine Theaterschlacht aufzuführen.

Wenn in Friedrichs Idealstaate den Ministern nur die bescheidene Rolle von Werkzeugen in der Hand des Meisters zufallen sollte, so erforderte ihre Auswahl darum nicht mindere Sorgfalt. „Es gibt Menschen, die mit viel Geist, Schmiegsamkeit und vielen Anlagen die schwärzeste und undankbarste Seele verbinden; er gibt andere, welche alle Eigenschaften des Herzens besitzen, ohne den lebhaften und glänzenden Instinkt, der das Genie kennzeichnet." Friedrich will im allgemeinen die, welche sich durch Lebhaftigkeit und Feuer auszeichnen, im diplomatischen Dienst verwendet wissen, wo Rechtschaffenheit nicht in dem Grade erforderlich sei, wie Gewandtheit und Geist; er will diejenigen, bei denen die Eigenschaften des Herzens vorwiegen, der inneren Verwaltung vorbehalten, in welcher es mit der Ehrenhaftigkeit allein getan sei. Später, als König, hat Friedrich erklärt, daß er auch in seiner obersten Verwaltungsbehörde lieber anschlägige Leute von zweifelhafter Rechtschaffenheit haben wolle, als achtbare Dummköpfe. Den Grundsatz gewisser Fürsten, daß die Zwietracht ihrer Minister notwendig für ihr Interesse sei, teilt der Antimachiavell nicht: mag die gegenseitige Eifersucht der Minister dem Herrn eine Art von Garantie gegen Übervorteilung durch ihren Eigennutz bieten, so sei der Gewinn doch zu gering gegen die Nachteile, die aus beständigen Reibereien dem Gesamtwesen erwachsen müssen. In Belohnung der Dienste seiner vornehmsten Mitarbeiter sei der Fürst ebenso freigebig, wie nachsichtig in Beurteilung ihrer Fehler und kleinen Versehen. „Die Souveräne, welche keine Philosophen sind, werden leicht ungeduldig, sie ereifern sich über die Schwächen ihrer Diener, entziehen denselben ihre Gnade und verlieren sie. Die Fürsten, die tiefer urteilen, sind bessere Menschenkenner; sie wissen, daß jeder menschlicher Bedürftigkeit

seinen Zoll zahlt, daß es nichts Vollkommenes in der Welt gibt, daß die großen Vorzüge mit großen Fehlern sich sozusagen das Gleichgewicht halten, und daß der Mann von Genie sich alles zu Nutzen zu machen versteht. Und deshalb behalten die verständigen Fürsten die Minister mit ihren guten und mit ihren schlechten Eigenschaften, immer vorausgesetzt, daß keine Pflichtvergessenheit vorliegt, und geben den alten, welche sie erprobt haben, vor den neuen, welche sie bekommen könnten, den Vorzug, wie geschickte Musiker die Instrumente, deren Stärke und deren Schwäche sie kennen, lieber spielen als die, deren gerühmte Güte ihnen noch nicht bekannt ist." Ein Grundsatz, den Friedrich am Ende seines Regentenlebens in dem Gleichnis wiederholte: „Habe ich ein Pferd, das stolpert, sonst aber gut ist, so behalte ich es lieber, als daß ich ein neues nehme, dessen Fehler ich nicht kenne: dasselbe muß von den Ministern gelten, nämlich daß man mit ihnen so wenig wie möglich wechseln soll."

Zu der ganzen Höhe fürstlichen Pflichtbewußtseins steigt der Verfasser wieder empor, wo er von dem Fürsten fordert, daß er gleichsam unpersönlich, ganz in den Staatsgedanken aufgegangen, zu handeln und zu sein verstehen soll. „Vorliebe für die eine Nation, Abneigung gegen die andere, Weibervorurteile, persönliche Mißhelligkeiten, untergeordnete Interessen, Kleinlichkeiten dürfen den Blick derer nicht trüben, welche ganze Völker lenken sollen. Für sie gilt es, auf das Große zu schauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptsache zu opfern. Wirklich große Fürsten haben stets ihr eigen Ich vergessen, um nur an das Gemeinwohl zu denken, das heißt sie haben jeder Voreingenommenheit sorgsam sich entwöhnt, um ihre wahren Interessen um so mehr zu erfassen."

Keine Vorliebe für eine bestimmte Nation, das war der Standpunkt, den der Kronprinz für sich persönlich, wie wir sahen, nunmehr erreicht hatte.

Wenn er nach dem Abschluß der Präliminarien von 1735 an der französischen Politik die Preisgebung der Bundesgenossen scharf verurteilte, das Verhalten des Kaisers dagegen als korrekt bezeichnet hatte, wenn er noch am 14. Februar 1737 für die Verwirklichung der preußischen Ansprüche auf Berg dem Zusammengehen mit dem Wiener Hofe das Wort redete, so gab er sich seit dem folgenden Monat über die wahren Gesinnungen der Österreicher gegen Preußen keiner Täuschung mehr hin: Anfang März erfuhr man in Berlin, daß der Kaiser den König von Frankreich zu gemeinsamer Regelung der jülich-bergschen Frage aufgefordert hatte.

Begreiflich, daß sich jetzt der Kronprinz ob der Mißerfolge der kaiserlichen Waffen im Kampfe gegen die Türken nur freute: „Es

scheint, daß der Kaiser nunmehr noch recht gut Provinzen in Ungarn verlieren kann, wie er im vorigen Kriege in Italien Königreiche verloren hat. Das ist seine Sache und seiner Minister Sache; ich bin höchst gespannt darauf, zu sehen, wie sich dieser herrische Hof anlassen wird, wenn er unten zu liegen kommt, und ob seine Anmaßung und seine Überhebung angesichts des schlechten Fortganges seiner Unternehmungen sich nicht erheblich senken werden."

Schon damals hat Friedrich das Ereignis scharf ins Auge gefaßt, das ihn drei und ein halbes Jahr später an den „Rubikon" führte. Am 24. März 1737 schrieb er an Grumbkow: „Zu dem Hochmute des Wiener Hofes habe ich mir meine Anmerkung gemacht. Blättern Sie in der Geschichte, wo Sie wollen, stets werden Sie finden, daß das Übermaß des Hochmuts für die Reiche der Vorläufer ihres Verfalls oder ihres Sturzes gewesen ist. Die Lage, in der sich das Haus Österreich befindet, ist kritisch genug. Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt, welche Umwälzungen wird man nicht in der Welt erleben! Jeder würde von seiner Verlassenschaft mitgenießen wollen, und man würde ebensoviel Parteien wie verschiedene Souveräne erstehen sehen." Schon erwog er auch die Frage, ob Preußen in dem nächsten europäischen Kriege auf der Seite Frankreichs sein Glück suchen oder nach dem alten System Wilhelms von Oranien eine Koalition gegen Frankreich zu bilden suchen solle. Es ist die Frage, die er nach dem Tode Karls VI. seinen Beratern vorlegte, während er gleichzeitig an seinen Freund Algarotti schrieb: „Eine Bagatelle wie der Tod des Kaisers erfordert nicht viel Aufhebens. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet, also gilt es nur die Entwürfe auszuführen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe."

Auch Grumbkow war jetzt dahin gelangt, daß er seine Hoffnung nicht mehr auf Österreich gründete. Ehedem hatte er, in seiner Art ganz aufrichtig, für die bergischen Ansprüche Preußens alles Heil vom Anschluß an den Kaiser erwartet. Jetzt teilte er die Meinung, daß man von diesem Verbündeten hinter das Licht geführt worden sei. Er sprach dem Kronprinzen die Hoffnung aus, daß der Tag kommen werde, da man mit Virgil sagen werde: „Ein Rächer wird aus meinen Gebeinen erstehen" — ein Rächer, der die Häuser Bourbon oder Habsburg, je nach den Umständen, fühlen lassen werde, daß man nicht ungestraft eine Macht wie den König von Preußen verletze.

Außer den Andeutungen in den Briefen an Grumbkow hat sich der Kronprinz über seine Entwürfe damals kein Wort entfahren lassen.

Wie hoch er von vornherein sich das Ziel gesteckt hatte, läßt jene halb im Scherz, aber mit der Sicherheit des Genius entworfene Skizze „Über die gegenwärtige Politik Preußens" ersehen, durch

die der Gefangene von Küstrin 1731 seinem Freunde Natzmer den Beweis für die „politische Notwendigkeit" erbringen wollte, das langgestreckte und in Enklaven verzettelte Staatsgebiet durch neue Erwerbungen abzurunden: durch das polnische Preußen, das alte Zubehör des jetzt hohenzollerischen Ordenslandes und dessen natürliche Verbindung mit Hinterpommern und der Neumark; durch das schwedische Pommern, welches das preußische Schwesterland von jenem Mecklenburg trennt, wo man nur das Erlöschen des herzoglichen Hauses geduldig zu erwarten hat, um ohne weitere Zeremonie Besitz zu ergreifen; durch Jülich und Berg, Gebiete, deren Erwerbung unbedingt erforderlich ist, um die armen Lande Kleve und Mark nicht allein und ohne Gesellschaft zu lassen, sie verteidigungsfähig zu machen. Ein Zukunftstraum, wie nachmals die Rêveries überschriebenen Abschnitte in Friedrichs politischen Testamenten. Lachend verglich sich der Verfasser mit Alexander, der immer neue Welten zur Eroberung in Aussicht nimmt; der Prinz Eugen in Wien, der den flotten Entwurf zu sehen bekam, sprach nachdenklich von den weitaussehenden Ideen „dieses jungen Herren", welcher mit der Zeit seinen Nachbarn gefährlich werden könne. Bald kamen noch weitere territoriale Pläne zum Vorschein. Wenn der Kronprinz in Küstrin wiederholt die Vermählung mit einer Erzherzogin zur Sprache brachte, so drückte er zugleich die Erwartung aus, daß ihm der kaiserliche Schwiegervater dann ein paar schlesische Herzogtümer als Mitgift überlassen werde, und wollte nichts davon hören, daß dies dem Kaiser nach der Pragmatischen Sanktion gar nicht möglich sei. Oder er hielt seinen Küstriner Freunden, hinter den Weinflaschen sitzend, einen beredten Vortrag über die Vorteile einer Erwerbung der Ober- und Niederlausitz.

Im Antimachiavell stellt es Friedrich für jeden Politiker als unbedingte Regel auf, „die kleinen Staaten und die großen nicht miteinander zu verwechseln". Der Zukunftsplan von 1731 zeigt, daß er selber über das Wesen des Staats, den er einst regieren sollte, nicht in Unklarheit befangen gewesen ist. Später hat er das Preußen, dem Friedrich I. den Glanz der Königskrone erworben hatte, ein hermaphroditisches Geschöpf genannt, mehr Kurfürstentum als Königreich: er spricht von dem Keim des Ehrgeizes, den der Stifter des Königtums in die Seele seiner Nachkommen gesenkt habe, von dem beständigen Stachel, die leere Würde wesenhaft und standfest zu machen, die Natur des „Zwitterwesens" zu entscheiden.

Wehe dem, der an diese empfindliche Stelle zu rühren, der diesen Stachel herauszufordern wagte. Als die vier Großmächte im Winter auf 1738 ihre gemeinsame Aktion gegen Preußen einleiteten, rief der Kronprinz erregt: „Ich würde ihnen antworten, der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum, du willst ihn beugen, aber

hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel"[1]). Er war ganz und gar nicht der Meinung des lehrhaft zur Vorsicht mahnenden Grumbkow, daß ein preußischer König allzeit das Fuchsfell nötiger haben werde als die Löwenhaut, und die klug berechnete, aber zahm klingende preußische Erwiderungsnote empörte seinen stolzen Sinn: „Ich gestehe, daß ich in der Antwort einen Widerstreit zwischen Größe und Erniedrigung wahrnehme, mit dem ich mich nicht einverstanden finden kann. Die Antwort gleicht der Erklärung eines Mannes, der sich zu schlagen keine Lust hat und doch den Anschein erwecken möchte. Es gab nur zwei Entscheidungen: entweder mit edlem Stolz antworten, ohne Winkelzüge durch kleine Verhandlungen, deren wahren Wert man bald erkennen wird, oder sich beugen unter das entwürdigende Joch, das man uns auferlegen will. Ich bin nicht der feine Politiker, ein Gegeneinander von Drohungen und Unterwürfigkeiten zusammenzupaaren, ich bin jung, ich würde vielleicht dem Ungestüm meines Temperaments folgen; unter allen Umständen würde ich nichts halb tun."

Geflissentlich rasselte er seinen Freunden im Auslande gegenüber mit dem preußischen Degen. Voltaire forderte er am 14. September 1738 zu einem kleinen Ausfluge in das preußische Feldlager auf, wenn im nächsten Frühjahre der Marsch nach Jülich und Berg erfolgen werde, und dem Prinzen von Oranien schrieb er, falls Frankreich Truppen in die beiden rheinischen Herzogtümer legen sollte, dann werde der Ruhm des Königs von Preußen erfordern, seine Kräfte mit denen des Königs von Frankreich zu messen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Herr von Fenelon (der Gesandte im Haag) und vielleicht mehr als einer von den französischen Diplomaten wird überrascht sein, welch kraftvolle Entschließungen der König beim Eintritt des Erbfalles fassen wird; man geht von wenig begründeten Voraussetzungen aus, man glaubt den König von mehr Furchtsamkeit beraten, als es tatsächlich der Fall ist. Zu allen Jahrhunderten würde man solche Mäßigung an einem mächtigen, durch ein Furcht einflößendes Heer geschirmten Fürsten gepriesen haben, und mir scheint, man muß gar sehr tugendhaft sein, um an der Billigkeit festzuhalten, wenn man imstande ist, die Gewalt hervorzukehren; aber die Geduld, die Verträglichkeit kann aufs letzte getrieben werden, und eine Natur von dieser Eigenart lenkt nicht so leicht wieder ein."

Wie freute er sich im voraus dieses Krieges, den er für das Jahr 1739 — denn der Kurfürst von der Pfalz schien den Winter nicht überleben zu können — in der Tat erwartete. Was war das für ein Ruhm, welcher durch Pünktlichkeit im Friedensdienste sich

[1]) La nobil palma se spiantare si tenta
Allor inalza la cima altiera.

erwerben ließ, gegen den, der „am Abend einer siegreichen Schlacht nach Niederstreckung der feindlichen Scharen" winkte! Die nächste Revue hoffte er nicht bei Berlin abgehalten zu sehen, sondern bei Düsseldorf in der Ebene des Rheins, und das sollte eine andere Jagd werden, die nach den Lorbeeren, welche mit dem Blut erkauft sein wollen, als jetzt die Jagd mit dem Geld nach ein paar langen Leuten. Manches Mal ist er in dieser schlaffen Friedenszeit, die den alten brandenburgischen Ruhm vergessen zu haben schien, von Ruppin nach dem nahen Fehrbellin geritten, von dem Drillplatz auf die historische Walstatt, bis er von den Vorgängen der Schwedenschlacht so genau Bescheid zu wissen erklärte, als wäre er selbst dabei gewesen; da mag es durch seine Seele gezuckt sein, daß von hier aus ein Weg sich finden lassen müsse nach Hohenfriedberg und Leuthen.

Der französische Geschäftsträger in Berlin schrieb um diese Zeit: Er wird die Künste und Wissenschaften, den Handel und den Ackerbau begünstigen, einen zahlreichen, glänzenden Hof halten; aber dem Weisen und dem Vater des Vaterlandes wird er den Helden hinzufügen: der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Ruhm, und zwar der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, in den Spuren seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen. Auch der Sachse Suhm, sein Freund, urteilte: „Ich glaube, daß seine größte Leidenschaft Ruhm und Reputation sind und daß er seine Reputation darein setzen wird, immer streng gemäß dem Gebot der Vernunft zu handeln, alte Vorurteile sorgsam von sich fernzuhalten und womöglich nie über sich Gewalt gewinnen zu lassen. Er ist unerschütterlich in seinen nach reiflicher Überlegung gefaßten Entschlüssen, und er hat bei den traurigen Gelegenheiten, in denen er sich nie auch nur einen Augenblick verleugnet hat, Beweise seiner Standhaftigkeit und seiner Seelenstärke abgelegt." Der jüngere Seckendorff, der 1737 nach Wien zurückging, verkündete dort: „Sein Grundsatz ist, mit einem großen Schlage zu beginnen." Und der englische Gesandte schrieb schon 1736, daß man in Berlin jetzt seltsame Dinge zu hören bekomme. „Man zieht hier häufig Vergleiche zwischen dem preußischen Heere und dem mazedonischen. Wenn Alexander der Große mit einer Handvoll wohlgeübter Soldaten Wunderdinge vollbrachte, was würden die Preußen nicht unternehmen können, da ihr Heer ohne Zweifel das beste und trefflichste in Europa sei?" Selbst ein so nüchterner Mann wie der greise Kabinettsminister von Borcke hatte sich gegen Mitglieder des diplomatischen Korps mehr als einmal in diesem Sinne vernehmen lassen.

Dem Engländer klang das „romantisch". Aus Rheinsberg aber schrieb der neue Alexander: „Gott weiß, daß ich dem Könige ein langes Leben wünsche; wenn aber die Stunde unserer Ansprüche

nun nicht mehr bei seinen Lebzeiten schlagen sollte, dann wird sich zeigen, daß man mich nicht soll anklagen können, meine Interessen fremden Mächten zu opfern. Ich fürchte vielmehr, daß man mir eher ein Übermaß von Verwegenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen wird. Es scheint, daß der Himmel den König bestimmt hat, alle Vorkehrungen zu treffen, welche Weisheit und Vorsicht vor dem Eintritt in einen Krieg erheischen. Wer weiß, ob für die ruhmvolle Anwendung dieser Vorbereitungen die Vorsehung nicht mich vorbehält."

Sechster Abschnitt

Späteres Verhältnis zum Vater.

Die Befürchtungen derer, die 1732 beim Weggang des Kronprinzen von Küstrin die Wiederkehr der früheren traurigen Vorgänge zwischen Vater und Sohn voraussagten, waren nicht in Erfüllung gegangen.

Schon im August 1731, gleich nach jenem Besuche des Königs in Küstrin, hatte Grumbkow für den Kronprinzen eine förmliche Instruktion für sein künftiges Verhalten aufgesetzt, und wir dürfen annehmen, daß Friedrich diese Ratschläge während der nächsten neun Jahre allzeit vor Augen gehabt haben wird.

Grumbkow stellte den allgemeinen Satz voraus: „Je einfacher, natürlicher und ehrerbietiger das Benehmen des Kronprinzen gegen den König sein wird, um so mehr wird es demselben gefallen; je heller das Gesicht, je sicherer und ungezwungener das Auftreten, um so lieber wird es gesehen werden."

Die Antworten auf seine Fragen wollte der König kurz und bündig haben, ohne Hin- und Herreden. Ansichten, mit denen er nicht einverstanden war, hörte er, falls er ausdrücklich gefragt hatte, ruhig an; nur durfte in der Form der Antwort nichts verfehlt werden. Grumbkow riet dem Prinzen für solche Fälle zu Wendungen wie: „Wenn Eure Majestät es mir befehlen und ich meine Ansicht sagen soll, so ist sie so und so, ich kann mich indes sehr wohl irren und meine geringe Erfahrung kann mich leicht täuschen." Die Anrede Majestät — bisher hatte der Kronprinz den König Papa genannt — hielt Grumbkow jetzt für unerläßlich, denn auch Friedrich Wilhelm hatte seinen Vater in einem gewissen Alter Majestät angeredet. Grumbkow riet weiter, in Gegenwart des Königs die Spottsucht zu unterdrücken und alle verletzenden Scherze zu vermeiden, selbst in bezug auf den geringsten der Dienstboten; anderseits aber sollte der Prinz nicht mit gestrenger Miene, zugeknöpft und versunken, dasitzen, worüber sich der König oft beklagt hatte. „Man kann fröhlich sein, ohne ausfallende Spötterei, und ein lachendes Gesicht zur guten Stunde gefällt dem Könige ungemein." Für sehr zweckmäßig hielt es Grumbkow, wenn der Prinz, so oft es sich schicklich tun lasse, den Vater bitten werde, ihn auf das, woran es

noch fehle, aufmerksam zu machen. „Übrigens muß der Kronprinz bei allem, was er in Gegenwart des Königs vornimmt, sich den Anschein geben, es gern zu tun, selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte; ein anderes ist, in Gegenwart der Oberen sich Zwang auferlegen, ein anderes, über gewisse Dinge ausdrücklichen Beifall zu äußern; das erste ist in der Ordnung und hat das Gute, daß ich sehr oft darüber hinwegkomme, über gewisse Dinge meine Meinung zu sagen; wenn man dagegen ein grämliches Gesicht zeigt, so sieht sich ein Oberer leicht veranlaßt, Euch zu zwingen, über etwas, was Euch nicht behagt, Gefallen zu äußern."

Für den Verkehr mit der Umgebung des Königs, Offizieren wie Beamten, erhielt der Prinz den Rat, sie ganz als Gleichstehende zu behandeln, sich dabei aber vorzugsweise zu den Offizieren zu halten: „eine kleine huldvolle Miene, ein verbindliches Lächeln wird bei den Zivilisten diese Bevorzugung ausgleichen". Jede Auszeichnung der bei dem Könige schlecht Angeschriebenen, alles überhaupt, was auch nur den leisesten Anschein von Gegensätzlichkeit hatte, mußte natürlich in Zukunft um so mehr vermieden werden, als der König sein Mißfallen darüber ja sehr bestimmt zu erkennen gegeben hatte. Wir erinnern uns auch, daß Friedrich Wilhelm auf die größere Liebe, die sein Sohn der Mutter gezeigt hatte, geradezu eifersüchtig war; deshalb Grumbkows Warnung: „Es ist nicht notwendig, dem Kronprinzen einzuprägen, daß er die Königin vor dem Könige nicht sozusagen bevorzugen darf; die gemachten Erfahrungen haben Seiner Königlichen Hoheit hinreichend gezeigt, daß der Verdacht wegen solcher Bevorzugung so der erlauchten Mutter wie dem vielgeliebten Sohne sehr viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat."

Wenn etwas dazu beitrug, die Stellung des Kronprinzen zu befestigen, so war es sein stetig zunehmender Eifer im Dienste und seine gewissenhafte Sorge um das seiner Führung anvertraute Regiment. Wir sahen ihn schon in seinen Rekrutennöten: allzu gut kannte er die Wirksamkeit der „Interzession der Kolosse" und die Beweiskraft der „Argumente von sechs Fuß Länge". Sein treuer Kircheisen, der preußische Legationssekretär in Wien, tat das Seine, langen Kerlen für das kronprinzliche Regiment auf die Spur zu kommen; aber der Prinz verließ sich nicht auf ihn allein: „Sollten auch alle Kircheisen der Welt mich verlassen, ich werde Rat schaffen und bei der Revue nicht ohne neues Grün sein." Daß er durch die Anziehungskraft von 6000 Talern aus den tiefsten Gründen Hollands einen Körper von sechs Fuß vier Zoll seinem Ruppiner Zentrum zu gravitieren läßt, meldet er seinen Freunden freudig als ein Ereignis: „ein Phänomen, seltener und außerordentlicher als ein langschweifiger Komet." Nun mochten die bösen Zungen ihn immerhin wegen seiner philosophischen Studien bei dem Könige

anschwärzen: „Stramme Griffe, ein wenig Mehl auf das Haupt der Soldaten ausgestreut, Kerls von vollgemessenen sechs Fuß und viel Rekruten sind stärkere Argumente gewesen als die meiner Verleumder." Schon 1734 rühmte der königliche Kriegsherr nach der Revue das Regiment seines Sohnes nebst zwei andern als solche, die nicht wiederzuerkennen seien: „in besserer Ordnung, gute Rekruten und alles sehr schön" — welch ein Lob, wenn ein Friedrich Wilhelm es gegen einen Leopold von Dessau ausspricht. Bei der Revue des nächsten Jahres erregte es Aufsehen, daß der König den Kronprinzen vor der Front umarmte; kurze Zeit darauf ernannte er ihn zum Generalmajor. 1738 schreibt Friedrich: „Unsere Revue ist Gott sei Dank sehr gut abgelaufen. Der König ist zufrieden gewesen, und seine Zufriedenheit hat das ganze Regiment mit Freude erfüllt: von der Zeder bis zum Isop, vom Chef bis zu dem letzten Pfeifer." Manteuffel urteilte: trotz der Abneigung gegen das rein militärische Leben, die man ihm nachsage, habe sich der Prinz, seinem Vater zu Gefallen, so seinem Regiment gewidmet, daß es keinen Obersten im ganzen Heere gebe, der den Truppendienst bis ins kleinste besser kenne. Schon hatte er an dem Gamaschendienst des Exerzierplatzes eine höhere Seite entdeckt: „Wir sind hier beschäftigt," schreibt er 1739, „Menschen zu bilden aus Geschöpfen, die bisher nur das Antlitz vom Menschen haben. Militärische Gesetzgeber, üben wir uns drum nicht minder in der Kunst, Menschen zu erziehen: ein beständiges Studium des menschlichen Geistes mit dem Endzweck, die stumpfesten Seelen für den Ruhm empfänglich zu machen, aufsässige und unruhige Gemüter unter die Zucht zu beugen, lockere Burschen, Libertiner und Verbrecher sittlich zu heben. So undankbar diese Arbeit scheinen kann, man tut sie mit Vergnügen. Dies Traumbild, das man Ruhm heißt, dieser Abgott der Kriegsleute, spornt und ermutigt, eine zügellose Truppe der Ordnung fähig und dem Gehorsam zugänglich zu machen. Man sieht Feldzüge und Belagerungen und Schlachten aus der Entfernung, und die Einbildungskraft, die sich an diesen Gegenständen erhitzt, malt Euch Siege und Trophäen und Lorbeeren." Wir hörten, wie begeistert Friedrich gleichzeitig im Antimachiavell die militärischen Pflichten des Fürsten im Krieg und Frieden preist. Mit diesem Idealismus durfte Friedrich Wilhelm zufrieden sein.

Auch das hatte seinen Beifall, daß der Kronprinz von dem alten Dessauer militärische Unterweisungen entgegennahm und an der Hand der ihm aus Dessau übersandten Risse die Grundsätze der Belagerungskunst eifrig studierte.

Das entscheidende für die Gestaltung des persönlichen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn blieb immer, daß der König 1732 auf Grumbkows Vorstellungen in eine räumliche Trennung gewilligt

hatte, und daß der Kronprinz auch nach seiner Vermählung nicht nach Berlin übersiedelte, sondern für gewöhnlich bei seinem Regiment weilte. „Gott bewahre mich vor Wusterhausen," blieb dort sein Stoßgebet ganz wie ehedem. Zum Besuch von Wusterhausen zwang man ihn jetzt fast nie mehr, aber nach Berlin oder Potsdam mußte er sich alljährlich mindestens dreimal zu längerem Aufenthalt begeben: im Winter zum Karneval, im Frühling zu den Revuen, im Herbst zur Kommunion. Er sagte, daß es ihm wie ein Vorschmack des Todes sei, wenn der Husar mit dem Befehl zur Abreise nach Berlin, dieser Unglückstätte, sich bei ihm melde; denn damit begann der Zustand peinlicher Ungewißheit, ob der König als „wohltätige und segenspendende Gottheit" oder als „donnernder Jupiter" in seiner Hauptstadt aus Potsdam erscheinen werde. Wenig verlockend war ohnehin die Aussicht auf die fade Gesellschaft in Berlin, mit der sich höchstens über die Philosophie der Küche disputieren ließ; verhaßter aber als alles war dort die verdächtige Gegenwart der Aufpasser und der Schadenfrohen, eines gewohnheitsmäßigen Lästerers wie Pöllnitz, den der Kronprinz mit dem geflügelten Worte „divertissant beim Essen, nachher einsperren" erschöpfend charakterisierte, dessen Gemeingefährlichkeit aber gebieterisch gewisse Rücksichten heischte.

Denn noch glimmten unter der Asche zu viel Funken, die schnell auflodern konnten, wenn ein Pöllnitz und andere sie anbliesen. Eine stete Gefahr lag in dem ungeregelten Zustande der Kasse des Kronprinzen. Die für seine Haushaltung gar knapp ihm angewiesenen Gelder wurden zum großen Teil durch die Werbungen verschlungen, die er für sein Regiment zu machen genötigt war; wir hörten eben, was ein einziger langer Rekrut aus dem Auslande kostete. So mußte sich der Kronprinz in Schulden stürzen. Die Aufnahme von größeren Summen im Inlande wurde durch die strengen Mandate erschwert oder unmöglich gemacht, die den Untertanen das Ausleihen von Geld an die königlichen Prinzen untersagten. Da seit 1734 die Zahlungen, mit denen der Wiener Hof seit zwei Jahren ausgeholfen hatte, eingestellt waren, wandte sich der Kronprinz nach Rußland, wo Suhm der Vermittler des Geschäfts wurde, und nach England. „Ein Mensch, der unter die Seeräuber gefallen ist, kann sich in keiner schlimmeren Lage befinden als ich," schreibt er noch 1739 an Suhm. Er fürchtete, daß es ihm wie dem Kinde in der Fabel ergehen werde, das erst ertrinken muß, bevor der Brunnen zugedeckt wird. Noch unwilliger womöglich beklagte er die äußere Lage seiner nach Baireuth verheirateten Schwester; er meinte 1733, der König lasse das junge Paar nahezu verhungern und ergehe sich dazu geflissentlich in kränkenden Ausfällen gegen den Schwiegersohn, den er als Dumm-

kopf behandle. Im Innersten empörte ihn auch jenes ungerechte Los der Verbannung nach dem äußersten Memel, das seinen geliebten Lehrer Duhan getroffen hatte; der König duldete keine Fürsprache und erklärte nach Friedrichs Rückkehr aus Küstrin, an die Aufrichtigkeit der Sinnesänderung sonst nicht glauben zu können. Und wenn Duhan im Dezember 1732 endlich die Erlaubnis zum Übertritt in den braunschweigischen Dienst erhielt, so verbot der König seinem Sohne, bei dem bevorstehenden Besuche am dortigen Hofe den ehemaligen Lehrer, falls er seiner ansichtig werden sollte, anzureden.

Den stärksten Ausdruck fand das Mißtrauen des Königs, als er im März 1733 nach der Reise zu der Königin sagte, er würde nicht mitgereist sein, wenn er sich darauf hätte verlassen können, daß ihm der Sohn nicht wieder „einen Streich" gemacht haben würde. Dem Kriegsrat Rohwedell, dessen wir uns aus Küstrin erinnern, wurde eben damals mit der Festung Spandau gedroht, weil er mit dem Kronprinzen unter einer Decke stecke — kein ganz unbegründeter Vorwurf, denn der Ruppiner Pachtanschlag, durch den der Prinz hatte zeigen sollen, was er in Küstrin gelernt, war doch nur durch Rohwedells Mitwirkung zustande gekommen. Als Friedrich im April 1733 während seines Besuches in Potsdam den König eines Tages auf einem Spazierritt begleitete, kam Friedrich Wilhelm auf seinen Tod zu sprechen und sagte zu dem Kronprinzen vor den übrigen Begleitern, er kenne ihn sehr genau und wisse, daß nach seinem Tode die Zeiten der Komödie und der Oper kommen würden; sein Nachfolger erbe ja Geld genug zu solchen Torheiten. Falls aber der Kronprinz dereinst den wirklichen Herrn zu spielen beabsichtige, so werde er sich notwendig viele Feinde machen, wie er, der König, deren viele habe. Der Kronprinz war durch das Gespräch peinlich berührt: „Ich merke sehr wohl, daß die Bemühung, mir ein freundliches Gesicht zu zeigen, nicht von Herzen kommt, und daß im tiefsten Grunde noch Gärstoff verborgen liegt." Bei einem Krankheitsanfall im vorangegangenen Winter hatte der König zu dem Kapitän Hacke geäußert: „Nun werden die Leute sagen, der alte Menschenquäler wird sterben, aber sagt ihnen, daß der nach mir kommen wird, der würde sie alle zum Teufel jagen, und das würden sie davon haben." Bei andern Gelegenheiten wiederum meinte er, er gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß der Kronprinz einmal werde gut werden. Oder er sagte, sein Sohn werde entweder ein großer Taugenichts oder etwas Tüchtiges werden.

Später, im Herbst 1734, als der König infolge seiner schweren Erkrankung auf dem Sterbebette zu liegen glaubte, war die versöhnliche Stimmung durchaus vorherrschend. Mit Ungeduld hatte der Kranke die Rückkehr des Sohnes aus dem Feldlager erwartet,

und der Empfang war sehr herzlich. Ein fremder Diplomat, der alles, was er durch seine Zuträger aus Potsdam erfuhr, nicht eben wohlwollend in seinem Tagebuche verzeichnete, konnte nicht umhin, zu bezeugen, daß die Eintracht zwischen Vater und Sohn bewunderungswürdig sei. „Der Kronprinz ist aufrichtig ergriffen von dem Zustand des Königs, hat die Augen immer voll Wasser und hat sich die Augen ganz aus dem Kopf herausgeweint; hat raffiniert, um dem König ein kommodes Bett zu schaffen." Der König nannte ihn immer Fritzchen; sonst gebrauchte er die gemessene Anrede „Sohn". Unser Gewährsmann bucht die Äußerung des Prinzen: „Vorausgesetzt, daß der König mich nach meinem Gefallen leben läßt, will ich einen Arm drangeben, sein Leben um zwanzig Jahre zu verlängern."

Am Hofe und im Lande harrte alles in der größten Spannung der Veränderungen, die man unmittelbar bevorstehend glaubte. Die einen hofften, die andern fürchteten. Die Königin bedeutete ihre jüngeren Söhne, daß sie in dem ältesten Bruder allmählich den König zu sehen sich gewöhnen möchten. Eine der in Leipzig erscheinenden politischen Monatsschriften, die sich gelegentlich kleine fürsichtige Nadelstiche gegen hohe Häupter erlaubte, erinnerte anläßlich der Krankheit des Königs von Preußen an die letzten Stunden des Augustus in der Schilderung bei Tacitus, wo Tiberius auf die Gesichter der Großen Achtung gibt: die aber sind einstudiert, um weder zu betrübt noch zu fröhlich zu erscheinen. Der preußische Kronprinz las den Artikel und beklagte sich lebhaft, daß man ihn mit Tiberius vergleiche. Aber auch der erst sechsundvierzigjährige König, der gern sich an das Leben festgeklammert hätte, mochte in dunklen Stunden trotz der versöhnlichen Grundstimmung solche Vergleiche anstellen, wenn er bitter rief: „Ja, jetzt wäre was zu verdienen, wenn ich sterbe, wer sich auf ein Pferd setzt und als Kurier meinem Sohn die Nachricht bringt."

Gewiß war des Prinzen Trauer am Krankenlager des schwer leidenden Vaters ebenso echt gewesen, wie später so oft beim Verlust von Verwandten und Freunden die geradezu elementaren Ausbrüche seines Schmerzes und seiner Totenklage. Aber wie hätten der Kummer und die Pietät die geheimen Regungen einer andern Empfindung ganz niederzudrücken vermocht? Abermals gewahren wir bei Friedrich die jähe Abwandlung, den Widerstreit der Stimmungen: die weiche Nachgiebigkeit gegen die unmittelbaren Eindrücke des Schmerzes und des Mitleidens, und hart daneben, nach dem Stocken des ersten Impulses, die verletzende Schärfe des sein Recht zurückfordernden menschlichen Egoismus. Zartere und scheuere Naturen werden sich in solchen Lagen über die peinliche Wirklichkeit eines innerlichen Konfliktes mit einem frommen und durchaus ver-

zeihlichen Selbstbetrug hinwegtäuschen; hier aber kam unhemmbar die herbe Wahrhaftigkeit eines Charakters zum Durchbruch, der nach außen hin durch den Zwang der Umstände früh Verstellung zu üben genötigt war, bei der Abrechnung mit sich selbst aber jede Beschönigung verschmähte. Ebenso offen wie im Selbstgespräch, erschreckend offen, durfte Friedrich über diesen Gegenstand mit der Schwester reden, die so vieles Schwere und Schreckliche mit ihm gemeinsam durchlebt und wie er selbst unter der Härte und den Launen des Vaters gelitten hatte. Indem er der Markgräfin von Baireuth im Januar 1735 die unerwartete Nachricht mitteilt, daß der König sich gänzlich zu erholen beginnt, für drei oder vier ißt und in vierzehn Tagen zu Pferde sitzen wird, fügt er hinzu: „Der liebe Gott muß seine sehr guten Gründe haben, ihm das Leben wiederzugeben. Ich muß mich nun seitwärts schlagen." Fast noch schneidender schreibt er ein halbes Jahr später: „Die Krankheit des Königs ist rein politischer Art; er ist wohlauf, sobald er Lust dazu hat, und macht sich kränker, wenn er es für zweckmäßig hält. Ich habe mich anfangs irre führen lassen, jetzt aber ist mir das Geheimnis klar. Sie können sich darauf verlassen, liebste Schwester, daß er die Natur eines Türken hat und das kommende Geschlecht überleben wird, sobald er Lust dazu hat und sich nur ein klein wenig schonen will." Unkindliche, häßliche Worte, das krankhafte Nachzittern des alten Grolles, der allzu tief sich eingefressen hatte, wie ein Gift, dessen tückischer Rest sich nie ganz aus dem Körper ausscheiden läßt. Zu Bitteres hatte Friedrich, halb noch ein Knabe, in seinem Herzen erfahren. Eindrücke, welche man in diesem Alter empfängt, so hat er selbst bei späterem Anlaß gesagt, verwischen sich nicht so leicht.

Seit dem Jahre 1736 verändert sich der Ton des Kronprinzen. „Wenn sich die Gedanken viel mit der Fülle der Größe beschäftigen, die uns eines Tages erwarten mag," schreibt er im April an den Grafen Manteuffel, „so beginnt man natürlicherweise, sie sich zu wünschen; da ich mir aber schon aus dem alleinigen Wunsch ein Kapitalverbrechen machen würde, so weise ich diese Gedanken weit von mir. Ich stelle mir alle Tage die zahlreichen Beispiele vor Augen, daß Prinzen im Begriff waren, an den Platz ihrer Väter zu treten, und von dem Tod vor der Zeit hinweggerafft wurden." Wiederholt kam er jetzt auf diese Vorstellung zurück. Im Sommer 1736 sagte er zu Grumbkow, er sei sozusagen gewiß, vor dem Könige zu sterben.

Da sich der Kronprinz in seinen Briefen der Stiche gegen den Vater jetzt gänzlich enthielt, so meinten die Manteuffel und Grumbkow im Oktober 1736, er habe sich seit etwa drei Monaten „ein neues System in bezug auf den Papa" gebildet. Sie schoben die veränderte

Sprache auf sein Mißtrauen gegen sie beide und hatten damit bis zu gewissem Grade recht. Aber noch ein anderes kam hinzu. Er hatte Einkehr in sich selbst gehalten. In den Rheinsberger Weihestunden stiller Sammlung lernte er auch, sich in seine Lage zu schicken, seine Ungeduld zu zähmen und seine Stellung zu dem Vater, seine Pflicht als Sohn richtiger aufzufassen. Von dem neuen System, das jenen auffiel, ist Friedrich in seinem Verhältnis zu dem Vater nicht mehr abgegangen. Als ein halbes Jahrhundert vergangen war, machte einer seiner täglichen Gesellschafter die Bemerkung, daß er von seinem Vorgänger durchweg mit großer Verehrung spreche; und nach Friedrichs Tode hat ein Mann, der ihn von jeher gekannt, ihm bezeugt: das Wort „mein Vater" auf seinen Lippen schien stets aus dem Grunde des Herzens zu kommen.

Durchaus zutreffend aber war in den Annahmen der Gebärdenspäher von 1736, daß der Kronprinz nicht bloß gegen Manteuffel, sondern auch gegen Grumbkow im Innersten mißtrauisch war: „er beweist ihm Höflichkeit, aber nicht Vertrauen." Wie hätte es in dieser Interessenallianz zwischen Friedrich und Grumbkow anders sein können? Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Natur und Ursprung dieses Verhältnisses. Seckendorffs Berichte aus den ersten Jahren seines Berliner Aufenthaltes lassen die Todesangst ersehen, in der Grumbkow damals wegen seines künftigen Schicksals schwebte. 1727 versicherte er seinem österreichischen Freunde, die Königin habe ihm sagen lassen, daß sie und ihr Haus zwar dem Fürsten von Anhalt, aber nimmermehr ihm verzeihen, sondern ihn mit all den Seinen ewiglich verfolgen würden. Seckendorff beantragte deshalb damals in Wien, Grumbkow im stillen mit einem Patent als kaiserlicher Feldmarschalleutnant zu versehen, „um solches im Falle der Not zu seiner Sicherheit zu produzieren". Grumbkow war seiner Besorgnisse überhoben, seit er durch seinen großen Erfolg von 1730 den Kronprinzen gezwungen hatte, sich der Gnade des Widersachers zu ergeben, sich an den Felsen, wo er gescheitert, festzuklammern. Ihr Kompromiß war mehr als ein Friedenschluß, es war ein Freundschaftsvertrag. Von den meisten Dingen durfte Friedrich in Zukunft zu Grumbkow ganz rückhaltlos reden; in welchem Maße aber er von diesem Manne abhängig war und wie weit Grumbkow davon entfernt blieb, in entscheidenden Fragen sein eigenes Interesse den Wünschen Friedrichs unterzuordnen, das lehrte den Kronprinzen vor allem Grumbkows Verhalten in jener leidigen Verlobungsangelegenheit, die dieser einfach so löste, wie der Wiener Hof es durch Seckendorff von ihm verlangte.

Nun galt Grumbkow, als das Bündnis mit Österreich, sein Werk, zerfiel, bei dem Könige nicht mehr dasselbe wie früher. Aber es fehlte viel daran, daß er, wie manche meinten, in Ungnade ge-

fallen sei. Noch immer holte der König vor wichtiger politischer Entschließung die Meinung dieses außerhalb des auswärtigen Amtes stehenden Beraters ein. „Es scheint, als wenn sie sich beiderseits nicht trauen und auch nicht voneinander können," sagte der Kronprinz im Herbst 1738.

Als Grumbkow am 18. März 1739 gestorben war, schrieb Friedrich an die Markgräfin von Baireuth: „Sein Tod ist für mich der denkbar größte Gewinn. Ich schmeichle mir, daß wir jetzt nach einem langen Sturm werden aufatmen können." Er sandte der Schwester ein beißendes Epigramm als Grabschrift für den Verstorbenen. Ein Vierteljahr später schrieb er nach Baireuth: „Seit Grumbkows Tode ist alles in Berlin verändert; sein Hingang hat den öffentlichen und den Familienfrieden bei uns hergestellt. Dem Himmel sei Dank, ich stehe jetzt mit dem Könige so gut wie irgend möglich."

Auf Grumbkows heimliche Umtriebe führte er die letzte unerwartete Trübung seines Verhältnisses zu dem Vater zurück, die der vorangegangene Winter gebracht hatte. Als Friedrich im Dezember 1738 in Berlin ankam, war ihm bei dem Empfange, den ihm der Vater bereitete, das Herz aufgegangen. Des Königs Stimmung war auffallend verändert; er zeigte sich äußerst wohlwollend, mild, zugänglich, in seinen Urteilen gerecht; die Wissenschaften bezeichnete er als löbliche Dinge. Friedrich, dessen kindliche Pietät nur richtig angefaßt werden wollte, äußerte sich gegen den alten Oberst Camas in Frankfurt, einen bewährten väterlichen Freund, hochbeglückt. Um so grausamer war zu Anfang Januar die Enttäuschung. Jeder andere Offizier, so klagt er, würde seinen Abschied eingereicht haben — ein Ausweg, der dem Erben der Krone nicht freistand. Friedrich sagte sich, daß die fliegende Gicht und das gallige Temperament des Königs der Hauptanlaß waren; aber gegen seinen Camas konnte er doch wieder die bittere Frage nicht unterdrücken, warum man ihn dann nicht lieber in seiner Rheinsberger Abgeschiedenheit lasse, wenn der König es schon nicht über sich vermöge, dem Sohne gegenüber väterlich zu fühlen, oder wenn seine Physiognomie nun einmal das Unglück habe, dem Vater zu mißfallen. In dem nächsten Briefe an Camas sieht er noch trüber: die verletzende Härte des Königs erscheint ihm als ein neuer Ausbruch des alten Hasses, der nur eine Zeitlang eingeschlummert war. Niemals werde er auf wirklichen Frieden mit einem so leicht reizbaren Vater rechnen dürfen; „nein, ich muß ihn als meinen grimmsten Feind betrachten, der unablässig den Augenblick erspäht, daß er mir den Verräterstoß geben kann. Der geringste falsche Tritt, die geringste Unvorsichtigkeit, ein Nichts wird, dick aufgebauscht, hinreichen, mich zu verdammen." Mit solchen Stimmungen des Kronprinzen rechnete die Zuträgerseele eines Pöllnitz, dessen an den Kronprinzen ge-

richtete Berichte aus der Krankenstube des Königs einen nicht eben pietätvollen Empfänger voraussetzten.

Ganz wie vor zehn Jahren kämpft der Prinz mit seinem Stolz, der sich gegen die verletzende Behandlung aufbäumt, mit seiner Empfindlichkeit, seinem hellen Jähzorn. Aber er hat sich beherrschen gelernt und lernt es täglich mehr; „die jetzige Krankheit des Königs," sagt er, „gilt mir einen vollen Kursus der Sittenlehre."

In dieser Verbitterung verließ er Anfang Februar 1739 Berlin.

Wie freudig stimmte es ihn nun, als er während der Reise, auf der er im Juli den Vater nach Königsberg begleitete, gewahr wurde, daß die dunklen Schatten des letzten Winters gewichen waren. „Ich kann den König gar nicht genug rühmen," schreibt er an seine Gemahlin; „er ist so gegen mich, wie ich es mir immer gewünscht habe." Noch eine freudige Überraschung hatte der König seinem Sohne zugedacht, die nach der sonst kargen Art Friedrich Wilhelms den vollgültigsten Beweis der väterlichen Zufriedenheit enthielt. Bei dem Besuch der preußischen Gestüte gab er dem Kronprinzen die stattlichen Ställe mit all den edlen Zuchtpferden zum Eigentum, eine Freigebigkeit, durch die der Beschenkte seine Jahreseinkünfte um zehn- bis zwölftausend Taler erhöht sah.

Aus Insterburg schickte der Kronprinz an Voltaire einen Brief, bestimmt, den Empfänger mit einem Lande bekannt zu machen, das von ganz Europa gekannt zu werden verdiene „als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters":

„Preußisch-Litauen, die blühendste unserer Provinzen, wurde zu Anfang des Jahrhunderts in die wüsteste der Einöden verwandelt durch die Pest und den Hunger, die dreimalhunderttausend Menschen hinwegrafften, durch die Gleichgültigkeit der Regierung, die von dem Elend sich nicht unterrichtete und keine Abhilfe schaffte. Friedrich I. starb über diesen Zeitläuften und ward begraben, mitsamt seiner falschen Größe, die nur in einem eitlen Pomp, in dem prahlerischen Gepränge nichtiger Zeremonien bestand. Mein Vater kam und ward bewegt von dem gemeinen Elend. Er erschien hier an Ort und Stelle und sah mit eigenen Augen diese verheerten Stätten, mit all den schauerlichen Spuren, welche die Seuche, der Mangel und der schmutzige Geiz der Beamten zurückgelassen hatten. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, vier- oder fünfhundert leerstehende Dörfer ohne Ackerbau waren das traurige Schauspiel, das sich seinen Augen darbot. Weit davon entfernt, sich von so schauerlichen Wahrnehmungen zurückschrecken zu lassen, fühlte er sich von lebhaftestem Mitleiden ergriffen und beschloß, Menschen, Wohlstand und Verkehr in diese Gegend zurückzuführen, die das Aussehen eines bewohnten Landes schier verloren hatte. Seit dieser Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um mit seinen heilsamen Absichten durchzudringen.

Er entwarf Ordnungen voller Weisheit, er baute auf, was die Pest verödet hatte: er ließ aus allen Enden Europas Tausende von Familien kommen. Die Fluren wurden wieder urbar, das Land füllte sich wieder mit Volk, der Verkehr erblühte von neuem, und heute herrscht der Überfluß in diesen fruchtbaren Strichen mehr denn je. Es gibt mehr als eine halbe Million Einwohner in Litauen, mehr Städte und auch mehr Vieh als ehedem, mehr Reichtum und Fruchtbarkeit als sonstwo in Deutschland.

„Und alles, was ich Ihnen aufzähle, wird allein dem Könige gedankt, der die Ausführung nicht nur angeordnet, sondern persönlich überwacht hat; dem allein der Entwurf gehört wie die Erfüllung, der alle Sorgen und Mühen, alle Versprechungen und alle Belohnungen, der unermeßliche Schätze nicht gescheut hat, um einer halben Million denkender Wesen das Glück und das Leben zu sichern: ihm allein schulden sie ihre Wohlfahrt und ihre Versorgung.

„Ich habe," so schließt der Brief an Voltaire, „bei dieser hochherzigen und unermüdlichen Tätigkeit des Königs für die Wiederbevölkerung, Neubefruchtung und Wiederbeglückung dieser Einöde die Empfindung von etwas so Heroischem, daß ich meine, es muß Ihnen auch so sein, wenn Sie die näheren Umstände dieses Herstellungswerkes vernehmen."

Es war das Zeugnis der Reife für die ihn erwartende Aufgabe, das der Erbe der preußischen Krone durch solches Bekenntnis sich selber ausstellte. Der Prinz, der vordem dem Kleinbetrieb der Verwaltung unverhohlen seine Geringschätzung gezeigt hatte, erkannte an seinem Vater bewundernd, was die Fähigkeit bis zum Kleinsten herabzusteigen für die Zusammenfassung des Einzelnen zu einem einheitlichen Ganzen bedeute. Friedrich hat den Ruhm, das Wesen und die gewaltigen Erfolge der stillen Friedensarbeit des größten inneren Königs der preußischen Geschichte als der erste laut und freudig gepriesen zu haben, zu einer Zeit, wo dessen Wirken den einen eine Torheit und den anderen ein Ärgernis war.

Wie irrten diejenigen in Preußen, die da glaubten, daß demnächst der Thronwechsel eine Veränderung der Regierungsgrundsätze mit sich bringen würde. Wenn in der auswärtigen Politik die Umgebung Friedrich Wilhelms sich in zwei Parteien teilte, die „Whigs", die es mit dem whiggistischen England hielten, und die kaiserlich gesinnten „Tories", so gab es auch im Innern schon damals Parteien, nur daß der Opposition zum äußeren Hervortreten die parlamentarischen Formen der ständischen Aristokratien von England, Polen oder Schweden fehlten. Erst unter diesem Könige war ja der preußische Absolutismus durchgeführt: sollte man den gegenwärtigen Zustand als einen endgültigen betrachten? Kurt Christoph von Schwerin, der General, äußerte 1737, eine Rückkehr

zu den alten Verfassungsformen sei für das Land durchaus notwendig; er fragte den Grafen Manteuffel, wie man in Rheinsberg darüber denken möge.

Wie Friedrich, einstmals selber in „finistren Vorstellungen" von den Maßnahmen und Zielen seines Vaters befangen, sich in den letzten Jahren vor seiner Thronbesteigung über die bestehenden Regierungsgrundsätze das Urteil bildete, an dem er später in allem Wesentlichen festhielt, so gewöhnte er sich auch allmählich, über die Grundsätze, nach denen seine persönliche Erziehung geleitet worden war, wenigstens in vielen Punkten gar anders zu denken als in seinen unreifen Knabenjahren. Er hat sich nur selten unmittelbar über seine Erziehung ausgesprochen, aber wir vernehmen eine stillschweigende Kritik, wenn wir seine eigenen Grundsätze für die Ausbildung eines Prinzen, wie er sie zuerst in seinem Politischen Testament von 1752 zusammenhängend entwickelt hat, in ihren Übereinstimmungen und ihren Abweichungen und Gegensätzlichkeiten mit der pädagogischen Methode Friedrich Wilhelms vergleichen.

Der Lehrstoff zunächst, dessen Aneignung Friedrich als notwendig für einen Prinzen ansieht, ist ungefähr derselbe, den die Instruktion von 1695 für die Erziehung seines Vaters vorgeschrieben hatte. Friedrich nimmt also diejenigen Gegenstände wieder auf, welche in dem Plan für seinen eigenen Unterricht als überflüssig gestrichen waren: die römische Geschichte, von der ein allgemeiner Begriff gegeben werden soll, und das Lateinische. Von Sprachen mag außerdem das Polnische getrieben werden (bei anderer Gelegenheit empfiehlt Friedrich auch das Italienische); doch soll man damit so wenig, wie mit dem Latein, den Schüler ermüden. In seinen letzten Lebensjahren hat Friedrich gesagt, jeder, der nicht Gelehrter von Beruf sei, solle lieber die Dinge studieren als die Worte, die Sprachen; es sei besser, einen Schriftsteller in einer guten Übersetzung zu lesen, als ihn in seiner eigenen Sprache nur mittelmäßig zu verstehen; denn man müsse doch annehmen, daß der, welcher auf eine Übersetzung einen Teil seines Lebens verwandt habe, den Sinn besser verstehen werde als der, welcher den Schriftsteller zum erstenmal liest. Gründlich muß die neuere Geschichte, seit Karl V., erlernt werden. Mit dem geographischen Unterricht sind Mitteilungen über die politischen Interessen der einzelnen Staaten, über ihre wichtigsten Handelszweige, sowie Beschreibungen der Hauptstädte zu verbinden. Im Gegensatz zu seinem Vater will Friedrich von der gedächtnismäßigen Aufnahme des historischen Stoffes nichts wissen; man soll, sagt er einmal, die Geschichte nicht wie ein Papagei lernen. Mit dem zwölften Lebensjahre haben die Elemente der Mathematik und Fortifikationskunde als Lehrgegenstände hinzu-

zutreten, außerdem Moral, Physik und Metaphysik — mit der Forderung der beiden letzten Disziplinen geht Friedrich nicht bloß über den Lehrplan von 1718, sondern auch über den von 1695 hinaus.

Einst hatte sein Vater ihn gescholten, er sei zu faul, über seine kleinen Ausgaben selber Rechnung zu führen; nun legte er das, wogegen er selbst sich gesträubt hatte, dem zu erziehenden Prinzen als Verpflichtung auf: der soll selber sein Kassierer sein und über ein zu persönlichen Ausgaben bestimmtes Sümmchen Rechnung ablegen, um sich in seinen eigenen Angelegenheiten an Pünktlichkeit zu gewöhnen und in all sein Tun Ordnung hineinzubringen: „die Menschen tun im kleinen fast immer dasjenige, was sie, wenn sie in der Lage dazu wären, im großen tun würden."

Der begeisterten Lobrede des Antimachiavell auf den militärischen Beruf des Fürsten entspricht in Friedrichs Erziehungsplan die Vorschrift: „Vom Militär soll man einem jungen Prinzen mit der heiligen Ehrfurcht sprechen, mit der die Priester ihrer Offenbarung gedenken."

Der Verzicht auf die Mitwirkung der Religion unterscheidet Friedrichs Grundsätze für die Ausbildung eines Fürsten von denen seines Vaters am einschneidendsten. Den Ausfall dieses Erziehungsmomentes glaubte er ersetzen zu können durch Vertiefung der Herzensbildung und Anspornung des Seelenadels. „Die erste Sorge derer, die den Prinzen umgeben, sei, ihm das Herz zu bilden, ihn erkenntlich zu machen für die ihm geleisteten Dienste, liebevoll gegen seine Freunde, mitleidig für das Unglück, ihn zu erfüllen mit Schwung der Seele und den Regungen des Edelmutes, der Hochherzigkeit und des edlen Ehrgeizes, der die schönen Seelen treibt, ihresgleichen durch das Verdienst zu übertreffen. Vor allem möchte ich, daß man Menschlichkeit, weiches Gefühl, einen Zug zur Milde und Duldsamkeit in ihm entwickelte." Dazu hat er, rein äußerlich, sich der Höflichkeit und der Rücksichten gegen andere zu befleißigen; denn Verstöße dagegen schaffen den Fürsten mehr Feinde als das wirkliche Übel, das sie sich zuschulden kommen lassen.

Mit dem zwanzigsten Jahre soll ein Prinz dem Gängelbande ganz entwachsen. Das weitere muß jetzt von der Selbsterziehung und Selbstförderung erwartet werden. Man sieht, wie Friedrich in dem Leben eines jeden Prinzen einmal eine Rheinsberger Zeit möchte anbrechen sehen. „Alles ist gewonnen, wenn es gelungen ist, einem Prinzen Lust zum Lesen beizubringen. Man lernt bei einem Lehrer nie so gut als durch Selbstunterricht, und die Unterhaltung mit den Toten, die man keiner persönlichen Rücksicht zeihen kann, fördert mehr als die mit den Mitlebenden."

Wie lebhaft hatte Friedrich einst gewünscht, Reisen in das Aus-

land zu machen. Sein Vater hatte ihm den Wunsch versagt und hatte dem Vorschlag, ihn an der Seite einer britischen Gemahlin in Hannover residieren zu lassen, den gewichtigen Einwand entgegengestellt, daß den Kronprinzen der Aufenthalt in der Fremde seinen künftigen Untertanen und ihren Anschauungen und den Bedürfnissen seines Staates entfremden würde. Genau aus demselben Grunde will nun Friedrich dem Thronerben nur das Reisen in der Heimat, keine Besuche im Ausland gestatten, wo der Prinz nur fremde Sitten annehmen werde: „Die Untertanen wollen von ihrem Herrn, daß er die Sitten und Gebräuche des Landes habe, keine fremden Gewohnheiten."

Auch darin folgte Friedrich den Grundsätzen, die bei ihm selbst sich bewährt hatten, daß er den Thronfolgern ein Regiment anvertraut wissen wollte mit der Verantwortung eines gewöhnlichen Berufsoffiziers.

Eine Kritik des bei ihm zur Anwendung Gelangten enthält dagegen der Rat, den Zeitpunkt für die Vermählung eines Prinzen bis zum fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten Jahre hinauszuschieben: „Die Begründung des Hausstandes, wenn kaum der erste Flaum ums Kinn sproßt, kann nur schlechte Ehen zustande bringen." Mit schneidender Schärfe spricht Friedrich von der Zumutung, daß ein Sohn in dem Augenblick, wo der Vater es verlangt, verliebt werden soll, und zwar in das Wesen, welches jener ihm auswählt, und daß er gegen alle übrigen Frauen so kalt bleiben soll, wie Greis Priamus gegen die schöne Helena.

Wir kommen damit auf den allgemeinsten Gegensatz zwischen der Pädagogik Friedrichs und der seines Vaters. Friedrich verlangt Anerkennung und Ausbildung der Individualität, Schonung der Eigentümlichkeit, Verzicht auf das stete Meistern und Dreinreden. Er hält diejenigen Eltern für schlechte Erzieher, welche aus ihrem Kinde einen vollendeten Menschen machen wollen: „Um seine Sitten zu vervollkommnen, tyrannisieren sie seine geringfügigsten Neigungen." Er stellt dem den Grundsatz entgegen: „Wenn der Knabe die Jagd, die Musik, den Tanz, das Spiel, was immer, liebt, so lasse man ihn seiner Vorliebe ungehindert nachgehen, bis er von selbst genug hat: so läßt man ihm das Vergnügen und nimmt ihm die Leidenschaft." Selbst der Leichtsinn, der von einer Schönen zur anderen flattert, scheint ihm weniger gefährlich, als die in Leidenschaft ausgeartete Liebe, die zur Abhängigkeit von einem und demselben Wesen wird. Er führt die blinde Unterwürfigkeit französischer Könige unter die Launen ihrer Mätressen als warnendes Beispiel an; alle Fehler Heinrichs IV. erklären sich ihm aus dieser Schwäche.

„So ist denn nichts wahrer als das Sprichwort der Italiener,

wonach die Fehler der Väter an den Kindern verloren sind; jeder muß sein eigenes Lehrgeld bezahlen."

Friedrich Wilhelm hatte diese Wahrheit übersehen. Er hatte seinem Sohne das Lehrgeld zu ersparen gedacht, indem er nach seinem besten Wissen und seinen trefflichsten Erfahrungen gleichsam jeden Schritt und Tritt ihm vorzeichnete und seinen Bildungsgang just in den Geleisen einsetzen und fortlaufen lassen wollte, in denen er selber von Jugend an einhergewandelt war. Es liegt eine eigentümliche Tragik darin, daß dieser König, der krasseste, unumschränkteste Selbstherrscher, der in die weitesten Kreise befehlerisch, keinen Widerspruch duldend, mit seiner rauhen Hand sich eindrängte, nun im engsten Bereiche, in seinen persönlichen Verhältnissen als Hausherr und Vater, die Grenzen seiner Allgewalt gewahr werden mußte. Er hatte 1730 dem Sohne den Willen gebrochen und hatte in Küstrin bei dem ersten Wiedersehen nach der Katastrophe nicht unterlassen, den Gedemütigten an die Tatsache, daß er mit seinem harten Kopfe nicht durchgedrungen sei, nachdrücklich zu erinnern. „Ich habe eine Art Schiffbruch in meinem Leben erlitten," bekannte Friedrich später einem Freunde. Das heiße Blut der Jugend war zum erstenmal abgekühlt, der trotzige Knabe hatte gelernt und hat es für sein ganzes Leben nicht vergessen, daß der Eigensinn mitunter sich bescheiden und daß der Flug der Entwürfe in allzu großer Höhe sich senken muß. Das war eine dauernde Frucht der harten Erziehung, eine heilsame Wirkung jenes grausamen Eingreifens der Vaterstrenge. „Aber," so sagt Friedrich später, „alles, was die Erziehung leisten kann, ist eine Herabminderung der Gewaltsamkeit der Leidenschaften: den Charakter zu ändern, das vermag keine Macht der Welt."

Vor dieser Schranke mußte auch Friedrich Wilhelm einhalten. Er begann innezuwerden, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, den andern nach seinem Bilde zu schaffen.

„Ich glaube nicht, daß es noch einmal ein solches Paar in der Welt gibt, wie diesen Vater und diesen Sohn," so hatte 1732 ein aufmerksamer Beobachter kopfschüttelnd geurteilt. Weder die Anlage noch die Bildung, weder die Neigung noch die Gewohnheiten stimmten zueinander. Schon im äußeren Auftreten zeigte sich die Verschiedenheit; schon in der Stimme, die bei dem Sohne wunderbar weich und klangvoll war und blieb, „wohltönend selbst beim Fluchen," während der Vater auch in der Unterhaltung den schnarrenden, näselnden Kommandoton anschlug. Und wenn der Gaumen des Königs die derbe Kost liebte, der des Kronprinzen die Speisen mit feiner Würzung, so war dies gleichsam sinnbildlich für die ganze Art beider. Die Eigenschaft, in der sie sich gleich waren, erleichterte das Verständnis und die Verträglichkeit am wenigsten: die Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit, das cholerische Temperament.

Lebhaftigkeit und aufwallende Empfindlichkeit ist unser Familienfehler, hat nachmals eine der Töchter Friedrich Wilhelms gesagt. Brauste Friedrich auf, dann wurde man unwillkürlich an den Zorn seines Vaters erinnert: „es ist überraschend, wie er in gewissen Augenblicken unserem Jupiter mit dem Donnerkeil gleicht," sagte der Kammerdirektor Hille in Küstrin schon von dem Neunzehnjährigen. Wo hüben und drüben so viel Zündstoff und so viel Reizbarkeit vorhanden war, da bedurfte es wahrlich acht Jahre hindurch viel guten Willens und großer Selbstbeherrschung von beiden Seiten.

Wir brauchen einer Diplomatie, die klatschsüchtig und boshaft sich ihre Nachrichten sogar von Köchen und Kammermohren zutragen ließ, nicht jedes Wort, das sie als angeblich von Friedrich Wilhelm gesprochen in ihren Depeschen verzeichnet hat, zu glauben. Mit Recht bemerkt 1740 einer der Unbefangeneren unter diesen Diplomaten, der französische Gesandte Valory: „Man ist geneigt, was er Unrecht tut, zu übertreiben, und man schweigt von dem, was er Gutes tut, oder schwächt doch das Verdienstliche so ab, daß nichts übrig bleibt. Die meisten in der Umgebung dieses Fürsten reizen ihn gegen jedermann auf und sind dann die ersten, in ihren Berichten die Vorgänge seines Privatlebens durch die gehässigsten Züge zu entstellen." Eine Nachprüfung des einzelnen ist fast ausgeschlossen. Oft erzählt ist der Vorgang, den Pöllnitz uns überliefert hat: nach Neujahr 1740 vermochte der schwer leidende König noch einmal sein Tabakskollegium um sich zu versammeln; unerwartet erschien auch der Kronprinz, und die Anwesenden erhoben sich, gegen das strenge Gesetz der Tabagie, zu ehrfurchtsvollem Gruße. Ergrimmt ließ der König seinen Rollstuhl aus dem Zimmer schieben und sandte den Befehl zurück, daß die Gesellschaft, die der aufgehenden Sonne gehuldigt habe, auseinandergehen solle. Die innere psychologische Wahrscheinlichkeit ist ohne Frage für diese Erzählung. Die natürliche Reizbarkeit des schnell losbrausenden Königs war krankhaft gesteigert durch den zehrenden Gram über die Mißerfolge der auswärtigen Politik, durch schmerzhaftes körperliches Leiden, durch die düsteren Todesgedanken, die nach 1734 — er lebte seitdem nur noch „durch die Kunst der Ärzte" — nicht mehr von ihm wichen. Aber die versöhnte Grundstimmung gegen den Nachfolger, dem er so früh den Platz überlassen mußte, ging dem Dahinsiechenden in den dunkeln Stunden, die nur zu oft über ihn kamen, nicht wieder verloren, und in dem Glauben an den echten Kern in einer Begabung, die er mehr ahnte als verstand, verzieh er dem Sohne dasjenige, was an der Vollkommenheit, wie Friedrich Wilhelm sie verstand, ihm fehlte. Die Zukunft der Finanzen vor allem und die Zukunft des Heeres glaubte er sichergestellt. Sein Sohn, äußerte er, sei jetzt ein guter

Wirt und werde noch manchen enttäuschen, der da hoffe, daß der Nachfolger, im Reichtum sitzend, das Geld wegschmeißen werde. Und noch während seiner letzten Krankheit sagte er zu seiner Umgebung: es liege ihm nichts mehr am Leben, da er einen Sohn hinterlasse, der alle Fähigkeiten, gut zu regieren, besitze: „er hat mir versprochen, daß er die Armee beibehalten wird, und ich bin sicher, daß er mir sein Wort halten wird. Ich weiß, daß er die Truppen liebt und brav ist, er hat Verstand, alles wird gut gehen." War einst die Abneigung gegen das Weidwerk dem Kronprinzen als ein großes Verbrechen angerechnet worden, so hatte der König auch hierin sich still ergeben und schenkte nun seine „schönen Parforcehunde" wehmütig dem verständnisvolleren Dessauer, „weil ich in dieser Welt ausgejagt habe und mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird".

Ein Leben ging zur Rüste, köstlich durch Mühe und Arbeit, durch Treue und Wahrhaftigkeit. Am 27. April 1740 ließ sich Friedrich Wilhelm aus dem Berliner Schlosse nach seiner geliebten Soldatenstadt überführen. „Leb wohl, Berlin," rief er, als man ihn in den Wagen hob, „in Potsdam will ich sterben." Vom 26. Mai, dem Himmelfahrtstage, datiert der letzte Brief, den er an den Kronprinzen richtete; er sprach die Hoffnung aus, den Sohn noch umarmen zu können, wenn er zu Pfingsten zum Besuch kommen werde. Wohl gleichzeitig mit der Ankunft dieses Briefes brachte eine Staffette die Nachricht nach Rheinsberg, daß der Tod als unmittelbar bevorstehend anzusehen sei. Am 28. ließ sich der König in seinem Rollstuhl vor das Schloß fahren und besichtigte die Bauarbeit am Marstalle, eine große Menschenmenge umgab ihn; da sah er den Kronprinzen kommen und streckte ihm von weitem die offenen Arme entgegen. Der Prinz sank knieend an seine Brust, weinend lagen sich Vater und Sohn in den Armen.

Als der Kabinettsminister von Podewils um 4 Uhr nachmittags zum Könige befohlen wurde, fand er ihn mit dem Kronprinzen allein. In Gegenwart des Ministers begann Friedrich Wilhelm zu dem Sohne von der Lage des Staates, von den Aufgaben der Politik den fremden Mächten gegenüber zu sprechen. Er legte die Gründe dar, die ihn 1725 zum Abschluß des hannoverischen Bündnisses, 1728 zur Allianz mit dem Kaiser und letzthin zu dem geheimen Vertrage mit Frankreich bestimmt hätten. Er warnte den Sohn vor der unvariablen Maxime des Hauses Österreich, Preußen niederzuhalten, von der man in Wien nicht abgehen werde; er mahnte zur Vorsicht auch gegen Georg II., in welchem man stets zwei Personen, den König von England und den auf die brandenburgische Nachbarmacht eifersüchtigen Kurfürsten von Hannover unterscheiden müsse. Und wenn Frankreich dem Vertrage vom Vorjahre eine

weitere Ausdehnung zu geben beantragt hatte, so riet der König seinem Nachfolger, ohne bestimmte weitere Zugeständnisse für das bergische Sukzessionsrecht Preußens sich auf nichts einzulassen. Von Rußland werde man sich nie viel versprechen können, doch sei bei einem Kriege mit dieser Macht mehr zu verlieren als zu gewinnen. Nie möge der Nachfolger Allianzen schließen, die im Kriegsfalle durch Stellung von Hilfsvölkern seine Armee zersplittern würden. Sonst könne es dahin kommen, daß Preußen nicht mehr bedeute als ein Kleinfürst, wie der Herzog von Gotha oder Württemberg. Einen Krieg solle man nicht leichthin anfangen, weil man nicht allemal Meister sei, ihn zu endigen; sei aber nach reiflicher Überlegung und mit Gottes Beistand und Segen der Entschluß gefaßt, dann gelte es, die Macht zusammenzuhalten und die einmal ergriffene Partei mit Festigkeit zu behaupten.

Anderthalb Stunden hatte der König gesprochen, trotz seiner angstvollen Atmungsbeschwerden. Jetzt ließ er die Offiziere und Beamten, die gewöhnlich um ihn waren, wieder eintreten. „Aber tut mir Gott nicht viel Gnade," so rief er ihnen zu, „daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben?" Bei diesen Worten erhob sich der Kronprinz von seinem Sessel, ergriff des Königs Hand und benetzte sie mit seinen Tränen. Der Vater umschlang ihn, klammerte sich an seinen Hals fest und schluchzte. „Mein Gott," hörte man ihn sagen, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse."

Tags darauf, am Sonntage, ließ der König den Sarg von Eichenholz mit kupfernen Handhaben vor sich niedersetzen, in welchem er zur letzten Ruhe gebettet werden wollte, und händigte dem Kronprinzen die Verfügung ein: „Wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen." Denn wie er sein Leben lang im großen wie im kleinen selbst regiert und reglementiert hatte, so mußte auch in seinem Tode alles streng nach seinem Sinne und Geschmack sein: „und sollen übrigens keine Fassons mit mir gemacht oder vorgenommen werden."

Der König war, wie sein Sohn bezeugt, sehr ruhig, sehr ergeben geworden. In der Nacht auf den Dienstag, den 31. Mai, schickte er früh um 1 Uhr zu einem der Geistlichen, die beständig in der Nähe waren. „Ich habe mein Gedächtnis verloren," sagte er ihm, „ich habe alle meine Gebete vergessen." Als der Prediger ihn um 4 Uhr verließ, duldete es ihn nicht länger im Bette. Um 5 Uhr beschied er den Kronprinzen und den Prinzen August Wilhelm, den Fürsten von Anhalt, Buddenbrock, Derschau, Hacke und das weitere militärische Gefolge, Pöllnitz, die Kabinettsekretäre, die Minister Boden und Podewils. Sie blieben stehend, der Kronprinz

mußte sich niedersetzen. Des Königs Stimme war so schwach, daß er dem Adjutanten Bredow die Worte in das Ohr flüstern mußte. Er entsagte der Regierung und übertrug sie dem Kronprinzen zu voller Souveränetät: „so und solcher Gestalt, als wenn er selbst schon zehn Jahre Todes verblichen und der Kronprinz seit der ganzen Zeit im völligen Besitz der Regierung gewesen wäre." Podewils erhielt den Befehl, eine Abdankungsurkunde aufzusetzen. Es bedurfte ihrer nicht mehr. Schon trat der Todeskampf ein. Zwischen den Ohnmachten fragte der Sterbende den Chirurgus von seinem Regiment, wie viel Augenblicke er noch zu leben habe, und ließ sich einen Spiegel reichen, um den Tod auf seinem Antlitz erscheinen zu sehen. Nach 3 Uhr nachmittags hatte er ausgekämpft.

„Er starb," sagt sein Sohn, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswerte Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick seines Lebens, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt, und über den Tod triumphierend als ein Held." Und wenn das Denkmal, das Friedrich bald nach seiner Thronbesteigung in seiner brandenburgischen Geschichte dem Vater gesetzt hat, auch die häuslichen Kümmernisse dieses Fürsten mit einem Worte andeutet, so geschieht es, um Nachsicht zu erbitten für die Fehler der Kinder, ob den Tugenden eines solchen Vaters.

Auch von Friedrich Wilhelm I. gilt das Wort:

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.

Willig festgebannt in Friedrich Wilhelms Kreise, ist sein großer Sohn, der mehr als andere mit ihm gerungen, nicht bloß der Nachfolger, sondern der Fortsetzer des Vaters geworden, in der Fülle blendender Genialität der Wurzeln seiner Kraft allzeit bewußt: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben voll Arbeit und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat." So hoch der preußische Aar seit 1740 den Flug nahm, sein Horst blieb der Fels von Erz, auf den König Friedrich Wilhelm I. seinen Staat gegründet hat.

Als Friedrich lange nach seines Vaters Tod gegen Europa in den Waffen stand, haben zwei Bilder ihn in Träumen heimgesucht. Einmal erschien der Vater mit Bewaffneten vor ihm, um ihn packen

und auf die Festung abführen zu lassen, und als er nach der Ursache fragte, so lautete die Antwort: Weil du deinen Vater nicht genug liebst. Dann aber träumte ihm wieder, daß er mit dem Marschall Daun zu tun hatte, und plötzlich sah er sich nach Charlottenburg versetzt, und vor ihm stand sein Vater. „Habe ich mich gut gehalten?" fragte er, und Friedrich Wilhelm antwortete: „Ja." — „Wohl, dann bin ich zufrieden, Euer Beifall gilt mir mehr als der der ganzen Welt."

Zweites Buch

Regierungsanfang

Erster Abschnitt

Nächste Regierungsaufgaben

Wie anders denn vor hundert Jahren, als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die Erbschaft des Jammers und der Schande antrat, stand Brandenburg-Preußen bei dem Thronwechsel von 1740 da. Die Nachbarn im Osten und im Norden, denen damals der junge Herrscher lehenspflichtig oder gar tributpflichtig gewesen war, sie waren dem Staat jetzt nicht mehr furchtbar. Wenn einst in den Zeiten der Askanier erst die Besiegung der dänischen Macht auf dem Schlachtfelde von Bornhöved der jungen Militärkolonie Brandenburg Raum und Luft schaffen mußte, und wenn der Ordensstaat Preußen nur so lange den eroberten Besitz und die Selbständigkeit behauptet hatte, als das deutsche Schwert den Slawen Schrecken einflößte, so schreibt sich die Machtstellung des brandenburgisch-preußischen Gesamtstaates seit den Tagen her, da die Tapferkeit seiner Söhne den ehemaligen Überwindern, den Polen und den Schweden, bei Warschau und bei Fehrbellin bewies, daß die Märker und die Preußen der Väter wieder wert waren.

In den gewaltigen Weltkämpfen zu Beginn des neuen Jahrhunderts hatten dann die Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Staatengemeinschaft sich von Grund aus umgestaltet. Gleich Spanien im Südwesten waren im Nordosten des Erdteils Polen und Schweden endgültig aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden, und die Herrschaft an den inneren Gestaden der Ostsee, erst zwischen jenen beiden so hart umstritten, war auf Preußen und Rußland übergegangen, die beiden neuen Großmächte, die Staaten der Zukunft. Der Oderstaat Brandenburg füllte endlich nach der Seeseite zu seine geographische Machtsphäre aus, das märkische Hinterland hatte die vorgelagerte Küste, auf die es wirtschaftlich angewiesen war, sich angegliedert, von den deutschen Strömen, um deren Mündungen die Fremden Sklavenketten geschlagen hatten, war wenigstens der eine jetzt gelöst, die Oder war wieder frei und deutsch bis an das Meer. Am Elbufer besaß der Staat mit Magdeburg den beherrschenden Stromübergang und die Pforte des niedersächsischen Tieflandes. Zwischen Harz und Ostsee war so ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet geschaffen, welches vermöge seines Umfanges und seiner

Lage handelspolitisch für sich selbst etwas bedeutete und für sich selbst bestehen konnte. Der westlichste Ausläufer aber dieses Gebietes, das Fürstentum Halberstadt, bildete mit Minden die ersten Brückenpfeiler für die territoriale Verbindung zwischen der Mitte der Monarchie und den Besitzungen am Rhein; das Kolonialland Brandenburg wuchs in zurücklenkender Bewegung tief in die altdeutsche Heimat hinein.

Verschieden nach Lage und Bevölkerung, nach Geschichte und Sitte, nach Bodenverhältnissen und Kulturentwicklung, strebten die über ganz Norddeutschland verteilten, durch äußeren Zufall zusammengeworfenen Landschaften zwieträchtig auseinander. Die Aufgabe war, den äußerlichen und losen Zusammenhang durch eine höhere und wahrere Einheit zu ersetzen, den Staatsgedanken über die Sonderinteressen obsiegen zu lassen. Auf festgefügten Grundmauern hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm doch nur einen Rohbau aufzuführen vermocht; denn allzuoft waren die Werkleute in ihrem Fleiß gestört, mit der Mauerkelle in der einen Hand und dem Schwert in der anderen hatten sie an diesem Bau gearbeitet. Das hoch in die Höhe geführte Haus hatte der Nachfolger gerichtet, gekrönt, aber nicht im Innern ausgebaut, und schnell war es in Verfall geraten. Erst der Enkel des großen Kurfürsten, der Erbe seines Namens und seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, ging an die Fortsetzung des Werkes heran. Was Friedrich Wilhelm I. tat und in seiner besonderen Weise tat, war den einen eine Torheit und den anderen ein Ärgernis; den Besten des Jahrhunderts aber hat er genug getan, und sie erkannten in dem vielgescholtenen „lächerlichen Tyrannen" den wahrhaft großen Herrscher, der „von 1713 bis 1740 das große Staatsproblem gelöst, ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges Volk sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen". Die innere Einheitlichkeit des preußischen Teils von Deutschland gewann zusehends. Der Soldatenkönig, dessen militärisches Auge nichts ertrug, was ungleichmäßig, regellos, willkürlich war, er formte auch seinen Beamtenstaat nach dem Bilde seiner Armee um und streifte der Staatsverwaltung das buntscheckige, aus tausend landschaftlichen Flicken zusammengenähte Kleid ab, um auch ihr gleichsam die Uniform anzuziehen.

In seinem Heere trat der Charakter dieses jungen Staatswesens in der Tat am reinsten zutage. Das alte Wort martialis Marchia hatte eine neue Wahrheit gewonnen. Und nirgends hatte sich die Umwandlung seit hundert Jahren vollständiger vollzogen als eben in diesem Bereiche. Damals war die Beseitigung und Auflösung der zuchtlosen, meuterischen Banden, aus denen sich das Heer Georg Wilhelms zusammensetzte, für die neue Herrschaft die dringendste Aufgabe gewesen; 1740 gab es in dem gesamten Offizierkorps nie-

mand, der etwas mehr gewesen wäre als ein Diener, als das Werkzeug eines kräftigen, höchsten Willens. So wenig ein Premierminister im Staate vorhanden war, der nach dem Beispiel eines Schwartzenberg eine Nebenherrschaft, ein Verwesertum sich hätte anmaßen dürfen, so mußte auch der älteste und verdienteste Feldmarschall sich jetzt bedeuten lassen, daß eine Autorität neben der des Königs dem Heere unbekannt sei, daß alle Regimenter allein des Königs seien und bleiben würden. In der Ordnung und Unterordnung aller Glieder, in der inneren Durcharbeitung des Heeres und vor allem seines unnachahmbaren Offizierkorps ruhte das Geheimnis seiner baldigen Erfolge. Spätere preußische Könige haben die Truppen, an deren Spitze sie ihre Lorbeeren errangen, sich zuvor umbilden müssen, der Nachfolger Friedrich Wilhelms I. konnte die preußischen Bataillone ganz, so wie er sie überkam, auf die Walstatt, auf das Siegesfeld führen.

So war der brandenburgisch-preußische Staat gestaltet, die Schöpfung dreier Menschenalter, wehrhaft, wohlverwaltet, straffgespannt und leistungsfähig, einheitlich in seinem norddeutschen und in seinem protestantischen Charakter, von scharf ausgeprägter Sonderart und bereits stark entwickeltem Selbstbewußtsein.

Nur in einem drängt sich gleichwohl bei der Betrachtung des Staates von 1740 der Vergleich mit 1640 auf. Den prometheischen Funken seinen Völkern zuzutragen, mahnte Voltaire den Kronprinzen Friedrich: er meinte die lautere Flamme der Kunst und Wissenschaft, die der künftige Herrscher entfachen sollte. Aber Voltaires neuer Prometheus wußte gar wohl, wo dem Staate seiner Väter jetzt vor allem das belebende Feuer, der Odem des Geistes fehlte. Wieder wie vor den Tagen des großen Kurfürsten war der brandenburgischen Staatskunst dem Ausland gegenüber der Mut des Entschlusses, „das stolze Vorrecht der Initiative" verloren gegangen. Wie ein Abbild der Beengung, die er in seinen persönlichen Verhältnissen empfand, mochte dem Erben der Krone der lähmende Druck einer unentschiedenen und durch ihre Mißerfolge entmutigten auswärtigen Politik erscheinen, der auf seinem Vaterlande lastete. Der König von Preußen, so hörten wir ihn in schmerzlichem Zorn rufen, ist wie der edle Palmbaum, du willst ihn beugen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel.[1]) Bald war es an ihm, das stolze Wort wahr zu machen.

Den preußischen Staat jener Zeiten hat ein fremder Staatsmann, der dänische Minister Graf Bernstorff, gekennzeichnet als eine neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenartigen Stücken, noch ohne die volle Verbindung und die ganze Ausdehnung, die

[1]) S. 160.

ihnen nötig seien; als einen jungen, mageren Körper mit der ganzen Eßlust dieser physischen Entwicklungsstufe. Dem jungen Staate frommte der junge Fürst, der hohen Mutes, voll Ehrgeiz und Kraftgefühl sich der Aufgaben der Gegenwart und der Erbschaft einer großen Vergangenheit würdig zu zeigen entschlossen war.

„Ich war unbändig in meiner Jugend wie ein Füllen ohne Zaum, das sich auf der Weide tummelt" — so hat der alte König es nachmals selbst bezeugt. Schon war der erste Übermut abgeschäumt, in das allzu unruhige Blut war größere Stetigkeit gekommen; aber noch stand Friedrich mitten in der Arbeit an sich selbst, als die Arbeit für seinen Staat beginnen mußte. Also lautete das Bekenntnis, das der Kronprinz wenige Wochen vor seiner Thronbesteigung einem väterlichen Freunde, dem Obersten Camas, ablegte:

Camas, der stets es treu mit mir gehalten,
Die junge Knospe sahst du sich entfalten,
Das Unkraut sprießen meines Blumenhages,
Den tollen Irrtum meines jungen Tages.
Du sahst und rügtest meiner Fehler Menge:
Sei stets mir ein Erzieher, treu und strenge,
Daß sich das echte Gold im Feuer kläre,
Unedler Schlacken endlich sich erwehre.

Noch am Abend des 31. Mai 1740, an dem König Friedrich Wilhelm I. die Augen geschlossen hatte, verließ König Friedrich II. Potsdam und fuhr durch die hereinbrechende Nacht seiner Hauptstadt zu; gegen zehn Uhr hielt sein Wagen vor dem einfachen Palast gegenüber dem Zeughause, den er als Kronprinz bewohnt hatte.

Das in den letzten Tagen und Stunden Erlebte, die milde Herzlichkeit des Empfanges durch den sonst so strengen König, die gewichtige Ansprache, in welcher der Sterbende dem Thronerben sein politisches Testament übermachte, die öffentliche Anerkennung, die das versöhnte Vaterherz der Trefflichkeit des Sohnes gegeben, die feierliche Übertragung der Regierung in der Morgenfrühe nach der letzten Nacht, das erschütternde Schauspiel der nachfolgenden heldenmütigen Kämpfe, die weihevollen Schauer endlich der Todesstunde — alles das hatte sich dem erregbaren Gemüt des jungen Fürsten tief eingeprägt, und wer wollte die Aufrichtigkeit des Schmerzes bezweifeln, in welchem man ihn an der Leiche des Vaters knieen sah. „Der König ist auf das schmerzlichste ergriffen gewesen," schreibt die neue Königin, aus Rheinsberg herbeigeeilt, um ihren Gatten in Berlin als König zu begrüßen; „der Anblick von Gegenständen, die dem Toten gehört haben, bewegt ihn immer von neuem."

Jetzt gehörte nur noch Potsdam dem alten Herrscher, dessen sterbliche Reste, in die blaue Uniform gehüllt, dort im Stadtschlosse

vier Tage lang öffentlich zur Schau gestellt wurden und dann in der Garnisonkirche aufgebahrt der feierlichen Beisetzung harrten. Das Aussehen der kleinen Soldatenstadt blieb unverändert, und die Grenadiere der Riesengarde taten ihren Ehrendienst bei dem Toten wie vordem bei dem Lebendigen. Für Berlin aber war das Alte vergangen; hier weilte von Stund an jeder Gedanke nur bei der Gegenwart und bei der Zukunft. Dem Gewimmel des aus seiner Alltäglichkeit aufgestörten Haufens, dem geschäftigen Andrang seiner Hofleute, Beamten und Offiziere zu entrinnen, zog sich der König schnell nach Charlottenburg zurück. Je gewaltiger es in seinem Innern arbeitete, um so dringender bedurfte er für ruhige Sammlung der gewohnten Einsamkeit.

Seit Jahren hatte seine rastlose und glühende Einbildungskraft sich die Bilder der Zukunft ausgemalt, seit Monaten stand es fest, daß keine Kunst der Ärzte dem todkranken König Rettung zu schaffen vermochte. „Es ist die Zeit unseres Schlummers und unserer Untätigkeit, wenn ihre Frist erfüllt ist, wird ihr eine andere folgen" — so hatte Friedrich vor wenigen Wochen geschrieben. Er wußte, was die bevorstehende Veränderung ihm brachte, und wußte, was sie ihm nahm. Die Entfernung vom Hofe, die Verborgenheit in einem kleinen Landschlosse, er hatte dieses ihm beschiedene Los nach anfänglichem Murren bald liebgewonnen, in dem Maße, als dies zurückgezogene Leben einen Inhalt erhielt, als der leere Seelenraum, wie ein Gedicht des Kronprinzen den Ausdruck wählte, durch Selbstbelehrung sich ausfüllte. Mit Wehmut sagte sich der Einsiedler von Rheinsberg, daß an der immer näher rückenden großen Wegscheide seiner Geschicke das freundliche Geleite der letzten vier schönen Jahre, der ersten vier, die er in Wahrheit gelebt zu haben meinte, zurückbleiben werde, und entbot seinem stillen Glück ahnungsvoll — es war zwei Monate vor des Königs Tode — den Scheidegruß:

Ach, schon werd' ich mit rauhem Stoß
Vom Sturm hinweggetragen,
Schon zwingt ein unerbittlich Los
Mich auf Fortunas Wagen.
Fahr wohl, du traute Friedensfülle,
Fahr wohl, Genuß, so lind und weich,
Fahr wohl, geweihte Arbeitsstille,
Von nun an leb' ich ohne euch!

Von nun an, so gelobt er sich abermals, jetzt da er König ist, von nun an will er keine anderen Götter haben neben dem Volk, dem seine Liebe gehört, und neben seiner Pflicht.

Die freudigen Zurufe dieses seines Volkes bei der Einfahrt in die Residenz gaben es ihm greifbar kund, welche Hoffnungen an seinen Regierungsantritt geknüpft wurden. Gar verschieden von

der leeren und einförmigen Jugend anderer Fürstenkinder hatte das Leben, das hinter dem Achtundzwanzigjährigen lag, sich gestaltet: das Zerwürfnis mit dem Vater, der Fluchtversuch, die Festungshaft hatten der Welt ebensoviel Betrachtungsstoff geboten, wie nachher der Musenkultus zu Rheinsberg; und schon ging das Gerücht um, daß dieser Fürst ein Schriftsteller sei und demnächst mit einem Buche vor die Öffentlichkeit treten werde. „Alle Welt," versichert ein fremder Diplomat, der im letzten Jahre Friedrich Wilhelms I. nach Berlin kam, „hatte von dem Erben der preußischen Krone das günstigste Vorurteil." „Der Prinz wurde beklagt und wurde geliebt von der ganzen Nation, seine Persönlichkeit bildete ihr Entzücken," schreibt ein zweiter. Noch ein anderer spricht von der Sehnsucht, mit der die Untertanen ihn auf dem Throne zu sehen erwarteten, und von den Vergleichen, die zwischen der Strenge und Härte des Vaters und den Eigenschaften des Sohnes, seiner Weichherzigkeit, Leutseligkeit und dankbaren Gesinnung, seiner Zuverlässigkeit in der Freundschaft, seinem Verstand und seiner Lernbegierde angestellt worden seien. Sollte wirklich das Reich des „Roi charmant", des Prinzen aus Märchenland, begonnen haben? Dieser Fürst, meinte ein Zweifler in den Tagen des „ersten allgemeinen Enthusiasmus", „dieser Fürst wird eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben, wenn er der Meinung genügen will, welche die Welt von ihm hat." Aber so hochgespannt die Erwartungen waren, mehr noch als alle anderen verlangte der junge Herrscher selber von sich. Die Huldigungen, in denen seine Umgebung und die Bevölkerung wetteiferten, konnten ihn nicht berauschen; die Kränze hingen höher, mit denen er sein Haupt schmücken wollte und in deren Anschauen seine Seele schwelgte.

Wohl äußerte der neue König, man müsse viel Geduld mit ihm haben und ihm Zeit lassen, sich langsam in der neuen Bahn fortzuhumpeln. In Wahrheit aber verraten diese ersten Schritte irgendwelche Unsicherheit nicht. Längst hatte er zu all den Aufgaben, die ihn erwarteten, im stillen, im Zwiegespräch mit sich selbst, Stellung genommen; seine Ansichten waren scharf ausgeprägt. Eine zusammenfassende Ankündigung der Grundsätze der neuen Regierung hätte nicht in den Überlieferungen dieses patriarchalischen Staatswesens gelegen; eine Kundgebung an die Untertanen erfolgte nur mittelbar durch Veröffentlichung des Erlasses, welcher den Behörden den Thronwechsel meldete und den Grundsatz hinstellte: „Wir wollen nicht, daß Ihr Euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Untertanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß Ihr sowohl den Vorteil des Landes als unser besonderes Interesse zu Eurem Augenmerk nehmet, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied sehen" — eine schriftliche Wiederholung dessen, was der König den versam-

melten Ministern bei ihrer Vereidigung mündlich erklärt hatte: er wolle, daß künftig, wo sein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten des Landes zuwider scheinen möchte, dieses jederzeit vor jenem den Vorzug behalten solle.

Auf das Besondere war seine Ansprache an die Minister nicht eingegangen. Dazu boten sich nun die Anlässe bei Erledigung der vorliegenden Verwaltungsangelegenheiten, bei der Aufarbeitung des geschäftlichen Nachlasses der vorigen Regierung. Und der geistvolle Fürst verstand es, dem Einzelfalle eine allgemeine Anwendung, eine höhere Bedeutung zu geben, so daß aus einer einzigen kurzen Randentscheidung ein ganzes Programm herausgelesen werden konnte.

„Ich treibe hin und her zwischen zwanzig Beschäftigungen," so schreibt er am 12. Juni, „und beklage nur die Kürze des Tages, der mir vierundzwanzig Stunden zu wenig zu haben scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der anderen für das Volk und die schönen Künste."

Nicht das Heer und nicht das Volk, wohl aber die Künste und Wissenschaften waren in Preußen während des letzten Menschenalters arg vernachlässigt worden. Eben zu der Zeit, da Voltaire seinen „Tempel des Geschmacks" schrieb, war in Berlin der Geschmack aus dem Tempel hinausgestoßen worden, und die Akademie der Wissenschaften hatte aus den ihr so kärglich zugewiesenen Mitteln die Besoldung der Spaßmacher Friedrich Wilhelms I. bestreiten müssen. Es war eine Reinigung des Heiligtums, wenn König Friedrich gebot, daß „die odiöse Ausgabe für die sämtlichen königlichen Narren" von nun an wegfallen solle. Hier war ein Gebiet, auf dem mit den vorgefundenen Zuständen von Grund aus gebrochen werden mußte. Was der neue Herrscher hier tat und sofort tat, entsprach ganz den Erwartungen, die man von dem Jünger Voltaires und Wolffs hegte, und fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht mehr als irgend etwas anderes:

Laß ihrer gleisnerischen Tugend Fetzen
Den andern Königen, den falschen Erdengötzen;
Laß sie durch Trug und Krieg die Welt verheeren,
Die du vorherbestimmt bist aufzuklären!

— so hatte Voltaire dem Erben der preußischen Krone zugerufen: jetzt bekannte sich dieser Fürst in der Tat zu dem Ehrgeiz, ein Vorkämpfer der Aufklärung, ein friedlicher Eroberer zu sein, wenn er sechs Tage nach seiner Thronbesteigung dem Freunde Christian Wolffs, dem Berliner Propste Reinbeck, schrieb, daß ihm die Wiedergewinnung des aus Preußen Vertriebenen eine „Conquete im Lande der Wahrheit" dünken werde. Nicht nach Halle, an die Stätte seines

alten Ruhmes, wollte der König den Philosophen zurückführen; nach Berlin, in seine unmittelbare Nähe, wollte er ihn ziehen; hier wäre Wolff an die Spitze der Akademie getreten. Berlin, das Voltaire schon das neue Athen nannte, sollte der Vereinigungspunkt für die erlauchtesten Geister werden. Das erheischte ebenso das Ansehen der Landeshauptstadt wie das ganz persönliche Bildungsbedürfnis des Königs, der von sich sagte: „Wenn ich etwas mit Inbrunst wünsche, so ist es, gelehrte und geschickte Männer um mich zu sehen; das ist eine Huldigung, die ihrem Verdienst geschuldet wird, und ein Eingeständnis der Nötigung, sich durch sie aufklären zu lassen."

So erließ denn dieser König zur Kundmachung seines Regierungsantritts gleichzeitig mit den herkömmlichen Rundschreiben an die gekrönten Häupter seine Einladungen an die Fürsten der Wissenschaft. Nicht alle sind gekommen, an die sein Ruf erging: der Philosoph und Mathematiker s'Gravesande, die Zierde der Universität Leiden, lehnte ab; ebenso nach längeren Verhandlungen der berühmte Mechaniker Vaucanson in Paris und sein Landsmann Gresset, an dessen heiterer Muse Friedrich stets ein besonderes Gefallen gefunden hat. Von Voltaire war es vorweg bekannt, daß er sich zur Übersiedlung, zur Trennung von seiner „göttlichen Emilie", der Marquise von Chatelet, nicht entschließen werde. Wolff endlich war nur für Halle zu gewinnen, denn er wollte auf das ihm liebgewordene akademische Lehramt nicht verzichten. Und so ist nicht der deutsche Gelehrte, nicht Leibnizens bedeutendster Schüler, der Wiederhersteller der verfallenen Schöpfung von Leibniz geworden, sondern ein Franzose: Maupertuis, der seit seiner Forschungsreise in die arktischen Länder als Entdecker der polaren Abplattung der Erdkugel Weltruf besaß, und den Voltaire schon vor zwei Jahren als die geeignete Kraft bezeichnet hatte, dereinst in Berlin eine Akademie ins Leben zu rufen. Moreau de Maupertuis sagte ohne langes Besinnen zu, als Friedrich ihn, welcher der Welt ihre Gestalt geoffenbart habe, in schmeichelhaften Worten aufforderte, einer Akademie die Form zu geben und einem wilden Schößling das edle Reis der Wissenschaft aufzupfropfen. Neben Maupertuis sollte der Mathematiker Leonhard Euler, der aus Petersburg in die Heimat zurückkehrte, eine Hauptstütze der neuen Akademie werden. An die feierliche Eröffnung, an die Aufnahme der gemeinsamen Arbeiten, konnte vorerst nicht gedacht werden, so lebhaft auch die Ungeduld des königlichen Schirmherrn war.

Auf daß aber das geistige Leben der Hauptstadt sofort einen literarischen Mittelpunkt gewinne, ließ Friedrich schon an seinem zweiten Regierungstage einem der bisherigen Akademiker, dem Professor Formey, den Auftrag zur Begründung einer französischen

Zeitung für Politik und Literatur erteilen. Er bot sich selbst als Mitarbeiter an und ermächtigte den Verleger dieses Anfang Juli ins Leben tretenden „Journal de Berlin", den Buchhändler Haude, zugleich eine deutsche Zeitung, die „Berlinischen Nachrichten", herauszugeben, womöglich in etwas höherem Stile als die schon bestehende „Berlinische Zeitung" des Buchhändlers Rüdiger. Ja er verfügte, daß der nichtpolitische Teil der Zeitungen der Zensur nicht unterworfen sein sollte; denn, so begründete er dem bedenklichen Minister Podewils diesen Entschluß zu einem Versuche mit der Preßfreiheit: Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, müßten nicht geniert werden.

Auch den Künsten ward ein neues Heim in Berlin gegründet. Große Aufgaben, wie einst in den glänzenden Tagen des ersten Königs, waren von dem zweiten weder den Bildhauern noch den Malern gestellt worden; nur nach Porträts war noch Nachfrage gewesen. Der gefeierte Antoine Pesne aus Paris, bei dem Thronwechsel von 1713 unter beträchtlichen Gehaltsabzügen in seiner Stellung als erster Hofmaler bestätigt, malte die Damen der Hofgesellschaft zu ihrer vollständigen Genugtuung in einer Verschönerung, in der man sie gerade noch erkennen konnte, während der Märker Weidemann durch die militärisch steife Haltung seiner Figuren und durch seine billigen Preise sich das Wohlgefallen des Königs erwarb. Die kümmerlichen Reste der unter seiner Leitung stehenden Kunstakademie hatte Weidemann immerhin durch dieses eiserne Zeitalter hindurch zusammengehalten. Geradezu geächtet war die dramatische Muse, weil ja Friedrich Wilhelm alle Komödien und Maskeraden „vor Sünde" hielt und nur ausnahmsweise und vorübergehend dem „starken Mann" Eckenberg mit seiner „Kompanie von Komödianten, Seiltänzern und Luftspringern" die Schaustellung von „honetten Sachen" gestattet hatte. Jetzt kam es, wie der alte König gefürchtet und vorhergesagt hatte. Die Absicht zur Errichtung eines Opernhauses wurde sofort ausgesprochen, und die Ausführung des Kunstbaues wurde, ebenso wie die Wiederaufnahme der Baupläne Eosanders von Goethe für die Erweiterung des Charlottenburger Schlosses, dem berufenen Meister anvertraut, dessen hervorragende Begabung bei dem Ausbau und der inneren Ausschmückung des Rheinsberger Schlosses ihre ersten Proben abgelegt hatte: im August 1740 trat Georg Wenzel von Knobelsdorff eine neue große Studienreise an, um wie früher in Italien so jetzt in Frankreich und in den Niederlanden sich an großen Mustern weiterzubilden. Zugleich begab sich Friedrichs Kapellmeister Graun, mit ansehnlichen Summen ausgestattet, nach Italien, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und der Schauspieler de La Noue in Paris erhielt durch Voltaires Vermittlung den Auftrag, eine voll-

zählige französische Truppe für Tragödie und Lustspiel zu sammeln und nach Berlin zu führen.

Den Zustand der Künste und Wissenschaften hatte der Kronprinz Friedrich als den Gradmesser für die materielle Entwicklung eines Staates bezeichnet, da Wohlstand, Reichtum, Glückseligkeit die Vorbedingungen für die Entfaltung jener Blumen seien, „die nur auf fettem Boden und unter einem heiteren Himmel gedeihen, in der Dürre und im Nordsturm verkümmern". Noch waren in Preußen diese äußeren Grundlagen der Geisteskultur allzu schmal. Treulich war Friedrich Wilhelm I. für das Wohl seiner Untertanen besorgt gewesen; das erkannte niemand dankbarer und freudiger an als der Nachfolger; indes wie wenig weit hatten die vorhandenen Mittel gereicht. Sodann aber hatte der alte König durch die harte, unwirsche Strenge, mit der das Gute und Nützliche anbefohlen und aufgezwungen wurde, sich um den besten Teil des Dankes für seine Wohltaten selbst betrogen. So bis zuletzt, wenn er in die allzulang verweigerte Öffnung der staatlichen Kornspeicher, um in diesem schlimmen Teuerungsjahr den Bäckern einen billigen Markt zu schaffen, unmittelbar vor seinem Tode noch willigte, und wenn nun die ganze Popularität der sehnlich erharrten Maßregel dem Nachfolger zugute kam. Welch eine freundliche und zugleich gerechte Fügung, die diesem vergönnte, so gleichsam noch auf den Stufen zum Throne sich in den echt menschlichen Aufgaben des fürstlichen Berufs zu üben, von denen er vordem das schöne Bekenntnis abgelegt hatte: „Des Fürsten Amt ist, hilfreich zu sein; wie das Herz aus allen Gliedern das Blut in sich aufnimmt und es ihnen wiedergibt, so nimmt der Fürst Treue und Gehorsam von seinen Untertanen entgegen und spendet ihnen dafür Überfluß, Glück und Ruhseligkeit." Der Frohgemute, der den Wert heiteren Lebensgenusses im Kreise munterer Gesichter zu schätzen wußte, trat jetzt in frischer Begeisterung mit dem hochherzigen Gelöbnis vor sein Volk, seine größte Sorge solle darauf gerichtet sein, einen jeden seiner Untertanen „vergnügt und glücklich" zu machen: so verkündete es jenes offene Rundschreiben an die Behörden, und so hatte schon der Kronprinz sich gern mit dem Gedanken beschäftigt, wie man einem Volk, wenn man es auch nicht reich zu machen vermöge, wenigstens das Gefühl geben könne, glücklich zu sein, „glücklich so, wie ein Armer, wenn er ein glänzendes Fest, ein erhebendes Schauspiel sieht, seine Bedrängnis vergißt über die großen Vorgänge, die seine Phantasie erfüllen". Als noch Friedrich Wilhelms schwerer Schritt über das Pflaster der Residenz hindröhnte, da war alles vor ihm geflüchtet, und das Erscheinen des Gefürchteten in der Nähe eines Wirtshauses hatte genügt, die harmloseste Tischgesellschaft wie eine Verbrecherbande auseinanderstieben zu lassen. Es war ein un-

gewohntes Bild für die Berliner, wenn ihr neuer Herrscher am ersten Sonntage seiner Regierung, dem Pfingstsonntage, zur Nachmittagszeit durch die Straßen spazieren fuhr und Geld vom Wagen aus unter die Menge ausstreuen ließ. Das machte niemanden reich und hörte bei der nächsten Ausfahrt auf, und niemals hätten die knappen Hilfsmittel des Staates es gestattet, der Armut der Bewohner durch umfassende Vorkehrungen zu Hilfe zu kommen oder auch nur auf irgendeinen Teil der lastenden Steuern zu verzichten. Immer aber verstand es Friedrichs echte Leutseligkeit, hie und da schon mit kleinstem Aufwande das karge und trübe Los der Mühseligen und Beladenen ein wenig freundlicher zu gestalten. Da hatten seit alters die kleinen Eigentümer auf dem platten Lande in der Kurmark sich zur Saat- und Erntezeit ihren „Haustrunk" steuerfrei selbst gebraut, bis Friedrich Wilhelm vor einigen Jahren, um den Unterschleifen bei Erhebung der Bierziese zu steuern, solches Winkelbrauen gänzlich untersagt hatte; jetzt trug es des neuen Königs Namen bis in die kleinste Hütte, daß diesen genügsamen und gequälten Bauern und Kossäten unverzüglich verstattet wurde, ihr kümmerliches Dünnbier sich fortan wieder selbst anzurühren. Und wenn Friedrich in den Städten bei aller inneren Verachtung gegen das „ganz nichtsnutzige Vogelschießen" die von seinem Vater aufgehobenen Schützengilden ohne Zaudern huldreichst wieder anerkannte, so durfte er sicher sein, daß wo immer in den preußischen Städten ehrsame Spießbürger sich zu den festlichen Schießständen drängten, sie dem Wiederhersteller ihrer Schützenherrlichkeit ein Hoch ertönen ließen.

Aber König Friedrich hatte den Stadtgemeinden auch reichere Gaben zu bieten. Er erklärte sich für den Schirmer und Förderer ihres Handels und ihres Gewerbfleißes. Die preußische Industrie befand sich 1740 noch in den ersten Anfängen; noch weniger entwickelt aber war der Handel des Landes. In Küstrin durch den kenntnisreichen und grundgescheiten Kammerdirektor Hille auf die Beschäftigung mit den handelspolitischen Zuständen und Fragen geführt, hatte Friedrich das Interesse an diesen Gegenständen nicht wieder verloren. Von Rheinsberg aus hatte er mit Vertretern der Geschäftswelt persönliche Verbindungen angeknüpft, der junge Kaufmann Gotzkowsky aus Berlin mußte dem König auf der Rückkehr von der Leipziger Messe über deren Verlauf Bericht erstatten. Jetzt wurde Gotzkowsky in Charlottenburg wiederum empfangen, an früher Besprochenes erinnert, durch die Zusage von Staatsunterstützung zur Vergrößerung und Vermehrung seiner Manufakturen, zur Heranziehung sachverständiger Arbeitskräfte aus dem Ausland ermutigt. Von allgemeinerer Bedeutung war die Errichtung einer besonderen Behörde für Handel und Gewerbe, die dem Finanz-

amte, dem Generaldirektorium, unter Gleichstellung mit den schon bestehenden Abteilungen als „fünftes Departement" angegliedert wurde. Von den unter seine vier Kollegen provinzweise verteilten allgemeinen Aufgaben der Finanzverwaltung entbunden, sollte der neue Handelsminister mit zwei Räten seine Tätigkeit ausschließlich jenem bisher wenig einheitlich und wenig erfolgreich angebauten Gebiete zuwenden.

Noch in einem anderen Bereiche des inneren Staatslebens hatte Friedrich Wilhelm I. seinem Nachfolger so gut wie alles zu tun übriggelassen. Die große Aufgabe der Justizverbesserung hatte die vorige Regierung zwar zu keiner Zeit aus dem Auge verloren, aber alle Anläufe waren ohne ein nennenswertes Ergebnis geblieben. Akte der Kabinettsjustiz, willkürliche Hemmungen des regelmäßigen Laufes der Gerechtigkeit waren in Fülle zu verzeichnen gewesen, obgleich die Landtagsabschiede der früheren Zeiten die Rechtspflege nachdrücklich dem Kammergericht zuwiesen und für Gericht und Recht ungehinderten Gang ausbedangen. König Friedrich bestätigte jetzt diese alten Vorschriften, er verfügte, „daß die Justiz- und Gnadensachen nicht mehr vermengt werden sollten, sondern daß es in den ersten schlechterdings bei den Gesetzen, Rechten und Gerichten sein Bewenden haben müsse", und die anläßlich seiner Thronbesteigung geprägte Schaumünze trug die verheißungsvolle Umschrift: Für Wahrheit und Gerechtigkeit: veritati et iustitiae. In Zuständigkeitsstreitigkeiten mit den Gerichten hatten die Verwaltungsbehörden für ihre Übergriffe bisher an höchster Stelle fast immer Rückhalt gefunden; es überraschte deshalb die rechthaberischen Herren von der Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt nicht wenig, als in ihrem ärgerlichen Zwist mit der Justizbehörde der Provinz, der Halberstädter „Regierung", eine unmittelbare Verfügung des neuen Königs die Ansprüche des Fiskus ablehnend beschied. Eine durchgreifende Neugestaltung des gesamten Rechtswesens erforderte Vorbereitungen von langer Hand her; zwei Generationen von Rechtsgelehrten haben in der Folge unter Friedrichs Augen an dieses Werk die Kraft ihres Lebens gesetzt. Somit beschränkte sich der König zunächst darauf, aus dem Strafrecht einige Auswüchse fortzuschneiden, über die sein Gefühl entschied, ohne daß er seine Weisen zu fragen brauchte: vor allem den Brauch, den er als „ebenso grausam wie unnütz" bezeichnet hat, die Anwendung der peinlichen Frage. Ein Fall, in welchem die Unsicherheit dieses Beweismittels grell hervorgetreten war, hatte vor einiger Zeit die Tortur bei den Juristen wie beim Volk in erhöhten Verruf gebracht, nachdem sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wiederholt, zuletzt und am wuchtigsten von einem preußischen Universitätslehrer, dem großen Thomasius, bekämpft worden war. Dem preußischen Staate ward der Ruhm

zuteil, mit seinem Beispiel voranzugehen. Noch hob Friedrich die Tortur nicht bedingungslos auf; aber die Klausel seines Ediktes vom 3. Juni 1740, die bei Anklagen wegen Hochverrates oder Massenmordes den alten Brauch noch zuließ, ist 1755 durch neue Verordnungen in Wegfall gekommen, nachdem inzwischen die Folter wohl nur ein einziges Mal zur Anwendung gelangt war. Die Strafe der Kindesmörderinnen war bisher der Tod durch Ertränken gewesen; solch eine Unglückliche hatte den ledernen Sack, worin sie den Fluten übergeben werden sollte, selbst nähen müssen. König Friedrich verbot das grausame Säcken und ordnete die Hinrichtung durch das Schwert an. Ein garstiger Unfug in der Handhabung des Eherechtes war es, wenn sich für Heiraten, denen ein kirchliches Verbot wegen zu naher Verwandtschaft entgegenstand, landesherrliche Erlaubnisscheine für Geld erlangen ließen; indem der König diese Übung seinen Behörden untersagte, gab er zugleich die Eheschließungen für alle die Fälle bedingungslos frei, in denen die Ehe nicht „klar in Gottes Wort" verboten sei. Die zunächst dabei maßgebenden Forderungen der herrschenden Staatswirtschaftslehre, die im Interesse der Volksvermehrung die Ehehindernisse bekämpfte, begegneten sich mit dem protestantischen Bewußtsein, das die Vertilgung jenes „Ablaßkrames" freudig als die volle Herstellung evangelischer Freiheit begrüßte.

Die gleiche Verbindung staatswirtschaftlicher und religiöser Gesichtspunkte bemerkt man in dem drastischen Bescheid auf das Ansuchen eines Katholiken um das Bürgerrecht in Frankfurt an der Oder: „Alle Religionen sind gleich gut, wann nur die Leute, so sie profitieren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen." Die Weite und Unbestimmtheit seines persönlichen Glaubensbekenntnisses bewahrt diesen Fürsten vor dem Widerstreit blinder Unduldsamkeit und gesunder Politik, in welchem das Frankreich des vierzehnten Ludwig den kostbarsten Stoff an schöpferischer Arbeitskraft eingebüßt hatte. Von einer Gleichstellung der Bekenntnisse im bürgerlichen Leben war allemal nicht die Rede; was jeder Religionsgemeinschaft verheißen und gewährt wurde, war lediglich öffentliche Anerkennung ihres Gottesdienstes und Schutz der Glaubensfreiheit, Schutz gleichmäßig gegen staatlichen Gewissenszwang wie gegen geistlichen Bekehrungseifer. Denn diesen zwiefachen Sinn hatte das berühmte Wort, das über der Eingangspforte der friderizianischen Kirchenpolitik steht: den Antrag seines geistlichen Ministeriums, die unter der vorigen Regierung den Katholiken für die Soldatenkinder ihres Bekenntnisses zugestandenen Schulen als Herde der Propaganda zu schließen, wies Friedrich mit der Entscheidung zurück: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden,

und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue; denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden." So hielt er es auch nicht seines oberstbischöflichen Amtes, die Unterschiede im Ritus der beiden protestantischen Kirchen durch Eingriffe von oben her auszugleichen. Unbedenklich gab er den Lutheranern, auf ihre in rund neunzig steifen Alexandrinern abgefaßte poetische Bittschrift, ihre „Mitteldinge" wieder frei, die ihnen Friedrich Wilhelm I. genommen hatte: ihre Chorhemden und Meßgewänder, das Absingen der Einsegnungsworte beim Abendmahl und die Vorantragung der Kreuze und Lichter bei der Kommunion und bei Begräbnissen.

Schon damals, in den ersten Monaten der neuen Regierung, ist an Friedrichs Bescheiden auf die Berichte und Anfragen seiner Behörden die Vereinigung von scharfem Geschäftsblick und lakonischem Ausdruck bewundert worden, und mehr als eines dieser epigrammatisch zugespitzten Königsworte ist seither in den Zitatenschatz der Deutschen übergegangen. Wie weit aber war dieser Fürst bei aller Sicherheit und allem Selbstbewußtsein von der Hast und Überstürzung mancher neuen Regierung entfernt, die ihre Selbständigkeit dadurch bekunden zu müssen glaubt, daß sie zu dem Überkommenen sich in Gegensatz stellt. Wie täuschten sich die, welche da meinten, des Königs „Marotte" sei, in allem seinem Tun außergewöhnlich, ein Original, neu, sozusagen sein eigener Schöpfer zu sein: so fabelte sein Vertrauter von ehedem, der seit jetzt zehn Jahren in Berlin weilende Graf Manteuffel, in einem geheimen Berichte an den Dresdener Hof, und setzte hinzu, Friedrich lasse die alten Ordnungen nur da gelten, wo abzuweichen ein Ding der Unmöglichkeit sein würde. Manteuffel mochte sich erinnern, wie vorlaut einst der Kronprinz über die Staatswirtschaft seines Vaters abgeurteilt hatte. Aber all das Gerücht von dem Bevorstehen eines durchgreifenden Systemwechsels in der inneren Politik und alle daran sich knüpfenden Hoffnungen oder Befürchtungen zerstreute das Rundschreiben, das den Verwaltungsbehörden den Entschluß des Königs eröffnete, die bestehenden Finanzeinrichtungen auf das genaueste beizubehalten, die Akzise als indirekte Steuer der Städte, die direkte „Kontribution" auf dem platten Lande, die Zölle, die Verpachtung der Domänen auf den bisherigen Grundlagen. Am wenigsten in dem Beamtentum, dem Triebwerk der kunstvollen und pünktlich arbeitenden Maschine, durften Zweifel über die vollständige Wesenseinheit des alten und des neuen Preußen aufkommen. Den Unbelehrbaren blieb als letzter Trost die Sage, „daß Seine Majestät sich gegenüber Ihrem Herrn Vater hat verpflichten müssen, die Sachen während des ersten Jahres auf dem Fuße zu lassen, auf dem sie vorgefunden".

Nicht einmal in der Besetzung der Stellen fanden Veränderungen statt. Da blieb vor allem ein Mann wie Boden Minister, der ehemalige Domänenpächter, der Vielgehaßte, der als die Verkörperung des drückenden Finanzsystems galt. Die wenigsten wußten, daß schon der Kronprinz diesen Mann nach seinem Werte schätzen gelernt hatte; so wunderte man sich jetzt, daß dieser „Sparsamkeitsprediger" noch größeren Eingang als bei der vorigen Regierung fand. Nur von einem der Beamten, die das Vertrauen seines Vaters genossen hatten, sagte Friedrich zur allgemeinen Genugtuung sich los: der Geheime Finanzrat von Eckart, ein zugewanderter Projektenmacher, der sich im preußischen Staatsdienst offenbarer Erpressungen schuldig gemacht hatte, ward in Königsberg, wo er sich eben befand, festgenommen, abgesetzt und des Landes verwiesen. Die Anforderungen des Dienstes wurden gegen früher womöglich noch gesteigert; schnell lernten alle Schichten des Beamtentums den neuen strengen Zuchtmeister fürchten. So die Steuererheber, als jetzt an mehr als einer Stelle Unordnungen in der Kassenführung aufgedeckt wurden, die selbst dem scharfen Auge eines Friedrich Wilhelm entgangen waren; so die höheren Behörden, wo immer ihre Vorschläge Sachkenntnis und Zweckmäßigkeit vermissen ließen. Die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer mag für ihren eilfertigen Antrag, 195 Taler auf die Ausbesserung des Weges von Rheinsberg nach Ruppin zu verwenden, eine besonders gnädige Aufnahme erwartet haben. Aber der König donnerte die Behörde barsch an: „Ich kenne den Weg und muß mir die Kriegskammer vohr ein großes Beest halten"; er strafte zugleich das der Kammer vorgesetzte Ministerium für die Befürwortung des Antrags mit der höhnischen Frage: ob das Generaldirektorium nicht demnächst 100 000 Taler für eine Wegebesserung zwischen Berlin und Charlottenburg in Ansatz bringen werde.

Der anfängliche Freudentaumel wich nur zu bald starker Ernüchterung und Enttäuschung. Die lustige Person des preußischen Hofes, Pöllnitz, war der erste, der es aussprach: „Ich wollte hundert Pistolen geben, wenn ich den alten Herrn wieder haben könnte." Anfangs August meinte Manteuffel, unter tausend treffe man höchstens zwei Optimisten; wenn das so weiter gehe, werde schließlich noch der Vater im Vergleich zu dem Sohne für einen Verschwender, für den Liebling des Volkes gelten. Mißvergnügter von Woche zu Woche mit dem neuen Herrn, der ihn mit Kälte und nicht unbegründetem Mißtrauen behandelte, wollte Manteuffel das Wort des Seneca von neuem bestätigt sehen: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit.

Auch die täuschten sich, welche Akte persönlicher Rache erwartet hatten. „Der König von Frankreich erinnert sich nicht der Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans zugefügt wurden" — das

hochherzige Wort Ludwigs XII., das der Kronprinz Friedrich in einem seiner Briefe voll Bewunderung anführt, wurde die Richtschnur seines eigenen Auftretens als König. Jener Derschau, den einst der Kronprinz in Tagen dunkler Verzweiflung als seinen ärgsten Feind und Verfolger gehaßt hatte, wurde in beabsichtigter Auffälligkeit durch die sofortige Beförderung zum Generalmajor geehrt: ein anderer der Günstlinge des Vaters, ein Mann allerdings, mit dem der Sohn schon seit Jahren seinen Frieden gemacht hatte, der Oberst von Hacke, wurde Generaladjutant und der erste Ritter des neugestifteten Verdienstordens.

Die Auszeichnung Derschaus überraschte um so mehr, als auf ihn vornehmlich die Worte bezogen worden waren, die der König am Morgen nach dem Tode seines Vaters in eine Ansprache an die in Berlin anwesenden Generale eingeflochten hatte: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Habsucht, Härte und Übermut vor; stellen Sie die Klagen ab." Was Friedrich sonst bei diesem Anlaß noch sagte, ist von denen, die von den Hörern Mitteilungen erhielten, im einzelnen verschieden wiedererzählt worden. Genug daß der König sich als den Kameraden seiner Generale bezeichnete, ihnen für ihre Mitarbeit an dem Werke des Verstorbenen, der Bildung dieses schönen Heeres, Dank und Anerkennung aussprach, ihrer Treue und ihrem Eifer die gleiche Huld verhieß, die ihnen ihr alter Herr bewiesen habe. Am meisten Beachtung fand, neben einer Äußerung, daß die Truppen ebenso gut und brauchbar als schön sein müßten, eben jene Forderung einer größeren Menschlichkeit gegen die Untergebenen wie gegen die Bevölkerung: ein Heer dürfe dem Lande, das es beschützen solle, nicht verderblich werden; ein Soldat müsse ebensowohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav.

Was in den nächsten Tagen auf dem Gebiete des Heerwesens geschah, schien die Ansicht derer zu bestätigen, die in den Worten der Ansprache den ersten Hinweis auf einen beabsichtigten Bruch mit dem ganzen bestehenden Militärsystem sehen wollten. Am 4. Juni erging an sämtliche Regimenter der Befehl, bei Verlust von Ehre und Reputation in ihren Kantonen, den Aushebungsbezirken, die Plackereien gegen die Dienstpflichtigen einzustellen; alle gewaltsame Werbung mit ihren „gewohnten Brutalitäten" wurde überhaupt und für immer verboten. Ebenso wurde in der neuen Dienstvorschrift für die Kadettenanstalt das „Fuchteln" der Kadetten streng untersagt; der Kommandeur sollte verantwortlich sein, daß seine Offiziere und Feldwebel den Zöglingen nicht plump noch bäurisch begegneten, da diese wie Edelleute und künftige Offiziere,

nicht aber wie Bauernknechte behandelt werden müßten. Einem der Prinzen des Hauses aber, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, der einen Rittmeister seines Regiments gern aus dem Heere verdrängt hätte, bedeutete der König mit strengen Worten gleich am 2. Juni, Seine Liebden möchten sich nicht in Gedanken kommen lassen, „daß Ich Ihretwegen denen Offiziers Tort tun und sie vor die Langeweile wegjagen werde; vielmehr wird es gut sein, daß Euer Liebden darinnen andere Maximen annehmen und Sich mit denen Offiziers Dero Regiments so komportieren, wie es billig und anständig ist".

Von allen Truppenteilen hatte keiner stärkeren Zuwachs durch das berüchtigte Fahnden auf lange Kerls gehabt, als das Königsregiment in Potsdam; es stand und fiel mit der jetzt verpönten Menschenjagd. Dazu kam, daß schon Sparsamkeitsrücksichten gegen die Beibehaltung dieser Truppe sprachen; soll doch eben aus diesem Grunde noch der alte König seinem Nachfolger die Auflösung dieser seiner Lieblingsschöpfung, von der er selbst sich nie zu trennen vermocht hätte, angeraten haben. Bei der Leichenparade Friedrich Wilhelms I., am 22. Juni, erschienen die Riesen zum letztenmal beieinander, dann ward das Regiment aufgelöst. Nur ein Bataillon blieb als „Grenadiergarde" bestehen und sollte „zum glorwürdigsten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Majestät" in allem und jedem, „in Ordnungen, Montierungen, propreté, insbesondere auch Gewehren und Patronentaschen" ewiglich unverändert bleiben.

Nun konnte Voltaire in jubelnden Versen das Verschwinden der „Kriegskolosse" der Welt verkünden. In London aber verbreitete sich das Gerücht, der Auflösung der langen Garde werde eine Verminderung des preußischen Heeres etwa um die Hälfte des Bestandes folgen; gleich bei der ersten Besprechung mit seinen Ministern habe der König die Frage gestellt, ob man die Truppenzahl nicht auf 45 000 Mann herabsetzen könne, und offenkundig sei, daß er bei einer Fahrt über Land tausend Knaben, die sich mit der roten Halsbinde, dem Erkennungszeichen der zum Waffendienst Vorgemerkten, an seinen Wagen gedrängt hätten, auf ihr flehentliches Jammergeschrei die Aufhebung der Kantoneinrichtung, der Wehrpflicht der Landeskinder, zugesagt habe.

Gerade das Gegenteil beabsichtigte Friedrich für die Wehrbarkeit seines Staates. An dem Tage nach der Leichenfeier begann im Zusammenhang mit der Auflösung des großen Grenadierregiments die umfassende Heeresvermehrung, durch die zu dem Stamme von nicht ganz 80 000 Mann neue 10 000 hinzutraten. In noch stärkerem Verhältnis als die Zahl der Mannschaften vermehrten sich, wenigstens bei der Hauptwaffe, die der Truppenteile, denn die Feldinfanterie wurde von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, und der

König sprach davon, im nächsten Jahre weitere sieben Regimenter aufstellen zu wollen. An Reiterei errichtete er zunächst nur ein neues Husarenregiment, die Schwadron der Gardedukorps und ein paar neue Schwadronen bei den bestehenden Dragonerregimentern. Gefüllt wurden die Rahmen dieser Neubildungen teils durch Abgaben der älteren Truppenteile, teils durch Werbung im Ausland, endlich aber durch die Übernahme geschlossener Kontingente aus fremdherrlichem Kriegsdienste. Die Höfe von Eisenach und von Stuttgart haben damals der eine ein Bataillon, der andere ein ganzes Regiment gegen Geldentschädigung an Preußen abgegeben. Der alte Fürst von Dessau ließ sich darauf ein, für das seinem Lieblingssohn Moritz zu verleihende Regiment die Mannschaft aus dem Anhaltischen zu stellen, und ein ähnliches Abkommen wurde dem Herzog von Braunschweig vorgeschlagen. Ja noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms I. hatte die Kronprinzessin im Auftrag ihres Gemahls ihrem Bruder, dem Herzog Karl, die Eröffnung machen müssen, er werde seinen Schwager zu dem größten Danke verpflichten, wenn er nach dessen Thronbesteigung den neunzehnjährigen Prinzen Ferdinand, den vierten der sechs braunschweigischen Brüder, mit einem Regiment Fußvolk ausgestattet in preußische Dienste geben wolle.

Ließ sich in einer größeren Anzahl von Fällen das durchführen, was Friedrich vor Augen schwebte, dann waren zu den einheimischen Kantons gewissermaßen ausländische gewonnen, ein Teil der Wehrkraft der kleineren deutschen Lande war der preußischen Heeresverfassung organisch angegliedert und der Bezug des Ersatzes aus diesen Gebieten war nicht mehr an die Zufälligkeiten und Unzuträglichkeiten der Anwerbung von Freiwilligen geknüpft. Man machte damit den ersten Versuch mit der Politik der Militärkonventionen, der ein späteres Zeitalter über den militärischen Gesichtspunkt hinaus ein politisches und nationales Ziel gesteckt hat. Der General von Schwerin hätte gern schon damals die preußische Wehrverfassung unmittelbar auf Deutschland ausgedehnt, die schlummernde Streitbarkeit deutscher Nation einheitlich und planvoll für das größte und beste der deutschen Heere ausgenutzt; er schlug vor, das ganze Reich in Werbebezirke nach Art der in Preußen errichteten Kantons einzuteilen, das heißt also den einzelnen Regimentern ein festes ausländisches Ersatzgebiet anzuweisen. Der König wandte gegen den an sich „plausiblen" Vorschlag ein, daß Kaiser und Reichsstände, gereizt wie man ohnehin über die preußischen Werbungen sei, über den Versuch zu einer Art „Teilung der teutonischen Provinzen" allzu laut zetern würden.

Welchen Wert aber König Friedrich auf die Erschließung neuer militärischer Ersatzquellen legte, beweist die Lebhaftigkeit der Verhandlung mit dem braunschweigischen Hofe. Nicht weniger als acht-

undvierzig Briefe hat die Königin, bittend, beschwörend, drohend, während des Juni und des Juli in dieser Angelegenheit nach Wolfenbüttel richten müssen. Herzog Karl zeigte sich gar hartnäckig; er hatte dem Kaiser die Überlassung der zwei Bataillone, die im letzten Türkenkrieg als Hilfsvölker gedient hatten, abgeschlagen, weil er sie nicht entbehren könne; er erklärte, neue Aushebungen seinem Lande nicht zumuten zu dürfen. Es war das erste Hindernis, auf das Friedrichs Regierung stieß; der Widerstand genügte, die Ungeduld und den Eigenwillen des heißblütigen Fürsten bis zur Gewaltsamkeit zu reizen. Er hätte nicht davor zurückgescheut, einen eben laut verkündeten Grundsatz preiszugeben: die Königin mußte ihrem Bruder erklären, wolle er das Regiment nicht in gutem geben, so werde der König den Befehl erteilen, daß man die Leute gleichwohl aus dem Braunschweigischen nehme. Beschwichtigend setzte Elisabeth Christine in einem der nächsten Briefe hinzu: „Unser lieber König handelt in der ersten Erregung, nachher ist es ihm leid, und er würde viel darum geben, das Geschehene ungeschehen zu machen; durch Sanftmut, Zutrauen und Gefälligkeiten kommt man weit mit ihm, man muß ihm nur schmeicheln und ihn Anhänglichkeit und Hingebung sehen lassen." Je dankbarer die Königin ihrem Gemahl für die Aufmerksamkeiten und die Freigebigkeit war, womit er sie beim Regierungsantritt überrascht hatte, um so mehr suchte sie die Verständigung zwischen den Verwandten herbeizuführen. „Ich habe ihm nicht eher Ruhe gelassen, als bis er mir versprochen hat, Euch zu verzeihen," beteuerte sie am 14. Juli ihrem Bruder, und als dieser endlich aus politischen Erwägungen seinen Widerstand aufgab und das vorher als unmöglich Bezeichnete möglich machte, schrieb die hocherfreute Schwester gleichsam zum versöhnenden Nachwort: „Bei dem König muß man mit Sanftmut und Zutrauen zu Werke gehen; er hat ein gutes Herz, das ist die Seite, von der man ihn nehmen muß."

Eifrig bestrebt, deutsche Prinzen und deutsche Kontingente in sein Heer zu ziehen, sah der König dagegen für sich und die Mitglieder seines königlichen Hauses etwas Anstößiges darin, einer fremden Kriegsmacht auch nur in dem losesten Dienstverhältnis pflichtig zu sein. Noch in der Wiege war er von den Generalstaaten der Vereinigten Provinzen, seinen hochmögenden Taufpaten, zum Inhaber eines niederländischen Regiments ernannt worden, während ein zweites Regiment des staatischen Heeres seit den Tagen des großen Kurfürsten in geradliniger Vererbung immer brandenburgische Markgrafen zu Chefs gehabt hatte. Zu einem Bericht über Ursprung und Natur dieser Inhaberschaften aufgefordert, sprach sich das auswärtige Ministerium dahin aus (7. Juni), es sei immer gut, zu behalten, was man habe. Der König aber schrieb wegwerfend

zurück: „Der Fürst von Zippelzerbst tut wohl daran, bei den Holländern, wenn er kann, Oberst zu sein, und seinen Söhnen dort Regimenter zu verschaffen, aber ein König von Preußen hat das Betteln nicht not, weder für sich noch für seine Verwandten, er kann so viel Truppen halten, daß wenn er noch dreimal so viel Brüder und Vetter hätte, als er wirklich hat, doch alle untergebracht werden könnten." Und so trat er denn zunächst sein eigenes niederländisches Regiment an einen Prinzen aus dem Hause Holstein-Gottorp ab, der dafür wieder ein paar hundert Rekruten für das preußische Heer stellte.

Später hat Friedrich Vermehrungen seines Heeres jedesmal streng geheimzuhalten gesucht; dieses erste Mal lenkte er die Augen der Welt geflissentlich auf die preußischen Rüstungen hin und gab ihnen eine vielsagende Deutung. Der Oberst von Camas, den er anläßlich seiner Thronbesteigung an den französischen Hof schickte, nahm die Weisung mit: „Die Augmentation, die während Ihres Aufenthalts in Versailles bei meinen Truppen vor sich gehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und stürmischen Sinnesart zu sprechen. Sie können sagen, es sei zu fürchten, daß diese Augmentation ein Feuer anzünde, welches ganz Europa in Brand zu stecken vermöge; daß es in der Art der Jugend liegt, unternehmend zu sein, und daß die lockenden Bilder des Heldenruhms die Ruhe unzähliger Völker auf der Welt stören können und gestört haben." Die eigenhändige Instruktion für Camas ist die erste politische Denkschrift aus des Königs Feder: hart beieinander zeigt sie die Hitze der Jugend und kühl, schier unheimlich kühl die berechnende Staatskunst, der dieses Jugendfeuer selbst als ein Mittel der diplomatischen Aktion dienen muß. Friedrich wollte, daß man ihn fürchte, ihn und seine hunderttausend Gewappneten, auf daß man mit ihm rechne. Es galt, die Welt zu entwöhnen von dem Glauben: die Preußen schießen nicht. Mit zerrissenem Herzen, so erzählte er später, empfanden alle preußischen Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm und das Brandmal, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückte. Wem die Geringschätzung und der Hohn der Fremden am bittersten durch das Herz schnitt und Scham und Zornesröte am dunkelsten in die Wangen trieb, das war zu Friedrich Wilhelms Tagen unter den preußischen Patrioten sicher der Erbe der Krone gewesen. Preußen schien in einen Zauberschlaf versunken und kannte seine eigene Stärke nicht, da kam dieser junge Königsohn, den Bann zu lösen. Erregung und Überlegung, Temperament und Politik, Pflicht und Ehrgeiz, Zwang der Umstände und innerer Drang wirkten zusammen, ihn zu rascher, kühner Tat anzutreiben, zu einer Politik des Entschlusses und des

Handelns nach den Tagen des Zuschauens und der Unentschiedenheit. Und die erste Äußerung dieser neuen Politik war jene ihre kranke Selbstankündigung durch den Mund eben des nämlichen Botschafters, der das Ereignis des Thronwechsels feierlich kundzugeben hatte.

Auch den eigenen Beratern gegenüber hielt es der König für erforderlich, seiner Grundauffassung von dem, was dem Staate nach außen not sei, deutlichen und kräftigen Ausdruck zu geben. An der Spitze des „Departements der auswärtigen Affären" stand neben dem durch das Alter stumpfen, halb blinden General von Borcke und dem geschäftserfahrenen und kenntnisreichen Kabinettsminister Thulemeier jener Heinrich von Podewils, welcher der Zeuge der letzten politischen Unterredung zwischen dem sterbenden König und dem Kronprinzen gewesen war, der Neffe und Schwiegersohn des verstorbenen Feldmarschalls Grumbkow. Podewils wußte in den ersten Tagen nicht genug die Unermüdlichkeit zu rühmen, mit welcher König Friedrich in die auswärtigen Fragen sich hineinarbeite; sehr bald aber überzeugten sich die Minister, daß es für sie schwer sein werde, die Meinung des Gebieters zu treffen.

Er forderte ihr Gutachten über die Irrungen mit dem Bischof von Lüttich, die Einmischung dieses Prälaten in die Angelegenheiten der 1732 an Preußen gekommenen Herrschaft Herstal. Die drei Minister bezeichneten den Fall als einen sehr schwierigen, denn hinter dem Bischof stünden sowohl der Kaiser wie der französische König; Anwendung von Gewalt könne leicht zu einem Zusammenstoß mit den beiden großen Mächten führen. Schroff genug schrieb der König an den Rand der Denkschrift: „Wenn die Minister von Politik reden, so sind sie geschickte Leute, aber wenn sie von Krieg reden, so ist es, als wenn ein Irokese von Astronomie spricht." Es ist nicht gerade richtig, was später die Diplomaten in Berlin sich erzählten, den würdigen Thulemeier habe angesichts dieses Bescheides der Schlag getroffen; lebte doch Thulemeier noch fast zwei Monate, nachdem das Gutachten vom Könige zurückgekommen war; gewaltig aber wird die Bestürzung der drei Minister über die unwirsche Abfertigung allerdings gewesen sein.

Sie waren um so ratloser, als sie von dem Gegenstand der Verhandlungen, die der König von seinem Kabinett aus jetzt in Versailles und Hannover einleitete, keine Mitteilungen erhielten: dachte er auf Frankreich oder dachte er auf England seine Sache zu stellen?

Daß es zwischen diesen beiden Mächten demnächst zum Kampf kommen würde, war vorauszusehen. Schon hatte England an Spanien, den Bundesgenossen Frankreichs, jenen Krieg erklärt, während dessen neunjähriger Dauer fast jede einzelne europäische Macht zu den Waffen gegriffen hat. Die Spannung zwischen den beiden großen Westmächten auf der einen Seite, das Einvernehmen

Frankreichs mit dem Hofe zu Wien auf der anderen — das waren die beiden kennzeichnenden Merkmale der allgemeinen Lage im Augenblicke der Thronbesteigung Friedrichs II.

Länger als ein Menschenalter, seit dem Utrechter Frieden, war der große Gegensatz zwischen Frankreich und England zurückgetreten. Alle Kriege dieses Zeitraums hatten eben deshalb keine allgemeine Ausdehnung angenommen, weil die beiden stärksten Mächte Europas unter sich Frieden hielten. In den Verwicklungen, zu denen die Wiener Verträge von 1725 Anlaß boten, sah man jene beiden gemeinsam gegen Österreich stehen; von dem Krieg, mit dem Ludwig XV. 1733 den Kaiser überzog, hielt sich Georg II. unparteiisch abseits. Dann aber hatten die Kronen Frankreich und Spanien ihr bourbonisches Familienbündnis geschlossen, vornehmlich zu dem handelspolitischen Zwecke, den Engländern den Handel im spanischen Amerika zu entziehen und ihn der französischen Flagge zuzuwenden. Das Verständnis mit dem Kaiser, durch den Frieden von 1735 erzielt und seitdem sorgfältig gepflegt, überhob die Bourbonen der Besorgnis vor einer Diversion des alten kontinentalen Bundesgenossen der Briten, sei es in Italien, sei es in Flandern und am Rhein. Die strengere Verfolgung des englischen Schmuggels in den amerikanischen Gewässern durch die spanische Küstenflotte ließ ersehen, daß es den Gegnern mit der Durchführung ihrer Pläne Ernst war. Ein Lebensnerv des britischen Seehandels wurde berührt; England bewies durch seine Kriegserklärung, daß die Nation die Sache ihrer Schmuggler als ihre eigene betrachtete.

Allzu ungleich war der Kampf, wenn Spanien ihn allein durchfechten sollte. Vereint aber waren die Flotten Spaniens und Frankreichs denen Englands an Segelzahl gleich. In den französischen Häfen wurden die Kriegsschiffe seeklar gemacht; schon lagen die Flotten von Brest und Toulon auf der Reede. Anfang September 1740 — niemand hatte der Staatsleitung des alten Kardinals Fleury die schnelle Entschlossenheit zugetraut — liefen sie aus, um sich bei den Kanarischen Inseln zur Fahrt nach Westindien zu vereinigen.

Unmittelbar vor der letzten großen Abwandlung, welche die europäische Lage durch den Ausbruch des englisch-spanischen Krieges erfuhr, hatten sich die großen Mächte alle, England und Holland, Frankreich und Österreich, zu jenem diplomatischen Feldzuge gegen Preußen zusammengefunden, in welchem dem preußischen Erbanspruch auf die Herzogtümer Jülich und Berg die Unterwerfung unter die Entscheidung der vier Mächte zugemutet wurde. Noch König Friedrich Wilhelm hatte einen ersten Schritt getan, aus der gefahrvollen Vereinzelung, in die er geraten war, sich einen Ausweg zu bahnen. Der Vertrag mit Frankreich von 1739, so bescheidenen Gewinn er mit dem Herzogtum Berg außer Düssel-

dorf in Aussicht stellte, bot der preußischen Politik wenigstens nach einer Seite hin eine Anlehnung. Dem Abkommen eine festere Gestalt zu geben, den Vertrag in ein Bündnis zu verwandeln, wie es in Versailles gewünscht wurde, hatte Friedrich Wilhelm vermieden. Doch brauchten die Franzosen bei seinen Lebzeiten eine Schwenkung Preußens von der französischen auf die englische Seite nicht zu befürchten; denn nie hätte der alte König es über sich vermocht, seinem verhaßten Schwager von England die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Es fügte sich übel für Frankreich, daß gerade in dieser Zeit der Krisis, wo die Haltung des Gegners immer herausfordernder wurde, die preußische Politik, durch keine persönlichen Abneigungen mehr beirrt, die volle Freiheit wiedergewann zu einer Entscheidung nach nüchterner Berechnung. Der Gegensatz zwischen Frankreich und England gab ihr die Stärke.

Wie sehnsüchtig hatten Georg II. und seine englischen und hannoverischen Minister des Augenblickes geharrt, der jetzt gekommen war! Seit jenen Herbsttagen von 1734, in denen Friedrich Wilhelm I. von den Ärzten bereits aufgegeben wurde, lag das Beileidsschreiben an den Nachfolger unterschrieben in Bereitschaft, nur die Datumzeile noch der Ausfüllung bedürftig, und seit dem Februar 1740, auf die Nachricht von der neuen schweren Erkrankung des preußischen Königs, hielt sich der zur Überbringung bestimmte Freiherr von Münchhausen reisefertig; denn kein Geringerer als der vornehmste der „Königlich Großbritannischen zur Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischen Regierung verordneten Geheimen Räte" sollte sich an das große Werk machen, den Neffen seines Königs zu überzeugen, „daß er nie eine so wesentliche Figur machen, noch insonderheit das Beste und die Wohlfahrt der evangelischen Religion besser und kräftiger unterstützen und aufrecht erhalten helfen könne, als wenn er mit Hannover in genauer Union lebe und gemeinsame Ratschläge führe". Der besondere Auftrag des Gesandten war, die Erneuerung des 1693 auf ewig abgeschlossenen Bündnisses zwischen den beiden Kurhäusern zu beantragen, zugleich aber, falls man preußischerseits auf die jülich-bergische Erbfrage kommen würde, dieser „unangenehmen und schwierigen" Angelegenheit mit der Wendung auszuweichen, daß man dies der in dem Bündnis vorgesehenen Deliberation über die derzeitigen Konjunkturen vorbehalten und allenfalls daraus einen später anzufügenden Separatartikel machen wolle. In Berlin eingetroffen, war Münchhausen angenehm überrascht, „bei groß und klein" ob der Aussicht auf ein Einvernehmen zwischen den beiden Höfen eine Freude wahrzunehmen, die nicht zu beschreiben sei; der Minister Thulemeier, der Generaladjutant Hacke, die Königin-Mutter vor allen, begünstigten

ihn, so wie er es sich nur wünschen konnte. Freilich klagte er, daß man hier nicht wisse, wer Koch und Kellner sei. Wie ganz selbständig der Herr und Meister seine Entschlüsse faßte, das war ihm verborgen. Friedrich beauftragte seine Minister, den Gesandten auf das äußerste zu karessieren und mit Freundschaftsbeteuerungen zu überhäufen, ohne in die Verhandlung einzutreten. Bald mußten sie ihm sagen, daß die Verwaltungssorgen den König an auswärtige Angelegenheiten noch nicht denken ließen, bald, daß zur Verhandlung keine schickliche Zeit sei, solange des alten Königs Leiche noch über der Erde stünde. Friedrich selber endlich entschuldigte sich in der Abschiedsaudienz mit seiner angegriffenen Gesundheit, die ihm für einige Zeit den Verzicht auf alle Geschäfte auferlege, und sprach in dem Rekreditivschreiben an den König von England von der „gar zu kurz gefallenen Zeit", um derentwillen die Erneuerung des Bündnisses nicht zustande gekommen sei. Im übrigen beeilte er sich, dem Oheim die Summen zurückzuzahlen, mit denen dieser den Rheinsberger Hofhalt unterstützt hatte. Durch Thulemeiers Zuspruch ermutigt, brachte Münchhausen Anfang Juli von Hannover aus die Verhandlung brieflich in Erinnerung, um diesmal die Antwort zu erhalten, daß die bevorstehende Huldigungsreise nach Preußen den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht als geeignet erscheinen lasse.

Die Überrumplung war mißglückt. Statt ihnen auf den ersten Wink in die Arme zu fliegen, gedachte Friedrich seine Verwandten warten und bieten zu lassen; und wollten sie ihn haben, so mußten sie mehr bieten als die Franzosen. Den Verdruß und die Unruhe, in die diese das Erscheinen Münchhausens zu versetzen begann, läßt des Marquis Valory, des französischen Gesandten, Wehegeschrei über die lichterloh hannoverische Stimmung des ganzen Landes deutlich ersehen.

Es galt, den Argwohn und die Eifersucht der beiden Mächte gegeneinander auszuspielen: das der leitende Gesichtspunkt der Verhaltungsmaßregeln, welche die Obersten von Camas und Graf Truchseß von Waldburg nach Versailles und nach Hannover mitnahmen.

„Ich sende Truchseß nach Hannover" — so heißt es in der Instruktion für Camas — „er soll die Politik des Kardinals in Schach halten, und Sie werden von Truchseß als von einem Manne sprechen, den ich hochschätze und der mein Geheimnis besitzt. England sucht mich, das ist sicher; man wird mir vorteilhafte Vorschläge machen, das ist gewiß. Je mehr also die Engländer das Angebot in die Höhe treiben, desto höher der Ton, den anzuschlagen Sie Auftrag erhalten werden."

Wiederum soll Truchseß in Hannover vor den Franzosen und Franzosenfreunden die Herzlichkeit selbst gegen die englischen Mi-

nister sein, vor diesen dagegen von Camas' Sendung nach Frankreich das möglichste Aufheben machen: „Sie werden mit einem Anflug von Eifersucht sagen, daß er einer meiner Busenfreunde ist, daß er mein Vertrauen besitzt und sicher nicht um nichts und wieder nichts nach Frankreich geht. Will man Ihnen von Geschäften sprechen, so sagen Sie stets, daß Sie am glücklichen Ausgang nicht verzweifeln, vorausgesetzt, daß man Ihnen noch bessere Bedingungen macht, als sie mir Frankreich stellt."

In Hannover wie in Versailles sollte der preußische Erbanspruch auf Berg für die von da wie von dort laut angepriesene Aufrichtigkeit der Prüfstein sein.

Wie an die Herrscher der beiden großen Westmächte, sandte der König auch an den römischen Kaiser die Anzeige seiner Thronbesteigung durch einen seiner persönlichen Freunde, den Obersten Gustav von Münchow, den Sohn des Küstriner Kammerpräsidenten, seines alten Wohltäters. Eine geheime Instruktion, wie die beiden anderen Obersten, scheint Münchow nicht mit auf den Weg bekommen zu haben. König Friedrich konnte sich vorweg sagen, daß er von der Hofburg nichts zu erwarten hatte. Das Tafeltuch war entzwei geschnitten zwischen Wien und Berlin, seit Kaiser Karl VI. Frankreich und die beiden Seemächte vermocht hatte, mit ihren identischen Noten auf den König von Preußen einzustürmen, um diesem für seine Ansprüche auf dasselbe Herzogtum Berg, dessen Gewinn und Besitz er zuvor doch in feierlichster Weise verbürgt hatte, selbviert einen Machtspruch aufzunötigen. Nur noch in der bittersten Weise sprach Friedrich Wilhelm seitdem über den abtrünnigen Bundesgenossen, und auch bei dem Kronprinzen Friedrich, der seinem Vater eine Zeitlang als allzu kaiserlich gegolten, hatte von Stund an, wie wir sahen, eine ganz veränderte Gesinnung Platz gegriffen. Und jetzt, da er Münchow nach Wien abordnete, klang noch in seinem Ohre die Warnung des sterbenden Vaters vor der invariablen Maxime des Hauses Österreich, das Haus Brandenburg niederzuhalten.

Nicht mehr ganz so glänzend war im Sommer 1740 die Lage des Wiener Hofes wie vor vier Jahren, als die völlige Lösung des Bündnisses mit Preußen erfolgte. Damals schwelgte man in der ersten Wonne über das glücklich erzielte Verständnis mit dem alten Gegner Frankreich; man durfte zugleich fest auf die Freundschaft Rußlands zählen. Jetzt hatte dieses Doppelbündnis mit der östlichen und der westlichen Großmacht zugleich, dessen Wiederherstellung in der Folge der Sehnsuchtswunsch der österreichischen Politik blieb, seine erste Probe nur schlecht bestanden, in dem unglücklichen Verlaufe des den Russen zuliebe und auf den Rat der Franzosen begonnenen Türkenkrieges. Nicht genug, daß man den alten Waffenruhm, unmittelbar nachdem der Sieger von Zenta, der Bezwinger

Belgrads, die Augen geschlossen hatte, traurig befleckte, daß man an Land und Leuten in dem Verzicht auf die Eroberungen des Prinzen Eugen die schmerzlichsten Opfer brachte; auch die Freundschaft mit den russischen Waffenbrüdern war, wie es in Koalitionskriegen zu geschehen pflegt, ernstlich erschüttert worden.

Schon lagen die Dinge so zwischen den Mächten in Osteuropa, daß das Sinken des österreichischen Einflusses am Zarenhofe jedesmal der preußischen Politik dort günstigere Aussichten eröffnete. Ältere freundschaftliche Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, schon seit dem Tode des großen Peter gelockert, hatten sich 1733 völlig gelöst, damals, als in dem polnischen Thronfolgestreit die Kaiserin Anna, in Widerspruch zu dem, was sie durch Graf Löwenwolde Preußen für die Wahl eines Piasten hatte hoffen lassen, die in Berlin verabscheute Bewerbung des Wettiners begünstigte und den König Stanislas ein zweites Mal zu Falle brachte.

König Friedrich gab unmittelbar nach der Thronbesteigung seinem Gesandten, dem Freiherrn von Mardefeld, von dem Wunsche Kenntnis, das gute und enge Einvernehmen der beiden Staaten wieder auf den Fuß der Zeiten Peters I. und seiner nächsten Nachfolger zu setzen. Rußland galt ihm als die Macht, von deren Freundschaft er nicht eben unmittelbaren Nutzen, von deren Feindseligkeit er aber gegebenenfalls, bei kriegerischen Verwicklungen nach einer anderen Seite, große Unbequemlichkeiten zu gewärtigen habe. Und somit begehrte er augenblicklich, im Hinblick auf seinen mutmaßlichen ersten Waffengang, insbesondere die Garantie der Zarin wiederum für seine niederrheinischen Erbansprüche, oder wenigstens ihre Zusage, der künftigen Besitzergreifung in Berg nicht entgegen sein zu wollen. Es galt den Versuch, ob die Hindernisse sich überwinden ließen, welche die Mißgunst der Widersacher auch hier in den Weg gewälzt hatte.

Denn nach allen Seiten hin war ja die österreichische Politik geschäftig gewesen, jenen Ansprüchen Preußens Mißtrauen und Widerstand zu erwecken. Dem aufstrebenden hohenzollerischen Hause, der protestantischen Macht, war nun einmal dieses bergische Land, das katholische Herzogtum, nicht gegönnt; und zudem, wenn man für die Abweisung des österreichischen Erbanspruches der Bayern schon jetzt und noch mehr in Zukunft auf den guten Willen Frankreichs, des historischen Beschützers der Wittelsbacher, angewiesen war, so mußte die sulzbachische Linie des wittelsbachischen Hauses, Preußens Mitbewerberin um Berg, um so mehr mit schonender Rücksicht behandelt werden. Dadurch stand der Verbleib Bergs im wittelsbachischen Besitze geradezu in Wechselbeziehung zu der Garantie Ludwigs XV. für die Pragmatische Sanktion.

Auf diese französische Garantie, auf Frankreichs Aufrichtigkeit

und Treue, baute die österreichische Staatskunst die ganze Zukunft der durch Unglück im Krieg und Mißwirtschaft im Frieden heruntergekommenen Erblande. War die Vertrauensseligkeit begründet, erlaubte sie vom politischen Standpunkte aus die völlige Geringschätzung Preußens und die Verletzung seiner Rechte und vertragsmäßigen Ansprüche? Der König von Preußen sah weiter als die alten Berater des Kaisers. „Ich bin der Meinung," damit entließ er am 11. Juni den Obersten Camas nach Paris, „daß alle Entwürfe der Franzosen darauf gerichtet sind, sich den Tod des Kaisers zu Nutzen zu machen."

Zweiter Abschnitt

Zur Memel und zur Maas

Eine diplomatische Verhandlung in jenen Tagen war nach dem Zustand der Verkehrsmittel und des Nachrichtenwesens ein Ding, das Weile haben wollte und Geduld erforderte. Es konnte Wochen, ja Monate währen, ehe aus Hannover und Versailles eine Kundschaft kam, die über die Erfolge der preußischen Sendboten sicherer urteilen ließ. Inzwischen trat die Sorge um die inneren Staatsangelegenheiten wieder in den Vordergrund. Der König beabsichtigte, sich seinen Untertanen in den Provinzen zu zeigen und ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Für die Reisen wurde im ganzen nahezu ein Vierteljahr in Aussicht genommen; lagen doch die Grenzen des langgestreckten Staatsgebietes nach Ost und West hin weit genug auseinander.

Der Begutachtung der Ärzte wurde der Reiseplan nicht vorgelegt. Sie waren mit der Gesundheit des jungen Fürsten nicht ganz zufrieden und hatten ihn inmitten der Aufregungen und Anstrengungen der ersten Regierungswochen einer Brunnenkur unterworfen, die er gewissenhaft einhielt. „Ich erhebe mich um vier Uhr," so schildert Friedrich in einem Briefe vom 27. Juni sein Tagwerk, „trinke bis acht den Brunnen, schreibe bis zehn und besichtige bis gegen Mittag Truppen; bis fünf schreibe ich wieder, und abends erfrische ich mich in guter Gesellschaft. Werde ich meine Reisen hinter mir haben, so wird mein Leben ruhiger und geregelter sein, aber noch zurzeit habe ich den gewöhnlichen Lauf der Geschäfte mitzumachen und habe obendrein die neuen Veranstaltungen, und bei alledem muß ich viel unnütze Komplimente drechseln, Rundschreiben erlassen et cetera."

Die Residenz Charlottenburg, das künstlich gegründete und schnell wieder verkommene Ackerstädtchen mit seiner breiten, pflasterlosen Hauptstraße, die durch große, notdürftig mit Bohlenlagen überbrückte Sümpfe und Lachen hindurchführte, war in diesen Tagen das Wanderziel der Neugierigen. Zumal zur Mittagstunde, wenn der König mit seinem militärischen Gefolge im gestreckten Galopp von den Truppenübungen zurückkam, drängten sich die Einheimischen und die Fremden, seinen Anblick zu erhaschen.

Ein Fremder, der den Kronprinzen Friedrich zwei Jahre vor der Thronbesteigung kennen lernte, war erstaunt ob seinem überaus jugendlichen Aussehen und nannte ihn frischweg das niedlichste Menschenkind im ganzen Königreiche. So zeigt auch das naturwahre Profilbild des Kronprinzen, das Knobelsdorf 1737 malte, um Mund und Nase noch fast knabenhafte Züge. Von vorn betrachtet erschien das Gesicht jetzt voll und rund; auch die zierliche, mittelgroße Gestalt nahm allmählich Fülle an: „ziemlich wohlgenährt, ohne stark zu sein" — so lautet im Juni 1740 die Beschreibung; ja bald finden wir die Ansicht ausgesprochen, der König werde es mit der Zeit an Beleibtheit seinem Vater gleichtun. Sein Gang war trotz der etwas schwer geformten Beine leicht und fest, schnell, beinahe hastig; an der Haltung bemerkte man eine nachlässige Neigung des Kopfes nach der linken Schulter: das würde ihn, heißt es, in der fremdartigsten Verkleidung sofort verraten. Das Antlitz hatten Luft und Sonne bereits stark gebräunt, so daß die Gesichtsfarbe grell gegen das zarte Weiß der kleinen, mit kostbaren Ringen geschmückten Hände abstach, die beim Sprechen, wie es schien nicht ohne Selbstgefälligkeit, lebhafte Gebärden machten. Das gepuderte braune Haar, nach französischer Mode in gefälligen Locken die hohe Stirn umkräuselnd und im Nacken in den mit schwarzem Band umwundenen Zopf auslaufend, stand zu dem freien, edlen Antlitz „über die Maßen wohl" — so bezeugen es auch die Tadelsüchtigen. Und spielte vollends ein unwiderstehlich gewinnendes Lächeln um den feingeschnittenen Mund, so nahm dies Antlitz eine Freundlichkeit an, „die dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimütig mit ihm zu unterreden". Dann verklärte sich das große, lebhafte Auge, dessen Ausdruck durch Kurzsichtigkeit nicht verlor, in warmem, seelenvollem Glanze; diesen Blick vergaß niemand wieder, und den steifen Schwulst der patriotischen Reimereien aus diesen Jahren durchbricht ein Ton wahrer Empfindung, wo der leuchtenden blauen Augen des jungen Königs gedacht wird.

Ein mehreres als die Poeten lasen in Friedrichs Zügen die Diplomaten. „Sein Auftreten," schreibt der Marquis Beauvau, der die Glückwünsche des Königs von Frankreich zur Thronbesteigung überbrachte, „ist ungezwungen und gewinnend, seine Stimme ist weich und anmutend und könnte auf eine große innerliche Bescheidenheit, fast auf ein wenig Furchtsamkeit schließen lassen, zumal wenn er zu reden anfängt oder wenn er mit jemand zum ersten Male spricht, und das trägt nicht wenig dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen, wenn es ihm beliebt zu berücken. Schaut man aber nur ein wenig schärfer zu, so gewahrt man sofort den spöttischen und verächtlichen Zug, den der Schleier der Milde und der Güte nur oberflächlich verhüllt." Auch dem ständigen Vertreter Frankreichs,

Marquis Valory, galt der König als im Grunde des Herzens hochfahrend, trotz seiner Höflichkeit und seiner Geflissenheit, verbindliche Dinge zu sagen. Er könne sich, wo er Lächerlichkeiten entdecke, eine feine und boshafte Anspielung nicht versagen; er nehme es indessen nicht übel, setzt Valory mit Selbstbewußtsein hinzu, wenn man ihm antworte und kräftig antworte, vorausgesetzt, daß die Antwort treffend sei. Er berichtet, daß Friedrich ihm einmal gesagt hat: „Man muß nicht viel auf die kleinen Sticheleien achten, die mir entfahren; das ist so meine angeborene Ausdrucksweise."

Immer kündete das spöttische Zucken um die Mundwinkel nur leichte Plänkeleien an. Sturmzeichen aber waren es, wenn dunkle Schatten sich über die Stirn breiteten und es aus den Augen hervorleuchtete „wie ein trübes Feuer". „Er ist," sagt jener Beauvau, „aufbrausend und heftig bis zur Haltungslosigkeit, ob er immer zur Zeit, da er in Ungnade stand, sich ein wenig zu mäßigen gelernt hat."

Für die Kräftigung seiner Gesundheit erwartete man das Beste von seiner einfachen Lebensweise, der unsere Berichterstatter, auch die mißgünstigen Diplomaten, alle Anerkennung zollen. In Abhärtung und in Gewöhnung an das angestrengteste Leben gehe er allen mit seinem Beispiele voran.

Auch damit sollte ein Muster gegeben werden, daß Friedrich die Uniform seines Regiments als tägliches Gewand weitertrug. Solange bei Hofe das Staatskleid mehr gegolten hatte als der Waffenrock, hatten die vornehmen und wohlhabenden Offiziere vor ihren minder gut gestellten Kameraden mit reichen Modekleidern geprunkt; deshalb hatte schon König Friedrich Wilhelm in der zweiten Hälfte seiner Regierung die Uniform nur noch während des mehrwöchigen Herbstaufenthaltes zu Wusterhausen abgelegt, wo er inmitten seiner Jagdgründe das grüne Weidmannsgewand mit dem Hirschfänger trug. Friedrich hatte in den Blütetagen seines Knabentrotzes, seiner unreifen Aufsässigkeit, den knappen „Justaucorps" verächtlich seinen Sterbekittel gescholten; jetzt gab sich sein oft geäußertes Gefallen an prächtigen Gewändern nur dadurch Ausdruck, daß er seine Pagen und die zahlreiche Dienerschaft, mit welcher der bisherige kärgliche Hofstaat vermehrt wurde, reich und geschmackvoll einkleidete. Neuen Glanz und die unentbehrliche äußere Würde gab dem königlichen Haushalte auch die Wiedereinrichtung der großen Hofämter, die seit 1713 fast alle geruht hatten. Für den gewöhnlichen Dienst um seine Person verzichtete indes der König auf die Mühewaltung nicht bloß dieser Würdenträger, sondern auch der mit unverhohlener Geringschätzung betrachteten Kammerherren, und für die Gesetze der Etikette hatte er zum Entsetzen der Sachverständigen nur Spott. Seine Umgebung bildeten ausschließlich die Adjutanten und der

kleine Kreis der vertrauten Gesellschafter, die alsbald aus Rheinsberg nach Charlottenburg übergesiedelt waren und sich dort überzeugten, daß der Bereich ihres Einflusses eng begrenzt bleiben sollte.

Es wird erzählt, daß Dietrich von Keyserlingk, der Lieblingsfreund, sich im Rausch der ersten Wonne schon als den Allmächtigen an dem neuen Hofe betrachtete und mehrere Schreiber zur Beantwortung der an ihn gerichteten Glückwunschschreiben in Tätigkeit hielt. Aber es währte nicht lange, so trug man sich in der Hofgesellschaft mit einer Äußerung des Königs, durch die der Günstling sehr deutlich in seine Schranken zurückgewiesen worden sei: „Mein lieber Keyserlingk, du bist ein sehr netter Mensch, du hast viel Witz und hast viel Belesenheit, du singst hübsch und du scherzst hübsch, aber deine Ratschläge sind die eines Toren." Kein Wunder, daß Keyserlingk nun einem fremden Diplomaten, der ihn für einen politischen Entwurf zu gewinnen suchte, ausweichend erwiderte, daß die größte Vorsicht geboten sei, denn der König sei argwöhnisch und auf seine Autorität allzu eifersüchtig; er fürchte alsbald, man wolle ihn leiten. Es kam hinzu, daß Keyserlingks angegriffene Gesundheit Schonung erheischte; zum Generaladjutanten befördert, wurde er doch für den aufreibenden Dienst im Stabe des obersten Kriegsherrn nicht wie die anderen Adjutanten in Anspruch genommen. Der gelehrte Jordan, „der liebenswürdigste und wunderlichste Sterbliche", wie ihn sein königlicher Freund nannte, sah sich zum obersten Leiter der Waisenhäuser, Spittel und Armenanstalten ernannt und beklagte, daß das zum öffentlichen Arbeitshaus bestimmte Gebäude mit dem Ochsenkopf als Wahrzeichen ganz oben in der Wilhelmstraße am äußersten Ende der Hauptstadt gelegen sei. Noch ein anderer aus der Rheinsberger Gesellschaft, der junge Bielfeld, wollte bei der ihm anvertrauten Stellung eines Legationssekretärs ganz und gar nicht den entsprechenden Schauplatz für die Entfaltung seiner staatsmännischen Talente erkennen; er gestand, das heiße ein wenig klein anfangen, und tröstete sich damit, daß für die Erwartungsvollen insgemein der Tag des Thronwechsels eine wahre journée des dupes geworden sei. Der erhoffte Goldregen war ausgeblieben; auch in diesen Kreisen wurde auf die Knauserei, die Mesquinerie des neuen Herrn gescholten: der Erbfehler übertriebener Sparsamkeit sei geradezu Modetugend geworden.

Gewiß wurde die persönliche Hingebung auf eine ernste Probe gestellt, wenn von den Freunden der Entschluß gefordert wurde, eben nichts weiter als Freunde sein zu wollen. So hat Friedrich dem treuen Suhm, dem sächsischen Gesandten in Petersburg, in seinem dringenden Einladungsschreiben die Gewissensfrage vorgelegt, ob er Manns genug sei, auf die diplomatische Laufbahn zu verzichten, um das bedachtsame Leben eines Weisen zu führen, und ob

er in der Gesellschaft des Freundes Ersatz genug für die Politik finden werde. Suhm schlug freudig ein; er verließ Rußland und den sächsischen Staatsdienst, aber er trug den Todeskeim in sich und sollte sein Gelobtes Land nur aus der Ferne schauen; noch im Hafen, so klagt es der rührende Abschiedsbrief des Sterbenden, litt er Schiffbruch. Auch Algarotti, der „Schwan von Padua", sagte zu, aber er nicht ohne den heimlichen Ehrgeiz, eine glänzende politische Rolle zu spielen. Aus London herbeigeeilt, traf er noch im Juni in Charlottenburg ein, und der Glanz seiner vielseitigen Bildung wie der Reiz seiner Persönlichkeit wirkte auf Friedrich noch ebenso bezaubernd, wie im Herbst zuvor während des kurzen Besuches in Rheinsberg. Anderen erschien der lebhafte Südländer nach wie vor herzlich oberflächlich und zudem jetzt unerträglich anmaßend.

Noch manch anderer Schöngeist wäre gern herangeflattert; aber von einem französischen Herrchen, mit dem er durch Algarotti bekannt wurde, meinte Friedrich, der bleibe besser da, wo er sei: „Nehmen wir nur die Blüten des menschlichen Geschlechtes und beschneiden wir die unnützen Blätter und die modernden Wurzeln; ein Blumenstrauß muß gewählt sein."

Zu den Auserwählten gehörten von früher Fouqué, der Großmeister des Bayardordens vom Remusberge, und Graf Rothenburg, der feingebildete neumärkische Edelmann, der, für Brandenburg-Preußen eines der letzten Beispiele des adeligen Reisläufertums, vor dreizehn Jahren als Sechzehnjähriger, wie vor ihm mehrere seines Geschlechtes, französische Kriegsdienste genommen hatte und im Feldzuge von 1734 als Adjutant des Marschalls Berwick dem Kronprinzen von Preußen bekannt geworden war. Die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen offenbarte sich schnell; bei dem einen wie bei dem anderen unter schillernder französischer Schale der gediegene deutsche Kern, hier wie dort der Trieb zu den Büchern gepaart mit der Lust an einem blanken Schwert. Da er diesem Lehnsherrn seinen Degen weihen konnte, duldete es den jungen Grafen nicht länger in der Fremde. Fouqué hatte nur der Not gehorchend zwei Jahre lang unter dänischen Fahnen gedient; er eilte unter die preußischen zurück, jetzt, wo der Zorn des alten Fürsten von Dessau, seines Verfolgers, ohnmächtig war.

Auch den Verbannten von 1730 erschloß sich die Heimat wieder. Es ist begreiflich, daß Friedrich an die Vorgänge von damals ungern erinnert wurde. Die Witzigen sagten, er habe ein vortreffliches Gedächtnis bis auf 1730. Immerhin hat er als König keinen Augenblick gesäumt, den in das Verhängnis des Kronprinzen verstrickten Opfern peinliche Ehrenschulden abzutragen. In dem Harzstädtchen Blankenburg fühlte sich sein alter Lehrer Duhan de Jandun als braunschweigischer Bibliothekar äußerst vereinsamt; schon am dritten

Tage seiner Regierung kündigte Friedrich dem völlig unschuldig aus dem Lande und aus seiner teuren französischen Kolonie Vertriebenen die Stunde der Erlösung eigenhändig mit den herzlichen Zeilen an: „Ich erwarte Sie mit Ungeduld, lassen Sie mich nicht schmachten." Eine Legationsratstelle im Auswärtigen Amte, in der er sich den Dienstobliegenheiten nach Gefallen entziehen durfte, sicherte dem Alter des Heimkehrenden alle Behaglichkeit, und sein königlicher Schüler bewies ihm fortgesetzt sorgliche Aufmerksamkeit. Aber die Vertraulichkeit früherer Zeiten fand sich zwischen beiden nicht wieder ein, dazu hatte der Alte, schon in seiner äußeren Erscheinung jetzt unverkennbar der unverfälschte, starre Calvinist, sich allzuwenig die Freiheit des Sinnes bewahrt. In London lebte Peter von Keith, der geflüchtete Leutnant, mit dem Charakter eines portugiesischen Majors, den ihm der König von England verschafft hatte, um sich und den Deserteur gegen einen etwaigen preußischen Auslieferungsantrag zu decken. Friedrich ließ den Jugendfreund und Mitschuldigen zurückrufen, er ernannte ihn zum Oberstleutnant, zum Stallmeister, zum Mitglied seiner neuen Akademie, aber er hielt ihn vom wirklichen Dienst im Heere ebenso fern wie von seiner Person, und als später von englischer Seite die Anregung gegeben wurde, Keith als Gesandten nach London zu schicken, wollte der König darin lediglich eine List derer erkennen, die Keith als halben Briten ansähen und sich zu der Unerfahrenheit dieses Unterhändlers beglückwünschen würden. Der unglückliche Vater des vor zehn Jahren hingerichteten Leutnants von Katte wurde in den Grafenstand erhoben, und als der König während seiner preußischen Reise zu Angerburg die Kattesschen Kürassiere besichtigte, überreichte er dem Regimentschef persönlich ein Feldmarschallspatent.

Mit kleinstem Gefolge war der König am 7. Juli aus Berlin aufgebrochen. Als vor vierzig Jahren sein Großvater zur Krönung nach Königsberg reiste, belief sich sein Troß auf mehr als zweihundert Staatskutschen, Küchenkarren und Rüstwagen; diesmal fuhren im ganzen nicht mehr als drei Wagen durch das Land. Den seinen teilte der König mit Keyserlingk und Algarotti, den beiden in witziger Unterhaltung wetteifernden Sprudelköpfen, und dem einsilbigen, grobkörnigen, hünenhaften Generaladjutanten von Hacke. Bewaffnete Begleitung hatte schon Friedrich Wilhelm I. auf seinen Reisen verschmäht; nur auf der Strecke durch das Polnische pflegte sich ein Dragonertrupp als Bedeckung anzuschließen. Je kleiner der Reisezug war, um so schneller gelangte man vorwärts; für die achtzig Meilen zwischen Berlin und Königsberg, die Friedrich I. in zwölf bis vierzehn Tagen zurückzulegen pflegte, haben seine beiden Nachfolger für gewöhnlich trotz des schlechten Zustandes der Wege nicht mehr als vier Tage gebraucht. Man fuhr mit untergelegten Bauern-

pferden, die nach Maßgabe der Vorspannordnung gestellt werden mußten; doch wußten die Fronpflichtigen, daß der Landesherr sie bei diesem Anlaß gut entschädigte. Alle Empfänge, Aufzüge, Ehrenpforten und sonstige Feierlichkeiten hatte sich der neue Herr von vornherein verbeten; aber wo er erwartet wurde, boten doch die Ortschaften ein buntes und bewegtes Bild; die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend war zusammengelaufen, die Vorspannpferde standen in Reihe und Glied, daneben festlich geschmückt die Bauern, die bis zum nächsten Gespannwechsel mitzureiten hatten; andere hielten Eimer voll Wasser bereit, die heißen Wagenräder während des Umspannens zu übergießen. Am ersten Haltorte in jedem Kreise mußte der Landrat zur Stelle sein; auch die königlichen Amtleute und die Dorfschulzen aus der Nachbarschaft hatten sich einzufinden. Vorreiter, die dem Wagen um eine Viertelstunde vorausſprengten, überzeugten sich, daß nichts fehlte. Hielt dann der König, so begann ohne lange Begrüßungsreden das Verhör der Beamten über die Zustände und Bedürfnisse des Orts und der Gegend. Auch der gemeine Mann durfte reden, wenn er etwas Erhebliches vorzubringen hatte. Mitunter hat wohl, wenn die Fahrt fortgesetzt wurde, ein Amtmann eine Wegstrecke neben des Königs Wagen herreiten müssen, um weiteren Bescheid zu geben. Zu Mittag und zu Nacht hat Friedrich auf seinen Reisen mit Vorliebe in den Dörfern Rast gemacht, und zwar der Regel nach bei den Predigern, die dann ein ansehnliches Geschenk erhielten.

Heerschauen über größere Truppenmassen in der Art, wie sie Friedrich Wilhelm I. eingeführt hatte, fanden auf der ersten Reise des neuen Königs nicht statt; doch wurden in den Garnisonen, die am Wege lagen, die Regimenter einzeln besichtigt. So gleich in Landsberg an der Warthe das Schulenburgsche Grenadierregiment zu Pferde. Der Chef war Friedrichs alter Freund, an den er vor zehn Jahren in den Tagen seines Küstriner Aufenthaltes sich eng angeschlossen hatte; soeben noch hatte er dem Grafen Schulenburg in schmeichelhaftester Weise „wegen Eurer Meinem Hause geleisteten treuen Dienste“ den Schwarzen Adlerorden verliehen. Nun aber verdarb es der General auf dem Paradeplatze. „Ich habe eine Schwadron Schulenburg gesehen, welche die Konfusion selber war,“ teilt der König während der Reise seinem Bruder mit, dem Prinzen August Wilhelm; „ich habe dem General einen sehr kräftigen Brief geschrieben, ich glaube, er wird sich nicht damit rühmen.“

In einem anderen Falle verblieb der Tadel nicht bei Worten: bei einem altpreußischen Feldinfanterieregiment wurde ein Kompaniechef entlassen, der Oberst zu einer Truppe minderen Ranges, zu einem Garnisonregiment, versetzt. Im ganzen aber war der neue Kriegsherr mit dem Ergebnis der Besichtigungen sehr zufrieden:

„Borcke, Lamotte, Platen und Buddenbrock, nicht zu vergessen Schwerin, sind ganz prachtvoll," so rühmte er seinem Bruder die neumärkischen und pommerschen Regimenter, während die preußischen das Gesamturteil „der Mehrzahl nach in gutem Stande" erhielten.

Der König hatte, bevor er nach Königsberg ging, den Umweg durch Litauen genommen, um seinem Minister Podewils Zeit zu lassen, mit den zur Huldigung beschiedenen Ständen über ihre Beschwerden und Forderungen eins zu werden. Denn hier in Ostpreußen betrat man alten Kampfesboden. Das Land, auf das die Souveränität und die Königswürde gegründet waren, beanspruchte eine Ausnahmestellung im Gesamtleben des Staates. Fester als irgendwo anders wurzelten hier die Erinnerungen an die alte Freiheit und Selbstverwaltung. Die ständischen Vorrechte waren nach der Lösung des polnischen Lehensverbandes von dem ersten souveränen Herzog in feierlichster Weise anerkannt und verbrieft worden. Aber dieser Herzog hatte seinen Nachfolgern auch die Warnung in seinem politischen Vermächtnis hinterlassen: „Je mehr Landtage ihr haltet, je mehr Autorität euch benommen wird," und sein Enkel, König Friedrich Wilhelm, hatte in der Tat selbst hier in Preußen absolut regiert; er berief die Stände 1714 zur Huldigung, dann nie wieder, und wußte sich im stärksten Gegensatz gegen die Mitherrschaftsgelüste des eingesessenen Adels. Seine zornigen Scheltworte gegen „der Junker ihre Autorität" galten zunächst und vor allem der Störrigkeit der Altpreußen. Noch immer aber betrachtete der Adel hier und in den anderen Provinzen den augenblicklichen staatsrechtlichen Zustand keineswegs als eine endgültige Lösung der vordem so lebhaft und hart umstrittenen Verfassungsfrage; man dünkte sich nicht schlechter als die benachbarte hannoverische oder mecklenburgische Ritterschaft, der die Übung ihrer Landstandschaft unverkümmert blieb. Und lieferte nicht Schweden ein frisches Beispiel, daß den starrsten Absolutismus eine „Freiheitszeit" wieder ablösen konnte? So hatte in den letzten Jahren der alten Regierung selbst einer der preußischen Generale, ein Kurt von Schwerin, der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Thronwechsel die Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung bringen werde.

Der schmiegsame Podewils hat in Königsberg mit den adeligen Häuptern des Landes sehr geschickt verhandelt. Die Stände versprachen die Huldigung, auch ohne die begehrte Zusage für wiederholte und regelmäßige Einberufung zu erhalten. Von dem Trotz und der persönlichen Gehässigkeit der alten Zeiten war 1740 doch keine Spur mehr wahrzunehmen. Das angesehenste Geschlecht im Lande gab den Standesgenossen das Beispiel für die Gefügigkeit, indem die Dohnas aus Aufmerksamkeit für den Landesherrn und

aus Schonung für die Empfindlichkeit des übrigen Adels auf ihr Vorrecht, schriftlich, nicht mündlich zu huldigen, Verzicht leisteten. Die ganze Bewegung kam endlich auf ein paar anzügliche Sätze in der Huldigungsrede des Landesdirektors von der Gröben hinaus: der Redner legte dem König die preisliche Absicht unter, durch den wiederbesetzten Landrat und die zusammengerufenen Stände die Not des durch manches Ungemach entkräfteten Königreichs Preußen aufs genaueste erforschen zu lassen, und schalt diejenige Staatskunst eine irrende, die in einem verweigerten Landtag den Anwachs unumschränkter Macht und Oberhoheit sehen wolle.

Der König ließ solche Worte unerwidert. Aber in seinen Augen war an der Tatsache nicht zu rütteln, daß sein Land, wie er eben hier in Königsberg gegen Podewils mit scharfer Betonung geäußert hat, ein monarchischer und despotischer Staat sei. Die Krönung hielt er nicht für erforderlich, wie vor ihm schon sein Vater; „die heilige Salbflasche" und die sonstigen Zeremonien bezeichnete er als unnütze und nichtige Erfindungen des Aberglaubens.

In rauschenden Festlichkeiten gingen diese Königsberger Huldigungstage ohne weiteren Mißton zu Ende. „Die Stadt ist gedrängt voller Leute," schreibt der König am 17. Juli; besonders erregten die im Hafen zusammengeströmten Schiffe seine Aufmerksamkeit; er bemerkt, daß er ihrer mehr als hundertundachtzig gezählt habe. Die Stände ließ er nach der Huldigung an zwölf Tafeln im Moskowitersaale des Schlosses speisen, und abends ward der Studentenschaft nach ihrem Fackelzug auf des Königs Kosten Wein „in größter Quantität" eingeschenkt. Auch ein Zeichen der veränderten Zeiten war es, daß hier in dieser Provinz, wo zu Anfang der vorigen Regierung die jungen Adeligen zwangsweise für das Kadettenhaus ausgehoben worden waren, jetzt der Sprecher der studentischen Abordnung, ein Freiherr von Egloffstein, durch die Huld des Königs bezaubert, schnell entschlossen sich zum Kriegsdienste meldete.

Nach viertägiger Rückreise traf der König am 25. Juli wieder in Berlin ein. Für den 2. August war die Erbhuldigung der kurmärkischen Stände angesetzt. Der König stand vor dem Thronsessel, hinter ihm seine Brüder und seine Vettern, die Generale und die hohen Staatsbeamten. Der Etatsminister von Arnim betrat eine Bühne und hielt zuerst der Ritterschaft, dann den Abgeordneten der Städte eine feierliche Ansprache; er versicherte den Bürgerschaften, daß ihr König kein Bedenken tragen würde, „in dem Schoß eines jeglichen seiner Untertanen sicher und ruhig zu schlafen", ohne sich erst der Treue durch Eidesleistung zu versichern. Ein Sprecher vom Adel und der Bürgermeister von Berlin antworteten in freudig bewegter Rede. Dann ward die Huldigungsformel verlesen, und alle schworen dem Könige. Draußen auf dem großen Platze, nach

der Breiten Straße und der alten Domkirche zu, drängte sich das Volk; der König trat mit seinem Gefolge auf den Altan; dreimaliger Zuruf brauste empor. Unerwarteterweise verweilte Friedrich fast eine halbe Stunde, den Blick fest und ernst auf die unermeßliche Menge zu seinen Füßen gerichtet: „er schien in tiefe Betrachtung verloren."

An demselben Tage nahmen in den Hauptstädten der Nebenlande Bevollmächtigte an des Königs Statt die Huldigung entgegen, überall wie es der Ortsbrauch forderte. In Kleve ward nach uralter Sitte das Gnadenseil unter die Gefangenen ausgeworfen, in Magdeburg veranstaltete die Kaufmanns- und Schifferbrüderschaft auf dem Schützenplatz ein Feuerwerk und ein Lustschießen, und in Halle bestieg der älteste Meister der Pfännerschaft das schwarze Roß, das den Salzwirkern wie vorzeiten beim ersten Eintritt ihrer Erzbischöfe so auch heute nach ihrer Gerechtigkeit geschenkt wurde, und ritt um die vier Brunnen im Tale, und der Vertreter des Landesherrn wünschte der Brüderschaft gute Nahrung an dem Vertriebe des Salzes, daß die Kaltlager sich verringern und die Siedetage sich mehren möchten.

Für den Besuch, den er seinen westlichen Provinzen zudachte, wählte der König den Umweg durch das deutsche Oberland, um in Franken die den Markgrafen von der brandenburgischen Nebenlinie vermählten Schwestern zu begrüßen.

Er hat vor seiner Abreise wohl den Gedanken geäußert, seine Reise bis nach Frankreich auszudehnen und die Bekanntschaft des Kardinals Fleury zu machen. Doch würde man den Ausflug, den er jetzt von Baireuth aus nach Straßburg gemacht hat, nicht als eine Wiederaufnahme dieses Gedankens, nicht als den Anlauf zur Reise in das Innere von Frankreich auffassen dürfen. Die lang verhaltene Lust zu einer Vergnügungsreise, der unwiderstehliche Antrieb, sich einmal ganz frei von jedem Zwang, unerkannt und womöglich unbeobachtet, zu bewegen und zu tummeln, den Einfällen der Laune einmal freien Lauf zu lassen, der eigentümliche Reiz, den Unbilden des Reisens, der Unzuverlässigkeit der Fuhrleute und der Prellerei der Wirte, der Grobheit der Postmeister und Zollbeamten wie ein gewöhnlicher Sterblicher ausgesetzt zu sein, vielleicht auch die Grille, just dieses Straßburg sehen zu wollen, das vor jetzt zehn Jahren dem in die Ferne und in die Freiheit Hinausstrebenden ein unerreichbares Ziel gewesen war, endlich die Begierde, die Franzosen bei sich zu Hause und vor allem französische Offiziere und französische Truppen zu sehen — das alles, und nicht irgendwelche hohe und geheime politische Absichten, waren die Beweggründe zu dieser abenteuerlichen Entdeckungsfahrt, von der Friedrich nach Jahren gesagt hat: „Wenn man sich einen vergnügten Augenblick verschaffen kann,

ohne jemand zu nahe zu treten, so soll man es nicht versäumen; eine gewisse Straßburger Reise war auch nicht besonders weise."

Ein Teil der Reisegesellschaft ging am 19. August aus Baireuth nach Wesel auf dem geraden Wege voran, so der Erbprinz von Anhalt-Dessau und der Generaladjutant Hacke; bei dem Könige blieben nur der Prinz August Wilhelm, Graf Wartensleben und Algarotti. „Unser Aufzug," so erzählt Friedrich selbst, „mußte wohl etwas höchst Seltsames haben, denn an jedem Ort, wo wir durchkamen, hielt man uns für etwas anderes." Über Ansbach, Heilbronn, Bruchsal, Rastatt wurde der Rhein erreicht. Nicht einmal an Pässe hatte man gedacht; erst vor dem Grenzhause an der Kehler Brücke gewahrte man am Nachmittag des 23. August den Mangel, um ihn nun im letzten Augenblicke, verdächtig genug, mit Hilfe des in des Königs Siegelring eingeschnittenen preußischen Wappens zu ersetzen; noch ist der von der Hand des Kämmerers Fredersdorf eilfertig und wenig kanzleigerecht aufgesetzte, von dem Könige unterschriebene Notpaß für den Grafen Schaffgotsch — denn diesen Namen hatte der Prinz gewählt — und seinen Begleiter Algarotti erhalten. Einen zweiten Paß stellte Friedrich für den Grafen Dufour und Gefolge aus, das heißt für sich selbst. Um das Aufsehen zu mindern, blieben August Wilhelm und Algarotti für die Nacht in Kehl zurück. Der König stieg mit Wartensleben gegen Abend zu Straßburg im Gasthof zum Raben ab und ließ sich sofort aus einem benachbarten Kaffeehaus ein paar Offiziere vom Regiment Piemont zu Gast laden, die von Neugierde getrieben die seltsame Einladung annahmen.

Gouverneur der Festung war der alte Marschall Broglie. Gegen die geheimnisvollen, sich auffällig benehmenden Fremdlinge in nicht geringem Grade argwöhnisch, unterzog er am anderen Morgen die Offiziere einem genauen Verhör, nahm indes sehr artig den Besuch auf, den ihm die aus Kehl eingetroffenen Nachzügler nebst Wartensleben abstatteten. Auch erlaubte er den Reisenden die Besichtigung der Zitadelle und der Wachtparade und die Besteigung des Münsterturms. Als dann auch der Graf Dufour, erst am dritten Tage, sich melden ließ, war sein Geheimnis durch einen preußischen Deserteur, der vordem den Kronprinzen oft genug gesehen hatte, bereits entdeckt. In seiner allerdings eigentümlichen Lage, in dem Zweifel, ob er seinem Gast königliche Ehren erweisen, ob er das Inkognito achten solle, scheint der Graf von Broglie sich nicht eben geschickt und taktvoll benommen zu haben, und Friedrich hielt es jetzt für das geratenste, unverzüglich den Rückzug anzutreten. Die Erinnerung an eine Episode des italienischen Feldzugs von 1734, wo sich der Feldhauptmann Broglie in seinem Quartier hatte überraschen lassen und als Sansculotte vor den Feinden geflohen war,

ließ den alten Invaliden in Friedrichs Augen von vornherein als eine komische Persönlichkeit dastehen, und somit ist in der übermütigen, halb prosaischen, halb gereimten Reisebeschreibung, die auf frischer Tat an Voltaire geschickt wurde, der Marschall, der für das Überraschtwerden geschaffen scheine, nicht eben glimpflich fortgekommen.

Der König hatte Voltaire, der sich seit einiger Zeit in geschäftlichen Angelegenheiten in Brüssel aufhielt, eine Begegnung in Antwerpen vorgeschlagen. Jetzt mußte er ihm nach der Ankunft in Wesel am 2. September mitteilen, daß er ein Wechselfieber mitgebracht habe, welches hartnäckiger sei als ein Jansenist; so möge nun vielmehr Voltaire den Weg zu ihm machen, ihn durch seinen Anblick zu heilen.

Und so traten denn am 11. September in dem kleinen Schlosse Moyland bei Kleve die beiden zum ersten Male in den gleichen Raumbereich, die sich von Stund an immer von neuem anziehen und abstoßen sollten. Wie es scheint, war man auf beiden Seiten von dem ersten Eindruck nicht völlig befriedigt, und nach den vorher ausgetauschten Überschwenglichkeiten war dies wohl kaum anders möglich. Da hatte Friedrich geschrieben, daß er nicht glücklich leben und nicht ruhig sterben könne, bevor er den Freund umarmt haben werde, und der „Göttliche" hatte geantwortet: „Simeon wird sein Heil schauen; die Franzosen sind allesamt Preußen; mein Herz kündet mir, daß die Stunde naht, wo ich von den Lippen des gekrönten Apollo die Reden hören werde, die das weise Altertum bewundert haben würde." Nun kam Voltaire zur ungünstigen Stunde; Friedrich lag in einem heftigen Anfall seines Fiebers und schreibt nachher: „Mit Leuten von seinem Schlage darf man nicht krank sein, man muß sich sogar *sehr* wohl befinden, womöglich mehr als gewöhnlich wohl befinden." Aber auch der Gast hatte keinen ganz guten Tag; er war enttäuscht von der Einfachheit dieses ambulanten Hoflagers, von dem er späterhin mit dick aufgetragenen Farben eine boshafte Schilderung entworfen hat; er war abgespannt von der Reise, nervös, mehr aufgeregt als angeregt. Dazu versichert Algarotti, daß Voltaire, der sich schon in seinen letzten Briefen einige gute Lehren und Verhaltungsmaßregeln zu geben erlaubt hatte, aus der Sprache der Anbetung allzu schnell zu einem vertraulichen, ein wenig unehrerbietigen Tone übergegangen sei, der mißfallen habe. Voltaires Landsmann Valory hatte, so wie er den Unvorsichtigen kannte, das nicht anders erwartet und gleich gemeint, es wäre nicht unmöglich, daß seine Gegenwart die vorgefaßte hohe Meinung etwas herabstimmte.

Das alles schloß nicht aus, daß der Dichter Voltaire durch den Vortrag seines Mahometmanuskriptes die auserlesene kleine Ge-

meinde zu heller Begeisterung hinriß, und dem bestrickenden Zauber seines Gesprächs hat Friedrich nach dieser ersten Begegnung nachgerühmt, daß aus den glücklichen Einfällen, die jener hervorsprudele, ein Mensch, der nicht denke, sondern nur ein gutes Gedächtnis habe, ein glänzendes Werk zusammenstellen könne.

Voltaire war nach Moyland gerade zur rechten Zeit gekommen, um Zeuge des ersten politischen und militärischen Auftretens seines nordischen Salomo zu werden. Eben an dem Tage, da Friedrich den Dichter empfing, hat er sein Manifest gegen den Bischof von Lüttich veröffentlicht, nach dem Vorsatz, den er seinen Ministern eröffnet hatte, daß er bei seinem Besuch in den Rheinlanden mit dem unverträglichen Kirchenfürsten in jener Herstaler Angelegenheit abrechnen wolle. Denn an den Bischof unmittelbar gedachte er sich zu halten, nicht an die auffässigen Untertanen zu Herstal, die bei ihrer Widersetzlichkeit gegen die preußische Herrschaft wesentlich auf den Schutz des Lütticher Hofes bauten.

Wirr genug lagen die tatsächlichen wie die staatsrechtlichen Verhältnisse hier in diesem Ländchen an beiden Ufern der Maas, wo vor einem Jahrtausend die Wiege des karolingischen Geschlechtes gestanden hatte. Nebeneinander ein händelsüchtiger Bischof mit einer zum Losschlagen bereiten Landmiliz, der die Reichsunmittelbarkeit des preußischen Besitztums bestreitet, mit Berufung auf seine Lehenshoheit über einen Teil des Gebiets sich Akte der Landeshoheit anmaßt und die Herstaler Rebellion unter seinen Schutz nimmt; ein Herzog von Brabant mit konkurrierenden Lehensansprüchen; ein römischer Kaiser, in der Person eben dieses Herzogs von Brabant, der, von den Streitenden um Rechtshilfe angerufen, unparteiische Justiz zwar verheißt, aber nie leistet; eine ärmliche, aber handfeste Bevölkerung von Grubenarbeitern und Sackträgern, zu keiner Huldigung, keiner Abgabe zu vermögen, entschlossen, die von dem neuen Erbherrn ernannten Schöffen so wenig im Lande zu dulden wie die preußischen Werber, und schnell zu Tätlichkeiten, zu einer Verfolgung „auf Leib und Leben, Gut und Blut" ausschreitend; der eigentliche Herr im Hause ein Advokat von Lüttich, der da wühlt und schürt und den Empörern ihre Verhaltungsmaßregeln gibt. Acht Jahre lang, seit dem Tage der preußischen Besitzergreifung, währte das öffentliche Ärgernis. König Friedrich Wilhelm war im äußersten Maße aufgebracht, wollte aber doch weder Truppen nach Herstal legen, noch wider den Bischof Gegengewalt brauchen: er verhandelte in Herstal und in Lüttich, in Wien und in Regensburg. Er erklärte sich gegen den Bischof erst zu einem Tausch bereit, dann ebenso vergebens zu einer Veräußerung seines herstalischen Erbes gegen ein

geringes Kaufgeld; seinem Bevollmächtigten, dem Obersten von Kreytzen, geschah es in Lüttich unter den Augen des Bischofs, daß auf seine Habe durch einen der Herstaler Bürgermeister in herausfordernder Weise gerichtlich Beschlag gelegt wurde.

Was in acht Jahren sich nicht hatte erreichen lassen, sollte der Bischof jetzt binnen zwei Tagen gewähren: das war die Bedenkzeit, die ihm König Friedrich am 4. September in einem lakonisch abgefaßten Handschreiben stellte. Er forderte innerhalb dieser Frist eine „aufrichtige und kategorische" Erklärung auf die Frage, ob der Bischof seine angebliche Oberhoheit von Herstal weiter aufrecht zu erhalten entschlossen sei und ob er die Herstaler Aufrührer in ihrem Unwesen und Ungehorsam unterstützen wolle. Der Überbringer dieses Schreibens, ein Geheimrat Rambonnet, wurde ohne die geforderte Erklärung, ja überhaupt ohne schriftliche Antwort entlassen: so schreibe man nicht an einen Fürsten des Reiches, sagte ihm hochmütig der Bischof.

Drei Bataillone Grenadiere und eine Dragonerschwadron standen mit vier Geschützen zu Wesel marschbereit. Unverzüglich erhielt jetzt der Generalmajor von Borcke den Befehl, mit diesen Truppen in das Gebiet des Bischofs, in die Grafschaft Hoorn, einzurücken, Verpflegungsgelder und eine Kriegsteuer auszuschreiben und das Manifest zu verbreiten, das der König eigenhändig aufgesetzt hatte. Es verkündete der Welt, daß allzuviel Mäßigung der Schwäche gleichen würde: „und da es nun kein anderes Mittel gibt, Gerechtigkeit zu erhalten, als die Selbsthilfe, und da der König ein hinreichend großer Fürst ist, um diese sich zu schaffen, so wird er den Fürsten von Lüttich das ganze Unrecht, die Mäßigung des Königs so unwürdig gemißbraucht zu haben, fühlen lassen; und doch wird der König, trotz so vieler Äußerungen des Übelwollens seitens dieses Fürsten, nicht unerbittlich sein, befriedigt, ihm gezeigt zu haben, daß er ihn züchtigen kann, aber zu hochherzig, um ihn zu zerschmettern."

Die Wirkungen in Nähe und Ferne, an der unmittelbar betroffenen Stelle und bei den mächtigen Gönnern des Bischofs, dem König von Frankreich und dem Kaiser, die Erfolge oder Mißerfolge, welche ein so ungewöhnlicher und unerwarteter Schritt haben mochte, ließen sich vorerst nicht absehen; auch beabsichtigte der König nicht, das Ergebnis hier an Ort und Stelle abzuwarten. Das Aufsehen, das sein Akt der Selbsthilfe machte, war gewaltig. Sein Minister, der in Berlin zurückgebliebene Podewils, verhehlte ihm in seinen Berichten die ungünstige Beurteilung nicht, die das schneidende Manifest mit der stolzen Hinwegsetzung über jeden Geschäftsstil in dem überraschten diplomatischen Korps finde. „Das ist stark," hatte man zu ihm gesagt; „das ist die Sprache Ludwigs XIV." Podewils tröstete sich mit der Erwägung, die Gesamtlage Europas sei Gott

sei Dank so ernst, daß niemand Neigung haben werde, dem Bischof von Lüttich zuliebe sich Händel mit Preußen zuzuziehen.

Dem König war es eben recht, wenn sein kurzer Entschluß, sein rasches Handeln den Vergleich mit der unerschöpflichen Langmut des Vorgängers herausforderte, wenn bei der ersten Gelegenheit Europa nach langer Entwöhnung endlich einmal eine preußische Tat zu sehen bekam. Wie hatte doch die Lage sich gegen 1738 gewandelt! Damals eine diplomatische Koalition der Großmächte gegen Preußen, dem verletzend ein gebieterisches Halt zugerufen wird, um künftigen Verwicklungen, der Störung des allgemeinen Friedenstandes durch einen preußisch-pfälzischen Erbfolgestreit, beizeiten vorzubeugen; jetzt anläßlich einer anderen grenznachbarlichen Irrung ein gerade aufs Ziel stoßender, um nichts bekümmerter Losbruch dieses nämlichen Preußens, über die geheiligten Schranken des Areopags der großen Mächte hinweg, eine Herausforderung geradezu dieses europäischen Friedensrichtertums. Die geduldige Hinnahme der Demütigungen, wie sie nicht bloß die Großen, sondern selbst die Kleinen der Krone Preußen bereiteten, war dem Erben dieser Krone als die Vollendung der Selbsterniedrigung erschienen. Der Unterschied der alten und der neuen Politik Preußens war jetzt mit hinreichender Deutlichkeit kenntlich gemacht.

Welche Wichtigkeit die Ungeduld des jungen Fürsten der endlich abgelegten ersten Probe von Kraft und Entschiedenheit beimaß, zeigt die unbefangene Selbstzufriedenheit, mit der er den kleinen Streifzug seiner Dreitausend, die Kavalkade seiner Dragoner, auf eine Stufe stellt mit dem Schritte von allgemeinster politischer Bedeutung, den ungefähr gleichzeitig Frankreich tat: durch eine Note des französischen Gesandten von dem Auslauf der gegen England armierten französischen Kriegsflotten in Kenntnis gesetzt, ließ Friedrich dem Kardinal Fleury antworten, offenbar wolle Frankreich ihm Paroli bieten für sein eigenes Vorgehen an der Maas. Mit überlegenem Spotte, in den sich gleichwohl bereits ein unwillkürliches Gefühl des Unbehagens mischte, schrieb Fleury bald darauf an seinen Vertrauten, den Kardinal Tencin: „Der König von Preußen ist eitel bis zum höchsten Grade und glaubt sich den größten Kronen mindestens gleich."

Und doch sagte sich Fleury, daß sein Hof gegen diese unbequeme und anspruchsvolle junge Macht Rücksicht üben müsse. Die augenblickliche Lage Frankreichs war in der Tat derart, daß von dieser Seite der Bischof von Lüttich nicht einmal eine Fürsprache zu erwarten hatte.

Bevor er den Rhein verließ, nahm König Friedrich in Wesel den mündlichen Vortrag des Obersten von Camas entgegen, den er nach Versailles gesandt hatte.

Dem Altmeister der europäischen Diplomatie, dem Ausbund diplomatischer Feinheit und Verschlagenheit, als welcher Kardinal Fleury galt, diesem seinem „Machiavell im Bischofshute", hätte Friedrich keinen geeigneteren Unterhändler gegenüberstellen zu können geglaubt als seinen wackeren Freund Camas, den er auf das herzlichste verehrte, den tapferen Kriegshelden, der im spanischen Erbfolgekrieg bei der Belagerung von Pizzighetone den linken Arm verloren, den gewandten Hofmann von althugenottischer Bildung, auf dessen Takt und Urteil er sich unbedingt verlassen durfte und dessen Beredsamkeit er bei mehr als einem Anlaß in scherzenden Versen verherrlicht hat.

Camas war am 11. Juli in Paris angelangt und tags darauf von dem Kardinal in Issy empfangen worden. Alsbald hatte sich die französische Eifersucht auf England gezeigt, mit der Friedrich rechnete; es beunruhigte schon den Kardinal, daß in Hannover ein Sendbote von vornehmerer Geburt als Camas erschien. Doch schmeichelten seiner Selbstgefälligkeit die verbindlichen Wendungen des ihm überreichten königlichen Schreibens: er wolle, erklärte Friedrich, seinen Kursus in der Politik bei einem Staatsmann durchmachen, der mehr als einmal Europa Beweise seiner Klugheit und Weisheit gegeben; es sei ihm ein Trost in seiner Trauer, der Zeitgenosse des geschicktesten Ministers zu sein, den Frankreich je gehabt habe. Gar bedächtig las solches der also Gefeierte, die Worte wägend, einzelnes mit halblauter Stimme wiederholend. Als ob er die Anmeldung zum Eintritt in die Lehre ernst nähme, so väterlich klang dann des greisen Diplomaten Antwortschreiben: „Eure Majestät scheint geschaffen für große Dinge, und groß können nur die genannt werden, deren Grundlage die Gerechtigkeit ist. Eure Majestät sind jung, und ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, die hohe Einsicht, die Ihnen Gott gegeben und die Sie durch die Studien Ihrer Mußestunden und durch ernstes Nachdenken vervollkommnet haben — alle diese glücklichen Bedingungen bereiten Ihnen eine glorreiche Laufbahn vor und verkündigen der Welt im voraus die hervorragende Rolle, die Sie in ihr spielen werden. Aber alle diese Vorzüge, verbunden mit einer großen Macht, würden viel von ihrem Verdienst verlieren, wenn nicht die Güte, die Geradheit und der Adel Ihres Herzens ihnen zur Seite wären, alle Ihre Handlungen zu leiten und zu regeln."

In der Sache kam Camas keinen Schritt weiter, weder mit diesem salbungsvollen Prälaten noch mit dem kleinen, unansehnlichen Amelot de Chaillou, dem ganz von Fleury abhängigen Minister des Auswärtigen, noch endlich mit dem verschlagenen Unterstaatssekretär Pecquet, dem Gegner Preußens. Statt Zugeständnisse in der bergischen Frage über den Vertrag von 1739 hinaus hoffen

zu lassen, forderten die Franzosen den engen Anschluß Preußens an ihr politisches System, eben jetzt am Vorabend eines großen Entscheidungskampfes gegen England, wie er ihnen unvermeidlich schien. Sie beklagten sich gar über Undank: Frankreich habe sich zu dem Vertrag von 1739 weniger um des Vaters als um des Sohnes willen bereit gefunden, und nun scheine der neue König diesen Vertrag vernichten zu wollen, ihn als ein Werk der Übereilung und Furcht seines Vorgängers anzusehen.

Gleichzeitig mit Camas traf in Wesel ein Bericht von Podewils aus Berlin ein, mit einer vertraulichen Mitteilung des Marquis Valory als Beilage. Im wesentlichen übereinstimmend mit dem, was Camas aus Versailles mitbrachte, war diese in Berlin gemachte Eröffnung doch durch ihren Schluß eigentümlich und sehr bemerkenswert. Valory warnte vor einem Bündnis mit dem Kaiser oder gar mit England; die beste, die einzig vorteilhafte Allianz für Preußen sei die französische; im Einverständnis mit Frankreich könne der König dereinst beim Tode des Kaisers seine Geschäfte auf mehr als eine Weise ordnen.

Der König sah die Vermutung bestätigt, die er schon im Juni dem Obersten Camas ausgesprochen hatte, daß die französische Politik auf den Augenblick dieses Todesfalles schon vorbereitet sei.

In Podewils' Berichte überraschte ihn weiter die Kunde, daß ein bayrischer Gesandter in Berlin eingetroffen sei, Graf Törring, der Sohn des einflußreichsten unter den Beratern des Kurfürsten. Es war bekannt, daß sich der Bayer als den alleinberechtigten Erben des letzten Mannes vom Hause Habsburg betrachtete. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser beiden Meldungen hat König Friedrich noch von Wesel seinem Gesandten in Dresden den Auftrag erteilt, den Plan auszukundschaften, den sich der sächsische Hof für das Ableben Karls VI. gemacht haben werde. Welche Aufgaben er sich selber für die Zukunft stellte, das hat er in diesen Tagen seinem Freunde Camas in vertraulichen Gesprächen dargelegt, von deren Inhalt leider keine Kunde auf uns gekommen ist.

Seine Antwort an den Kardinal, mit der Camas am 9. September zurückging, erwiderte in allgemeinen Wendungen die Beteuerung der Interessengemeinschaft der beiden Staaten, mit der verständlichen Nutzanwendung: „Ein klein wenig mehr guter Wille von seiten des Königs von Frankreich würde diese Bande auf ewig festigen können." Dazu eine vielsagende Erinnerung an die Vergangenheit: „Vordem leistete Gustav Adolf Frankreich seine Dienste, aber Schweden ist heute nicht mehr, was es damals war, und, was schlimmer ist, Schweden hat keinen Gustav Adolf mehr."

Camas erhielt den Auftrag, eine schriftliche Erklärung zu beschaffen, laut deren Frankreich den Pfalzgrafen von Sulzbach beim

Tode des pfälzischen Kurfürsten zu einem Vergleich mit Preußen zu bewegen verspräche. Zu dem Abschluß einer Allianz aber, die der Vertrag von 1739 vorsah und die den Franzosen am Herzen lag, wollte sich der König nicht herbeilassen. „Ruhig abwarten" — das war jetzt seine Losung, wie er sie demnächst, am 22. September, in einem Schreiben an Podewils aussprach: „ruhig abwarten, wie die europäische Krisis sich abwickeln wird und was die Krone Frankreich zu bieten belieben wird, um ihre Vorliebe für Preußen zu erhärten."

Noch vor wenigen Wochen hatte er Camas das Geständnis abgelegt, daß er einer Abkunft mit den Franzosen vor der mit den Engländern den Vorzug geben werde. Jetzt schien die Verständigung mit Frankreich in unsichere Ferne gerückt; aber es fehlte viel, daß diese Wendung der in Hannover eingeleiteten Verhandlung zugute gekommen wäre.

Dort hatte seit Ende Juni Graf Truchseß von Waldburg am Hofe Georgs II. die huldvollste Aufnahme gefunden. So voll indes des Grafen erste Berichte von den ihm gegebenen Freundschaftsversicherungen waren, so wenig war seinem Auftraggeber damit Genüge geschehen. „Bisher," schrieb Friedrich am 9. Juli, „haben sie nur auf den Busch geklopft." Seine Sprache war so offen und deutlich wie möglich: Notgedrungen hat sich Preußen an Frankreich angeschlossen, das ist zurzeit sein Verbündeter, will man Preußen von Frankreich abziehen, so bedarf es der Realitäten, keiner luftigen Komplimente. „Bieten sie nichts, so schließen wir wahrlich nicht." Immer wieder bezeichnet er die drei greifbaren Gegenstände, auf die es ankomme: Entgegenkommen in der bergischen Frage, in der vor zwei Jahren der König von England mit den anderen gemeinsame Sache gegen Preußen gemacht hat; Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Ostfriesland, die von Hannover seit der reichsrechtlichen Verleihung der Anwartschaft an Kurfürst Friedrich III. bestritten worden sind; endlich Auseinandersetzung wegen Mecklenburg: hier ist das auf Erbverbrüderung beruhende preußische Nachfolgerecht beeinträchtigt durch die Verpfändung von acht Ämtern, die sich Hannover 1719 als Sicherheit für die Kosten einer ihm mit Umgehung Preußens und des Herzogs von Braunschweig, der Mitdirektoren im niedersächsischen Kreise, einseitig übertragenen Reichsexekution hat einräumen lassen. Diese letzte Frage bezeichnete König Friedrich als nicht dringlich; um so unaufschiebbarer erschien ihm die Erledigung der beiden ersten.

Die Antworten, die Truchseß erhielt, blieben ausweichend. Dagegen sprach man in Hannover nach wie vor von der Notwendigkeit, die Bande der Freundschaft, der Verwandtschaft, der Nachbarschaft zu festigen. Zu wiederholten Malen regte Georg II. eine persön-

liche Begegnung mit seinem königlichen Neffen an. Auf die erste Andeutung ließ Friedrich antworten, Zusammenkünfte würden unter großen Herren fast immer für die Freundschaft eine Klippe. Etwas später, im Begriff über Baireuth nach dem Rhein abzureisen, schrieb er an Truchseß, er würde den Weg über Hannover genommen haben, wenn man ihm positiver geantwortet hätte, statt Winkelzüge zu machen; wolle der König Georg sich noch erklären, so könne man sich vielleicht in Wesel treffen, bei Gelegenheit der Rückreise nach England. Von Wesel aus beschied er dann den Gesandten nach Herford, dort auf der Durchfahrt einen mündlichen Bericht entgegenzunehmen. Über Hannover, so teilt er ihm mit, wird auch der Rückweg nicht führen: „Der Grund, weswegen ich diesmal nicht das Vergnügen haben kann, dem König von England meinen Besuch zu machen, ist das Fieber, das mich befallen hat, die wahrste und natürlichste Entschuldigung von der Welt."

Noch eine andere Enttäuschung stand dem Oheim bevor. Das Fieber verhinderte den König von Preußen nicht, die Rückreise bei den Verwandten in Wolfenbüttel zu unterbrechen. Am 20. September verlobte er in dem Lustschlosse zu Salzdahlum, wo ihm vor sieben Jahren die Hochzeit ausgerichtet worden war, seinen Bruder August Wilhelm mit der Prinzessin Luise Amalie, der Schwester seiner Gemahlin.

Eine neue Familienverbindung war schon während des Besuches zur Sprache gekommen, den der Kronprinz im Jahre 1738 am Hofe seines Schwagers, des Herzogs Karl, abgestattet hatte. Ende 1739 hatte König Friedrich Wilhelm I. die Sache zu betreiben angefangen, und der junge Hof zu Rheinsberg verfolgte den Verlauf mit lebhaftem Anteil. Weniger erfreut war von ihrem englisch-hannoverischen Standpunkt aus die Königin Sophie Dorothea, aber auch sie trat dem Plan endlich näher. Immer war, als Friedrich Wilhelm I. starb, eine Wahl zwischen den zwei in Betracht kommenden braunschweigischen Prinzessinnen noch nicht getroffen. In den ersten Wochen der neuen Regierung stellten nun die leidigen Erörterungen über die Truppenlieferung den Heiratsplan wieder in Frage. „Er wünscht die Vermählung aufrichtig, aber nicht ohne das Regiment" — dahin faßte die neue Königin den Standpunkt ihres Gemahls zusammen; sie beschwor ihre Verwandten, den verhaßten Hannoveranern, die alle Hebel ansetzten, nicht das Feld zu lassen. Das Hindernis war dann glücklich beseitigt worden; nun gab auch die Königin-Mutter, zu der die Königin Elisabeth ein vortreffliches Verhältnis zu gewinnen gewußt hatte, ohne inneren Vorbehalt die Zustimmung zu dem Verlöbnis ihres Sohnes mit der Prinzessin Luise Amalie, und Ende Juli hatte man während eines verwandtschaftlichen Besuches der braunschweigischen Herrschaften

in Berlin verabredet, daß bei dem Gegenbesuch des Königs und des prinzlichen Bräutigams die Verlobung gefeiert und kundgegeben werden sollte.

Das Geheimnis war bis dahin auf das sorgfältigste gewahrt worden, und die Überraschung, die Verstimmung des englischen Hofes war jetzt um so größer, als die Londoner Presse bereits eine Tochter des Königs Georg als die Auserwählte des Prinzen bezeichnet hatte. Hatte doch Georg selber in der Instruktion für jene Sendung Münchhausens nach Berlin sogar die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß König Friedrich sich von seiner braunschweigischen Gemahlin scheiden lassen möchte: für diesen Fall sollte Münchhausen „die vormalige Dispositiones für Unsere Tochter Prinzessin Amalie zu unterbauen sich bestens angelegen sein lassen". Zu der Niederlage, welche die britische Heiratspolitik vor zehn Jahren in Berlin erlitten hatte, war jetzt eine neue gekommen.

Daheim war auf die frohe Kunde aus Salzdahlum die regierende Königin „außer sich vor Freude". Die Königin-Mutter wußte sich zu finden: „ihre zärtliche Liebe für den König wird sich nie wandeln", der Bräutigam brauche mithin keinen schlechten Empfang zu gewärtigen — so meldete es die Prinzessin Ulrike dem Lieblingsbruder Wilhelm in einem eiligen Glückwunschbrieflein, das sie den Reisenden entgegensandte. Am 23. September waren die beiden fürstlichen Brüder wieder in Potsdam.

In der Hauptstadt harrte des Königs schon seit Mitte August ein kaiserlicher General, Graf Batthyany, mit den Glückwünschen Kaiser Karls VI. zur Thronbesteigung. Die Wahl eines Abgesandten von der Geburt und dem Range dieses ungarischen Magnaten war, wie in Wien geflissentlich gesagt wurde, wesentlich mit Rücksicht auf die neue Königin getroffen worden, die man als Nichte der Kaiserin Elisabeth zu dem engsten Familienkreise zählte. Freilich, daß man durch die Königin nichts bei ihrem Gemahl erreichen werde, mußte man sehr bald sich sagen. „Sie ist," schrieb ein Berichterstatter nach Wien, „eine sehr liebenswürdige, eine sehr gescheite Fürstin; aber weder sie noch irgendeine Frau sonst auf der Welt hat bisher einen Schatten von Macht über diesen Fürsten gewonnen."

Außer Glückwünschen brachte Batthyany nichts. Von Jülich und Berg, von dem, was die Jahre daher zwischen den beiden Höfen vorgefallen war, schwieg er so gut, wie die Minister in Wien gegen den Obersten von Münchow sich ausgeschwiegen hatten. „Es ist die Marotte dieser Leute," schrieb Podewils nach Batthyanys Ankunft an den König, „daß sie sich einbilden, alle Welt muß sie suchen, eine Vorstellung, von der sie ihr gegenwärtiger Zustand doch zurückgebracht haben sollte."

Eine wirkliche Verhandlung leitete nicht der vornehme Würden-

träger ein, sondern ein kurz nach ihm eingetroffener geheimer Agent, ein Jude, der für den Kaiser einen Vorschuß von einigen Millionen aus dem preußischen Staatsschatze zu bekommen suchte; als Sicherheit bot er den Pfandbesitz eines Grenzstriches von Schlesien, wohin dann aber keine preußischen Garnisonen gelegt werden sollten. Der König ließ diesem Finanzmanne durch Podewils bedeuten, daß gegen wirkliche und bedingungslose Verpfändung schlesischen Landes sich ein Geschäft würde machen lassen. Dem Grafen Batthyany wurden nur dieselben Ehren gewährt, mit denen der Oberst von Münchow in Wien ausgezeichnet worden war, nicht die feierliche Auffahrt und der große Empfang, die der Vertreter des Kaisers beanspruchte. Der Kaiser, so mußte Podewils dem Gesandten erklären, sei nur primus inter pares, der König von Preußen halte sich ihm durchaus gleich. Kühl und gemessen, wie Podewils, war nachher auch der König, als Batthyany ihm gegenüberstand. In Wien war man betreten, suchte nach einer Erklärung und fand heraus, daß persönliche Abneigung gegen Batthyany aus der Zeit des Rheinfeldzuges von 1734 die Ursache sein möge.

Zugleich aber ergriff man eine Gelegenheit, den König die Oberherrlichkeit Kaiserlicher Majestät nachdrücklich und schroff fühlen zu lassen.

Der Bischof von Lüttich, der überall Lärm schlug, hatte vor allem bei Kaiser und Reich seine Klagen gegen Preußen über Friedbruch und Vergewaltigung angebracht. Das kurmainzische Reichstagsdirektorium verweigerte anfänglich der in sehr heftigem Tone gehaltenen Beschwerdeschrift die ordnungsmäßige Mitteilung an die Reichsstände, bis nun der kaiserliche Prinzipalkommissarius die Sache beim Reichstag anhängig machte. Ohnschwer sei zu ersehen, heißt es in dem am 12. Oktober zu Regensburg veröffentlichten Kommissionsdekret, „wie der König in Preußen von hitzigen und derer Reichssatzungen ganz und gar ohnkundigen, annebst mehr auf ihren Eigennutz als auf Ihres höchsten Herren Prinzipalens wahres Interesse bedachten Ratgebern zu derlei im Reiche nie erhörten Verfügungen verleitet worden". Dieser Anklageschrift war beigeschlossen ein „geschärftes Dehortatorium" des Kaisers an den König von Preußen, das ihm in strengen Worten die sofortige Räumung des Lütticher Gebiets und die „Wiedererstattung alles Erpreßten" anbefahl.

Ein Abmahnungsschreiben, das in Berlin nie überreicht worden ist; man lernte es dort erst aus der Regensburger Druckschrift kennen und war um so mehr überrascht, als die kaiserlichen Minister in Wien zu dem preußischen Gesandten ganz ohne Erregung über die Vorgänge an der Maas gesprochen und ihm versichert hatten, daß allen weiteren Schritten jedenfalls freundschaftliche Vorstellungen durch

den kaiserlichen Residenten in Berlin vorangehen würden. Die auffällige Sinnesänderung, so spät sie kam, war doch nicht wohlbedacht; die richtige Zeit war verpaßt, denn schon war der erste Kampfeszorn des Bischofs verflogen. Hinter dem König hergereist, boten seine Bevollmächtigten in Berlin gütlichen Vergleich, zumal da sie den Eindruck gewannen, daß das Dehortatorium, welches der kaiserliche Resident Demeradt zwar ihnen zu ihrem Troste zeigte, aber nicht dem Könige zu überreichen wagte, eine gar stumpfe Waffe sei. Die früher von dem streitbaren Bischof stolz zurückgewiesenen Bedingungen waren jetzt annehmbar; gegen die Zahlung von 200 000 Talern erwarb er die Besitzrechte über das unfriedsame Herstal; seine Abgesandten aber wurden in Rheinsberg huldvoll zur Abschiedsaudienz zugelassen und zogen mit ihren Ehrengeschenken in ihre Heimat ab.

Am 20. Oktober war der Vertrag unterzeichnet worden, und erst am 22. kam die Nachricht von den Vorgängen in Regensburg nach Berlin. Podewils, der sonst gern beschwichtigte, konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, dieser wenig freundliche Schritt lasse erkennen, wie man in Wien gegen Preußen ins Feuer blase, und wessen man sich von diesem Hofe in Fragen von größerer Bedeutung werde versehen müssen.

Der König in hellem Zorn schrieb ihm aus Rheinsberg zurück, man solle den Österreichern derb die Wahrheit sagen: „Man muß sie zu ärgern suchen, wie und wo man immer kann, das tut uns nicht wohl und nicht wehe."

Da dieser Vorsatz ausgesprochen ward, weilte Karl VI. nicht mehr unter den Lebenden. Der geharnischte Erlaß gegen den König von Preußen war des Kaisers letzte wichtigere Regierungshandlung gewesen. Am 20. Oktober starb der Letzte vom Stamme Habsburg auf seinem Lustschloß Favorita vor Wien eines unerwarteten Todes, erst 55 Jahre alt.

„Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt," so hatte Friedrich vor drei Jahren vorhergesagt[1]), „welche Umwälzungen würde man in der Welt erleben!" Jetzt schrieb er an dem 26. Oktober, da er die Todesbotschaft aus Wien erhielt: „Es ist der Augenblick der völligen Umwandlung des alten politischen Systems; der Stein hat sich gelöst, den Nebukadnezar auf das Bild von vier Metallen rollen sah und der sie alle zerstörte. Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig."

Wenn er als Kronprinz während des letzten Türkenkrieges von Kampf und Sieg gehört hatte, so hatte ihm das Herz gepocht, wie er einmal sagt, gleich dem Schauspieler, der begierig ist, daß die

[1]) S. 158.

Reihe an ihn kommt, seine Rolle zu spielen. Sein Stichwort war ihm jetzt gegeben.

Er hatte nicht ahnen können, daß die Lebenstage dem letzten Habsburger so karg zugemessen waren. Früher denn diese Kunde mußte er eine andere erwarten, den Tod des Besitzers von Jülich und Berg, des alten zweiundsiebzigjährigen Kurfürsten von der Pfalz, der schon so oft am Sterben gesagt worden war, und andere Entschließungen würden von ihm geheischt worden sein. Überrascht aber hat ihn das plötzliche Ereignis nicht. „Ich gehe nicht nach Berlin," schreibt er am 28. Oktober; „eine Bagatelle wie der Tod des Kaisers erfordert nicht große Bewegungen. Alles war vorhergesehen, alles war vorherbedacht. Also handelt es sich nur um die Ausführung von Entwürfen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe."

Dritter Abschnitt

Vorbereitung der Unternehmung auf Schlesien

Den brandenburgischen Patrioten war es unvergessen, daß es in Schlesien ein verlorenes Gut gab, welches die Altvordern gegen das Haus Habsburg nicht zu behaupten vermocht hatten. Der alte Kanzler von Ludewig in Halle hatte kaum die Nachricht von des Kaisers Tode erhalten, als er die Anzeige an seinen jungen König nach Rheinsberg sandte, daß er seit vierzig Jahren die Belege für die preußischen Ansprüche auf Schlesien gesammelt habe; er bezeichnete als den, durch welchen er dazu veranlaßt worden sei, den verstorbenen Minister von Ilgen, den Berater dreier Herrscher, den sein dankbarer König Friedrich Wilhelm einen alten treuen brandenburgischen Vater genannt hatte. Ilgen, so setzte Ludewig hinzu, sei der Meinung gewesen, daß beim Erlöschen des Mannsstammes vom Hause Österreich, über kurz oder lang, diese Ansprüche erhoben werden würden.

An demselben 1. November, an dem Ludewig dies aus Halle schrieb, machte von Kleve aus der Kammerpräsident von Rochow auf einen alten Entwurf des Großen Kurfürsten zur Erwerbung von Schlesien aufmerksam, dessen Urschrift sich vor neun Jahren auf dem königlichen Vorwerke Ruhleben bei Spandau in einem vergessenen Schreibspinde aufgefunden hatte. Der Fund sei ihm lieber als ein Geschenk von 100 000 Dukaten, hatte Friedrich Wilhelm I. damals gesagt, und Rochow hielt es jetzt für seine Pflicht, den Nachfolger auf das Wort des Vaters und den Plan des Ahnherrn hinzuweisen. König Friedrich antwortete dankend, daß er die Schrift kenne; sein Vater wird sie ihm gegeben haben, und wenn sein Vorhaben seit lange bedacht war, so wird die Erinnerung an den Entwurf des Urgroßvaters ihren Anteil an dem Entschlusse gehabt haben.

Der Mahnung durch die beiden treuen Alten bedurfte es also nicht. Gleich auf die erste Nachricht hatte der König einen seiner Minister und einen seiner Generale, Podewils und Schwerin, nach Rheinsberg beschieden, zu einem Staatsrate denkwürdigster Art.

Der feingebildete, weltmännisch gewandte Kurt Christoph von Schwerin, als tapferer Soldat wie als kluger Diplomat gleichmäßig bewährt, stand seinem Gebieter seit lange persönlich nahe und war von ihm bald nach dem Thronwechsel zum Feldmarschall befördert und in den Grafenstand erhoben worden. Der Kabinettsminister von Podewils, seit Thulemeiers Tode für die Leitung des auswärtigen Ministeriums allein verantwortlich, hatte eine Vertrauensstellung bis jetzt nicht eingenommen.

Mit unantastbarer Pflichttreue und unermüdlicher Arbeitskraft, mit treffendem Urteil über Personen und Verhältnisse, der genauesten Kenntnis des diplomatischen Terrains und glattester Fertigkeit in den Künsten der Verhandlung, verband Heinrich von Podewils, damals im sechsundvierzigsten Jahre stehend, eine Scheu vor durchgreifenden Entschlüssen und vor dem Einlenken in ungewohnte Bahnen, eine Vorsicht und Ängstlichkeit, in der sein jetziger Gebieter einen Erbfehler der preußischen Staatsmänner aus der Schule des alten Ilgen zu erblicken geneigt war. Nicht ohne Grund führte Podewils in einer vor mehreren Jahren in der Hauptstadt zusammengetretenen geselligen Vereinigung den Beinamen „der Fürsichtige"; und als ein „Zitterer von Natur", als ein Mann, der bei dem bloßen Wort Krieg zusammenfahre, galt er den Vertretern fremder Mächte. Aus der späteren Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms besitzen wir von Podewils' Hand eine Denkschrift, in der er mit sorgenvollem Blick in die Zukunft schaut: sie wird den Staat vor zwei große Aufgaben stellen, denn sowohl in Ostfriesland wie in Berg hat Preußen bei dem in naher Aussicht stehenden Erlöschen der regierenden Häuser Erbrechte wahrzunehmen; die Gleichzeitigkeit zwiefachen Anheimfalls so bedeutender Länder wird, so fürchtet Podewils, den Neid der Nachbarn verdoppeln und die Durchführung der Ansprüche schwer, vielleicht unmöglich machen. Zurzeit war es sein größter Kummer, daß der neue Monarch sich nicht entschließen wollte, eine starke Bundesgenossenschaft, ein festes politisches System zu wählen. Kurz vor des Kaisers Tode unterhielt sich der Minister eines Tages mit dem dänischen Gesandten, General Prätorius; das Gespräch berührte die Aussichten auf einen allgemeinen Krieg, und Podewils meinte: „gaudeant bene armati"; der Däne aber: „gaudeant bene confoederati". „Sie haben recht," gab ihm Podewils zu, „aber Sie wissen, mein Rat wird nicht gehört." Sintemal nun eben in dieser bedenklichen Zeitlage die Nachricht aus Wien die europäischen Schwierigkeiten noch zu erhöhen schien, so setzte der Minister wieder eine seiner Denkschriften auf, um die durch das große Ereignis geschaffene Weltlage nach allen Seiten zu beleuchten und auf die voraussichtlichen Vorteile dieses Zustandes für die Aufgaben der preußischen Politik, so wie er sie verstand, hinzuweisen.

Er mochte die Feder kaum aus der Hand gelegt haben, als der Befehl des Königs ihn nach Rheinsberg rief. Und hier vernahm er nun, wie es in Absicht stand, um Schlesiens willen den bergischen Erbansprüchen gut und gern den Rücken zu kehren und sie nur noch als Ausgleichungswerte in Ansatz zu bringen. Was seit Jahren vor den Augen des Ministers als ein ebenso lohnender wie schwer zu erreichender Gewinn geschwebt hatte, das erschien jetzt keines Streiches wert neben dem hohen Ziel, das sich der König steckte.

Der Entschluß stand fest. Nur über Mittel und Wege der Ausführung wurden Podewils und Schwerin zu Rate gezogen. Drei Tage lang weilten sie in Rheinsberg. Die Verhandlung war so lebhaft und ununterbrochen, daß der König zu Mittag gegen seine Gewohnheit an der Tafel der Königin ausblieb. Am zweiten Tage (29. Oktober) faßten die beiden Vertrauten den Inhalt der Beratungen, soweit sie der politischen Seite der Frage gegolten hatten, in einer Denkschrift zusammen, und Podewils gab ihr mit mehr diplomatischer Feinheit als protokollarischer Treue eine Form, in der die wirkliche Meinung des Königs offenbar nicht zum klaren Ausdruck gelangt ist.

Zwei Möglichkeiten, sagt die Denkschrift, bieten sich dar: Friedliche Erwerbung Schlesiens auf dem Wege der Verhandlung mit dem Wiener Hofe unter Vermittlung der Seemächte, oder gewaltsame Eroberung im Anschluß an Frankreich und dessen Freunde.

Der erste Weg erscheint den Verfassern der Denkschrift als der sicherste, den geringsten Zufälligkeiten ausgesetzte. Vielleicht daß der Wiener Hof in der Bedrängnis seinerseits Verhandlungen eröffnet, Anerbietungen macht; sollte er aber zögern, so mag man, um Zeit zu gewinnen, selber das Eis brechen. Man bietet die Verteidigung der österreichischen Erblande, die brandenburgische Kurstimme für den Gemahl der Erbtochter Karls VI., den Verzicht auf die jülich-bergischen Ansprüche, denen Österreich bisher so entgegen gewesen ist; man bietet endlich ein paar Millionen aus dem preußischen Schatze. Führt die Verhandlung in Wien zum Ziel, so ergänzt man das preußisch-österreichische Bündnis durch die Einladung der Seemächte und Rußlands; stößt die Verhandlung auf Schwierigkeiten, so ersucht man diese Mächte, ihre Vermittlung eintreten zu lassen, immer unter dem Gesichtspunkt, daß es, wie vordem zu den Zeiten Ludwigs XIV., die Übermacht Frankreichs einzuschränken gilt.

Sind alle Bemühungen, den Wiener Hof entweder durch unmittelbare Verhandlung oder durch fremde Vermittlung zu gewinnen, vergeblich gewesen, dann steht der zweite, der entgegengesetzte Weg noch offen. Man stellt sich auf die Seite Frankreichs, man schließt mit den Höfen von München und Dresden unter Anerkennung ihrer Ansprüche auf die österreichische Erbschaft einen Teilungstraktat und

unterstützt die Bewerbung des Kurfürsten von Bayern um die Kaiserkrone; man muß sich dabei durch Allianzen oder Diversionen zu decken suchen gegen einen etwaigen Angriff von russischer Seite. Für die Hilfleistung bei der Eroberung von Schlesien wird man auch in diesem Falle Jülich und Berg den Bundesgenossen preisgeben können.

„Dies sind," so fährt die Denkschrift fort, „die beiden einzigen Pläne, über die uns zu unterhalten Eure Majestät uns gestern die Ehre gegeben haben; wir sprachen dann noch von einem dritten."

Sollte nämlich Sachsen sich regen und mit bewaffneter Hand in Böhmen oder Schlesien eindringen, so würde der König, meinten Podewils und Schwerin, berechtigt sein, in bezug auf Schlesien dem Beispiel zu folgen, um sich nicht ganz umstellen und den Kriegschauplatz nicht an seinen Grenzen aufschlagen zu lassen; er würde damit den Vorteil gewinnen, mit einem Faustpfand in der Hand unter ganz anderen Aussichten die Verhandlung wegen der Abtretung zu eröffnen.

Obgleich nun die Denkschrift nichts davon sagt, hat der König ohne Frage das, was Podewils und Schwerin nur eintretendenfalls getan wissen wollten, in den mündlichen Beratungen als unter allen Umständen geboten hingestellt: die Besitzergreifung nicht nach, sondern vor der Verhandlung. Nur so versteht sich am Schluß der Denkschrift der Hinweis auf den dritten Weg, den Weg der Gewalt: trotz der äußeren Einkleidung nicht eine von den beiden Beratern ausgegangene Anregung zu vorgängiger Besitzergreifung, eine Anregung, die von dem abwiegelnden Standpunkt beider widersinnig gewesen wäre, sondern in Wahrheit lediglich der Versuch, den Angriffsplan durch die Stellung einer Vorbedingung auf einen bestimmten Fall einzuschränken. Nur so versteht sich weiter der schriftliche Austausch von Gründen und Gegengründen, der nach Podewils' Rückkehr nach Berlin zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat, und bei dem die Frage sich dahin zuspitzt, ob der König einen der drei Wege der Denkschrift, oder ob er seinen eigenen Weg, gerade auf das Ziel zu, gehen wird.

„Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen," schreibt Friedrich am 1. November an den Minister; „wenn man im Vorteil ist, soll man ihn für sich geltend machen oder nicht? Ich bin bereit, mit meinen Truppen und mit allem; mache ich mir das nicht zunutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Bestimmung ich verkenne; nütze ich es aus, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, mich der Überlegenheit, die ich über meine Nachbarn habe, zu bedienen."

Es ist, als hätte Friedrich, da er diese Worte schrieb, gewußt, wie man in Wien über seinen Vater gesprochen hatte. „Der König

von Preußen wird nicht marschieren lassen, denn er ist ein Poltron," das hatte sich Graf Sinzendorff, der Hofkanzler, wenn ihm einmal wegen Preußens bange ward, zum Troste sagen lassen; von dieser Rechnung war die Politik des Wiener Hofes gegen Friedrich Wilhelm I. immer ausgegangen.

Im Besitze jener Zeilen schrieb Podewils an Schwerin, die Hitze nehme zu statt zu verfliegen, und so werde ihnen beiden angesichts der Wirkungslosigkeit ihrer Vorstellungen nur der Ruhm des Gehorsams übrig bleiben.

Der Minister machte einen letzten Versuch, indem er dem „Problem" des Königs den Erfahrungssatz entgegenhielt (3. November), daß selbst bei anscheinend großer Überlegenheit das Glück auf die Dauer sich einer kriegerischen Unternehmung nur zu oft versagt habe. Die Kehrseite der Medaille sehe oft sehr anders aus. Er erinnert an Karl Gustav von Schweden, der Polen ganz erobert und ganz wieder verloren habe, an Ludwig XIV., dem es nach der schnellen Eroberung von Holland nicht anders ergangen sei. So tue auch der Stärkste vor dem Eintritt in einen Krieg wohl daran, wie Frankreich im Jahre 1733, sich für alle Fälle den Rückhalt einer Bundesgenossenschaft zu sichern. Und Preußen sei kein abgerundeter und straff einheitlicher Staat wie Frankreich, sondern die Zerrissenheit seines Gebiets zersplittere seine Wehrmacht. Rücken, Flanken, Herz seien an mehr als einer Stelle jedwedem Angriff bloß.

Friedrich war sich der Verantwortlichkeit seiner Entschließung voll bewußt. „Die großen Ereignisse," schreibt er in diesen Tagen sehr ernst, „folgen sich seit einer Woche Schlag auf Schlag und geben der Politik Arbeit genug, und die Dinge beginnen einen so ernsten Gang zu gehen, daß es einer mehr als gewöhnlichen Klugheit bedarf, um sich durchzufinden, und daß man, um das Richtige zu treffen, in die Zukunft eindringen und im Buche des Schicksals die Konjunkturen und Kombinationen der kommenden Zeiten lesen müßte."

Er sandte nun am 6. November dem Minister in ausführlicher Begründung seine „Ideen über die anläßlich des Todes des Kaisers zu entwerfenden politischen Projekte" und bat ihn, mit aller möglichen Freiheit seine Einwände zu machen. Gegen den Lehrsatz, daß kein Krieg begonnen werden darf ohne Bundesgenossen, beharrt er bei seiner These, daß die volle Schlagfertigkeit unbedingt Preußens Hauptvorteil, seine Stärke ist und ihm zur Stunde eine unendliche Überlegenheit über alle europäischen Mächte verschafft. Warten, bis Sachsen und Bayern mit dem Angriff das Beispiel geben, heißt völlig gegen das Interesse Preußens den sächsischen Nachbar sich vergrößern lassen. Der Minister verlangt nach Bundesgenossen: der König entgegnet ihm in dem klaren, einfachen Grund-

gedanken, von dem alle seine politischen Kombinationen seit der Thronbesteigung ausgegangen waren: „England und Frankreich sind miteinander überworfen; wenn sich Frankreich in die deutschen Angelegenheiten mischt, wird England es nicht dulden können, und auf diese Art wird eine der beiden entgegengesetzten Parteien mir allemal eine gute Allianz bieten; wenn man seine Rechnung bei England und Holland nicht findet, wird man sie sicher bei Frankreich finden."

Diese beiden großen Parteien wiegen sich also gegenseitig auf. Eines besonderen Gegengewichtes aber bedarf Rußland. Gegen Rußland, so führen des Königs „Ideen" aus, gibt es allerhand Mittel; schlimmstenfalls eine Kriegserklärung der Schweden. Und stirbt gar die kranke Kaiserin Anna, so hat Rußland vollauf im Innern mit sich selbst zu tun.

Aus seiner ganzen Beweisführung schließt der König, „daß man vor dem Winter sich in Besitz von Schlesien setzen und während des Winters unterhandeln muß. Dann wird man immer Partei nehmen können, und bereits im Besitz werden wir mit Erfolg unterhandeln, während wir bei einem anderen Vorgehen uns aus unserem Vorteil setzen. Bei einer einfachen Unterhandlung werden wir nie das geringste bekommen, oder man wird uns sehr lästige Bedingungen auferlegen, um uns Kleinigkeiten zu gewähren."

Podewils erhielt diese „Ideen" noch am Abend des 6. November; er verwandte die Nacht darauf, die Einwände, die der König verlangte, zu Papier zu bringen. Da soeben die Nachricht eingetroffen war, daß der Kurfürst von Bayern seine Ansprüche auf die österreichische Erbschaft in Wien angemeldet hatte, und da der sächsische Resident schon vorher Podewils mitgeteilt hatte, daß der König von Polen einem von Bayern gegebenen Beispiel zu folgen veranlaßt sein werde, so war die Vorbedingung, an welche Podewils und Schwerin in Rheinsberg die preußische Schilderhebung hatten knüpfen wollen, in gewisser Weise jetzt erfüllt. Und so tritt denn Podewils im Kampfe sichtlich den Rückzug an. Er warnt noch einmal, die sichere Erwerbung des Herzogtums Berg der unsicheren von Schlesien zu opfern. Er erschöpft noch einmal alle Möglichkeiten: daß der Wiener Hof unter Preisgebung seiner Niederlande sich den Franzosen in die Arme wirft oder den Kurfürsten von Bayern sich erkauft, oder daß die Sachsen und Hannoveraner in grenznachbarlicher Eifersucht gegen Preußen auf die Seite Österreichs treten und sich durch die Truppen anderer Reichsstände und durch Dänen verstärken; daß Rußland 30 000 Mann für den ihm verbündeten Wiener Hof marschieren läßt oder daß die Polen in die Neumark einfallen — alles Einwände, welche die Zuversichtlichkeit des Königs schon zuvor als nicht stichhaltig abgewiesen hatte,

und denen jetzt vor allem wieder der Lieblingssatz entgegengehalten wurde, daß den von Frankreich Angegriffenen immer England, den von England Angegriffenen immer Frankreich unterstützen werde. Und wenn nun vollends noch die Nachricht kam, daß auch der König von Sardinien sich rege und sich rüste, so schloß der König am 7. November in seiner Antwort an Podewils die am 28. Oktober begonnene Debatte mit der Mitteilung, daß er die Befehle an die Regimenter für die Mobilmachung heute ausgefertigt habe.

Zwei Tage darauf erhielt er die Nachricht von dem lang erwarteten Ableben der Kaiserin von Rußland, die acht Tage nach Kaiser Karls Tode ihren schmerzhaften Leiden erlegen war. Jene Lücke in seinem politischen Ansatz war ausgefüllt. „Gott begünstigt uns und das Geschick steht uns bei" — schrieb er an Podewils.

Die Entscheidung war gefallen. Nachdem von Anbeginn das Ziel fest vorgesteckt war, so war nun auch der Weg zum Ziele bezeichnet; gleichzeitig mit dem diplomatischen Feldzug sollte der militärische eröffnet werden; für den einen wie für den anderen begannen die Rüstungen. Zugleich ward der Kanzler Ludewig nach Berlin beschieden und mit der Darlegung der Rechtsansprüche betraut.

Man darf nicht voraussetzen, daß der König über die Einzelheiten der Rechtsfrage unterrichtet gewesen ist. Aber wie er schon vor Jahren die Todesstunde des letzten Habsburgers als den Zeitpunkt der Katastrophe der österreichischen Macht bezeichnet hatte, und wie ihm der vormals für den jetzt eingetretenen Augenblick entworfene Plan des großen Kurfürsten wohlbekannt war, so wußte er eben nicht anders, als daß ein großer Teil Schlesiens seinem Hause seit lange mit List und Gewalt vorenthalten worden sei. Das Gutachten, das der alte Rechtslehrer sofort und ungefragt ihm einreichte, lautete so positiv und anspornend wie möglich. Und daß Friedrich schon in diesem ersten Stadium der Vorbereitung auch mit der juristischen Seite sich beschäftigte, beweist die Anfrage, ob Schlesien Mannlehen oder Weiberlehen sei, die er am 6. November an Podewils richtete, sowie der selbigen Tags dem Kanzler Ludewig erteilte Auftrag, einen kurzen und deutlichen Auszug aus seinen Sammlungen zur persönlichen Belehrung des Königs einzusenden. Auch gehen jene nur für Podewils bestimmten „Ideen", die erste Denkschrift über die schlesische Angelegenheit aus Friedrichs Feder, von dem Satze aus: „Es ist gerecht, an seinen Rechten festzuhalten und die Gelegenheit des Ablebens des Kaisers zu ergreifen, um sich in Besitz der Rechte zu setzen."

Podewils hat sich dieser Voraussetzung gegenüber zu einem Einwand veranlaßt gesehen, den er ohne Zweifel schon in Rheinsberg erhoben hat: daß man diese Rechte besessen habe, aber nicht mehr

besitze: „So wohlbegründete Ansprüche das Haus Brandenburg ehedem auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, auch Ratibor und Oppeln, auf das Fürstentum Jägerndorf und den Kreis Schwiebus in Schlesien gehabt hat, so gibt es doch feierliche Verträge, auf die das Haus Österreich sich berufen wird und durch die das Haus Brandenburg sich, allerdings betrügerischerweise, hat verleiten lassen, auf so bedeutende Ansprüche gegen Kleinigkeiten zu verzichten." Indes, so setzte er hinzu, „man wird immer Mittel finden, diese alten Rechte wieder ins Leben treten zu lassen und sich über unerhörte Übervorteilung zu beschweren; man wird auch Geldansprüche hinzutreten lassen können, die Eure Majestät an das Haus Österreich zu machen hat und die sich auf ziemlich bedeutende Summen belaufen." Der Minister hatte die seit zehn Jahren ausstehenden Beträge einer Jahresrente von 100 000 Gulden im Sinne, die Österreich in Gemeinschaft mit Holland aus den Erträgen der Maaszölle vertragsmäßig an Preußen zu zahlen hatte.

Der König bemerkte dazu nur: „Die Rechtsfrage ist die Sache der Minister, ist Ihre Sache, es ist Zeit, insgeheim daran arbeiten zu lassen, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben."

Trotz dieser kurzen und etwas ungeduldigen Erledigung der Rechtsfrage hat Friedrich in der Folge doch Veranlassung genommen, eigenhändig einen Abriß seiner Ansprüche auf Schlesien zu entwerfen, der ersehen läßt, daß er sich in den großen Zusammenhang der Streitfrage — die österreichische Auffassung der Sachlage wird uns später beschäftigen — einen klaren Einblick verschafft hat.

Die Besitzer Schlesiens, so legt der Abriß dar, haben die preußischen Rechte so wohl zugegeben, daß sie mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Vertrag geschlossen haben, durch den der Kurfürst gegen den Kreis Schwiebus seinen Rechten auf die anderen Fürstentümer und Herzogtümer von Schlesien entsagen sollte. Die Verzichtleistung würde gültig sein, wenn nicht durch die schwärzeste Treulosigkeit der Kaiser Leopold den Kreis Schwiebus Friedrich I. entrissen hätte. Da also das Äquivalent, welches die Voraussetzung der Verzichtleistung war, zurückgegeben ist, so treten unsere Rechte vollständig wieder in Kraft, und die ganze Akte, die mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschlossen worden ist, wird null und nichtig.

Eingehender beschäftigt sich Friedrich sodann mit dem Verhältnis seiner schlesischen Ansprüche und seiner Unternehmung zu der Pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI., die, wie der Aufsatz ausführt, hier überhaupt nicht in Betracht komme, da man nicht erben könne, was den Erblassern gar nicht gehört habe. Doch gesetzt den Fall, die Pragmatische Sanktion solle hier gelten, so sei doch Preußen gar nicht veranlaßt, diese Erbordnung anzuerkennen.

Der König von Preußen habe dem Kaiser die Pragmatische Sanktion garantiert unter der Bedingung der Gewährleistung des Herzogtums Berg; nun aber habe der Kaiser seinen Vertrag verletzt, indem er seither den vorläufigen Besitz von Jülich und Berg dem Hause Sulzbach gewährleistet habe.

Wenn der König dem hinzufügt, daß der Kaiser an Preußen Berg oder ein Äquivalent an kaiserlichem Erbgute versprochen habe, und wenn er ein andermal erklärt, Schlesien werde ihm jetzt dieses Äquivalent sein, so beweisen diese Behauptungen, die buchstäblich allerdings nicht zutrafen, daß Friedrich in der Geschichte des Berliner Vertrages von 1728 immerhin bewandert gewesen ist. Bei den Vorverhandlungen hatten in der Tat die beiden Bevollmächtigten, der kaiserliche Gesandte Graf Seckendorff und der preußische Minister von Borcke, einen geheimen Artikel vereinbart, der den Kaiser verpflichtete, für den Fall einer dem preußischen Erbanspruch auf Berg ungünstigen Entscheidung des Reichshofrats dem König von Preußen „ein wahres Äquivalent ex propriis" zu geben. Nachher aber hatte der verschlagene Seckendorff seinem königlichen Gönner glaubhaft zu machen gewußt, daß es eines solchen Artikels nicht bedürfen werde, da ein Fall wie der vorausgesetzte nie zu erwarten sei; der Kaiser sei durch die klarsten Worte des Vertrages verpflichtet, Preußen im Besitze von Berg zu schützen; der Prozeß beim Reichshofrat, der schon hundert Jahre ruhe, werde nicht wieder aufgerührt werden; gesetzt, es geschehe doch, so habe Preußen so viel gutes Recht, daß es einen widrigen Ausgang nicht zu befürchten brauche, und selbst für den Fall, daß ein ungünstiges Erkenntnis erfolge, wer wolle es gegen den Kaiser und den König von Preußen ausführen? Friedrich Wilhelm I. hatte, wie so oft, durch die glatten Worte sich berücken lassen; sein Minister Borcke teilte die Zuversicht nicht und ließ sich zu seiner künftigen Sicherheit durch eine besondere Decharge bezeugen, daß der König selber ihn zu dem Verzicht auf die ausdrückliche Erwähnung des Äquivalents aus kaiserlichen Erblanden ermächtigt habe.

In vollem Widerspruch zu der Erklärung seines Bevollmächtigten und dem Sinn und Geist des Vertrages hatte nachher, als man auf die preußische Bundesgenossenschaft keinen Wert mehr legte, Kaiser Karl dem Reichshofrat befohlen, den Prozeß über Jülich und Berg wieder aufzunehmen. Das vertragswidrige Verhalten des Kaisers in der bergischen Frage war es gewesen, was den Kronprinzen Friedrich im Laufe der Zeit zu einem abgesagten Gegner der österreichischen Politik gemacht hatte: so stellt er auch jetzt bei der Abrechnung mit dem Wiener Hofe stark dies Verhalten in den Vordergrund. „Beachten wir vor allen Dingen," schreibt er noch nach Jahren in seinen Denkwürdigkeiten, „daß Kaiser Karl VI.

sich nicht einmal an die schlichte Garantie des Herzogtums Berg gehalten hat; sollte man sich der Treulosigkeit des Wiener Hofes opfern?" Zum Glück (par bonheur), so setzt er hinzu, habe ihn der Vertragsbruch des Kaisers der nachteiligen Garantie für die Pragmatische Sanktion enthoben.

„Wir würden uns blamieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollten" — mit dieser Voraussagung hatte der König den Podewilsschen Gedanken der einfachen Unterhandlung von sich gewiesen. Auch jetzt, wo die Entscheidung für die bewaffnete Unterhandlung gefallen war, hat er sich von vornherein einen Erfolg nicht versprochen. Immerhin, der Versuch sollte gemacht werden, und Podewils empfing den Befehl, im Rahmen des zu Rheinsberg in den Grundzügen festgestellten diplomatischen Operationsplans die Instruktionen zu entwerfen, an deren Hand der Gesandte in Wien beim Einrücken der Truppen in Schlesien dem Gemahl der jungen Königin von Ungarn die preußischen Anerbietungen und die preußischen Forderungen vortragen sollte. Auch die nach London, nach dem Haag und nach Petersburg zu machenden Mitteilungen mußten sorgfältig erwogen werden, da auf den Versuch, die Seemächte und Rußland zur Unterstützung des in Wien vorzulegenden politischen Programmes zu gewinnen, in dem Rheinsberger Plan ein so starker Nachdruck fiel. Auf der anderen Seite erforderte bei Verfolgung dieses Planes das Verhältnis zu Frankreich die behutsamste Schonung. Friedrich durfte sich unter den gegenwärtigen Umständen mehr denn je freuen, den Lockungen der allianzlüsternen Franzosen sich im vorigen Sommer standhaft verschlossen zu haben. Ich bin, sagte er, „gegen den Kardinal zu nichts verpflichtet und kann tun, was ich will." Immer aber mußten die Franzosen die langen Monate, durch die sich die Verhandlungen mit der Gegenpartei hinziehen konnten, bei guter Laune erhalten werden, damit man im äußersten Notfall ihre Bundesgenossenschaft zur Verfügung behielt; man muß ihnen, lautete Friedrichs Losung, „Samtpfötchen zeigen".

Podewils erhielt noch den Auftrag, „auf dem Anstand zu liegen", um alles zu erspähen, was in den Hirnen der beobachtenden „Luchse", der Diplomaten in Berlin, vorgehen könne. Der eine dieser Späher, vielleicht der geschickteste unter ihnen, jener längst verdächtig gewordene sächsische Graf Manteuffel, wurde, durch kein Kreditiv bei seiner Spionierarbeit gedeckt, von Podewils in des Königs Namen höflich ersucht, Berlin unverzüglich zu verlassen. Um die Richtung seiner Entwürfe zu verschleiern, ließ der König den zum Ausrücken bestimmten Regimentern Routen für einen Marsch nach dem Halberstädtischen zugehen; das, hoffte er, werde die Kuriere der Gesandtschaften in Bewegung bringen. Aber die Gerüchte, die der öster-

reichische Resident schon Ende Oktober nach Wien gemeldet hatte, daß geheime Absichten auf ein Stück von Schlesien vorhanden seien, behaupteten sich trotzdem mit großer Hartnäckigkeit; höchstens meinten jetzt einige, am Ende wolle der König nach zwei Seiten hin zugleich marschieren lassen, nach Schlesien und an den Rhein.

Den Augen der Berliner Luchse entrückt, widmete sich der König in Rheinsberg, nachdem der Politik ihre Aufgaben gestellt waren, ausschließlich den Mobilmachungsgeschäften. Rastlos arbeitete er mit seinen Kabinettsekretären und Adjutanten und mit den aus dem Generaldirektorium herangezogenen Hilfskräften. „Wir arbeiten hier ernsthaft," schreibt er am 15. November, „und wenn der Himmel uns nicht ganz zuwider ist, werden wir das schönste Spiel der Welt haben." Voll Ungeduld sehnt er das Ende der Vorbereitungen herbei, den Tag, da „die Bombe platzen" soll: „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember zu führen, um die kühnste, schlagendste und größte Unternehmung zu beginnen, der je ein Fürst meines Hauses sich unterzogen hat; mein Herz verheißt mir gute Zeichen, und meine Truppen glückliche Erfolge."

Es dünkt ihm der höchste Genuß der Welt, am Vorabend der größten Ereignisse zu stehen; er spricht von dem Knäuel, der sich verwirren und dann weder schnell noch leicht wieder ordnen lassen werde. Große geschichtliche Gemälde treten vor sein Auge, die ihm, so hofft er, den Abglanz dessen geben sollen, was die gewaltigen Erschütterungen der republikanischen Zeiten Roms gewesen sind. Und wie solche Äußerungen schnell weitergetragen wurden, so gelangten erleuchtete Diplomaten wie der Engländer Guy Dickens zu dem Ergebnis, daß die Versenkung in Rollins Geschichte des Altertums seinen Kopf mit dem Gedanken erfüllt habe, den Cyrus und Alexander nachzueifern.

Inmitten seiner Arbeiten und Mühen, Sorgen und Hoffnungen fand der König die Muße, Gäste in Rheinsberg zu empfangen und zu erheitern. Noch einmal, zum letzten Male, strahlte Rheinsberg in dem sonnigen Glanze, den des Schloßherrn Frohsinn und Witz, Anmut und Jugendlichkeit um sich verbreiteten. Das erste Fest, welches Rheinsberg als Königschloß sah, war des Majors Hans von Buddenbrock und der „jugendlichen Iris" Elisabeth von Walmoden Hochzeit, die König und Königin dem Adjutanten und dem Hoffräulein ausrichteten. Alle, die vom Hofe nach Berlin kamen, erzählten einstimmig, daß der König nach beispiellos angestrengter Tagesarbeit abends den Pflichten des Wirtes mit einer Munterkeit und Laune gerecht werde, die alles entzücke. Seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine, die, zum Gegenbesuch eingetroffen, während dieser ganzen Wochen in Rheinsberg weilte und sich ihre Redoutenkleider aus Baireuth nachschicken ließ, staunte, wie er unter dem

Drucke einer Krankheit, die ihn andauernd an das Zimmer fesselte, allen seinen Geschäften genügen konnte: nichts geschehe, was nicht durch seine Hände gehe. Sie klagte, daß sie von dem Bruder für sich persönlich allzuwenig habe, denn seine ganze freie Zeit war der gemeinsamen Unterhaltung gewidmet; erschien er zur Abendstunde mit seiner Flöte im Konzertsaale, so war er von den Mitwirkenden der Unermüdlichste. Die Spätstunden nach der Abendtafel gehörten wissenschaftlicher und ästhetischer Plauderei oder dem Tanz und der dramatischen Muse. Wie in den vorigen Wintern wurden mit den Damen vom Hofstaate der Königin die Rollen eingeübt; man wollte zu Berlin während des Karnevals Cäsars Tod von Voltaire und ein Lustspiel von Boissy aufführen. Bis tief in die Nacht, wohl bis über die vierte Stunde, blieb der angeregte Kreis beieinander. „Man tanzt, macht Verse und hat kein Fieber mehr," so umschreibt der König in einem Briefe an den krank in Berlin zurückgebliebenen Algarotti den Inhalt der Geselligkeit. Ein stiller Gast unter den Fröhlichen und Ausgelassenen war allein der große Maupertuis, der kommende Akademiepräsident. Er war im Herbst am Rhein zu des Königs Reisezug gestoßen, wollte sich aber nicht recht in das leichte, schöngeistige Treiben hineinfinden; „er ist," klagt Friedrich, „so verliebt in seine Zahlen und Ziffern, daß er a + b — x der ganzen hiesigen Gesellschaft vorzieht; ich weiß nicht, ob er so für die Algebra schwärmt oder ob unsere Gesellschaft ihn langweilt."

Wie anders Voltaire, als er gegen das Ende des Rheinsberger Aufenthaltes zu dem in Moyland zugesagten Besuche eintraf, diesmal in seiner ganzen Herrlichkeit, in größerem körperlichen Wohlbefinden, in glücklichster Laune, „Schönheitsfunken sprühend". So schildert ihn sein hingerissener Gastfreund und setzt hinzu: „Es gibt nichts Leichtfertigeres als unsere Beschäftigungen. Wir quintessenzieren Oden, wir radebrechen Verse, wir treiben Gedankenanatomie, und bei alledem beobachten wir pünktlich die Nächstenliebe. Was tun wir noch? Wir tanzen uns außer Atem, schmausen, bis wir platzen, verlieren unser Geld im Spiel und kitzeln unsere Ohren durch weiche, wollüstige Harmonien. So geht es in der Welt, und so lebt man in dem kleinen Winkel am Remusberge."

Nur daß der Gesamteindruck des Voltaireschen Besuches dem ersten Entzücken nicht ganz entsprach. Voltaires Feinde wollten später behaupten, er habe die Taktlosigkeit besessen, das Andenken Friedrich Wilhelms I. mit seinem Witz zu verunglimpfen; jedenfalls warnte Friedrich seinen Freund Jordan, der schönen Geister schöne Worte für echt zu halten, und sprach den Verdacht aus, daß der Poet sich eine feine Sammlung aller Lächerlichkeiten von ganz Berlin angelegt haben werde, um sie zu ihrer Zeit und an ihrem

Orte zum besten zu geben. Er schalt auf die unersättliche Habgier dieses „in jeder Beziehung außerordentlichen" Menschen, die sich allerdings von der vornehmen Uneigennützigkeit des griesgrämigen Maupertuis grell abhob; er schrieb nach der Anweisung von mehr als 3000 Talern für Reisekosten und Auslagen verdrießlich an Jordan, das heiße einen Narren allzu teuer bezahlen: „nie hat der Spaßmacher eines großen Herrn solche Löhnung bezogen." Darauf wurden zierliche Briefe zum Abschied ausgetauscht. Voltaire pries den König, der so niedliche Dinge treibe noch in dem Augenblicke, wo er sich zu so großen Dingen anschicke; er pries die erlauchte, allzeit geschäftige Hand, welche Feder und Leier und Schwert abwechselnd ergreife; durch den Klang des Saitenspiels herbeigelockt, fliehe er jetzt vor dem Geschmetter der Trompete und rette sich beim schrecklichen Anblick der aufgerissenen Pforten des Janustempels in das stille Heiligtum seiner göttlichen Emilie.

Der mit dieser elegischen Klage aus der gemeinen Wirklichkeit, aus der schlechten Welt der Politik und rohen Gewalt flüchtete, hatte sich auf den Wunsch des Kardinals Fleury zu dem gar unphilosophischen Geschäft verstanden, in Rheinsberg unter der Maske des Freundes und des Weltbürgers zu spionieren. Und zu dem Unbehagen, mit dem Voltaire schied, hat wohl nicht zum letzten die Enttäuschung beigetragen, daß es ihm nicht gelungen war, dem Gastfreund sein Geheimnis zu entlocken und sich so die diplomatischen Sporen zu verdienen. Fleurys geheimer Agent hatte aus der Nähe, in Rheinsberg an Ort und Stelle, nicht mehr zu erspähen vermocht, als Frankreichs offizielle Vertreter, der ständige Gesandte und der Überbringer der Glückwünsche zur Thronbesteigung, auf Entfernung, von Berlin aus, in Erfahrung brachten. Die drei hielten eine Beratung nach der anderen, um sich schlüssig zu machen, welches Urteil sie über Friedrichs Pläne nach Versailles schicken sollten; Beauvau war geneigt, in dem Ganzen den ersten Akt eines Koalitionskrieges gegen Frankreich zu sehen, Valory prophezeite, der König von Preußen werde mit dem gehen, der ihm den größten Vorteil biete, und der Diplomat Voltaire begnügte sich, der von Valory ausgesprochenen Ansicht die epigrammatische Wendung zu geben: „Sie haben recht, er wird, ich weiß nicht was für ein Abenteuer versuchen, und wenn er dann zu Fall kommt, wohlan, so wird er wieder Philosoph werden."

Die Stunde, da sich die Rätsel lösen mußten, die Stunde des Handelns rückte jetzt heran. „Das Herz schwillt mir, Sie wiederzusehen," schrieb der König in den letzten Novembertagen an Podewils; „wir werden zwei Stunden miteinander reden, und es soll

mir eine Wonne sein, Ihnen zu erzählen, was ich alles geplant habe." Am 2. Dezember nachmittags kehrte er in Begleitung des ältesten Bruders über Potsdam nach der Hauptstadt zurück; „der Zulauf des Volkes," meldete die Zeitung, „war so ungemein, als ob man niemals das Glück gehabt, Ihro Majestät zu sehen." Im Lustgarten war das marschfertige Regiment Kleist aufgestellt, das der König, bevor er sich in das Schloß begab, besichtigte.

Berlin glich, wie er sagte, der Frau Bellona in Kindeswehen. Noch immer war amtlich nicht das geringste über den Zweck der Rüstungen verlautet; jetzt brachte am Tage nach Friedrichs Ankunft das Journal de Berlin die einsilbige Notiz: „Es gehen verschiedene militärische Bewegungen und Vorbereitungen vor sich, dem Anteil angemessen, den Seine Majestät naturgemäß an den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nehmen muß." Am 4. Dezember, eines Sonntags, ließ der König morgens um 8 Uhr die unter den Linden aufgefahrene Artillerie und die zu ihrer Bedeckung bestimmte Schwadron vom Regiment der Gendarmen vorbeimarschieren; der Zug währte anderthalb Stunden, die Zuschauer vergaßen, so wird berichtet, das Kirchengehen. Am 8. erfolgte der Ausmarsch der Husaren und der beiden Berliner Infanterieregimenter Kleist und Sydow; gleichzeitig rückten aus Magdeburg die Grävenitzmusketiere ein, um schon am nächsten Tage nach Frankfurt weiterzumarschieren.

Bevor der König den Truppen ins Feld folgte, galt es noch, dem Räderwerk der politischen Maschine nunmehr den Anstoß zu geben. Er ließ am 4. Dezember das Schreiben an den König von England abgehen, dessen Inhalt und Fassung Podewils seit lange erwogen hatte: mit der Anzeige, daß er nicht umhin könne, seine Truppen in Schlesien einrücken zu lassen, um andere an der Besetzung eines Landes zu hindern, auf dessen größten Teil sein Haus unbestreitbare Rechte habe; mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, gegen die Abtretung von Schlesien die Sache Österreichs zu der seinen zu machen; mit der Aufforderung an den Empfänger, an der Aufrichtung eines großen Bündnisses zwischen Preußen und Österreich, den Seemächten und Rußland mitzuarbeiten, behufs Herstellung des alten Systems, des Systems der europäischen Koalition gegen Frankreich. Zugleich wurde Graf Truchseß von Waldburg als Gesandter nach London abgefertigt, um der Träger der einzuleitenden Verhandlung zu werden und seinen Gebieter am englischen Hofe dauernd zu vertreten; in der Bestimmung des erlauchten Reichsgrafen zu diesem Posten sollte der König Georg einen besonderen Beweis der Aufmerksamkeit sehen. Inzwischen lagen dem bisherigen Residenten, Kapitän Andrié, die vorbereitenden Schritte ob; er ward demgemäß in das politische Programm eingeweiht. Auch der Vertreter im Haag erhielt den Auftrag, dem Großpensionär

von Holland und dem Greffier der Generalstaaten, den beiden Leitern der auswärtigen Politik der Republik, mündliche Eröffnungen im Sinne des an den König von England gerichteten Schreibens zu machen. Nach Petersburg aber eilte zur Unterstützung des dortigen Gesandten der Major von Winterfeldt, des Königs Freund, der Schwiegersohn des russischen Feldmarschalls Münnich. Andere Gesandte wurden an die Höfe abgefertigt, von denen eine Anfechtung der österreichischen Erfolge erwartet wurde: nach München, nach Dresden, auch nach Turin, wo Freund Algarotti versuchen mochte, wie weit seine staatsmännische Begabung reichte. Noch andere gingen an kleinere deutsche Höfe. Denn überall mußte jetzt die preußische Diplomatie ihre Augen und Ohren haben, bis die große Schlußentscheidung für das eine oder das andere System gefallen sein würde. Aus der Unfertigkeit der politischen Lage ergab sich der leitende Gesichtspunkt, wie ihn Friedrich mit seinem derben Realismus dem vielgewandten Podewils für die Ausarbeitung der Instruktionen all dieser Sendboten kurz und bündig angegeben hatte: an jedem Hofe muß man anders sprechen.

Die Vertreter der Seemächte und Rußlands in Berlin wurden auch nach dem Abgang der Mitteilungen an ihre Herren vorläufig noch nicht in das Vertrauen gezogen. Auch lud wenigstens der britische Resident, Kapitän Melchior Guy Dickens, durch sein Auftreten nicht eben dazu ein, sich mit ihm einzulassen. Er war in Berlin seit lange bekannt; er hatte vor zehn Jahren mit dem Kronprinzen Friedrich sich zu schaffen gemacht; die Erinnerung an damals war in diesem Fall doppelt lästig. Friedrich hat ihn nachmals aus der Erinnerung als einen sehr gewaltsamen und heftigen Menschen charakterisiert, der die Geschäfte nie in natürlicher und leichter Weise, sondern immer mit äußerster Leidenschaftlichkeit behandle; eitel, dazu blinder Enthusiast für sein Vaterland England, bleibe er doch nicht bei der Stange, so daß es von ihm gelte: viel Lärmen und nichts dahinter. Guy Dickens erhielt gleich nach des Königs Ankunft auf sein Ansuchen eine Audienz, in der sich Friedrich vielleicht zu mehr und zu schärferen Worten hat verleiten lassen, als ursprünglich beabsichtigt war; jedenfalls erfuhr die Dreistigkeit des Briten auf einige anzügliche Bemerkungen eine Zurechtweisung, die Dickens geradezu als Kriegsdrohung auffaßte: „Ich finde, England hat ebenso wie Frankreich die Neigung, andere Fürsten unter seine Vormundschaft zu nehmen; ich aber habe keine Lust, mich leiten zu lassen, weder von dem einen noch von dem anderen ... Ich hoffe, England wird sich klug verhalten, sonst sehe ich einen neuen dreißigjährigen Krieg voraus."

Dem holländischen Gesandten, dem würdigen General Reede tot Ginckel, begnügte er sich, durch den Feldmarschall Schwerin an-

deuten zu lassen, bei dem Unvermögen, die Pragmatische Sanktion gegen ihre Widersacher aufrecht zu erhalten, werde Holland am besten tun, Preußen eine Vergrößerung zu gönnen; werde doch Preußen dadurch um so mehr imstande sein, im Bunde mit den Seemächten Frankreichs Macht in Schranken zu halten. Anderseits stehe es jeden Augenblick in Preußens Hand, sich mit Frankreich zu verbünden.

Der einzige von den fremden Gesandten, dem Friedrich gerade heraus sagte, um was es sich handelte, war der Überbringer des Schreibens, durch das die Königin von Ungarn und Böhmen ihre Thronbesteigung anzeigte, Marchese Botta d'Adorno. Er war seit Ende November in Berlin; er hatte seinen Weg durch Schlesien genommen, wo die Gerüchte von einem bevorstehenden Einmarsch der Preußen um so bestimmter ihm entgegentraten, je weiter er kam. Als er das Preußische erreichte, waren in Krossen soeben die Proviantkommissäre angelangt, welche die Räumung aller Scheunen rings um die Stadt anordneten, einen Überschlag über die vorhandenen Korn- und Mehlvorräte vornahmen und alle Backöfen auf ihre Verwendbarkeit prüften. Botta beeilte sich nach seiner Ankunft, Podewils wegen dieser Kriegsvorbereitungen zur Rede zu stellen; seine Bemühungen, das ganze diplomatische Korps zu einer gemeinsamen Vorstellung zu veranlassen, waren erfolglos. Am 6. Dezember erhielt er seine Antrittsaudienz und überreichte das Notifikationsschreiben seiner Gebieterin, sowie ein Handschreiben ihres Gemahls, des Großherzogs von Toskana.

„Ich werde erwarten, was Botta mir berichten wird," hatte Friedrich vorher an seinen Gesandten in Wien geschrieben; „wenn man glaubt, mich mit Komplimenten und schönen Beteuerungen abfinden zu können, so werde ich sie ihnen doppelt wiedergeben und werde inzwischen das zu tun versuchen, was meine Interessen und mein Vorteil unter den gegenwärtigen Umständen erheischen." Da nun der Gesandte politische Aufträge nicht mitbrachte, so beschränkte man sich in der Audienz von beiden Seiten tatsächlich auf Komplimente. Dann aber erschien zwei Tage später unvermutet, gegen Mitternacht, der Oberstleutnant Varenne bei dem Italiener und beschied ihn für den nächsten Morgen, den 9., zu nochmaligem Empfang. Der König ließ sich zu Beginn von Botta die Hand darauf geben, das, was er jetzt hören würde, niemand als dem Großherzog Franz mitzuteilen. Indem er sich auf die Eröffnungen bezog, die er in Wien machen lassen würde, teilte er ihren allgemeinen Inhalt dem Marchese mit: seinen Entschluß, durch Besetzung von Schlesien seine Rechte auf Teile dieses Landes sicherzustellen, und seine Geneigtheit, gegen Abtretung von Schlesien den Wiener Hof zu unterstützen und dem Großherzog die kaiserliche Krone

zu verschaffen. Botta bezeichnete diese Kombination als aussichtslos und beschwor den König, von seinem Vorhaben abzulassen; ganz Europa werde ihn für die Folgen dieses übel überlegten Entschlusses verantwortlich machen. So berichtet Botta selber. Der König erzählt noch, der Gesandte habe ihm gesagt, die preußischen Truppen sähen schöner aus als die österreichischen, aber diese hätten Pulver gerochen; worauf die Erwiderung gelautet habe, die preußischen Truppen würden beweisen, daß sie ebenso tapfer als schön seien.

So erregt sich Botta über die preußischen Rüstungen und Märsche vernehmen ließ, so wollten doch seine französischen Kollegen sich nicht ausreden lassen, daß er Komödie spiele, daß der König mit dem Großherzog von Toskana trotz alles Leugnens einverstanden sei. Und aus dem Munde des Königs war für Valory und Beauvau noch immer nichts zu erfahren. Zwar erhielt Valory eine Audienz bei geschlossenen Türen, aber der König antwortete auf den Antrag, ein gemeinsames Vorgehen in den deutschen Angelegenheiten zu vereinbaren, mit der Bemerkung, daß die Vorteile gegenseitig sein müßten, und daß er nichts Bestimmtes sagen könne, bevor Camas aus Frankreich mit einem Brief des Kardinals und vielleicht einem „Bauplan" zurückgekehrt sein werde: „Ich muß wissen, was der König, Ihr Herr, für mich zu tun geneigt ist, es ist selbstverständlich, daß ich dabei meinen Vorteil finden muß, in dieser Beziehung sind die Fürsten der eine wie der andere."

Nicht mehr als Valory erfuhr Beauvau in der Abschiedsaudienz, die er vor seiner Rückkehr erhielt.

Nicht allein die fremden Diplomaten, auch seine eigenen Untertanen bestürmten den König mit Audienzen, Fragen, Wünschen und Warnungen. Da war es dem Fürsten Leopold von Anhalt unerträglich, daß für den Oberbefehl des in der Neumark versammelten Heeres der jüngere Feldmarschall, der ihm persönlich widerwärtige Graf Schwerin, bestimmt war. Schon im Sommer hatte der empfindliche Fürst sich vernachlässigt, absichtlich gekränkt geglaubt; er meinte zu wissen, daß sein junger Kriegsherr von je eine Abneigung gegen ihn gehabt habe. Damals hatte der König dem Mißtrauischen in zwei gnädigen Briefen nachdrücklich versichert, daß er die großen Meriten, die sich der Fürst seit so vielen Jahren um das königliche Haus erworben habe, vollauf würdige und ihm bei allen Vorfällen tätliche Erkenntlichkeit bezeigen werde. Und nun sollte der alte Held zu Hause bleiben und erfuhr nicht einmal des Krieges Zweck. In ziemlich bestimmtem Tone verwies ihm der König seine „Inquiétude" über den bevorstehenden Marsch: „Ich hoffe, daß Sie sich darüber beruhigen werden und erwarten mit Geduld, zu was ich Sie destiniere. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich be-

fohlen habe, indem nichts vergessen und versäumt." So aber ließ sich Leopold nicht abfinden; er bat nun geradezu um ein Kommando. „Ihre Durchlaucht können versichert sein," antwortete der König, „daß ich Ihre Meriten und Kapazität ehre und veneriere, als wie ein junger Offizier einen alten ehren muß, der der Welt viele Proben von seiner Kapazität gegeben hat." Die bevorstehende Expedition sei indes nur eine Bagatelle, eigentlich nur eine Besitzergreifung; erst im Frühjahr werde es zum Ernst kommen und dann rechne er auf den Fürsten; die gegenwärtige Expedition behalte er sich allein vor, „auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde". Nun kam der Fürst in Person; am Abend des 11. Dezember war er plötzlich in Berlin und prophezeite jedem, der es hören wollte, daß die Sache nicht gut ablaufen könne. „Er senkte Furcht und Mißtrauen in alle Gemüter," sagte der König später, „und würde mich selbst eingeschüchtert haben, wäre mein Entschluß nicht mit der äußersten Unumstößlichkeit gefaßt gewesen."

Rauschende Vergnügungen, wie Berlin ihrer seit langen Jahren entwöhnt war, hatten ihren Anfang genommen, gleich als wenn der König nur ihretwegen von Rheinsberg gekommen wäre. Gleich am Tage seiner Rückkehr hatte ein Maskenball in dem neuen, am Wilhelmsplatz gelegenen Palast des Johanniterherrenmeisters, des Markgrafen Karl von Schwedt, den Reigen der Festlichkeiten eröffnet, und dann war fast jeder Abend besetzt, durch Hofansagen zu Empfang und Konzert, durch Gegenbesuche des Hofes in den Häusern des Adels.

Montag den 12. Dezember war Maskerade auf dem Schloß in den Gemächern der Königin Elisabeth. Der König sprach mit dem englischen Gesandten, aber er zog auch den Marquis Valory beiseite und redete länger als eine Stunde mit ihm über die politische Lage: „Der Augenblick ist gekommen, wo ich wissen muß, ob der Kardinal mich haben will oder nicht." Übrigens werde man den ganzen Winter über nur mit Verhandlungen „lanternieren", vielleicht auch noch im Frühling, falls er durch seine Unternehmung die Verhandlungen nicht in beschleunigtere Gangart bringe, wie es nötig sei, um einem jeden seine Marschroute anzuweisen.

„Nach geendigtem Ball speiste Ihre Majestät nebst sämtlichen Prinzen und der Generalität öffentlich." Morgens um 9 Uhr erwartete der König seinen Reisewagen; eine zahlreiche Versammlung, die Prinzen an der Spitze, hatte sich eingefunden. Friedrich hat später gern erzählt, wie seine jüngsten Brüder, der zehnjährige Prinz Ferdinand und der vier Jahre ältere Prinz Heinrich, die neuernannten kleinen „Marionettenobersten", ihn am Rockschoß festgehalten hätten, um in den Krieg mitgenommen zu werden. Von

den fremden Gesandten war nur Marquis Beauvau gekommen, den der König unter den Umstehenden bemerkte und mit verbindlichen Worten begrüßte. Dann bestieg er den Wagen, Graf Wartensleben setzte sich an seine Seite, zwei andere Adjutanten, Borcke und Goltz, nahmen ihm gegenüber Platz. Das nächste Reiseziel war Frankfurt, das den König am Abend mit einer Illumination empfing.

Das kleine Heer, das nach der schlesischen Grenze zu zwischen Frankfurt und Krossen sich zusammenzog, bildeten zehn Regimenter Fußvolk zu zwei Bataillonen, fünf märkische, vier pommersche und ein magdeburgisches, die zehn Schwadronen reitender Grenadiere des Grafen Schulenburg aus dem benachbarten Landsberg, das gleich starke Dragonerregiment Baireuth aus Pasewalk, das märkische Kürassierregiment Markgraf Friedrich zu fünf Schwadronen, eine Schwadron Gendarmen und sechs Schwadronen Husaren. Es waren 16 460 Mann Infanterie und 5000 Reiter mit zunächst nur 34 Geschützen.

Vor dem Ausrücken der Berliner Regimenter hatte der König ihre Offiziere versammelt und ihnen eine Ansprache gehalten, deren Inhalt er selbst aufgezeichnet hat: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für den ich keine andere Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit, und keine andere Hilfsquelle als mein Glück. Erinnern Sie sich stetig des unsterblichen Ruhms, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde."

Zum Rendezvous des Ruhms! „Meine Jugend," so gesteht er demnächst in einem Brief aus dem Feldlager seinem Freunde Jordan, „das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja, um Dir nichts zu verbergen, selbst die Neugierde, mit einem Wort ein geheimer Instinkt, hat mich der Süßigkeit der Ruhe, die ich kostete, entrissen, und die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu lesen, hat mich verführt." Bewundert viel und viel gescholten ist der Freimut, mit dem Friedrich dieses Geständnis später in seinen historischen Denkwürdigkeiten wiederholt hat: bei dem Entschluß von 1740 habe vielleicht mitgewirkt „das Verlangen mir einen Namen zu machen". In der älteren, 1746 entstandenen Niederschrift des Werkes fehlen die charakteristischen Worte; aber als dreißig Jahre später der Greis die vergilbten Blätter, denen er seine ersten großen Erlebnisse und Eindrücke anvertraut hatte, wieder hervorzog und durchmusterte, um die Dar-

stellung umzuarbeiten, da hat er sich des feurigen Ehrgeizes seiner Jugend nicht schämen, hat ihn nicht verhehlen wollen.

Es war ein Ehrgeiz, beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vorangegangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des „Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich" endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte.

Immer wieder beruft sich der junge Fürst, da er so großer Dinge sich unterfängt, auf das ahnende Gefühl, auf die Stimme in seiner Brust, die ihm Glück verheißt. Er glaubt an seinen Stern. Wie Cäsar versteht er unheilvolle Zeichen als glückliche zu deuten; wenn in Krossen, dem letzten preußischen Grenzstädtchen, bei seiner Ankunft der morsche Dachstuhl der Hauptkirche mit der Glocke, die ihm ihren Gruß entgegenläutet, zusammenbricht, so gibt er, die Abergläubischen zu beruhigen, dem Einsturz die Beziehung auf den Stolz seiner Gegner: „das Hohe wird erniedrigt werden". Und an Cäsar denkt er, wenn nun am Morgen des 16. Dezember hier von Krossen aus der entscheidende Schritt geschehen soll. „In zwei Stunden werde ich den Rubikon überschreiten," schreibt er in der Morgenfrühe um 6 Uhr an Podewils. Abends aber sendet er dem Minister einen zweiten Brief, aus dem heller Jubel klingt: „Ich habe den Rubikon überschritten, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale von Ruhmbegierde verzehrt; alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, mir alles mögliche Gute von dieser Unternehmung zu versprechen. ... Entweder will ich untergehen oder ich will Ehre haben von dieser Unternehmung. Mein Herz verkündet mir alles Gute der Welt; kurz, ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und günstiges Los, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen." „Laß die Neider und den unwissenden Haufen reden," schreibt er drei Tage darauf an Jordan, „nicht sie werden die Richtschnur für meine Entschlüsse geben, wohl aber der Ruhm; mich selbst durchdringt er mehr als je und meinen Truppen läßt er das Herz schwellen, und ich bürge Dir für den Erfolg."

Nie vielleicht ist Friedrich in glücklicherer Stimmung gewesen als um die Wende dieses Jahres, das ihm die Krone und das ihm seinen ersten Krieg gebracht hatte. Wie viel frische, sprudelnde

Briefe hat er aus dem Feldlager in Schlesien, „im Begriff zu marschieren" oder abends nach dem Marsch, oft „sehr müde", an Podewils, an seine Verwandten und Vertrauten gerichtet, und „joviale" Briefe verlangt er von ihnen zurück, nicht ausnahmsweise einen oder zwei, sondern zum vollgültigen Beweis unverwüstlicher Laune eine ununterbrochene Reihe. „Ich bin wie der König im Schachspiel bei Karl XII., der immer zog," schreibt er am 23. Dezember. „Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich auf Wegen und Straßen, und bei welchem Wetter!" — denn es regnete in Strömen und der Soldat mußte auf grundlosen Wegen bis an die Knie im Kote waten. „Wir marschieren von sieben Uhr früh bis nachmittags um vier; dann speise ich, empfange langweilige Besuche; nachher kommt ein Kleinkram törichter Geschäfte: da heißt es Schwierigkeitsmacher zurechtsetzen, Hitzköpfe zügeln, Faulenzer auf den Trab bringen, Ungeduldige gelehrig machen, Raubgierige in Zucht halten, Schwätzer anhören und Stumme unterhalten; kurz, man muß trinken mit dem, der Lust hat, essen mit dem, der Hunger hat, Jude sein mit den Juden und Heide mit den Heiden. Das sind meine Beschäftigungen, die ich gern einem anderen überlassen möchte, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, allzuoft mir erschiene. In der Tat eine große Tollheit, aber eine Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon besessen ist."

Zu den „langweiligen Besuchen", von denen der Brief redet, gehörte am 19. das Erscheinen zweier schlesischer Edelleute im Auftrage der Breslauer Oberamtsregierung. Die preußischen Truppen hatten auf ihrem Marsch eine Proklamation des Königs an die Einwohner von Schlesien verbreitet, die im Sinne des zu Rheinsberg festgestellten Planes die Besetzung des Landes als eine friedliche ankündigte, da der König mit dem Hause Österreich genaue Freundschaft zu unterhalten sehnlichst wünsche; die Einwohner sollten des königlichen Schutzes versichert sein, und insonderheit der katholischen Religion ward Anerkennung und Unverletzlichkeit ihres Besitzstandes verheißen. Gegen diese Kundgebung legte das Oberamt unverzüglich eine nachdrückliche Verwahrung ein, mit dem Ersuchen „wegen ungesäumter Zurückziehung der Kriegsvölker von fremdem Grund und Boden" und mit der Anmeldung eines Anspruches auf Schadenersatz. Der König empfing die beiden Überbringer im Speisesaal; da er hörte, daß sie nicht Beamte, sondern Landstände seien, verwandelte er das „Er" seiner Anrede in das höflichere Sie und ließ die Herren an seiner Tafel Platz nehmen. Er las die Schrift, „ohne dabei eine entrüstete Miene zu zeigen", und gab sie dann stillschweigend seinem Pagen; den Abgeordneten wurde ein einfacher Empfangschein ausgestellt.

Zwei Tage darauf bewirtete der König im Hauptquartier Herren-

dorf an einer Tafel von fünfundneunzig Gedecken die zu einer Besprechung über die Truppenverpflegung geladenen ritterschaftlichen Vertreter der Fürstentümer Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau und Jauer. Mehr als einer von den Gästen hatte, bevor er seine Güter übernommen, im preußischen Heere gedient, dessen Offizierkorps seit lange eine Anziehungskraft auf die evangelischen Schlesier von Adel ausübte, wie denn noch im vorigen Herbst in die neuerrichteten Regimenter zahlreiche Offiziere aus Schlesien eingetreten waren.

Die freudige Aufnahme der Preußen durch die schlesischen Protestanten jeden Standes erleichterte mehr als irgend etwas die Besitzergreifung. „Durch einen übertriebenen Religionseifer war die Anzahl der Mißvergnügten in Schlesien sehr groß," so gestand nachmals der österreichische Minister Bartenstein. Die Bestimmungen des Alt-Ranstädter Vertrags, durch den vor einem Menschenalter Karl XII., da er als Sieger im Herzen Deutschlands stand, das unglückliche Los seiner schlesischen Glaubensverwandten zu mildern gesucht hatte, wurden umgangen, verdreht, zumeist aber schnurstracks verletzt; denn wer hätte die kaiserliche Regierung zur Vertragstreue anhalten sollen? Als die Preußen jetzt kamen, fanden sie die Stockhäuser noch überfüllt mit Protestanten, denen die Weigerung, von ihrem Glauben zu lassen, als Verbrechen der Apostasie zugerechnet wurde: in willkürlicher Ausdehnung auf nahe wie auf entfernteste Verwandtschaftsverhältnisse nannte die römische Kirche Apostaten auch diejenigen Evangelischen, deren Eltern, Großeltern, Urgroßeltern katholisch gewesen waren; ja der Fall ist vorgekommen, daß das Apostasieedikt gegen einen Protestanten angewandt wurde, dessen Schwiegermutter sich dem herrschenden Bekenntnis zugewandt hatte. Aus dem überwiegend slawischen Oberschlesien war der Protestantismus seit den Tagen der Liechtensteinschen Dragoner, der „Seligmacher" von 1629, fast ganz verdrängt; das germanische Mittel- und Niederschlesien aber hatte trotz aller Drangsale den Glauben der Väter treu bewahrt. Und so geschah es, daß jetzt dies ganze Gebiet einmütig zu dem König von Preußen, dem Befreier aus der Gewissensnot, abfiel; ging doch in Haynau die Rede, daß Gott der Herr den König durch einen Traum erweckt habe, in welchem ihm das schlesische Land zu dreien Malen in verzehrendem Brande erschienen sei[1]).

[1]) Der Jesuitenpater Rodel, der als Regimentskaplan des Dragonerregiments Althan Ende März 1741 nach Schlesien kam, berichtet über die Stimmung im Lande: „Da muß ich nun vorleiffig anmercken, wie daß uns die Innwohner diß Lands durchaus mit scheelen Blicken gleich bey unserer Ankunft angesehen, denn der meiste Theil deren ist Lutherisch und diß sind warhaftig die größte Schellmen von der Welt. Sie zeugen imer recht angebohrnen Haß gegen uns, geben uns wenig auch umbs Geld, und sogar die Lügen und Unwahrheiten muß man aus ihren Mund gemeiniglich mit dem Stock in der Hand

Mit Staunen ward Friedrich inne, welche Macht die Religion über die Gemüter habe: „die Religion und unsere braven Soldaten," schreibt er am 27. Dezember, „werden das übrige tun." Er ließ protestantische Prediger aus der Heimat nachkommen und wies zunächst zwölf Kandidaten der Theologie — der Volksmund taufte sie die zwölf Apostel — den Gemeinden zu, die der Seelsorge am Orte bisher ganz entbehrt hatten. Die katholischen Geistlichen aber glaubten in ihrem ersten Schrecken, fliehen zu müssen; vom rechten Oderufer entwichen sie in Scharen nach Polen, so daß zur Beschwichtigung der Gemüter eine nochmalige öffentliche Erklärung, daß der Krieg mit der Religion nichts zu schaffen habe, nicht überflüssig schien; denn kam der religiöse Fanatismus der Polen, durch die schlesischen Flüchtlinge geschürt, erst ins Wallen, so mochten die neumärkischen Grenzen auf einen Überfall durch „liederliches Gesindel, dergleichen in Polen zusammenzuraffen eben so schwer nicht ist", immerhin gefaßt sein. Auch die ausgesuchte Höflichkeit des Königs gegen die Jesuitenpatres von Mikau, deren Obere er während seiner Einlagerung dort auf dem der Gesellschaft Jesu gehörigen Herrenschlosse an seine Tafel zog, vermochte das Mißtrauen nicht ganz zu zerteilen.

Der erste feste Platz in der Marschrichtung der Preußen war Glogau. „Sie haben dort alt Pulver, das funfzig Jahre gelegen hat, und kann sich das Ding nicht über acht Tage halten," meinte der König am 18. Dezember. Aber Graf Wallis, der Kommandant, ließ die Vorstädte abbrennen und setzte sich in Verteidigungszustand, so gut es ging. Er hatte übrigens den Befehl, die Feindseligkeiten nicht zuerst zu beginnen. So ließ auch der König, als Wallis sich

---

expressen. Dannenhero geschichts, daß all unsser motus, Fürhaben und Unternemungen denen Feinden noch ehender verraten werden, alß man sichs fast einbildet. Sie getrauen sich uns in das Angesicht zu sagen, daß nicht wir, sondern die Brandenburger ihre rechtmäßige Herren wären, aber wir haben sie schon dise Zeit her zimblich anders reden gelehret. Den 9. April, da ritt ich mit einem meiner Haubleith nach Mittag der Vestung Brieg zu; unterwegs begegnete uns ein alter Schlessier Bauer; wir dachten wenig ob er Catholisch oder Lutherisch wäre, sondern begrieften ihne unsern löblichen Gebrauch nach mit diesen heiligen Worten: Gelobt sey Jesus Christus! Aber der alte Schelm beittlete den Kopf dazu und versicherte uns, daß dermallen in disen Land ein ander Gruß anstatt dessen gebräuchlich wäre, dieser nemblich: Gelobt seye der König in Preissen! Mein Herr Haubtmann, so der mit mir war, war so erbittert über dises, das er ihn an der Stell zu todt schiessen oder in Stücken zerhauen wolte, aber ich vermittlete disen fürhabenden Willen, theils mit Worten, theils mit meinem Stock, den ich disem gottlosen Bauern so empfindlich umb den Kopf und Buggl herumbschmierte, daß ihm sobald die Lust nicht mer kommen wird disen neuen Gruß in den Mund zu führen. Mit einem Wort, diß unser selbst eigenes Land zeugt sich in allweg gegen uns mer feindlich dann freindlich."

über die Aufhebung eines seiner Leute durch preußische Husaren beschwerte, diesen ersten Kriegsgefangenen zurückschicken. Beim Rekognoszieren am 28. Dezember fand er die Werke fester, als er geglaubt; er ließ an 5000 Mann inzwischen nachgerückter Truppen zurück, die Festung zu umstellen, und näherte sich nun während der letzten Tage des alten Jahres in drei Eilmärschen der Hauptstadt Breslau.

Schnell wurden die Vorstädte besetzt; die Dominsel vor dem Sandtore, welche die Stadt beherrscht, ließ sich überrumpeln. Auf den Wällen wurden keine Verteidiger gesehen, sondern nur Neugierige in dichten Haufen, die das fremde Heer anstaunten.

Österreichische Truppen hatte die Stadt nach ihrer alten Gerechtigkeit nicht in ihren Mauern, die „geschworene Stadtgarnison" und ihre Bürgerkapitäne waren sehr friedlich, und das vorrätige Pulver hatte der Stadtrat zu desto größerer Sicherheit stromaufwärts nach Brieg schaffen lassen. Ein großer Teil der evangelischen Bürgerschaft, von dem Schuster Döblin und anderen Volksrednern bearbeitet, machte aus seiner Abneigung gegen die österreichische Herrschaft kein Hehl. Als zwei preußische Stabsoffiziere, die Obersten von Borcke und Graf Posadowsky, zum Verhandeln in der Stadt erschienen, brachten sie mit dem Syndikus Gutzmar ohne Mühe einen Vergleich (3. Januar) zuwege, einen Neutralitätsvertrag, wie ihn die Stadt im dreißigjährigen Kriege mit den Schweden und Sachsen geschlossen. Der Syndikus, ein großer Staatsmann in den Augen seiner Mitbürger, glaubte seine Vaterstadt schon ganz nahe der Reichsfreiheit, ob immer der Vergleich nur unter der dehnbaren Formel geschlossen war: „bei den jetzigen Konjunkturen und solange dieselben dauern werden." Genug, daß die Stadt jetzt nicht mit preußischen Soldaten belegt wurde, und daß nur in einer Vorstadt für ein anzulegendes Magazin ein Bataillon als Bedeckung zurückbleiben sollte.

Die Stimmung des Königs erreichte ihren Höhepunkt. Schon angesichts der Türme von Breslau hatte er am letzten Tage des alten Jahres an Podewils frohlockend geschrieben: „Mein lieber Scharlatan" — denn als Scharlatan gilt Podewils, der Diplomat, der Mann der Feder, ihm, dem Ritter vom Schwert, dem Soldaten — „seid der geschickteste Scharlatan der Welt, und ich Fortunas glücklichstes Schoßkind, und unsere Namen werden niemals in Vergessenheit kommen." Nach der Wegnahme des Doms aber beginnt er seinen Tagesbericht: „Mein lieber Podewils, Breslau ist mein, seit heute, meine Truppen sind fröhlich (joyeuses) und gut imstande." — „Bravo, Podewils!" so applaudiert er ein andermal sich selbst, indem er dem Minister von einem gut gelungenen Handstreich erzählt — ein fröhlicher Feldherr an der Spitze seiner fröhlichen

Truppen. Es war nicht anders, als wie es Voltaire unter dem Eindruck der Briefe, die er aus Schlesien erhielt, in artiger Schmeichelei schilderte:

Die Politik hat ausgeplant
Den Anschlag kriegerisch und weise.
Niemand hat ihn vorausgeahnt,
Tatkraft hat ihm den Weg gebahnt,
Und Frohsinn ging mit auf die Reise.

So war denn auch des Königs Einzug in Breslau, unmittelbar nach Unterzeichnung des Neutralitätsvertrages, eine joyeuse entrée im eigentlichsten Sinne. Vor dem Schweidnitzer Tor stand zum ersten Empfang eine Bürgerkompanie in ihrer Waffenrüstung, in den Straßen bildete die Stadtgarnison Spalier, da und dort schmetterten Musikchöre ihre Weisen. Zuerst geleitete der neuernannte königliche Obermundschenk, ein Schlesier, Graf Hendel von Donnersmark, den Zug der königlichen Küchentroßwagen in die Stadt; die mit goldbetreßten Decken von blauem Samt behängten Maultiere, mit kleinen Schellen geschmückt, trugen das silberne Tafelgerät. Dann ritt unter Musik ein Trupp von dreißig Gendarmen daher, die Leibwache des Königs, in der glänzenden hellgelben Uniform, hinter ihnen der königliche Staatswagen, zurückgeschlagen, aber unbesetzt, nur der blausamtene, mit Hermelin gefütterte Mantel bedeckte die gelben Samtpolster. Erst um zwölf Uhr kam der König selbst, auf feurigem Zelter, in reichgesticktem Gewande und Mantel von blauem Samt, vor ihm vier Läufer, orangefarben angetan, und der Stadtmajor von Breslau mit gezogenem Schwert, hinter ihm ein langes Gefolge von Offizieren und in Rot prunkenden Pagen und Lakaien, alle zu Pferde. Der jubelnden Volksmenge zu danken, sah man den König in dem Schneegestöber fast unausgesetzt das Haupt entblößen. So bewegte sich der Zug bis zur Albrechtstraße, wo dem erlauchten Gast sein Quartier zugerüstet war. Die fortgesetzten Hochrufe von der Straße ließen ihn bald auf den Balkon hinaustreten; noch eine Viertelstunde zeigte er sich der Menge, und blitzend überflog sie sein schönes Auge.

Mittags wurden an diesem und den beiden nächsten Tagen der Syndikus und andere namhafte Einwohner, auch Prälaten und protestantische Geistliche zu des Königs Tafel gezogen. Friedrich trank auf das Aufnehmen der Stadt Breslau und lobte sie als eine der besten Städte des deutschen Reiches, besser als Nürnberg, Augsburg und Danzig. In den Straßen und im Schweidnitzer Keller sah man zahlreiche preußische Soldaten, ohne Obergewehr, wie der Vergleich es bestimmte, ganz friedfertige Besucher: „lauter schöne, wohl qualifizierte, galantmundierte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen und bei unseren schlesischen Frauenzimmern

starken Liebreiz erwecketen" — so bezeugt es ein biederer Breslauer Kaufmann in seinem Tagebuch. Am letzten Abend dieses seines ersten Breslauer Aufenthaltes gab der König den Behörden und den Spitzen der Stadtverwaltung und Kaufmannschaft ein großes Ballfest, und die Chronisten haben uns die Namen der Schönen aufgezeichnet, die der jugendliche Eroberer Schlesiens zum Tanze führte. Huldvoll nach allen Seiten, gegen Große und Kleine, gegen Evangelische und Katholiken, hat Friedrich nur die Mitglieder der Oberamtsregierung seine Strenge fühlen lassen; sie mußten, der alte Graf Schaffgotsch an ihrer Spitze, insgesamt die Stadt verlassen, und die Fürsprache der Kaufmannsältesten vermochte ihnen lediglich eine eintägige Aufschubfrist zu verschaffen.

Auf dem Vormarsch über Breslau hinaus schrieb der König an Podewils am 7. Januar: „Ich eile, das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe, und den anderen Höfen zu zeigen, daß unsere Pläne, weit davon entfernt, chimärisch zu sein, auf die ruhmreichste Art der Welt zur Ausführung kommen werden."

Dem Selbstbewußtsein und der Siegeszuversicht, die der junge Fürst zur Schau trug, gilt das Urteil, das in diesen Tagen unter dem frischen Eindruck von Friedrichs Persönlichkeit der Marquis Beauvau fällte: „Voll überzeugt von seiner Überlegenheit auf jedem Gebiete, dünkt er sich schon jetzt ein ebenso geschickter Staatsmann wie großer General. Lebhaft und herrisch, wird er sich allzeit auf der Stelle und nach seinem eignen Kopfe entscheiden. Seine Generale werden nie etwas anderes sein als Adjutanten, seine Staatsräte nichts als Schreiber, seine Finanzminister nichts als Steuereinnehmer, die ihm verbündeten deutschen Fürsten nur seine Sklaven." Aber der Franzose war vorurteilsfrei genug, um hinzuzusetzen: „Wenn er die Kenntnisse, die er sein eigen glaubt, auch zurzeit noch nicht alle besitzt, so muß man zugeben, daß er wenigstens ganz das Zeug dazu hat, sie sich anzueignen; ja er ist bereits jetzt das, was andere nur ganz mit der Zeit und mit großer Anstrengung werden. Er hat große Gesichtspunkte und er vertieft sich auch in das Kleine: in die Verwaltung, die Verhandlungen, den Krieg, die Vorkehrungen nach außen und nach innen, die Truppenaushebungen, die Disziplin, die Märsche, das Verpflegungswesen; mit einem Wort, er leistet die Entwürfe und leistet die Ausführung." Beauvau erklärt, Fehler und Unvollkommenheiten seien hier verbunden mit einer Begabung ersten Ranges.

Gewiß stehen Friedrichs Freude und Stolz über die ersten schnellen Fortschritte seiner Unternehmung in ihren unbefangenen Äußerungen nicht ganz im Verhältnis zu den geringen Schwierigkeiten, auf die diese schlesische Heerfahrt in ihren Anfängen stieß. Zwar galt es der damaligen Kriegslehre schon an sich als eine große

Leistung, zu der die wenigsten Mächte imstande sein würden (der Marquis Beauvau sprach sich nach seiner Rückkehr aus Berlin in diesem Sinne aus), „eine Armee von 30 000 Mann mitten im Winter und in weniger als zwei Monaten mehr als achtzig Meilen über die eigene Grenze vorzustoßen und auf diese Entfernung zu verpflegen". Aber bis zu dem Erscheinen eines österreichischen Heeres war die Unternehmung nichtsdestoweniger kaum etwas anderes als ein militärischer Spaziergang, und selbst bei Berennung der verfallenen Festungen gab es keine Lorbeeren zu pflücken — man müßte denn, meinte Friedrich in launiger Selbstironie, selber Mörser sein. Goethe hat gesagt, daß man eher an den Lohn zu denken pflege, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man erwerben sollte: wie der Meister der Dichtkunst diese Beobachtung an sich selbst gemacht haben will, indem er erzählt, daß er früh von dem Lorbeerkranz geträumt habe, der den Dichter zu zieren geflochten ist, so sehen wir hier den großen Schlachtenmeister in den Flitterwochen seines Kriegerlebens schier ungeduldig nach einem Heldentum haschen, das reich wie kaum einem zweiten Sterblichen ihm noch zum Lose fallen sollte. Dem spielenden Anfange des ersten schlesischen Krieges folgten zwei blutige Schlachten, und der erste Krieg als Ganzes war dann wieder nur ein leichtes Vorspiel zu den ernsteren Gefahren des zweiten und zu den erschütternden Unglücksschlägen der sieben Jahre. Wenn später der Greis die übermenschlichen Anstrengungen und Leiden dieses dritten, furchtbarsten Krieges, der ihm nicht den geringsten greifbaren Gewinn gebracht hatte, mit den glänzenden Erfolgen des ersten verglich, so mußte ihn ein Gefühl der Wehmut beschleichen, wie man es aus den Worten heraus hört, mit denen er in der späteren Überarbeitung seiner Denkwürdigkeiten die Erzählung des ersten Krieges beschließt: er verdanke die Erwerbung Schlesiens zum Teil „einem gewissen Glück, das oft die Jugend begleitet und sich dem vorgerückten Alter versagt".

Leicht dahingetragen von diesem Glück, mit fröhlichem Vertrauen, weniger in klarer Vorstellung aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten, als im dunklen Drange des Genius, von jenem Instinkt geleitet, auf den wir ihn sich berufen hörten, stürmt der Achtundzwanzigjährige hinaus auf eine Bahn, deren Ziel vor ihm verhüllt liegt. Noch weiß er selber nicht, wieviel von dem Lande, dessen Boden sein Fuß betritt, er fordern soll, wieviel er behaupten mag. Noch kennt er die Bundesgenossen nicht, an deren Seite er streiten wird, ja auch den Gegner kennt er nicht eigentlich, den er zu bestehen hat. Wo immer er dieses Gegners gedenkt, spricht er entweder unpersönlich von dem Wiener Hof, oder aber von dem Lothringer, weil ihm als der Vertreter der österreichischen Macht nur des toten Kaisers Schwiegersohn, der lothringische Prinz, gilt; nur mit dem Lothringer

rechnet er und unterhandelt er; kaum einmal denkt er in dieser Zeit an die große Frau, die, jetzt von ihm herausgefordert, mit ihrem heißen Haß sein Leben ruhelos machen sollte.

An dem Tage, da König Friedrich den Einwohnern der schlesischen Hauptstadt sein Begrüßungsfest gab, erteilte in Wien die junge Königin von Ungarn und Böhmen den preußischen Unterhändlern ihren Endbescheid und verwies sie von ihrem Hofe. Der Krieg ging seinen Lauf.

Drittes Buch

Der erste schlesische Krieg

Erster Abschnitt

Diplomatische Vorspiele

Wenn dem Könige Friedrich Wilhelm nach der schweren Krankheit des Jahres 1734 nicht vorausgesagt worden wäre, daß er sein Leben noch auf einundfünfzig Jahre bringen würde, so hatte man der festen, kaum je erschütterten Gesundheit des nur drei Jahre älteren Kaisers Karl ein hohes Alter beschieden geglaubt. Aber das große Sterbejahr 1740 wollte zu dem Preußenkönig, zu der weißen Zarin und dem römischen Papste auch den römischen Kaiser als sein Opfer haben.

Nachdem Karl als der jüngere unter zwei Brüdern, ein achtzehnjähriger Prinz, ausgezogen war, sich in der Fremde ein Königreich zu erobern, war ihm beim Tode Josephs I. statt der Königskronen von Kastilien und Aragon die Kaiserwürde und die Nachfolge in den Stammlanden der deutschen Habsburger zugefallen. Er hat dann den ererbten Besitz gewaltig gemehrt, hat Neapel und Sizilien, Sardinien und Mailand, die belgischen Niederlande und das Temeswarer Banat, Serbien, Bosnien und die kleine Walachei gewonnen; er hat weitere Lande beherrscht als irgendeiner seiner Väter oder seiner Nachkommen. Aber er hat das Neuerworbene zum großen Teil wieder dahingehen sehen, die Friedenschlüsse von Wien und Belgrad raubten ihm nur allzuviel von dem Gewinn aus den Verträgen von Rastatt und Passarowitz.

„Der Orient und der Okzident werden sich verbinden, uns zu zermalmen," so prophezeite zu Anfang des verhängnisvollen Türkenkrieges von 1737 einer der Reichshofräte des Kaisers. Die Feldzüge verliefen, auch ohne daß Verwicklungen im Westen eingetreten wären, unglücklicher, als selbst die Schwarzseher es gefürchtet hatten. Es sei, so hörte man den Kaiser klagen, als ob mit dem Tode des Prinzen Eugen das Glück von den österreichischen Waffen auf einmal gewichen sei. Der klägliche Krieg schloß mit einem schimpflichen Frieden und mit dem viel bespotteten „Manifest des Kaisers gegen seinen General und seinen Unterhändler". Das tapfere, sieggewohnte Heer von ehedem war entmutigt, zusammengeschmolzen, zerrüttet; drei Generale waren der Reihe nach in das Gefängnis gewandert; dem „Exempel ohne Exempel", das gleich im ersten Kriegsjahr an dem

Grafen Seckendorff statuiert worden war, folgte nach dem Friedenschlusse die Abführung von Neipperg auf den Spielberg und von Wallis auf die Feste Glatz. Zu der „unter allen Kaisern gleichmäßig andauernden Uneinigkeit des Ministeriums" kam jetzt auch die Zerklüftung der Generalität in hadernde Parteien. Allgemeine Auflösung erschien als das Endergebnis dieser „dreißig Jahre der Langsamkeit, Unentschlossenheit und gegenseitigen Vorwürfe", wie die Regierungszeit Karls VI. von einem seiner Vertrauten gekennzeichnet worden ist. Der Kaiser selbst aber seufzte nach dem Belgrader Frieden, dieses letzte Jahr nehme viele Jahre seines Lebens weg.

Karl hatte bei jungen Jahren in Spanien als Kronprätendent unzweifelhafte Proben von persönlichem Mute abgelegt. Man hatte bei der Verteidigung von Barcelona seine Festigkeit in den gefahrvollsten Stunden, seine Gewandtheit in der Verrichtung des von ihm Erforderten, vor allem seine staunenswerte Gemütsruhe bewundert; zugleich aber ward schon damals bei anderen Vorfällen eine kaum glaubliche Umständlichkeit und Engherzigkeit an ihm wahrgenommen. Er könne, spottete ingrimmig der wackerste Degen im Heere der Eroberer, Lord Peterborough, „sich nicht entschließen, anders als in einem Galawagen nach Madrid zu fahren, und das werde ihm die Krone kosten". Immer steifer und langweiliger war dann seine Gravität, seine „phlegmatisch ernsthafte Politesse" geworden; er war ernsthaft, sagt ein Berichterstatter, sogar wenn er lächelte. Dem jungen, natürlich-frischen Prinzen Franz von Lothringen gab Prinz Eugen für seinen ersten Besuch bei den kaiserlichen Verwandten die Verhaltungsmaßregel, dem Kaiser gegenüber stets in einer ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu bleiben, seine Lebhaftigkeit zu bemeistern und den Kaiser nie anzureden, jede Vertraulichkeit im Gespräch zu vermeiden, vor allem nie nach irgendeiner Sache zu fragen. Im Grunde war Karl gutmütig und weichherzig, denn die Tränen traten ihm in die Augen, als ihm das traurige Los des verhafteten Grafen Seckendorff geschildert wurde; das verhinderte nicht, daß der Marschall, solange der Kaiser lebte, zu Graz in seinem Gefängnis blieb. Wie er die Werke der Andacht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verrichtete und wie seine Sittenstrenge sich nie das Geringste vorzuwerfen gehabt hat, so war es Karls ehrbare Absicht, seinen Untertanen gerecht und seinen Verbündeten zuverlässig zu sein; und was ist doch alles in der Staatsverwaltung und in der Politik unter seinem Namen gesündigt worden.

Ein ehrgeiziger Günstling, Graf Michael von Althan, soll einst dem jungen Fürsten in den Kopf gesetzt haben, daß es ihm ein Ruhm sein werde, keinen ersten Minister zu haben. So hatte denn Karl, solchen Schmeicheleien ebenso zugänglich wie von Natur zum Mißtrauen geneigt, selbst einem Eugen, dem größten Wohltäter

seiner Monarchie, allzeit mit heimlicher Eifersucht und ängstlichem Argwohn gegenübergestanden. Er wollte selbst regieren und war nicht ohne Urteil, er fand Geschmack an den verschlungenen Windungen spitzfindiger Beweisführung; aber langsamen Geistes, ohne Entschluß und ohne innere Freude an der Arbeit, schlaff und schwerfällig, konnte er die Masse der Regierungsangelegenheiten, die er sich vorbehielt, nicht bewältigen. Zerstreuungen, die Musik vornehmlich und die Jagd, zogen sein Interesse von wichtigeren Dingen mit der Zeit immer mehr ab, und bald urteilte man, daß er sich nur noch den Anschein gäbe, als ob die Geschäfte ihm am Herzen lägen. Bei den Audienzen und Vorträgen gewahrte man gar zu oft das untrügliche Zeichen der Verdrießlichkeit des Kaisers, wie er den Mund rümpfte und die Lippe hängen ließ; und seine Angewohnheit, auf unbequeme Dinge mit einem leisen Gemurmel zu antworten, aus dem der aufmerksamste Hörer keine Silbe zu erhaschen vermochte, wurde der Schrecken der Würdenträger und Hofleute und zumal der fremden Gesandten. Die Geschäfte gerieten ins Stocken; jedem Minister blieb in seinem Amtsbereiche doch ein ziemlich freier Spielraum; in allen nichtigen Dingen aber verließ sich der Kaiser auf einen Mann, der in seiner untergeordneten dienstlichen Stellung die kaiserliche Autorität niemals mit dem Nimbus eines allmächtigen Premierministers zu verdunkeln vermocht hätte.

Der Hofrat und Staatsreferendarius Johann Christoph von Bartenstein war als Protokollführer der Geheimen Staatskonferenz der Vermittler des fast ausschließlich schriftlichen Verkehrs zwischen dem Kaiser und den Ministern. „Der Kaiser vertraut sich lediglich an Bartenstein", „Bartenstein ist es, der Regen und Sonnenschein macht", „die Minister, die unter drei Kaisern gedient, sind so weit, daß sie sich vor kleinen Leuten fürchten müssen", das waren zu Ausgang der Regierung Karls VI. die allgemeinen Klagen der Einheimischen und der Fremden über den Emporkömmling, den vom Glück begünstigten Straßburger Professorensohn, und sie erschollen nicht ohne Grund, diese Klagen. Versicherte doch der Kaiser selber in wahrhaft zärtlichen Briefen dem Staatsreferendar, ihn um „Gegenlib" bittend, daß er sich allein auf ihn, seine „ehrlichkeit vndt trey" verlassen könne, daß er Bartensteins Herz kenne und nicht auf das äußerliche hochzeitliche Kleid schaue; er äußert sich rückhaltlos gegen diesen Mann über seine Minister, über seines Hofkanzlers „Schreien und Predigen", ja über den Prinzen Eugen selbst, der „in die Sach nit genug eingehet".

Bartenstein hat es trefflich verstanden, den Kaiser so zu nehmen wie er war. Karl war an politischen Gedanken nicht reich, aber die wenigen Ideen, die ihm eigen waren, hielt er mit Zähigkeit

fest. Er habe, sagte man am Wiener Hofe, während seiner Regierung mit zwei Puppen gespielt, der Ostender Kompanie und der Pragmatischen Sanktion. Die mit Posaunenstößen angekündigten handelspolitischen Entwürfe der zwanziger Jahre hatten ihm schwere Zerwürfnisse mit den auf den neuen Wettbewerb eifersüchtigen Briten zugezogen. Noch mehr hatte er seitdem dem Götzen der Pragmatischen Sanktion geopfert; Bartenstein aber war der Priester dieses Kultus: er bestärkte den Kaiser in solchem Tun und Dichten, er fand den Verhandlungen die Wege und Auswege, er beschwichtigte den Kaiser wegen der Bedenken, die gegen die Politik der Abschlagszahlungen und Opfer laut wurden. Warnte doch Prinz Eugen, daß man um fraglicher Bürgschaften willen nicht Land und Leute drangeben solle, daß die sicherste Garantie der Töchtererbfolge eine starke Heeresrüstung sein werde. Gleichwohl hatte man große Stücke der Erbschaft von vornherein geopfert und den eben feierlich verkündeten Grundsatz der Unteilbarkeit des Staatsgebietes damit zu wiederholten Malen selbst gebrochen. Sie war um so weniger einwandfrei, diese Politik Karls und Bartensteins, als der Kaiser erwarten konnte, seine kränkelnde Gemahlin zu überleben, und tatsächlich mit dem Gedanken gespielt hat, in einer zweiten Ehe noch der Vater eines Erzherzogs zu werden, der dann als Erbe aus eigenem Rechte sich aller dieser weit über ihren Preis bezahlten Bürgschaften entbrechen durfte.

Nun war der Kaiser tot, und die Stunde war gekommen, da die Pragmatische Sanktion die Wunder wirken mußte, die von ihr erwartet wurden.

Von der dreiundzwanzigjährigen Erzherzogin, die kraft dieser Erbordnung nach dem Tode des Vaters die königlichen Titel von Ungarn und Böhmen und die der anderen Kronlande annahm, war vor ihrer Thronbesteigung in Europa und selbst in Wien wenig gesprochen worden. Man rühmte die Anmut der jungen Prinzessin, die an die einst vielgepriesene Schönheit der braunschweigischen Mutter nicht heranreichte, aber doch erinnerte. Unverkennbar hat sie überhaupt mehr von der Wärme und Leidenschaftlichkeit, vielleicht auch von dem Eigensinne der welfischen Ahnen gehabt, als von dem gravitätischen Phlegma und dem erblichen Trübsinn der Habsburger. Man pries den Wohlklang ihrer geschulten Stimme, ihre schauspielerischen Anlagen, ihre zierliche Haltung beim Tanz, ihre Fertigkeit im Scheibenschießen, bald auch ihre Sicherheit und Kühnheit zu Pferde, endlich ihre ungemeine Gewandtheit im Sprechen. Bei aller Lebhaftigkeit war ihr Wesen ernst und besonnen; manchen galt sie drum als stolz und hochmütig. Feinere Beobachter gewahrten schon damals an ihr die Männlichkeit des Geistes und die Großartigkeit der Anschauung. Inmitten schwieriger

Verhältnisse, durch ihren Vater geflissentlich von den Geschäften ferngehalten, von den Parteien bei Hofe zugleich umworben und beargwöhnt, hatte die junge Frau ohne Frage ungewöhnlich sicheren Takt bewährt. Schon jetzt zeige sie, urteilte der Venezianer Foscarini von der Thronfolgerin, ein Vorgefühl ihrer künftigen Stellung, und einmal in deren Besitz, werde sie ihren Ratgebern nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß verstatten. Und ihr Verhältnis zu dem Vater umschreibt ein anderer Diplomat mit den Worten, sie bewundere die Tugenden des Kaisers, aber sie verurteile sein Verhalten und betrachte ihn fast nur als Verwalter der Lande, die sie dereinst beherrschen werde. „O wäre sie doch ein Mann mit eben den Eigenschaften, die sie besitzt," sagte zu demselben Gewährsmann seufzend der alte Hofkanzler Graf Sinzendorff. Das in seiner Art Bezeichnendste aber, was über die Erzherzogin Therese bei Lebzeiten ihres Vaters gesagt worden ist, liegt vielleicht in dem wenig schmeichelhaften Urteil, das der General Diemar über ihren Gemahl abgab: es sei schade, daß der Herzog eine so brave Frau bekommen habe.

Denn mit seltener Einstimmigkeit wurde der Herzog Franz von Lothringen, obgleich seit seinem fünfzehnten Jahre am kaiserlichen Hofe als Kind des Hauses betrachtet, in seiner neuen Heimat abschätzig beurteilt. Die Zuneigung, die ihm seine hübsche Erscheinung, sein frisches Wesen, seine Lebhaftigkeit gewonnen hatten, war schnell verscherzt, als der junge Herr zu maßgebenden und verantwortlichen Stellungen aufstieg. Schon nach dem Feldzuge von 1737 erzählte man sich in Österreich und ganz Europa von dem derben Verweis, den er sich von dem Feldherrn, dem Grafen Seckendorff, gefallen lassen mußte, als er, der leidenschaftliche Jäger, auf der Fährte des Wildes sich weitab von dem Heere verirrt und der Gefahr der Gefangenschaft ausgesetzt hatte. Im folgenden Jahre hatte er als Generalissimus, wie vordem sein Großvater Herzog Karl, kommandieren sollen; nach ein paar kleinen Erfolgen pries man ihn schon als den neuen Eugen, um sich dann nach dem traurigen Ausgange des Feldzuges in den bittersten und gehässigsten Anklagen gegen ihn zu ergehen. Von nun an mochte Franz tun, was er wollte, es ward von den Wienern zu seinen Ungunsten gewandt. Daß ihm von seiner Gemahlin nacheinander drei Töchter geschenkt wurden, hatte jedesmal die Untertanen nicht minder enttäuscht als den kaiserlichen Großvater. Auch des Herzogs Sparsamkeit, sein „Geiz", ward an dem üppigen Hofe und unter dem leichtlebigen Volke bald übel vermerkt. Und also verzeichnete schon 1737 der jüngere Seckendorff während eines Besuchs in Wien die Wahrnehmung in seinem Tagebuche, der Herzog habe alle Österreicher zu Feinden, und der gemeine Mann hasse und verachte ihn. Jetzt als der Kaiser starb,

gab sich solche Mißstimmung und Mißachtung in einem drohenden Straßenanschlag Ausdruck:

Vivat! Der Kaiser ist tot,
Wir bekommen jetzt großes Brot,
Der Lothringer ist uns zu schlecht,
Der Bayer ist uns eben recht.

In Steiermark rotteten sich die Bauern zusammen, und in Österreich machte der Adel kein Hehl aus seinen Wünschen, den Kurfürsten von Bayern nachfolgen zu sehen. Hatten doch schon, da der Kaiser noch lebte, viele in einer Vermählung seiner zweiten Tochter, der Erzherzogin Maria Anna, mit dem bayrischen Kurprinzen die glücklichste Lösung der Erbfolgefrage sehen wollen und zu dem Zweck das Gerücht ausgestreut, der Kaiser sei geneigt, einem deutschen Prinzen zuliebe die Erbfolge zu ändern und den französischen Schwiegersohn davon auszuschließen.

Allgemein unbeliebt, durfte Herzog Franz sich trösten mit der unwandelbaren Zuneigung seiner Gattin. Die Habsburgerin liebte ihren schmucken Prinzen kaum minder schwärmerisch als einst in der Reihe ihrer Ahnen die kastilische Johanna den schönen Philipp. „Des Nachts sieht sie ihn im Traum und bei Tage unterhält sie ihre Hofdamen nur von ihm," so hieß es in den glücklichen Tagen, da die beiden jungen Herzen sich gefunden hatten. Man meinte, daß die Erzherzogin dem Manne nie vergeben würde, der sie damals in die Gefahr gebracht hatte, auf den Besitz ihres Auserkorenen verzichten zu müssen. Und das war Bartenstein. Wie brutal hatte er dem Herzog in den Tagen seiner Brautwerbung begreiflich gemacht, daß ein solcher Besitz eines Opfers wert sei! Als Franz sich weigerte, von seinem Lothringen, durch dessen Auslieferung man die Freundschaft Frankreichs erkaufen wollte, sich nach Toskana verpflanzen zu lassen, hatte der grobe Staatsreferendarius ihn mit den Worten angeherrscht: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!" Ja noch nach der Verheiratung soll er dem nunmehrigen Großherzog von Toskana ins Gesicht gesagt haben: nachdem der Kaiser ihm die Gnad getan, ihm seine Erbtochter zu geben, so müsse er sich des Kaisers Willen in allem gefallen lassen.

Demnach hielt jetzt, da der Kaiser, sein mächtiger Gönner, ihn nicht mehr schützen konnte, alle Welt Bartensteins Sturz für ausgemacht und freute sich, den rechthaberischen, streitsüchtigen, hochmütigen Mann gedemütigt zu sehen, den Fremdling, den gelehrten Pedanten, den Emporkömmling, der allzulange die Huldigungen der österreichischen Großen und die Aufmerksamkeiten der fremden Diplomaten als schuldigen Tribut entgegengenommen hatte. Maria Theresia selbst hat nachmals geäußert, daß sie mit einer großen

Voreingenommenheit gegen Bartenstein die Regierung angetreten habe, und dieser, da er den Boden unter seinen Füßen schwinden glaubte, bat alsbald um seine Entlassung. Die junge Königin aber gewann es über sich, den treuen Diener ihres Vaters zu bedeuten, es sei jetzt der Augenblick nicht, in welchem er abdanken dürfe. Mit Schärfe fügte sie hinzu, er solle es sich angelegen sein lassen, Gutes zu tun, so viel als er vermöge: Böses zu tun, werde sie ihn schon zu hindern wissen.

Schnell sollte es geschehen, daß Bartenstein im Rate seiner Gebieterin mit seiner Meinung durchdrang, gegen den Großherzog von Toskana obsiegte und damit den festen Grund zu einer Vertrauensstellung legte, in welcher er der Tochter nicht weniger gegolten hat als vorher dem Vater.

Maria Theresia hatte bald nach der Thronbesteigung ihren Gemahl zum Mitregenten ernannt, und so hatte es nichts Auffälliges, daß der König von Preußen Mitte Dezember die Unterhändler, durch deren Mund er Schlesien forderte, zunächst an den Großherzog Franz wies.

Er kannte den nur um vier Jahre älteren Fürsten seit dem Besuche, den Franz 1732, gerade zur Zeit der Verlobung des Kronprinzen Friedrich, am preußischen Hofe abgestattet hatte, damals als auch der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig in Berlin weilte, der bald wie Franz einer kaiserlichen Erbprinzessin, der Adoptivtochter der Zarin, der Großfürstin Anna, die Hand reichte. Friedrich hat später gemeint, wer die beiden jungen Herren so gar unbedeutend miteinander schwatzen gehört habe, werde die Gründe nicht entdecken können, aus denen die Vorsehung gerade diese beiden Prinzen auserwählt habe, dereinst den größten Teil Europas zu regieren.

Gleich auf die Nachricht von des Kaisers Tode hatte Friedrich ein paar Zeilen an den Großherzog Franz gerichtet, als Antwort auf ein Handschreiben, durch das ihn dieser um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte. Friedrich versprach sie ihm, aber nicht bedingungslos; der Wiener Hof, so wurde dem Gesandten von Borcke in dem Begleiterlasse vielsagend eröffnet, werde den König in den Stand setzen müssen, für den Großherzog etwas zu tun. Eine Andeutung, die in Wien nach dem, was in den letzten Jahren zwischen den beiden Mächten vorgefallen war, nicht mißverstanden wurde. Zu dem preußischen Gesandten sagte der Großherzog: „Der König von Preußen handelt an mir und meiner Gemahlin wie ein Vater;“ ihrem Vertreter in England aber ließ die junge Königin am 19. November schreiben, niemandem sei weniger zu trauen als dem Könige

von Preußen, da er seinen Anerbietungen eine Klausel anhänge, die nicht undeutlich „auf die Überkommung eines Stückes Unserer Erblanden" abziele, und da sein Gesandter sich in einem Sinne äußere, als ob es ohne Preußens Beistand um das Haus Österreich geschehen sei. Daß Friedrich die Königin durch die Erteilung der von ihr angenommenen Titel anerkannte, beschwichtigte solche Besorgnisse noch nicht. Dazu kam, daß der Resident von Demeradt seit Ende Oktober aus Berlin warnte, es werde dort von gefährlichen Absichten auf ein Stück des Herzogtums Schlesien „gemurmelt". Und so ist schon am 23. November in der österreichischen Staatskonferenz beschlossen worden, „einige natürliche und tunliche Vorsorge" zu treffen, „um sich gegen die widrige Preußische Absichten zu verwahren". Preußen zu gewinnen, werde man nicht hoffen dürfen, da dazu nur solche Mittel vorhanden wären, „welche einesteils ganz gewiß zum Abbruch und Schmälerung der getreuesten Erblanden, auch Nachteil der Religion ausschlagen, anderenteils aber ein Universalkriegsfeuer in Europa anzünden würden". Drum gelte es, sich nicht einschüchtern, keine „Zaghaftigkeit hervorblicken" zu lassen.

Anfangs Dezember liefen dann Berichte über Berichte aus Berlin ein und ließen keinen Zweifel mehr. Am 14. erhielt der Großherzog durch einen Eilboten Bottas den ganzen Plan, den König Friedrich am 9. dem Gesandten entwickelt hatte.

So war der Großherzog vollständig vorbereitet, als er am 17. dem preußischen Gesandten die Audienz erteilte, die dieser behufs förmlicher Einleitung der Verhandlung erbeten hatte. Der Gesandte selbst, der feine, verbindliche, sanfte Borcke, dem nichts peinlicher hätte sein können als die ihm anvertraute Botschaft, hegte wenig Hoffnung auf ein glückliches Ergebnis, und die Audienz verlief, wie er es erwartet hatte. Sichtlich erregt, häufig den Redner unterbrechend, aber ohne sich mit einer Silbe als bereits Eingeweihten zu verraten, ließ sich Franz die einzelnen Punkte des preußischen Angebots vortragen: die Bürgschaft für den österreichischen Besitzstand in Deutschland, die Aufforderung zum Abschluß eines Bündnisses mit den Seemächten und Rußland, die Verheißung der brandenburgischen Kurstimme und zweier Millionen Gulden für Rüstungen. „All diese Anträge," sagte er, „sind zu schön, um nicht einen Nachsatz zu haben, der vielleicht ebenso bitter sein wird, als die Vordersätze lockend sind." Als dann Borcke den Preis nannte, die Abtretung von ganz Schlesien, da bemeisterte der Großherzog nicht länger seine Erregung; in scharfen Worten, aber mehr im Tone des Schmerzes als des Zornes, mit immer neuen Wendungen und Gründen erklärte er dem Gesandten die Unmöglichkeit, auf dieser Grundlage zu unterhandeln. „Lieber die Türken vor Wien," rief

er leidenschaftlich, „lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Bayern und Sachsen, als der Verzicht auf Schlesien!“ Doch ward er zum Schluß des Zwiegesprächs — denn Borcke ergriff immer von neuem das Wort — wieder ruhiger. „Ich bin in Verzweiflung,“ sagte er, „aber ich sehe kein gütliches Mittel, doch sind wir zu einer Unterhandlung bereit, wofern die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten begehen.“ Da öffnete sich die Tür, und die Königin Maria Theresia fragte, ob der Herzog da wäre. Offenbar hatte sie jedes Wort gehört, und mit der letzten Äußerung mochte ihr Gemahl über seine Verhaltungsmaßregeln hinausgegangen sein.

Noch am Abend dieses 17. Dezember traf der zweite Bevollmächtigte ein, der von König Friedrich zur Unterstützung Borckes in besonderer Mission abgeordnete Oberhofmarschall Gotter. Dieser Jupiter tonans, wie der stattliche, glänzende Graf, einer der schönsten Männer seiner Zeit, in den diplomatischen Kreisen hieß, war hier in Wien von einer früheren Gesandtschaft her eine wohlbekannte Persönlichkeit. Diesmal war er gesandt zu drohen, und in den Weisungen, mit denen er versehen war, fiel ein starker Nachdruck auf die Vorgänge der letzten zwölf Jahre, zumal auf die Verletzung des Vertrages von 1728, durch die der Wiener Hof die preußische Garantie für die Pragmatische Sanktion selber hinfällig gemacht hatte. Wolle man, so sollte Gotter erklären, den König auf das Äußerste treiben, so werde er vor den Augen der ganzen Welt darlegen lassen, wie unwürdig man das Vertrauen seines verstorbenen Vaters gemißbraucht und mit welcher Undankbarkeit man dem Hause Brandenburg seit dem Frieden von Nymwegen gelohnt habe.

In der Audienz, die Gotter am Tage nach seiner Ankunft von dem Großherzog erhielt, schlug er, wie jener nachher sagte, einen Ton an, als ob sein Herr mit einem unüberwindlichen Heere im vollen Marsch auf Konstantinopel wäre. Der ungestüme Unterhändler war erstaunt über die Festigkeit, auf die er stieß. Als er des Großherzogs Frage, ob der König, sein Herr, bereits in Schlesien eingerückt sei, dahin beantwortete, daß dies sicherlich gegenwärtig geschehen, rief Franz: „So kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß solange nur ein einziger seiner Soldaten in Schlesien steht, wir ihm auch nicht ein Wort zu sagen haben.“

Gotter und Borcke faßten in dem Bericht, den sie in das Hauptquartier nach Schlesien schickten, ihre Ansicht dahin zusammen, der Wiener Hof zeige in Worten und Werken viel Gefaßtheit, Festigkeit, Energie, ja einen solchen Grad von stolzer Zuversicht, daß kaum eine Hoffnung auf eine baldige Sinnesänderung bleibe. Die Königin hatte erklärt, sie wolle alle ihre Kostbarkeiten verkaufen, ja die goldenen Gefäße von den Altären nehmen, und der Großherzog,

der dies Gotter wiederholte, setzte hinzu, man werde jeden waffenfähigen Mann aufbieten und sich retten wo und wie man könne. Die beiden Gesandten beschworen ihren König, die Truppen aus Schlesien zurückzuziehen.

Am Silvesterabend kam der Kurier mit Friedrichs Antwort nach Wien zurück, und nun eilte Gotter aus dem benachbarten Baden wieder herbei, denn dorthin hatte er sich unter dem Vorwand, der Heilquellen zu bedürfen, aus der Hauptstadt, wo der Boden ihm unter den Füßen brannte, zurückgezogen. Am Neujahrstage abends um sechs Uhr wurde er mit Borcke ein zweites Mal durch den Großherzog empfangen. Der König ließ sagen, daß er trotz der verletzenden, kurz und schroff abweisenden Antwort seine Anerbietungen aufrecht erhalte, vorausgesetzt, daß seinen gerechten Ansprüchen auf Schlesien Genüge geschehe, und daß er zum Beweis seines Entgegenkommens sich mit „einem guten Teile" von Schlesien begnügen wolle. „Wie soll ich etwas bieten?" sagte der Großherzog, „ich habe nichts zu bieten, aber gesetzt den Fall, ich dürfte es, und ich böte Ihnen halb Schlesien, so würden Sie sagen, das ist zu viel, und böte ich Ihnen den Schwiebuser Kreis, so würden Sie sagen, das ist zu wenig." Man sprach lange hin und her, der Großherzog immer in erregtem Tone; doch gab ihm Gotter zum Schluß seine Freude zu erkennen, daß er heute schon mit ruhigerem Blute, nicht so aufgeregt wie in der ersten Audienz, die Dinge auffasse. Gotter hatte im Laufe des Gesprächs die eigenhändige Nachschrift des Erlasses, den er erhalten, gezeigt: „wenn der Herzog sich verderben will, trotz meiner guten Absichten, so verderbe er sich" — so stand da zu lesen, und der Eindruck auf Franz war sichtlich. Somit erklärte er zum Schluß, welchen Lauf die Dinge auch nehmen möchten, er würde immer Hochachtung und aufrichtige Freundschaft für den König von Preußen hegen. „Aber," setzte er hinzu, „ich will nicht mein Glück machen auf Kosten der Königin." Gotter bat nun für sich und seinen Mitbevollmächtigten um die Erlaubnis, sich an einen der Minister wenden zu dürfen, was ihnen bisher verboten gewesen war. Daß sie diese Erlaubnis erhielten, erklärte Borcke für ein gutes Zeichen nehmen zu wollen; denn nun scheine ihm noch nicht alle Hoffnung verloren, das große Ziel zu erreichen. „Schwer wird es sein," erwiderte der Großherzog, „doch sage ich nicht, daß alle Hoffnung verloren sei." Da klopfte es wieder leise an die Tür, denn auch heute war die Königin im Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen. Der Großherzog brach ab und entließ die Gesandten.

Daß er sie noch einmal empfangen, war gegen die Meinung der Heißsporne geschehen, die am 29. Dezember in der Staatskonferenz für unvermittelten Abbruch der Verhandlung, für sofortige Be-

antragung des casus foederis bei den Bürgen der Pragmatischen Sanktion gesprochen, und die noch selbigen Tages die Kuriere in alle Welt hatten aussenden wollen. Solchem Eifer der Bartensteinschen Partei hatten Sinzendorff und Starhemberg, die bedächtigen Greise, noch einmal gesteuert.

Zu Sinzendorff begaben sich nun tags nach ihrer Audienz die beiden preußischen Gesandten. Der Hofkanzler, der am Morgen mit Starhemberg drei Stunden bei dem Großherzog gewesen war, wollte ihr Anbringen schriftlich haben. Sie entgegneten, vor allen Dingen wissen zu müssen, ob man wirklich zu unterhandeln beabsichtige, und schlugen vor, daß der Großherzog als Zeichen der eröffneten Unterhandlungen einen Brief an den König schreiben solle. Endlich kam man überein, daß am nächsten Tage die Gesandten ihre Instruktionen mitbringen und einen Auszug daraus vorlesen würden, wo es dann dem Hofkanzler freistehen sollte, den Wortlaut selbst oder durch einen Sekretär zu Papier zu bringen. Von der hochfahrenden Weise früherer Zeiten war bei Sinzendorff heute nichts zu merken; immerhin fielen von beiden Seiten einige gereizte Äußerungen. So erlaubte sich der Minister die Bemerkung, Ludwig XIV. habe selbst in den Zeiten seines größten Glückes nie einen so überraschenden Schritt getan. Gotter dagegen bat ihn, man möge sich hier in Wien nicht auf das hohe Pferd setzen, worauf jener „sehr phlegmatisch" erwiderte: „Wir haben keine hohen Pferde, unsere Pferde sind recht sehr klein augenblicklich."

Weltkundig war des alten Kanzlers Bestechlichkeit, die über das, woran ein in diesem Punkte nicht gerade zartfühlendes Zeitalter sich gewöhnt hatte, noch hinausging. Graf Gotter nahm deshalb Veranlassung, ihm für den Fall eines glücklichen Ausgangs der Verhandlung deutlich genug die freigebigste Erkenntlichkeit seines Gebieters in Aussicht zu stellen. Und um jedes Mißverständnis auszuschließen, ließ er durch seinen Sekretär Kircheisen einem Vertrauten des alten Herrn die Höhe der von dem Könige ausgeworfenen Summe — Gotter durfte 200 000 Taler bieten — ziffermäßig mitteilen.

Als die Gesandten am 3. Januar verabredetermaßen abermals bei Sinzendorff erschienen, fanden sie zu ihrer Überraschung Bartenstein zugegen, dessen Zuziehung zu der Verhandlung sie sich ausdrücklich verbeten hatten. In seiner Eigenschaft als Protokollführer der Staatskonferenz zeichnete Bartenstein das auf, was sie nunmehr vorlasen, und gab, in seiner untergeordneten Stellung bei dieser offiziellen Verhandlung zum Schweigen verurteilt, seinem Ingrimm durch allerhand Gebärden Ausdruck, wechselte fortwährend die Farbe, schleuderte sein Papier hin und her, biß sich auf die Lippen und schnitt sonstige Gesichter.

Was Gotter und Borcke, allzu vertrauensselig, als die Einleitung einer Unterhandlung betrachteten, war vielmehr der Anfang vom Ende. Mit dem Diktat der Gesandten, mit dem Protokoll Bartensteins hatte jetzt der Wiener Hof eine Urkunde in der Hand, die er für die Zwecke seiner Politik ausbeuten konnte; zunächst gab sie die Handhabe zu einer offiziellen Erwiderung, in der Bartenstein seine ganze Galle entleeren konnte. Schon in der äußeren Form der den Gesandten am 5. Januar eingehändigten, von Sinzendorff und Starhemberg unterzeichneten Note lag eine Spitze: zu desto stärkerem Beweis des Übermaßes an Treue und Glauben, womit man hier zu Werke gehe, stehe man nicht an, so hieß es zum Schluß, diese Antwort den Ministern Seiner preußischen Majestät *schriftlich* zuzustellen, obgleich jene nicht dazu zu bewegen gewesen seien, desgleichen zu tun. Die preußischen Anträge und Forderungen wurden der Reihe nach beleuchtet, der Reihe nach schroff abgelehnt. Zur Verteidigung der österreichischen Erblande, wozu er sich anheischig mache, sei der König von Preußen ohnehin und über das jetzt von ihm Verheißene hinaus verpflichtet durch das Band, welches alle Glieder des Reichs umschlinge, durch die Bestimmungen der Goldenen Bulle, durch die Reichsgarantie der Pragmatischen Sanktion; das Bündnis aber mit den Seemächten und Rußland, um das er sich für die Königin bemühen wolle, bestehe bereits und bezwecke die Aufrechthaltung des Gesamtbesitzstandes, ohne der Königin den Verlust eines Landesteils zuzumuten. Ein übel angebrachter Hohn mischte sich in die Antwort, wenn dem Angebot der brandenburgischen Kurstimme der Hinweis wieder auf die Goldene Bulle entgegengehalten wurde, nach der die Wahl der Kaiser eine freie sein solle; als ob nicht seit Jahrhunderten die Kaiser aus dem Hause Habsburg ihre Wahl regelmäßig durch Zugeständnisse an die Kurfürsten erkauft hätten. Und noch spöttischer lautete die Zurückweisung der Geldunterstützung: man habe noch niemals Krieg mit jemandem angefangen, um ihm Geld aufzuzwingen.

Gar anders denn diese höhnische Note klang das eigenhändige Schreiben, das der Großherzog Franz bald darauf an den König von Preußen richtete, als dieser ihm nach der Ankunft Gotters und Borckes in seinem Hauptquartier brieflich sein Bedauern aussprach, daß seine Absichten verkannt worden seien. Der Gemahl Maria Theresias gab der Hoffnung Ausdruck, ein Krieg aus Staatsräson werde die persönlichen Gesinnungen des Königs gegen ihn nicht ändern, und beteuerte mit verbindlichen Worten, daß seine eigenen Gesinnungen stets gleich freundschaftlich bleiben würden.

In der Tat gingen der Großherzog und Bartenstein, die so verschiedene Worte führten, in ihren Ansichten wie früher so auch diesmal weit auseinander. Noch lange wußte der englische Ge-

sandte von vertraulichen Äußerungen des Großherzogs zu berichten, die im Gegensatz zu den offiziellen Kundgebungen des Wiener Hofes das Verlangen nach einer gütlichen Verständigung mit Preußen zu erkennen gaben. Franz mag sich die Frage vorgelegt haben, warum denn, wenn er selber aus Rücksichten der hohen Politik zu seinem größten Schmerz sein treues Lothringen hatte opfern müssen, jetzt, wo ungleich Größeres auf dem Spiele stand, ein Opfer an schlesischem Boden allzu hart sein sollte. Und voll Haß gegen die Macht, vor der er aus dem tausendjährigen Erbe seiner Väter gewichen war, konnte er die Erneuerung des großen Völkerbundes gegen Frankreich, die von Preußen aus angeregt wurde, sich nur erwünschen.

Gerade den entgegengesetzten Standpunkt nahm Bartenstein ein. Die glücklich erzielte Verständigung mit Frankreich, durch die Auslieferung von Lothringen erkauft, betrachtete er als das Meisterstück seiner Staatskunst. Mit der Beilegung des Jahrhunderte alten Zwistes zwischen den Häusern Österreich und Capet mochte er die Quadratur des Zirkels gefunden glauben; wie durfte er sein eigenstes Werk zertrümmern lassen! Der König von Preußen verlange, so ließ sich Bartenstein vernehmen, Österreich solle Frankreich den Krieg erklären, und doch besitze die Königin außer Frankreich niemand, auf den sie sich verlassen könne. Noch ein anderes kam hinzu, der konfessionelle Gesichtspunkt, und der Konvertit Bartenstein war nicht der letzte, ihn hervorzukehren. Das Bündnis mit dem katholischen Frankreich erschien natürlicher als das mit den protestantischen Seemächten und dem Ketzerkönig von Preußen. Ein württembergischer Diplomat, der mit den Verhältnissen am Wiener Hofe vortrefflich vertraute Herr von Keller, behauptete geradezu, man behandle hier alles als Religionssache; er klagte, die Bemühungen der Kurie hätten den Umtrieben Frankreichs wunderbar in die Hände gearbeitet, das über Rom und auf tausend Schleichwegen alles in Bewegung setze, um den Ausgleich mit Preußen und die Wiederanknüpfung mit den Seemächten, die Herstellung des „alten Systems", zu hindern.

Auch das hob Bartenstein hervor, die 12 000 Mann, die Friedrichs Vater im letzten Kriege gegen Frankreich gestellt, hätten am Rhein mehr Schaden getan denn Gutes gestiftet. Friedrichs Freundschaft werde nachteiliger sein als seine Feindschaft, besonders in bezug auf die bevorstehende Kaiserwahl; denn der Gewinn seiner Stimme ziehe unfehlbar den Verlust von Kur-Trier nach sich, und die geringste Annäherung an ihn führe zu einer vollständigen Trennung von dem König-Kurfürsten von Polen und Sachsen. Es war der alte Hochmut, welchen Kaiser Karl auf der Zusammenkunft zu Prag den König Friedrich Wilhelm hatte fühlen lassen, es war noch immer das Lied, wie es in Wien seit acht Jahren gesungen wurde, daß man am besten tue, die preußische Macht als etwas Gleichgültiges

zu betrachten. Gröber als durch die Zusammenstellung von Preußen und Kur-Trier konnte sich dieser Dünkel nicht Ausdruck geben. Bartensteins Haupttrumpf blieb, den König von Preußen auf den rechten Weg bringen zu wollen, ohne ihn zu „rüffeln", das sei so vergebliche Mühe, als einen Mohren weiß zu waschen; es gelte, ihn gänzlich zu entwaffnen.

Gegen den General Neipperg, der geltend machte, daß man dazu nicht imstande sei, daß man ihm für die Rettung Schlesiens zwar 70 000 Mann auf dem Papier, aber nicht mehr als 30 000 in Natur geben werde, hatte Bartenstein einen Bundesgenossen gefunden an dem militärischen Stolz eines anderen Kriegsmannes, des Grafen Königsegg. Dem vereinte es sich nicht mit der Ehre der österreichischen Waffen, mit einem in die Erblande eingefallenen Feinde noch zu unterhandeln und kleinmütig schon vor Beginn des Kampfes nachzugeben. Anders wieder der alte Hofkanzler. Er machte auf den englischen Gesandten den Eindruck eines Tieferschütterten und gab in zwei aufeinanderfolgenden Staatsratsitzungen zu Protokoll: „in Nöten müsse man etwas sakrifizieren, die Sach wäre periculis plena; so könne man nicht bleiben, entweder etwas an Preußen zedieren oder brechen". Aber gegen Sinzendorff hatte dann Starhemberg zu Bartenstein gestanden, indem er jenem ingrimmig entgegenrief, das sei keine Frage, ob man brechen solle, der König von Preußen habe genug gebrochen; die Frage sei nur, ob man ihn solle schalten und walten lassen. Starhemberg erklärte insbesondere, daß der Grundsatz der Unzertrennlichkeit der österreichischen Monarchie unter keinen Umständen verletzt werden dürfe.

In dem Widerstreit der Gründe, nach denen die Männer urteilten, hatte dann das weibliche Gefühl entschieden. Die Frau „mit dem Herzen eines Königs" stand verlassen in diesem Augenblicke, so hat sie nachmals geklagt, „ohne Geld, ohne Kredit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft, ja auch ohne allen Rat, weil jeder Minister vorerst zu erspähen sich bemühte, wohin die Sachen sich wenden würden". Der natürlichste Berater, der Gatte, bedurfte selber des Haltes viel mehr, als daß er stützend und bestimmend sich hingestellt hätte. Maria Theresia hörte auf Bartenstein, da seine politischen und militärischen Vorausberechnungen dem, was sie im Herzen wünschte, am meisten entsprachen. Und der Entschluß war ihres starken Herzens würdig. Der Ausgang hat den Vorhersagungen des Dieners, dem Glauben der Gebieterin nicht recht gegeben, die Klugen haben dann den Ratschlag und die Ausführung gemeistert, aber Maria Theresia hat all ihre Tage den Weg, den sie beschritten, für den allein richtigen gehalten und hat dem Manne, der in der entscheidendsten Stunde ihres Lebens ihr den Mut gestärkt, die Anerkennung gegeben, daß sie Bartenstein einzig und

allein die Erhaltung ihres Reiches verdanke, daß ohne ihn alles zugrunde gegangen wäre.

Gleichwohl aber darf die Frage aufgeworfen werden, ob bei der „Heftigkeit des Zwiespaltes" in ihrem Rate, die Maria Theresia zu ihrem Schmerz wahrnahm, die Meinung Bartensteins auch dann durchgedrungen sein würde, wenn die äußere Form der preußischen Werbung eine andere gewesen wäre. Daß König Friedrich mit gezogenem Schwert unterhandelte, verletzte den österreichischen Stolz am empfindlichsten. Freilich, wenn so die preußische Schroffheit eine vorhandene Geneigtheit verschwinden ließ, so steht es anderseits dahin, ob ohne diese Schroffheit auch nur ein Grad von Geneigtheit überhaupt eingetreten wäre. Hören wir doch, daß man sich in Wien, als auf die immer bestimmter auftretenden Nachrichten von den preußischen Kriegsvorbereitungen sich Warnungsstimmen vernehmen ließen, noch immer mit der Hoffnung schmeichelte, Friedrich wolle nur nach der Art seines Vaters „den Hahn spannen, ohne wirklich loszudrücken", und er beabsichtige nichts, als durch Drohungen einzuschüchtern und auf solche Weise das zu erreichen, wozu die Waffen zu ergreifen er sich doch zweimal besinnen würde.

Hatte für das Schwert als Überredungsmittel die durchgreifende Rücksichtslosigkeit des Königs entschieden, so trug das diplomatische Gegenantlitz dieser janusköpfigen Verhandlung die blasse Farbe der Halbherzigkeit des Ministers Podewils, der, wie wir uns aus Rheinsberg erinnern, die Entfesselung der Kriegsfurie oder doch ihre sofortige Loslassung um alles gern hintertrieben hätte. In den Rahmen der einfachen Unterhandlung, wie der Minister sie anfänglich befürwortet hatte, würde die Taktik, nach der die preußische Diplomatie in Wien vorgegangen ist, vortrefflich gepaßt haben; nun aber, da der Rubikon überschritten war, diente diese Taktik nur dazu, daß von der Schiefheit und Schwächlichkeit ihrer Formeln und Auskunftsmittel die entschlossene Gewaltsamkeit und Unerbittlichkeit der geschehenen Tatsachen sich um so greller abhob.

Das jedenfalls konnte auf den Gang der Verhandlung nur von nachteiligem Einfluß sein, daß die Gesandten, hinter denen drein bereits ein bewaffnetes Heer marschierte, in ihrer Werbung von Freundschaftsbeteuerungen, von der Anpreisung der guten Dienste und Wohltaten, die man erweisen wollte, ausgingen, und die Beschwerden und Ansprüche, die man hatte, in die zweite Linie stellten. Hatte doch Podewils aus der Instruktion für Borcke, die er schon am 15. November entwarf und an die dieser sich vier Wochen später in seiner ersten Audienz hielt, ängstlich alles ferngehalten, was den Wiener Hof irgendwie verletzen konnte und damit vielleicht dem Gedanken der Verständigung weniger zugänglich machte. Ja, Podewils hat in dieser Instruktion neben den politischen Opportunitäts-

gründen die preußischen Ansprüche, mit dem geheimnisvollen Hinweis auf „andere sehr triftige Gründe, deren Kundmachung seinerzeit erfolgen werde", gerade nur ganz leise angedeutet, und Borcke hat demgemäß dem Großherzog das erste Mal auch nichts Bestimmteres gesagt und sagen können. Und wenn dann die beiden Gesandten in der Schlußverhandlung am 3. Januar nur aus diesem Erlaß an Borcke Auszüge verlasen, und nicht auch aus der unter unmittelbarer Mitwirkung des Königs entstandenen, viel kräftigeren Instruktion für Gotter, die mit ihrem Rückblick auf den Undank des Hauses Österreich seit dem Frieden von Nymwegen die Beschwerden und Ansprüche mit erforderlichem Nachdruck betonte, so hatte Bartenstein allerdings leichtes Spiel, durch Veröffentlichung seines Protokolls den Eindruck zu erwecken, als seien die schlesischen Ansprüche seines Hauses dem König von Preußen erst nachträglich eingefallen. Der Vertrauensmann des preußischen Hofes, jener württembergische Geheimrat Keller, der noch im Februar während eines kurzen Aufenthaltes in Wien unter der Hand einen letzten Versuch zur Verständigung gemacht hat, urteilte ganz richtig, das erste Erfordernis dazu sei die Trennung der Rechtsfrage von dem Konvenienzstandpunkte; es gelte einfach die territoriale Ausdehnung der Ansprüche zu bezeichnen, ohne irgendwelche Abtretungen unter dem Titel von Belohnungen zu fordern.

Wäre dem Einmarsch der preußischen Truppen in Schlesien zunächst und vor allem und in entschiedenster Weise die Anmeldung der alten Ansprüche durch den Mund der Vertreter in Wien und ihre Bezeichnung als Kriegsgrund zur Seite gegangen, so würde dieser Schritt allem Anschein nach einen tiefen Eindruck gemacht und allem weiteren, das heißt dem Angebot des Ausgleichs und der Bundesgenossenschaft, vielleicht mit einiger Aussicht auf Erfolg den Weg gebahnt haben.

Denn unmöglich ließen sich diese brandenburgischen Ansprüche so kurzerhand, wie man es wohl gern getan hätte, abweisen und als völlig grundlos und ungerecht bezeichnen. Vor allem aber mußte es in Wien peinlich berühren, daß durch die Enthüllungen der nunmehr an die Öffentlichkeit tretenden preußischen Deduktionen, daß durch die Mitteilung von Vorgängen sensationeller Art ein dunkler Flecken fiel auf das Andenken Kaiser Leopolds, den man in Wien den Großen nannte; daß hier zum ersten Male der Ehrenmantel von der Arglist gezogen wurde, mit der Leopold 1686 den alten ehrwürdigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm getäuscht und den Sohn ihm verführt hatte. Ein unvoreingenommener Berichterstatter versicherte, daß „des Königs von Preußen herausgegebene schriftliche Begründung wegen habender Prätension auf die schlesischen Fürstentümer dem hiesigen Ministerio wegen ihrer Solidité" viel zu schaffen

mache. Die Angabe braucht um so weniger in Zweifel gezogen zu werden, als die österreichische Entgegnung, um den Eindruck der Anklagen gegen die Politik Leopolds abzuschwächen, in einem Falle sogar zu dem bedenklichen Mittel der Fälschung eines historischen Dokuments, eines der alten gesandtschaftlichen Berichte, gegriffen hat.

Verschieden war von je der Standpunkt gewesen, den man in Wien zu den brandenburgischen Ansprüchen auf Jägerndorf und zu denen auf die drei niederschlesischen Herzogtümer einnahm.

Jägerndorf war über hundert Jahre im tatsächlichen Besitz des hohenzollerschen Hauses gewesen. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurde Johann Georg von Jägerndorf, der Sohn des brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich, als Anhänger des besiegten und flüchtigen Winterkönigs zugleich mit diesem geächtet; sein Herzogtum erhielt Karl von Liechtenstein zu Lehen; die reichsrechtlich nicht angreifbaren Ansprüche der an der Felonie des Ächters unbeteiligten Agnaten blieben unberücksichtigt. Aber fort und fort fochten sie, Kurfürst Georg Wilhelm zuerst und dann sein großer Sohn, die Belehnung des Liechtensteiners an; eine abweisende Antwort erhielten sie nicht, aber auch keine Genugtuung; nur die Aussicht auf Entschädigung wurde eröffnet. Der Große Kurfürst aber meinte, daß ihn die Verschleppung am letzten Ende nicht allzusehr bekümmere, die Stunde der Abrechnung werde doch einmal kommen, ein Freund borge dem anderen, bis zur gelegenen Zeit.

War der Besitz von Jägerndorf in den Zeiten des großen deutschen Bürgerkriegs und der habsburgischen Übermacht dem Hause Brandenburg verloren gegangen, so hatte ihm die österreichische Politik seine Entwürfe auf deremstige Erwerbung von Liegnitz, Brieg und Wohlau in einer anderen Epoche innerer Wirren umzustoßen gesucht, am Vorabend des Angriffskrieges Karls V. gegen die schmalkaldischen Bundesobersten. Die Erbverbrüderung Joachims II. mit dem liegnitzischen Piastenhause, obgleich ganz im Einklang mit Buchstaben und Geist des den Herzögen von den böhmischen Königen ausgestellten Freibriefes abgeschlossen, war von demselben König von Böhmen, der siebzehn Jahre früher jene Königsurkunde bestätigt und erneuert hatte, 1546 für nichtig erklärt worden. Die brandenburgischen Fürsten haben in dem Spruch nie etwas anderes gesehen als einen Gewaltakt und sich entschieden geweigert, ihr Erbvergleichsdiplom von St. Lucä 1537 auszuliefern. Umgekehrt aber beharrte man auch in Wien, als 1675 mit dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz, Brieg und Wohlau der in der Erbverbrüderung vorgesehene Fall eintrat, lediglich auf dem 1546 eingenommenen Standpunkt. Ob immer der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem kaiserlichen Gesandten sagte, daß ihm die drei Fürstentümer von Rechts wegen so unstreitig

zugehörten, als ein Gott im Himmel wäre, so wurde doch sein unverzüglich angemeldeter Erbanspruch mit der Erklärung zurückgewiesen, daß man sich in Verhandlungen über diesen Punkt nicht einlassen könne. Wie vor hundertvierzig Jahren sein Ahnherr König Ferdinand, so wäre jetzt Kaiser Leopold, hätte es der Kurfürst auf gerichtlichen Austrag ankommen lassen wollen, Richter in eigener Sache gewesen.

Die Not der Kriegszeiten, seine Türkenkämpfe und die Gewalttaten der Franzosen hatten dann dem Kaiser die Waffenhilfe Brandenburgs unentbehrlich gemacht, und so entschloß er sich, dem Kurfürsten in der schlesischen Angelegenheit einen Schritt entgegenzugehen, oder vielmehr sich den Anschein davon zu geben. Am 22. März 1686 wurde zu Berlin der Verteidigungsvertrag geschlossen, der 8000 Brandenburger dem Kaiser zur Verfügung stellte, während dieser dem Kurfürsten gegen Verzicht auf sämtliche sonstige Ansprüche den Kreis Schwiebus vom Herzogtum Glogau abtrat, 24 Quadratmeilen zum Ersatz für 172.

Der Große Kurfürst blieb bis an seine Sterbestunde der Meinung, daß der Kaiser, was er ihm in dem Vertrage gelobt, ohne Arg erfüllt habe und dem Kurstaate halten werde. Aber nachdem ihm der Wiener Hof vor sieben Jahren in dem Nymwegener Friedenschluß das bitterste Herzeleid seines Lebens bereitet hatte, so war jetzt das Vertrauen des, der aufrichtig zu vergeben und zu vergessen bereit war, in der Stunde der Aussöhnung selber von neuem getäuscht worden, ärger denn zuvor, durch gleisnerische Verstellung und tückische Hinterlist.

Denn drei Wochen vor der Unterzeichnung des Vertrages hatte der Kurprinz Friedrich dem kaiserlichen Gesandten Fridag von Göbens den berüchtigten Revers ausgestellt, durch den er sich zur Zurückgabe von Schwiebus nach des Vaters Tode verpflichtete.

Die „Aktenmäßige Gegeninformation", welche Königin Maria Theresia 1741 zur Widerlegung der preußischen Ansprüche veröffentlichen ließ, erzählt nun, daß der Kurprinz, um die Möglichkeit für das Zustandekommen des Bündnisses zu schaffen, das Auskunftsmittel des Reverses aus eigenem Antrieb an die Hand gegeben, freiwillig sich dem kaiserlichen Gesandten zur Verfügung gestellt habe; auch wurde in dieser Veröffentlichung die Testamentsänderung, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Januar 1686 vornahm, mit der Entstehung des Reverses in einen Zusammenhang gebracht. Lange Zeit ist durch diese unzutreffenden Angaben, die sich auf einen der Berichte Fridags beriefen, in Wahrheit aber auf eine ganz willkürliche, durch Kürzungen und Einschiebungen erzielte Entstellung seines Inhalts hinauskommen, die historische Kenntnis verdunkelt worden. Wir wissen heute, daß der geistige Urheber

des Reverses kein anderer als Fridag selbst gewesen und daß sein Wortlaut in der Wiener Kanzlei aufgesetzt worden ist. Wir wissen auch, daß man in Wien anfangs Bedenken trug, den von dem Gesandten empfohlenen Schleichweg zu betreten, daß Kaiser Leopold den unsauberen Handel nicht vor seinen Ministerrat zu bringen wagte, sondern den Vorschlag Fridags nur mit drei Vertrauten erörterte; daß man gar sehr „die üble Nachred bey der Weld" fürchtete, „gleichsam als ob man diesen jungen Printzen übereylet und den Revers erschlichen hätte"; daß man also beschloß, wenn irgend möglich, nicht Vater und Sohn zugleich zu betrügen, sondern nur den Vater. Worauf dann Fridag zur Beschwichtigung der Gewissensbedenken des Kaisers die Versicherung in bezug auf seine Machenschaften abgab, daß er mit dem Kurprinzen offen und ehrlich zu Werke gegangen sei. Leopold I. aber, indem er endlich seine Einwilligung gab, empfahl auf das dringendste die Geheimhaltung des „häcklichen Werks": „allermaßen leicht zu erachten, wann daß Werckh vor der zeit ausbrechen sollte, waß es bey der Weldt vor einen Nachklang abgeben würde."

Der üble Nachklang bei der Welt hat freilich nicht ausbleiben können, wenn auch bei Kaiser Leopolds Lebtagen die Kenntnis von seinen Zetteleien auf einen engen Kreis beschränkt blieb. Der neue Kurfürst sah sich genötigt, sich seinen Ministern zu offenbaren, als man nun von Wien aus ihn mit seinem Reverse drängte. Sie waren auf das äußerste aufgebracht über das Trugspiel, dem ihr alter Herr, wie sich jetzt herausstellte, zum Opfer gefallen war; sie verhehlten dem kaiserlichen Gesandten ihre Meinung nicht. Aber der unselige Revers war nun einmal unterschrieben, und Schwiebus ist 1695 zurückgegeben worden.

Die Frage war, ob der Verzicht, den der Große Kurfürst in dem Vertrage 1686 für die Einräumung von Schwiebus auf die vier Herzogtümer ausgesprochen hatte, jetzt nach der Zurückgabe des Abfindungsgegenstandes noch zu Recht bestehe. In dem Revers selbst, der dem Kurprinzen in die Hände gesteckt worden war, wurde diese Frage natürlich bejaht. Aber der Revers war kein Staatsvertrag; sollte eine von einem nichtregierenden Prinzen, von einem Untertanen ausgestellte Erklärung die künftigen Herrscher dieses Staates binden können? So hielt es denn der Wiener Hof selber für notwendig oder doch für wünschenswert, die damalige Zusage des Prinzen durch eine neue Verzichtleistung des nunmehrigen Kurfürsten bekräftigen zu lassen. Am 10. Januar 1695, da die förmliche Übergabe von Schwiebus an den früheren Besitzer statthatte, ist auf dem Rathause zu Schwiebus zwischen den brandenburgischen und den kaiserlichen Bevollmächtigten hart und heiß um diese Frage gestritten worden. Die Kaiserlichen hatten ein „Retraditionsinstru-

ment" mitgebracht, in welchem der Verzicht auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau des langen und breiten eingerückt war; die Brandenburger erklärten, daß sie diesen Passus „nicht admittieren könnten noch wollten", und endlich ließen jene ihn fallen. Nach brandenburgischer Auffassung sollte damit die Möglichkeit zu erneuter Geltendmachung der schlesischen Ansprüche für gelegenere Zeiten offen gelassen sein. Und in der Tat ist noch der Fürst, der Schwiebus wieder auslieferte, zu Ende seiner Regierung auf die schlesische Frage zurückgekommen; nach dem unerwarteten Tode Josephs I. im Jahre 1711 erklärte sich Friedrich bereit, dem Bruder des Verstorbenen seine Stimme für die Kaiserwahl zu geben, forderte aber als Preis die Berücksichtigung einer Reihe von Wünschen, in deren Verzeichnis auch der Punkt sich findet: „Begehren Ihre Königliche Majestät wegen der bekannten vier schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wenigstens so viel, daß Ihre desfalls habende Prätension, und auf was für eine unbillige Art Sie darum gebracht werden wollen, auf eine räsonable Weise erörtert werde."

Die darauf gegebene Zusicherung einer Untersuchung wurde von Karl VI. nach geschehener Wahl schnell vergessen. Aber man sagte sich in Wien, daß die Forderung wiederkehren werde. Als zwei Jahre später, nach dem Utrechter Frieden, ein Gesandter Karls nach Berlin ging, um für den Krieg gegen Frankreich, den der Kaiser jetzt allein fortführte, das preußische Reichskontingent zu erbitten, setzte er voraus, daß König Friedrich Wilhelm I. die Abtretung von Schwiebus fordern würde; und ein Schreiben des Prinzen Eugen aus dem Jahre 1719 läßt ersehen, daß der Wiener Hof annahm, man werde in Preußen beim Abgange des österreichischen Mannsstammes die alten Ansprüche wieder zu erneuern suchen. Wieder nach einigen Jahren bezeichneten die gegen den Kaiser verbündeten Westmächte, als sie den König von Preußen in ihr Bündnis von Herrenhausen hereinzogen, ihm für den Fall des Kampfes Schlesien als die natürlichste Entschädigung für die Kriegskosten. Endlich aber war noch ganz jüngst im letzten Jahr der Regierung Friedrich Wilhelms I., die schlesische Sache in Erinnerung gekommen. Nach Abschluß des Vertrages vom 13. Januar 1739 wegen der jülich-bergischen Erbfolge, in welchem Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig Schutz und Schadenersatz für den Fall eines durch diesen Vertrag veranlaßten Angriffes zusicherten, erklärte der französische Botschafter im Haag dem dortigen preußischen Gesandten, die Furcht vor der Rache und vor der militärischen Aufstellung Preußens habe den Wiener Hof beunruhigt. Und damit übereinstimmend sagte Herzog Biron von Kurland dem preußischen Gesandten in Petersburg, der Kaiser habe sich deshalb Schutz von Frankreich zusagen lassen, weil er fürchte, daß Preußen einen An-

griff gegen ihn beabsichtige und für Jülich und Berg seinen Regreß auf Schlesien nehmen werde.

Es war das jener österreichische Vertrag mit Frankreich, der das letzte Glied in einer ganzen Reihe von Verletzungen des Bundesverhältnisses zu Preußen bildete, und wir haben gesehen, welche Bedeutung es in den Augen König Friedrichs für seine schlesische Unternehmung hatte, daß Preußen durch das Verhalten des Wiener Hofes von der nur bedingungsweise erteilten Garantie für die Pragmatische Sanktion entbunden war. Zweifellos wird für die Beurteilung der Unternehmung auf Schlesien die Politik Karls VI. gegen Friedrich Wilhelm I. stets einen wesentlichen Faktor bilden. Was immer die Beweggründe dieser Politik gewesen waren, die Tatsache ist, daß man während der letzten Jahre des Kaisers in Wien das Bewußtsein davon hatte, mit den gegen Preußen in der jülich-bergischen Frage ergriffenen Maßregeln nicht mehr auf dem Boden des Berliner Vertrags von 1728 zu stehen: kein anderer als Bartenstein hat dies mit klaren Worten ausgesprochen. Dem Großherzog Franz aber fiel in der Verhandlung mit den preußischen Gesandten die undankbare Aufgabe zu, einem kleinlauten Eingeständnis den armseligen Trost beizufügen, die entgegenstehenden Verpflichtungen seien binnen kurzem erloschen, und dann werde man in der jülich-bergischen Frage für Preußen wieder etwas tun können. Eine Versicherung, die nicht einmal zutreffend war und sofort in einem Erlasse an Gotter (30. Dezember) der schneidenden Kritik unterworfen wurde: „Ich erstaune, daß man in Wien nach dem Verrat gegen meinen verstorbenen Vater und nach dem Abschluß eines Vertrages, der einem früheren, feierlich ratifizierten schnurstracks widerspricht, jetzt mein Haus zum zweiten Male düpieren will. Aber was meine Überraschung vollendet und mich mit Entrüstung einen so seltsamen Vorschlag zurückweisen läßt, das ist, daß man die Stirn hat, mich zu versichern, der Vertrag mit Frankreich vom Jahre 1739, welcher, dem mit uns zum Hohn, den provisionellen Besitz von Jülich und Berg dem Prinzen von Sulzbach sichert, laufe im nächsten Januar ab." Der Erlaß führt dementgegen den Artikel an, wonach der Vertrag bis zwei Jahre nach dem Tode des alten Kurfürsten von der Pfalz gültig sein sollte, der einstweilen noch lebte, und fährt dann fort: „Wie will man denn in Wien nach einer solchen Verpflichtung die Hände frei haben, um beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz etwas für mich in dieser Sache zu tun? Man müßte denn in gedoppelter Treulosigkeit den Vertrag mit Frankreich ebenso brechen wollen, wie man den mit meinem verstorbenen Vater über denselben Gegenstand geschlossenen gebrochen hat."

Der Berliner Vertrag von 1728 war bisher jedermann geheim geblieben. Selbst in den diplomatischen Kreisen herrschte die Mei-

nung, daß die Höfe von Wien und Berlin wegen Berg früher zwar verhandelt, aber nichts abgeschlossen hätten, weil sonst der Kaiser sich nicht an dem gemeinsamen Vorgehen der Großmächte gegen Friedrich Wilhelm I. hätte beteiligen können. Als Podewils jetzt dem holländischen Gesandten in Berlin das Original des vollzogenen Vertrages vorlegte, rief der biedere Herr van Gindel: „Das ist stark, dessen hätte ich den Wiener Hof nicht fähig gehalten."

Für Podewils hätte darin ein Wink liegen können, den Vertrag nebst einer Darstellung seiner wechselvollen Geschichte der Öffentlichkeit zu übergeben, und zwar um so mehr, als der König ihn wiederholt ermunterte, den Vertragsbruch des Kaisers zur Rechtfertigung der eigenen Politik auszubeuten. Podewils wird auch in diesem Fall Scheu getragen haben, durch eine seinem Wesen so ganz fremde Schroffheit die erregten Gemüter noch mehr zu verbittern. Er unterließ verletzende Enthüllungen und betrachtete es mit Rücksicht auf die zahlreichen Bürgen der Pragmatischen Sanktion, deren Hilfe der Gegner angerufen hatte, für das geratenste, vor der Öffentlichkeit nur den einen Gesichtspunkt in den Vordergrund zu stellen, daß die schlesische Unternehmung, als der Wahrung von Sonderrechten geltend, mit der Pragmatischen Sanktion überhaupt nichts zu schaffen habe. Indem die historische Darlegung der Stellung Preußens zur Pragmatischen Sanktion, sehr zum Schaden der preußischen Sache, nicht gegeben wurde, hat es in der Folge, nachdem über das Schicksal Schlesiens in zwei Kriegen entschieden war, geschehen können, daß der Wiener Hof für die Verteidigung des Restes der österreichischen Erbschaft in unbefangenster Weise die preußische Mitwirkung nach Maßgabe des Vertrages von 1728 in Anspruch nahm. Erst bei diesem Anlasse ist dann von Berlin aus in einem vor der Öffentlichkeit geführten Notenwechsel der Sachverhalt urkundlich klargelegt und dem ehemaligen Verbündeten zugleich die Belehrung erteilt worden, daß auch aus der von dem gesamten Reiche für die Erbordnung Karls VI. geleisteten Bürgschaft eine Verpflichtung Preußens nicht abgeleitet werden könne. Denn vorsichtigerweise hatte sich Friedrich Wilhelm I. vor dem Zustandekommen jenes Reichsschlusses die urkundliche Zusage von dem Kaiser erteilen lassen, daß Preußen durch die Reichsgarantie nur nach Maßgabe seines Sondervertrages von 1728 verpflichtet sein solle, der dann also von dem Wiener Hof selber als nicht mehr bestehend betrachtet worden war. Daß nun sieben Jahre nach seinem Tode Kaiser Karls „Hand und Siegel" öffentlich vorgewiesen, daß mit der Bekanntmachung auch des Vertrages von 1739 gedroht wurde, hat 1747 eine durchschlagende Wirkung gehabt. Weder damals noch später ist auf die historischen Rückblicke der preußischen Note von österreichischer Seite auch nur mit einer Silbe geantwortet worden;

es ist vielleicht das einzige Mal gewesen, daß der im Federkampfe so streitlustige Bartenstein vollständig verstummte.

Jetzt aber, zu Beginn des Krieges, war man von dem Eingeständnis irgendeiner Schuld, von einer Prüfung des eigenen Verhaltens, weit entfernt; es war nicht anders, als ob alle Schuld der früheren Regierungen mit Karl VI. in das Grab gelegt sei. Die Frage, ob es wohlgetan gewesen, durch neue Unbill das Andenken an die Vorgänge von 1686 aufzufrischen, ward nicht aufgeworfen, und es war im Grunde auch nur natürlich, daß die Berater des toten Kaisers durch einen Angriff, den sie frevelhaft nannten, alles etwa Gefehlte als reichlich aufgewogen betrachteten und sich in ihrem Gewissen entlastet fühlten. Vollends der jungen Königin wäre der Gedanke nie gekommen, daß in dem frommen Erzhause je Sünden verübt worden seien, für die sie jetzt heimgesucht werden könnte. Gerade das stolze Gefühl beleidigter Unschuld gab ihrem Widerstand den Schwung, die innere Festigkeit, den unbeirrbaren Glauben.

Und so sahen sie in Wien dem Ausgange des Kampfes getrosten Mutes entgegen: die Königin, weil sie ein Gottesgericht erwartete, das nicht gegen sie entscheiden könne, und Bartenstein, weil er den Gegner für einen Verblendeten hielt, der in sein Verderben renne. Im Vertrauen auf die Bürgen der Pragmatischen Sanktion, auf die Franzosen und nicht minder auf die Engländer und Russen, der wohlwollenden Neutralität der beiden Westmächte und der werktätigen Unterstützung des Zarenreiches so gut wie sicher, glaubte man den König von Preußen zermalmen zu können. Bisher hatte ja der Zustand der Vereinsamung, in den die Politik Friedrich Wilhelms I. Preußen gebracht hatte, als eine Gefahr für den Staat schon in den Zeiten des Friedens gegolten: „Truppen und Taler," hatte Sinzendorff von der Macht des alten Königs geringschätzig gesagt, „sind nicht genug, man muß auch Alliierte haben." Jetzt hatte sich der König von Preußen trotz seiner politischen Isolierung in einen Angriffskrieg gestürzt, er, der „König der Grenzstriche", wie Voltaire den Beherrscher des nach allen Seiten offenen Landes mit anmaßlichem Spotte getauft hatte. „Das ist schön von dem König der Grenzstriche, daß er sich imstande glaubt, für sich allein zu operieren," schrieb Valory als Voltaires Echo. Militärisch gefahrlos in ihren Anfängen, war Friedrichs Unternehmung politisch im höchsten Grade gewagt; in dieser Hinsicht wird sein Zug nach Schlesien stets zu den kühnsten Entschlüssen gezählt werden müssen, und Bartensteins Hoffnungsseligkeit war deshalb so unberechtigt nicht.

Allerdings zeigte die Haltung des englischen Gesandten in Wien, daß in der englischen Politik Unterströmungen in einer Richtung

trieben, die weit weg lag von Bartensteins Ziele der doppelten Bundesgenossenschaft gleichzeitig mit Frankreich und mit England. Sir Thomas Robinson gehörte zu der alten Schule englischer Staatsmänner, die alle europäischen Fragen unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen England und Frankreich brachte. Auf eigene Verantwortung bot der Engländer den beiden Teilen geradezu seine Vermittlung an, denn allzusehr fürchtete er den jetzt wieder steigenden Einfluß dieses Freiherrn von Bartenstein, den er als „toll französisch" (French mad) kannte. Mit seinem britischen Kollegen war der hannoversche Gesandte Lenthe darin einig, daß es um das Haus Österreich geschehen sei, wenn der „mit Leib und Seele französisch gesinnte und gehässige" Bartenstein durchdringe; das Reich werde in die größte Gefahr geraten, Frankreich die völlige Oberhand bekommen und „mit einer nicht zu zäumenden Macht" England gegenüber dastehen.

Von demselben Standpunkte aus bezeichnete der englische Gesandte im Haag, Sir Robert Trevor, einen Krieg der Seemächte gegen Preußen zugunsten Österreichs als unnatürlich, als verderblich für England und die gemeine Sache.

Aber zum Glück für Österreich wurde die Politik Englands nicht allein durch das nationale Interesse bestimmt; nur allzusehr hatten die Redner der Opposition im Parlament mit ihrer Klage recht, daß auf den Schultern Englands Hannover reite. Von König Georg persönlich ist der Plan ausgegangen, für den in den ersten Monaten des Jahres 1741 die befreundeten Mächte bearbeitet wurden, der Plan zu einem Angriffsbündnis gegen König Friedrich und zu einer Zerstücklung des preußischen Staatsgebietes.

Den Brief, durch den ihm der König von Preußen die Beweggründe und Gesichtspunkte seiner Unternehmung mitgeteilt hatte, beantwortete Georg am 30. Dezember mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, seine guten Dienste möglichst tatkräftig zur Beseitigung der Mißhelligkeiten zwischen den beiden deutschen Höfen anzuwenden. Dieses Schreiben aber, dessen Inhalt bei dem Empfänger große Hoffnungen erweckte, hatte eingestandenermaßen nur den Zweck, den Verhaßten hinzuhalten, bis das „gute Konzert" fertig sei, auf daß er sich nicht im ersten Zorn mit den noch verfügbaren Teilen seiner Streitmacht auf Hannover werfe. Und dem Gesandten des König-Kurfürsten von Polen und Sachsen erklärte Georg schon am 16. Dezember, wenn man den König von Preußen gewähren lasse, werde er bald 150 000, ja 200 000 Mann unter den Waffen haben, und es werde niemand mehr sicher sein vor diesem Fürsten ohne Treu und Glauben: „er hat einen alten Groll gegen den König von Polen, mich selbst liebt er ebensowenig, obgleich ich sein Oheim bin und er mein Neffe; ich würde mich nicht wundern, im nächsten

Frühling 40 000 Preußen an meinen Grenzen zu sehen." „Man muß diesem Fürsten die Flügel beschneiden, er ist uns beiden zu gefährlich," sagte er zu demselben Gesandten in einer späteren Unterredung; ein gut Stück Land werde auch für Sachsen dabei abfallen.

Dem Gesandten Maria Theresias, dem Grafen Ostein, erteilte der König den Auftrag, die Entsendung eines österreichischen Generals nach London anzuregen, mit dem man den Kriegsplan vereinbaren könne. Er selbst werde mit seiner eigenen Macht und mit dänischen und hessischen Hilfsvölkern ins Feld ziehen; man müsse dem König von Preußen „den Mut zu weiterem dergleichen Mutwillen" benehmen, ihn so in die Enge treiben, daß der Königin aller Schade ersetzt werde und auch andere sich dabei erholen könnten. Das Beste in dem großen Strauß sollten nach des kampflustigen Welfen Meinung 30 000 Russen tun.

Seine geheimen Räte in Hannover waren mit dieser Politik sehr einverstanden. Sie beklagten, daß Sir Thomas Robinson und ihr Landsmann Lenthe zu Wien auf die Verständigung mit Preußen hinarbeiteten, bezeichneten die Absendung entgegengesetzter Verhaltungsmaßregeln als unerläßlich und empfahlen, auf das sorgfältigste zu simulieren, bis die Stunde zum Handeln da sein werde.

Nur wenig zurückhaltender waren die englischen Minister. Sir Robert Walpole, der anerkannte Führer der geschlossenen Masse der seit dem Dynastiewechsel von 1714 im Alleinbesitz der Regierungsämter befindlichen Whigpartei und seit 1721 ununterbrochen als erster Lord des Schatzes die Seele des Kabinetts, war in den ersten Jahren Georgs I. emporgekommen im Gegensatz gegen die unter seinen Parteigenossen, die in der auswärtigen Politik das Interesse Englands gegen das des hannoverischen Kurstaates möglichst unabhängig zu stellen wünschten; sein Eingehen auf die persönlichen und dynastischen Gesichtspunkte des Königs hatte ihm das Vertrauen des ersten Georg erworben, und leicht hatte er zu dem Nachfolger das gleiche Verhältnis gefunden. König und Minister wußten sehr wohl, was sie einander leisten konnten. Und wenn eben jetzt, nach dem Ausbruch des Krieges mit den spanischen Bourbonen, die Stimmung im Lande sich dem leitenden Minister, dem Vorliebe für Frankreich, Friedenseligkeit und Zaghaftigkeit vorgeworfen wurde, abzuwenden begann, so war es für Walpole um so wichtiger, sich die Gunst des Königs zu erhalten. Er selber und mit ihm die beiden Staatssekretäre für das Auswärtige, Lord Harrington und der Herzog von Newcastle, gingen scheinbar ganz auf Georgs kriegerische Entwürfe ein, die englischen Gesandten im Haag und in Petersburg, in Wien und in Dresden erhielten Weisungen, wie der König sie wünschte, und Trevor wurde somit veranlaßt, sich in einen anderen Ideenkreis hineinzuleben. Freilich hielt es Lord Harrington, der

sich von den Koalitionsentwürfen seines Gebieters nicht allzuviel versprach, nebenbei für weise, eine Rückzugspforte offen zu halten, und beauftragte also Robinson, in Wien nach wie vor doch auch der Versöhnung das Wort zu reden.

Nun aber stieß die englische Diplomatie überall, wo sie ihre Hebel ansetzte, auf größere Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, als Georg erwartet hatte.

In der dem Inselreiche seit 1688 verbündeten Republik, welche die Zeitgenossen bereits als die Schaluppe im Kielwasser der stolzen Fregatte England betrachteten, bekämpften sich seit alters die Partei der reichen Patrizier aus den großen Städten Hollands und Westfrieslands und der Anhang der Oranier, der zurzeit die Wiederherstellung der in fünf von den sieben vereinigten Provinzen mit dem Aussterben der oranischen Hauptlinie erloschenen Statthaltergewalt auf die Fahne geschrieben hatte. Den Amsterdamer Aristokraten stand es fest, daß jeder Machtzuwachs Preußens auch dem Ansehen des dem Hause Brandenburg verwandten statthalterlichen Geschlechtes zugute kommen müsse; sie bezeichneten es laut, am lautesten der Pensionär von Amsterdam, als das größte Übel, wenn man Preußen siegen und den Raub behalten lasse; diese Geldmänner fürchteten dann auch für die an Karl VI. ausgeliehenen holländischen Kapitalien, die auf Schlesien eingeschrieben waren und deren Aktien an der Börse jetzt um fünfzehn Prozent fielen. Die Politiker der anderen Partei wollten dagegen in einem Bruch zwischen den Seemächten und Preußen etwas Absurdes und Unnatürliches sehen und äußerten ihr Mißtrauen gegen die seit 1735 hervorgetretenen französischen Sympathien des katholischen Österreichs. Eine möglichst enge Verbindung mit dem König von Preußen werde den allzu kühn aufstrebenden Geist des jungen Fürsten am besten zu zügeln vermögen, und was könne willkommener sein, als wenn Preußen für Schlesien auf seine jülich-bergischen Ansprüche, das heißt auf die Ausdehnung seiner Macht in der unmittelbaren Nachbarschaft der Republik verzichte? Man fand, daß die preußischen Anerbietungen an den Wiener Hof, die Bundeshilfe, die Kurstimme und zwei Millionen bares Geld, ein recht ansehnlicher Preis für die Abtretung von Schlesien seien.

So viel konnten die Engländer sehr bald absehen, daß der Eifer der Preußenfeinde am letzten Ende in der Versammlung der hochmögenden Generalstaaten nichts Mutigeres zuwege bringen würde, als daß die Republik für ihre Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion sich mit einer Summe Geldes, mit Subsidien, abfand. Das Ansinnen des Wiener Hofes, holländische Truppen in die preußische Provinz Kleve einrücken zu lassen, wiesen die erschreckten Republikaner weit von sich.

Größere Aussichten schienen sich der kriegerischen Propaganda in Dresden zu bieten, obgleich auch hier entgegengesetzte Interessen und Wünsche miteinander stritten. Dem Wiener Hof dankte Kurfürst August seine Königskrone, und eine Erzherzogin war seine Gattin; aber gerade diese Ehe mit der Tochter Kaiser Josephs I. brachte ihn in Gegensatz zu dem Anspruch der Erbin Karls VI. und eröffnete ihm die lockende Aussicht auf die Erwerbung eines zweiten Diadems, der Wenzelskrone von Böhmen. Ja auch der erledigte Kaiserthron erschien diesem sächsischen Kurfürsten begehrenswerter als vorzeiten dem weisen Ernestiner Friedrich. Drum hatte König August, als die preußischen Truppen sich nach Schlesien in Bewegung setzten, einen Gesandten nach Berlin und einen anderen nach Paris geschickt, um sich zu vergewissern, wie viel Geneigtheit zur Unterstützung der sächsischen Ansprüche an dem einen und an dem anderen Hofe vorhanden sei. Wieder aber galt der Eroberer von Schlesien, auf dessen Bundesgenossenschaft jeder Werber um Böhmen sich angewiesen sah, dem Dresdener Hof vor allem als der gefährliche Nachbar, dessen Vergrößerung dem sächsischen Interesse ganz zuwider sein würde.

Die tatsächlichen Schwierigkeiten, welche die Entscheidung verzögerten, wurden erhöht durch Umstände persönlicher Art. Von dem schlaffen Monarchen konnte der Entschluß nicht ausgehen; er beschränkte sich auf den Wunsch, sein Sachsen in irgendeiner Weise vergrößert zu sehen. Den gleichen Wunsch hegte seine ganze Umgebung; aber während sein Minister, Graf Brühl, die Vorschiebung der Grenzen nach der böhmischen Seite für das leichtere hielt, schien seinem Beichtvater, dem Jesuitenpater Guarini, und seiner österreichischen Gemahlin der Landerwerb allemal der erfreulichste, der zugleich eine Schwächung der brandenburgischen Macht in sich schloß. Am wünschenswertesten wäre es ihnen allen gewesen, hätte der Wiener Hof sich bereit gefunden, die sächsische Bundesgenossenschaft für den Kampf gegen die Eindringlinge in Schlesien durch ein Stück schlesischen oder böhmischen Landes zu erkaufen, wie vor hundert Jahren gegen den Eroberer Böhmens durch die Abtretung der Lausitzen; aber zu einem solchen Abkommen zeigte man diesmal in Wien nicht die geringste Neigung. Die schüchternen Bitten und vorsichtigen Anwürfe der Sachsen wurden ebenso stolz abgewiesen, wie kurz vorher die gebieterische, gewaltsame Forderung Preußens.

Sir Thomas Villiers war mit weitgehenden Vollmachten am 16. Februar in Dresden eingetroffen, Beratschlagung über Beratschlagung hatte statt, die Bedenken Brühls wurden schwächer und schwächer, und schon nahmen hier in Dresden die Paragraphen des großen Bündnisses, des „guten Konzerts", eine greifbare Gestalt

an. Der reiflich erwogene und klüglich formulierte Entwurf, laut dessen die künftigen Bundesgenossen Österreich, England, Sachsen, Rußland und Holland sich verpflichteten, „den König von Preußen noch vor Ablauf des bevorstehenden April mit Krieg zu überziehen", wurde den einzelnen zur Annahme vorgelegt.

Seitdem die polnische Wahlkrone an das Haus Wettin gekommen war, hatte sich die sächsische Politik daran gewöhnt, von den Nachbarn im Osten die Losung zu empfangen; ja ein im Vorjahre abgeschlossener Vertrag verbot dem Kurfürsten von Sachsen geradezu, ohne das Vorwissen seines nordischen Verbündeten völkerrechtliche Verpflichtungen einzugehen. Und somit kam auch jetzt das meiste auf die Haltung Rußlands an.

Das große Zarenreich, das seit der tatsächlichen Besitznahme Kurlands unmittelbar an das preußische Gebiet grenzte, hatte nach dem Tode der Kaiserin Anna trotz aller inneren Wirren sich doch größere Freiheit der Bewegung nach außen gewahrt, als König Friedrich im November vorausgesetzt hatte.

Die verstorbene Kaiserin, die Tochter des einst durch seinen Bruder Peter aus der Mitregierung verdrängten Zaren Iwan, hatte kraft ihres Rechtes, die Thronfolge nach freiem Ermessen zu regeln, kurz vor ihrem Tode nicht der Enkelin Iwans, ihrer Nichte und Adoptivtochter Anna, der geborenen Prinzessin von Mecklenburg, die Krone zugesprochen, sondern deren Söhnlein, dem im ersten Lebensjahre stehenden Prinzen Iwan. Und für den Kaiser in der Wiege sollte nicht das Elternpaar, Prinzessin Anna und jener Anton Ulrich von der wolfenbüttelschen Linie des Hauses Braunschweig, die vormundschaftliche Regierung führen, sondern der alten Kaiserin Günstling, der aus niederem Stande zum Herzog von Kurland aufgestiegene Biron. Drei Wochen hatte, scheinbar befestigt, die neue Regierung gewährt, als in der Nacht auf den 21. November der Feldmarschall Münnich, der Siegesheld aus dem letzten Türkenkriege, mit seinem Adjutanten, dem Oberstleutnant von Manstein, und einem Trupp Soldaten vom Winterpalaste, der Residenz des kleinen Kaisers und seiner Eltern, nach dem Sommerpalast sich begab, um hier auf Befehl der Prinzessin Anna den Regenten zu verhaften; aus seinem Bette gerissen, durch Stöße und Tritte gemißhandelt, schnell überwältigt, mit der Schärpe Mansteins geknebelt, ward Biron halbnackt fortgeschleppt und als Gefangener in die Wachtstube des Winterpalastes eingebracht. Auch seine ganze Familie und den ihm ergebenen Vizekanzler Alexei Bestuschew ereilte das Geschick der Verhaftung.

Nun regierten an des Kaisers Statt seine Eltern, die mecklenburgische Prinzessin und der braunschweigische Prinz. Sie verteilten ihre Gunst unter ihre beiden niedersächsischen Landsleute, den Feld-

marschall Münnich und den Großadmiral Ostermann, den oldenburgischen Edelmann und den westfälischen Predigersohn. Die Russen aber hielten sich grollend im Hintergrund und hofften auf die Tochter des großen Peter, die Prinzessin Elisabeth. Bald befehdeten sich die beiden deutschen Staatsmänner auf das heftigste, zumal auch auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten, die Ostermann leiten sollte und in die, wie in alles, Münnich als Premierminister hineinsprach.

Münnich vertrat die Meinung, der Wiener Hof müsse den König von Preußen in irgendeiner Weise befriedigen und dadurch auf seine Seite ziehen. Als der Marchese Botta mit den frischen Eindrücken, die er aus Berlin als Zeuge des Ausmarsches der preußischen Regimenter mitbrachte, Anfang Januar in Petersburg erschien und die Entsendung der für die Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanktion verheißenen 30 000 Streiter beantragte, will ihm Münnich, so rühmte er sich gegen einen seiner Vertrauten, erklärt haben, Kaiser Karl habe sich ja in dem Türkenkriege nicht eben beeilt, der Zarin die vertragsmäßige Hilfe zu leisten; sei Österreich bei dem ersten Erscheinen von 20 000 Preußen schon so gar in Nöten, so würden auch 30 000 Russen nichts helfen, und es sei schwer, ein Land wiederzuerobern, wo die Untertanen selbst nach einem anderen Herrn seufzten; die wienerische hochtrabende Ausdrucksweise sei noch immer in Flor, als ob Europa nicht bestehen könnte, wenn das österreichische System nicht bliebe. Noch grollte Münnich über den Sonderfrieden von 1739, das Werk des Grafen Neipperg, wodurch er selbst um die beste Frucht seiner Siege gekommen war; er schauderte bei dem Gedanken, etwa russische Truppen diesem selben Neipperg, dem unfähigen, anvertraut zu sehen. In dieser Abneigung gegen Österreich bestärkten den Feldmarschall die Ankunft seines Schwiegersohnes Winterfeldt aus Berlin, die Freigebigkeit, mit der seinem Sohne die neumärkische Herrschaft Biegen, das bisherige Besitztum des Herzogs Biron, geschenkt wurde, der Weihrauch endlich, den der König von Preußen in eigenhändigen Briefen dem „großen Manne", dem „Helden", dem „Freunde" streute. Diese Briefe, sagte Münnich, seien ihm Millionen wert.

Schon zwei Tage vor Winterfeldts Ankunft, am 27. Dezember, war zur großen Genugtuung des preußischen Gesandten von Mardefeld das Verteidigungsbündnis unterzeichnet worden, um das Mardefeld seit dem Sommer sich bemüht hatte. Aber selbigen Tages war auch im Namen des unmündigen Kaisers ein Abmahnungsschreiben an den König von Preußen ausgefertigt worden, das ihn, allerdings in freundschaftlichem Tone, zur Zurückziehung seiner Truppen aus Schlesien aufforderte.

Die russische Politik auf der durch diese Kundgebung bezeichneten

Bahn weiterzudrängen, war das eifrige Bemühen des Grafen Ostermann und der hinter ihm stehenden fremden Diplomaten, der Österreicher Botta und Hohenholz und des Engländers Finch. Ihr preußischer Gegner Mardefeld wußte zu berichten, daß Ostermann von dem Wiener Hofe mit 200 000 Talern bestochen worden sei, wogegen der englische Gesandte sich erzählen ließ, dem Marschall Münnich seien von Preußen 100 000 Kronen geboten worden. Nach welcher Seite der Hof neigte, ergab sich bald. Herzog Anton Ulrich, der neuernannte Generalissimus der russischen Streitkräfte, der Schwager des Königs von Preußen und der Vetter der Königin Maria Theresia, hörte mehr auf die Zornesworte und den Kriegsruf seiner braunschweigischen Muhme in Wien, der energischen Kaiserin-Witwe Elisabeth, als auf die beschwichtigenden, beschwörenden Briefe seiner unbedeutenden Schwester in Berlin. Vor allem aber, er haßte Münnich, den Großwesir, wie er ihn nannte. Antons Gemahlin, die Regentin Anna, lag in den Banden des Grafen Karl Moritz Lynar, des „sächsischen Narziß", der vor sechs Jahren auf Verlangen der alten Zarin wegen seiner zarten Beziehungen zu der Prinzessin Anna von seinem Gesandtschaftsposten hatte weichen müssen, jetzt aber, durch den König von Polen mit einem neuen Beglaubigungsschreiben ausgerüstet, auf den Schauplatz seiner galanten Siege zurückgeeilt war. Lynar war, wie die meisten Sachsen, allem, was preußisch hieß, von Herzen feind.

Als Münnich Mitte März, in einer Anwandlung von Verstimmung über eine Einschränkung seiner Befugnisse und andere Zurücksetzungen, seine Entlassung einreichte, erteilte die Großfürstin-Regentin sie ihm auf das bereitwilligste. Sein Verhalten zugunsten des Königs von Preußen, sagte Anna ihrem Lynar, sei unverbesserlich gewesen. Einige der Anhänger des beseitigten Premierministers wurden auf die Festung geschickt, die Feinde Preußens frohlockten.

Noch da er Minister war, hatte Münnich den preußischen Gesandten vor den Umtrieben der gemeinsamen Gegner gewarnt, ihm den Inhalt des zu Dresden entworfenen Angriffs- und Teilungsplanes mitgeteilt und den sächsischen Hof als Urheber bezeichnet, als den Aufhetzer der Leute, die das Fell zu teilen beabsichtigten, noch ehe sie den Bären erlegt hätten. Sofort ließ Mardefeld einen Kurier aufsitzen; am 13. März war die Schreckenspost in Berlin; dort las sie Podewils, bevor er sie an den König nach Schlesien weitergehen ließ. Der Minister sah seine schwärzesten Befürchtungen bewahrheitet.

„Die Pandorabüchse," schrieb er, „ist geöffnet, wir treten in die furchtbarste Krisis, die je über das Haus Brandenburg gekommen ist."

Wir haben den König in der hoffnungsfreudigen Stimmung verlassen, in der er während der ersten Tage des neuen Jahres als Gast in den Mauern der schlesischen Hauptstadt weilte.

Er hatte, über Breslau vorgehend, am 8. Januar den Waffenplatz Ohlau genommen, und damit einen Stützpunkt für die Bewegungen im Oberschlesischen, einen Mittelpunkt für das Verpflegungswesen des Heeres gewonnen. Auch die schwachen österreichischen Besatzungen in dem Bergschlosse Namslau jenseit der Oder und in der den Übergang über die Neiße sperrenden Feste Ottmachau mußten sich ergeben. Aber Oberst von Roth in Neiße und Fürst Octavio Piccolomini in Brieg hielten sich; ebenso in Niederschlesien fort und fort General Wallis hinter den Mauern von Glogau. Auch ein Handstreich auf die Werke von Glatz gelang dem Obersten Camas nicht. Mit den wenigen Feldtruppen, die er zur Verfügung hatte, zog sich der Feldmarschalleutnant Graf Browne langsam vor den nachdrängenden Preußen zurück, räumte endlich auch Jägerndorf und Troppau und lieferte am 25. Januar bei Grätz, bevor er über die Grenze nach Mähren ging, dem Grafen Schwerin ein Rückzugsgefecht. Die Straße nach Olmütz stand den Preußen offen; bald besetzten die Vortruppen auch die beiden Schanzen bei Jablunkau, den Paß nach Ungarn.

Aus Ottmachau kündigte der König am 21. Januar Podewils an, daß er demnächst nach Berlin zurückkehren werde, „aber nicht auf lange". Er beabsichtigte mit dem Minister über die politische Lage und mit dem Fürsten von Anhalt über die weiter erforderlichen militärischen Maßnahmen zu Rate zu gehen.

Unter dem ersten Eindruck des Mißerfolgs seiner Unterhandlung in Wien hatte er gemeint: der Entschluß, den wir werden fassen müssen, wird sein, uns mit Frankreich zu setzen und unsere Flöten nach den seinigen zu stimmen. Er beantwortete damals aus Breslau einen Brief, den ihm Fleury durch den Obersten Camas gesandt hatte, und entschuldigte sein bisheriges Schweigen über seine politischen Pläne recht obenhin mit der Phrase, das sei mehr aus Vergeßlichkeit als aus einer anderen Ursache geschehen. Im übrigen verwies er den Kardinal doch auch jetzt lediglich auf seinen Gesandten in Paris.

Für Podewils war das französische Bündnis nach wie vor der furchtbarste Gedanke; denn alsdann war, so meinte er, des Krieges kein Ende, und alles, was in Europa Frankreich fürchtete und haßte, schlug zunächst auf Preußen los. Schon damals, Anfang Januar, sah Podewils im Geiste die Moskowiter auf dem Marsche, und beschwor seinen Gebieter, die Provinz Preußen nicht ganz von Infanterie zu entblößen; mit vierzig Schwadronen allein lasse sich einem russischen Einfall nicht wehren. „Piano" lautete des Königs

lakonische Antwort auf solche Warnung, und in einem seiner nächsten Briefe verwies er dem Minister seine Ängstlichkeit ernsten Tones mit den Worten: „Sie erregen sich zu sehr und lassen sich durch jeden, der Ihnen die kleinste Rede hält, Furcht einjagen; halten Sie sich mutiger und werfen Sie sich nicht den anderen an den Kopf; lassen wir sie kommen und schlagen wir, bis es so weit ist, so viel als möglich von ihnen heraus."

Und wenn nun jener Antwortbrief des Königs von England durchaus „honett", durchaus verheißungsvoll klang, wenn der Erfolg der Winterfeldtschen Sendung nach Petersburg ein ganz vortrefflicher, „wundervoller" zu sein schien, so hielt der König selber jetzt die Annäherung an Frankreich nach Lage der Dinge nicht für geboten, ja durch den Stand der Verhandlungen mit England und Rußland für ausgeschlossen. So stark war jetzt sein Vertrauen auf die Vermittlung beider Mächte, daß er seinen dem Minister vorher angekündigten Entschluß, mit Niederschlesien einschließlich Breslau vorlieb nehmen zu wollen, nachträglich, am 22. Januar, als ein Ultimatum bezeichnete, das man dem Gegner und den Vermittlern gegenüber vorläufig noch nicht ausspielen dürfe.

Von Berlin aus schrieb Friedrich tags nach seiner Wiederankunft, am 30. Januar, ungefähr in gleichem Sinne eigenhändige Briefe an Georg II. und an Münnich. Dem russischen Marschall sprach er die Hoffnung aus, bei günstigem Erfolg der zarischen Vermittlung die Waffen, die er ungern gegen die Österreicher kehre, doch noch vielleicht für sie tragen zu können; den Brief an den britischen König schloß er mit der vielsagenden Bemerkung, daß er nur gezwungen und zu seinem größten Leidwesen den großen Entwürfen Frankreichs Vorschub zu leisten sich entschließen würde, zurzeit aber voll der günstigsten Gesinnungen für das Interesse des Königs sei, bereit in allem mit ihm im Einvernehmen zu handeln.

Dieselbe Mischung von Lockungen und Drohungen, die dieses Schreiben enthielt, legte er am Abend dieses Tages auf dem Hofballe in ein Gespräch mit dem Gesandten Guy Dickens. „Ich will eher umkommen," so ungefähr sagte er zu dem Engländer, „als von meinem Unternehmen abstehen; die anderen Mächte sollen sich nicht einbilden, daß ich mich durch Drohungen einschüchtern lasse; wer das glaubt oder gar an Tätlichkeiten denkt, dem werde ich beweisen, daß ich bereiter bin als sie, den ersten Schlag auszuteilen; äußerstenfalls werde ich mich mit Frankreich vereinigen, nach allen Seiten um mich schlagen und beißen und alles um mich her verwüsten."

Auf diesem Hofball wurde auch der französische Gesandte Valory in ein längeres politisches Gespräch gezogen, der König nahm ihn für eine volle Stunde auf die Seite. Er beklagte, daß Frankreich allgemein so verhaßt sei, daß die Verbindung mit Frankreich den

Kurfürsten von Bayern in ganz Deutschland unbeliebt mache, daß der bloße Name Frankreich genügen werde, alle Nachbarn gegen Preußen losbrechen zu lassen, falls es sich für die französische Sache erklären würde; deshalb bedürfe es, wenn das geschehen solle, viel stärkerer Bürgschaften, als der König von Frankreich sie bei seinem Werben um das preußische Bündnis bis jetzt biete. Preußens Bedeutung für den gegenwärtigen Augenblick den Franzosen noch stärker zum Bewußtsein zu bringen, schloß Friedrich mit der Prophezeiung, die allerdings sich hat erfüllen sollen: „Ihr werdet das Haus Österreich mächtiger als je aus seiner Asche wiedergeboren sehen."

Valory kam damit nicht eben weiter, als auf jenem anderen Ball am Abend vor des Königs Abfahrt. Er beklagte sich, daß er auf den namens seines Hofes überreichten Vertragsentwurf nicht wie üblich ein Gegenprojekt zugestellt erhielt, daß man es also vermied, förmlich in die Verhandlung einzutreten. Und der kurze Brief, den Friedrich während seines Aufenthaltes in der Heimat am 6. Februar aus Rheinsberg an den Kardinal Fleury richtete, bezog sich lediglich auf die durch Valory erbetenen näheren Aufklärungen und sprach von der Notwendigkeit, vor dem Eintritt in eine Allianz die Gründe wohl zu prüfen und zu wägen.

Indem so Preußens Stellung zwischen den europäischen Mächten noch immer unentschieden blieb und der Zustand völliger politischer Vereinzelung andauerte, wurde der militärischen Rüstung um so größere Sorgfalt zugewendet. Mit dem Fürsten Leopold ward alles für die Aufstellung eines zweiten Heeres von etwa 24 000 Mann verabredet, die mit dem Frühjahr in der Zauche, hart an der sächsischen Grenze, ein Lager beziehen sollten, um zur Überrumplung der Festung Wittenberg bereit zu sein, falls die Sachsen „Lust anzubeißen" zeigen würden.

Friedrich verließ Berlin am 19. Februar, doch bereits in gedämpfterer Stimmung, als da er vor zwei Monaten das erste Mal in das Feld gezogen war; der Abschied von den Seinen war, wie die Königin Elisabeth dem Herzog von Braunschweig schrieb, sehr bewegt und traurig. Kaum auf dem Kriegschauplatz wieder angelangt, ging der König mit genauer Not einem gefährlichen Abenteuer aus dem Wege, das nach seinen eigenen Worten dem ganzen Krieg auf einmal hätte ein Ende machen können.

Nach Besichtigung der Zernierungslinien vor Glogau und der Truppen in und um Liegnitz, Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein, verließ er am 27. Februar in der Frühe Frankenstein, um zu Silberberg und Wartha die am weitesten in das Eulengebirge hineingeschobenen Punkte der Vorpostenkette aufzusuchen. Von Silberberg aus bedeckte ihn auf dem Ritte nach dem Dorfe Frankenberg eine Schwadron des Schulenburgschen Dragonerregi-

ments, wurde dort durch eine Schwadron Gendarmen abgelöst und ritt zurück. Eine Stunde vor Frankenstein, bei Baumgarten, sehen sich die Dragoner plötzlich von ein paar hundert feindlichen Husaren angefallen, verlieren die Fassung und suchen sich in das nahe Dorf zu retten; ein morastiger Graben kann nicht von allen genommen werden, die nachsetzenden Husaren hauen auf die im Sumpfe Festgeratenen ein, die Standarte geht verloren. Dem König, der sich zu Wartha nach Besuch der Posten und Verhacke soeben zu Tisch gesetzt hat, wird gemeldet, daß ein dichter Haufe feindlicher Husaren, von Baumgarten heranschwärmend, sichtbar wird; sie bedrohen schon ihn selbst; seine Gendarmen und die in Wartha liegenden Husaren müssen ihm den Weg öffnen. Nun erst erfährt er, was inzwischen vorgegangen ist.

Er war im höchsten Grade betroffen über die schlechte Haltung einer Truppe, der er sich „eine halbe Stunde vorher zur Eskorte anvertraut". Er schrieb dem Regimentschef, der General werde nun überzeugt worden sein, daß seine, des Königs, stete Klage über das Regiment nicht unbegründet gewesen sei, denn durch das Räsonieren der „Kerls" und die Insubordination der Offiziere sei das ganze Unglück entstanden; er machte den Grafen Schulenburg bei der eigenen Ehre und der des Regiments dafür verantwortlich, daß „der empfangene große Schimpf und Affront" bei erster Gelegenheit wieder ausgewetzt werde. Dem Fürsten von Dessau schrieb er: „Erinnern Sie sich, was ich Ihnen zu Berlin vom Schulenburgschen Regiment gesaget"; für sich selbst aber beschloß er, nach diesem Vorfall die Mahnungen zu beherzigen, die Fürst Leopold, Schwerin und viele andere bisher vergeblich an ihn gerichtet hatten, nicht mit so schwacher Bedeckung sich in den unmittelbaren Bereich der feindlichen Vorposten zu wagen.

Der Anschlag war von dem in Glatz befehligenden General von Lentulus seit mehreren Tagen vorbereitet worden, und auf die sichere Kundschaft, daß der König von Preußen heute in Person rekognoszieren werde, hatte der General am Morgen des 27. die Husaren von Königshayn und Oberhamsdorf her durch die Wälder heranschleichen lassen. Nur erreichte der König die Stelle, wo der Hinterhalt lag, etwas früher, als seine Nachsteller annahmen; und so geschah es, daß in dem die Straßen daherkommenden sechsspännigen Wagen, auf welchen die Husaren, wie Lentulus an General Neipperg berichtet, „in der Meinung als ob der König darinnen sein werde", ihr Gewehr anlegten, zu ihrer Enttäuschung nicht dieser, sondern ein münsterbergischer Landesdeputierter nebst seinem Landdragoner erschossen wurde.

Spione, die an diesen Tagen aufgegriffen wurden, sagten aus, daß sie den Auftrag gehabt hätten, alle Wege und Stege des Königs

zu erspähen und ihn dann den österreichischen Truppen zu verraten. Wenn nun einer dieser doch sicher nur von Lentulus und seinen Untergebenen ausgesandten Häscher (er wurde demnächst in Schweidnitz gehenkt) von einem feierlichen Eid, den er im Hofkriegsrat, und zwar in Gegenwart des Großherzogs von Toskana, abgelegt habe, fabelte, so bezeichnete der König diese Aussage als kaum glaublich, befahl aber im übrigen dem Minister Podewils, die „indignen Prozeduren des wienerischen Hofes" der Welt „mit behörigen Couleurs" bekanntzumachen. Podewils sprach dann in der von ihm für die Zeitungen aufgesetzten kurzen Mitteilung zwar nur von „einem großen Prinzen, von dem es nicht wohl zu glauben stehet", nannte aber in einem Rundschreiben an die preußischen Gesandtschaften den Herzog von Lothringen ausdrücklich. Das Rundschreiben war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, fand jedoch schnell den Weg in die Tagespresse. Die Sache erregte peinliches Aufsehen und trug in Wien neue Bitterkeit in die Gemüter, und insonderheit der wohlmeinende Großherzog Franz fühlte sich auf das schmerzlichste berührt.

Den Nachstellungen der feindlichen Späher und Husaren glücklich entronnen, hielt es der König doch für erforderlich, Podewils für den schlimmsten Unglücksfall mit Verhaltungsmaßregeln zu versehen: „Wenn mir das Unglück zustieße, lebend gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen unbedingt, und Sie werden mir mit Ihrem Kopfe dafür verantwortlich sein, daß Sie während meiner Abwesenheit meine Befehle nicht berücksichtigen, daß Sie meinem Bruder mit Ihrem Rat dienen, und daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begeht; im Gegenteil, für diesen Fall will ich und befehle ich, daß man nachdrücklicher handelt als je. Ich bin nur König, wenn ich frei bin." Mit einem Anflug von Romantik, woran wir den Bayardritter vom Remusberg wiedererkennen, malt er sich aus, wie man ihn bestatten wird: der Leib, so verfügt er, soll verbrannt werden nach Römerart, in Rheinsberg an seinem Musensitze soll eine Urne seine Asche aufnehmen, und Knobelsdorff soll ihm ein Denkmal errichten, wie das „der Horatier zu Tuskulum".

Die politische Lage schien ihm in diesem Augenblicke, Anfang März, in der Hauptsache noch günstig. Den Stand der Verhandlungen seiner Gesandten überschaut er in demselben Briefe an Podewils mit epigrammatischer Zuspitzung: „Truchseß (in London) rückt vor, Mardefeld (in Petersburg) geht seinen Weg, Chambrier (in Paris) macht es bewundernswert, Klinggräffen (in München) ist anbetungswürdig; also cara anima mia, non disperar. Räsfeld (im Haag) geht im Schneckengange, der dänische Finck juckt sich, der sächsische Finck hat mit Kontrebande zu tun. Aber besiegen wir diese Schwierigkeiten und wir werden triumphieren. Es gibt keine

Lorbeeren für die Trägen, die Ruhmesgöttin gibt sie den Tätigsten und den Unerschrockensten."

Nun kam die Botschaft, die Münnich aus Petersburg sagen ließ, und stellte die Unerschrockenheit auf die Probe. Friedrich hat nachher gesagt, er wolle die Unruhe dieser Augenblicke nicht noch einmal durchzumachen haben. „Der Verrat der Russen ist entsetzlich," schrieb er an Podewils am 17. März; „die Boshaftigkeit und Scheelsucht der Sachsen hat das Ei gelegt, und die Schwäche des Prinzen Anton hat es ausgebrütet. Man muß sich wappnen mit Festigkeit, als ein Held kämpfen, mit Klugheit siegen und das Ungeschick ertragen mit stoischem Blick. Verteidigt mich mit der Feder, wie ich Euch mit dem Degen verteidigen werde, und alles wird gut gehen, unseren Neidern zum Verdruß." Sollten die weiteren Nachrichten zu den soeben eingelaufenen stimmen, so werde man auf das schleunigste mit Frankreich abschließen müssen.

Es traf sich, daß er gerade zur Stunde den französischen Gesandten in seinem Hauptquartier zu Schweidnitz bei sich hatte, denn Valory hatte von seinem Hofe den Befehl erhalten, dem König persönlich einen neuen, noch weiter entgegenkommenden Entwurf zu dem von Frankreich vorgeschlagenen Bündnisse vorzulegen. Friedrich kam eben von den Truppen zurückgeritten, als der Franzose sich bei ihm meldete; er begrüßte ihn vom Pferde aus sehr huldvoll und lud ihn zu seiner Tafel; noch bevor man sich setzte, ließ er gegen den Gast ein Wort über die beunruhigende Haltung Rußlands fallen, das trotz der vor kurzem abgeschlossenen Allianz im Begriff stehe, ihn preiszugeben. Nach Tische sprach er den Gesandten unter vier Augen; er äußerte seine Befriedigung über das große Entgegenkommen des Königs von Frankreich. „Die Engländer," sagte er, „kommen mit ihrem ewigen Kehrreim, daß man Frankreichs Ehrgeiz und Sucht, überall zu herrschen, brechen müsse; und wer, ich bitte Sie, will das mehr und mit mehr Hochmütigkeit als sie selbst? Wenigstens muß man sagen, daß Frankreich, wenn jenes seine Absicht wirklich ist, die Sache mit Manieren anfängt, die nicht vor den Kopf stoßen." Er erzählte dann, daß die Gegner seine Staaten teilen wollten und daß Sachsen mit von der Partie sei; er ließ sich die Vertragsartikel des französischen Entwurfs zeigen und bezeichnete als das wichtigste die kräftige Unterstützung des Kurfürsten von Bayern durch Frankreich; das einzige, was er über die französischen Vorschläge hinaus noch als wünschenswert bezeichnete, war die Herbeiführung einer Verständigung mit Schweden gegen Rußland. Voraussetzung der ganzen Verhandlung aber sollte ein unbedingtes Geheimnis sein; es wurde verabredet, daß Valory bei seiner Ankunft in Berlin den Mißvergnügten spielen sollte.

Als der Gesandte sich verabschiedet hatte, erteilte der König

Podewils nunmehr, am 18. März, ohne weiteren Vorbehalt die Weisung, in die Verhandlung mit Frankreich einzutreten, da dieser Schritt in der jetzigen Lage notwendig geworden sei. Tags zuvor, wo er noch eine schwache Möglichkeit sehen wollte, daß „die Wetterfahne" sich wieder wenden könne, hatte er schon im Hinblick auf den wahrscheinlich unvermeidlichen Entschluß gemeint, nicht mehr er werde es dann sein, der Europa von oben nach unten kehre, sondern Rußland und England; er habe alles getan, was er gekonnt, dem allgemeinen Kriege vorzubeugen.

Sein ingrimmiger Trost war, daß er, wenn die Dinge durch den Bund mit Frankreich, in den man ihn hineintrieb, zum Äußersten kamen, das Haus Österreich über den Haufen stoßen und Sachsen unter Trümmern begraben wollte. Sachsen, das ihm durch Münnich als der Hauptschuldige angegeben worden war, Sachsen, dies war sein erster Gedanke, „wird die Scherben zu bezahlen haben". Münnichs Behauptung dünkte ihn um so wahrscheinlicher, als er von Anfang gegen den neidischen Nachbarn, der falsches Spiel nach beiden Seiten treibe, den stärksten Verdacht gehabt hatte. Auch war noch vor kurzem seinen beiden Vertretern in Dresden auf die Aufforderung, im Bunde mit Preußen Böhmen und Oberschlesien zu erobern, auf das Angebot, vom Niederschlesischen das Herzogtum Sagan an Sachsen zu überlassen, ausweichend geantwortet worden.

Was der König, wenn das „detestable Projekt, so der sächsische Hof geschmiedet", feste Gestalt annahm, gegen Sachsen beabsichtigte, lassen seine Briefe an den Fürsten von Dessau ersehen, welchen er in seine strategischen Pläne, den Angriff von vier Seiten her abzuwehren, einweihte. Ostpreußen war mit den zwei Dragoner- und zwei Husarenregimentern, die dort nur noch waren, nicht zu verteidigen; Friedrich gedachte darum, die Provinz den Russen ohne weiteres zu opfern und sich für den Verlust durch die Besetzung von Sachsen schadlos zu halten. Die sächsischen Truppen auf den ersten Wink außer Kampf zu setzen, ehe die Hannoveraner ins Feld rücken könnten, sollte die Aufgabe des alten Fürsten und des seiner Führung anvertrauten, augenblicklich in der Versammlung begriffenen Reservekorps sein. Das schlesische Heer würde an Ort und Stelle zu bleiben haben, um mit den letzten festen Plätzen im Lande fertig zu werden und den Österreichern, sobald sie aus ihren Bergen hervorkommen würden, auf den Leib zu gehen und sie zu schlagen. Sollten sie nicht nach Schlesien kommen, was im Falle des soeben von Valory mit größter Bestimmtheit verheißenen Eintrittes der Bayern, Franzosen und Spanier in den Krieg nicht unmöglich war, so genügte in Schlesien eine defensive Aufstellung. In diesem Falle nicht minder, als nach dem Gewinn einer Schlacht in Schlesien, beabsichtigte der König, über das Gebirge in Böhmen einzudringen und den Bayern die

Hand zu reichen, um den Österreichern dort „desto geschwinder das Garaus zu machen", und sich endlich mit dem Heere des Dessauers zu vereinigen, zum Vormarsch dahin, „wo es die Not erfordert", das heißt den Russen entgegen.

Ein in großen genialen Zügen hingeworfener Plan, voll feurigen Mutes und kalter Entschlossenheit, der wohl ermessen ließ, daß dieser junge Kriegsmann dereinst mit seinen größeren Zwecken wachsen werde.

Seine Minister, die der König um ihre Meinung wegen dieser „Teufelei" gefragt hatte, Podewils und der ihm vor kurzem an die Seite gestellte frühere Gesandte in Wien, Kaspar Wilhelm von Borcke, empfahlen ihm eine Reihe von Maßregeln zur Beschwörung des Sturmes: für Petersburg nachdrückliche und ernste Vorstellungen, auch Versuche zu einer Einwirkung auf den „russischen Richelieu", Ostermann; für den Haag und für London den vertraulichen Hinweis auf die gefährliche Tragweite des in Anregung gebrachten Bündnisses gegen Preußen. Gegen den sächsischen Gesandten in Berlin werde eine deutliche Sprache am Platze sein, die ihn ersehen lasse, daß man alles wisse. Nur für den schlimmsten Fall aber wollten sie die Möglichkeit einer Vereinigung mit Frankreich, Bayern und Schweden offengehalten wissen.

Den König von England zu gewinnen, in welchem ja weder sie noch ihr Gebieter den geistigen Vater des Teilungsplanes argwöhnten, gaben die preußischen Minister keineswegs auf, und König Friedrich war damit einverstanden, daß ihm, um ihn von der „Bande" zu trennen, an Vorteilen für sein hannoverisches Kurland immer mehr geboten würde. Waren im vorigen Sommer die bergischen, die mecklenburgischen und die ostfriesischen Ansprüche Preußens als die drei Probiersteine der Freundschaft England-Hannovers für den neuen preußischen König bezeichnet worden, so hatte Friedrich den Verzicht auf Berg bereits im Dezember ausgesprochen, und während seines letzten Aufenthaltes in Berlin hatte er sich auch bereit erklärt, die acht mecklenburgischen Pfandämter dem Welfen als Lohn für die Begünstigung der Unternehmung auf Schlesien zu gönnen. Jetzt (26. März) lobte er es, daß Podewils, einer ihm inzwischen bedingungsweise erteilten Ermächtigung gemäß, den Herrn von Schwicheldt, das soeben in Berlin eingetroffene Mitglied des hannoverischen Geheimratskollegiums, die Abtretung der Anwartschaft auf Ostfriesland hoffen ließ. Obendrein aber wies man diesen Gesandten noch auf eine andere „Konvenienz", die Säkularisation des für Hannover so bequem gelegenen Bistums Osnabrück.

Das Erscheinen Schwicheldts in Berlin war allerdings danach angetan, den ersten Schrecken einigermaßen zu beschwichtigen. Wir hören, daß Georg II. Ende Dezember seinem hannoverischen Ministerium die beabsichtigte Sendung eines Vertreters nach Berlin

untersagt hat, da „bei der veränderten facies rerum eines Zusammengehens mit dem preußischen Hofe nicht mehr zu gedenken sei". Wenn er nun am 16. Februar für Schwicheldt trotzdem den Befehl zur Abreise ausgefertigt hat, so beweist dies, daß die Gefahr in dem Augenblicke, da die Bedrohten die erste Warnung erhielten, ihren Höhepunkt bereits seit geraumer Zeit überschritten hatte. Wohl war Haß gegen den König von Preußen bei dem Oheim in England, wie sein britischer Staatssekretär Harrington es bezeugt, reichlich vorhanden, und nicht minder reichlich die cupido habendi, die bei ihm, wie sein hannoverischer Großvogt Münchhausen sich ausdrückt, „immer nur allzusehr hervorblickte". Aber die Aussicht auf „Niederwerfung Preußens" und auf „Konqueten von Preußen" verschwamm doch immer mehr. Harrington erklärte, bestimmte Nachrichten zu haben, daß Frankreich gegen den Wiener Hof losbrechen werde, und Münchhausen hatte in einer umständlichen Denkschrift vollen fünfzehn Gründen, die für die preußische Allianz „militierten", nur neun entgegenzustellen, die wiederum gegen die Allianz mit Preußen sprächen. Und so geschah es, daß Schwicheldt bei seiner Ankunft in Berlin mit Hinweis auf die großen Erwerbungen, die Preußen zu machen im Begriff sei, Herrn von Podewils den Wunsch ausdrückte: „daß man sie möchte mitessen lassen".

Und so geschah es auch, als am 10. April zu Dresden in den Gemächern des Paters Guarini Graf Brühl und die Vertreter Österreichs, Rußlands, Hollands und Englands, im ganzen sechs Diplomaten und der Beichtiger, sich versammelten, um der Paraphierung des zunächst glücklich fertiggestellten sächsisch-österreichischen Bündnisvertrages beizuwohnen und die weitere Förderung des „importanten Werkes" zu verabreden — daß da Sir Thomas Villiers sich erhob und zur peinlichen Überraschung seiner Kollegen im Namen seines Gebieters, der das „große Konzert", der die Teilung Preußens angeregt hatte, erklärte: gewichtige Gründe, vor allem die bedrohliche Haltung Frankreichs, hätten seinen König bewogen, den dringenden Bitten des Königs von Preußen um Übernahme der Vermittlung nachzugeben. Man werde also insgeheim einen doppelten Feldzugsplan entwerfen müssen, den einen für den Fall, daß Preußen mit zu dem „großen Konzert" trete, den andern für den Fall, daß dies nicht geschehe. Und indem nun weiter Rußland seinen Beitritt zu dem Bunde allzeit von dem Beitritt der Seemächte abhängig gemacht hatte, so trennten sich die Diplomaten in der Empfindung, daß das große Konzert in der Geburt erstickt sei.

In den Nachmittagstunden, da sie bei dem Jesuitenpater erst Glückwünsche und dann Streitreden ausgetauscht hatten, waren auf dem Mollwitzer Felde die eisernen Würfel gefallen.

Zweiter Abschnitt

Mollwitz und das französische Bündnis

Als der Feldmarschall Schwerin Ende Januar Jägerndorf und Troppau besetzte, befürwortete er bei dem Könige den Vormarsch nach Wien. Und dort war man nicht ohne Besorgnis. Aber Graf Neipperg, der noch, mit den militärischen Vorbereitungen für das Frühjahr beschäftigt, in der Hauptstadt weilte, erklärte, daß man dem König von Preußen nicht die Unklugheit zutrauen dürfe, in dieser Jahreszeit und ohne den Besitz eines festen Platzes durch Mähren vordringen zu wollen. Galt doch damals und noch mehr in der Folge den Fachmännern schon der Marsch bis an die Enden von Schlesien, den Festungen Glogau, Brieg und Neiße vorbei, für eine große Verwegenheit. „Eine Operationslinie von Krossen bis Troppau ohne alle Basis als offenes Land, Böhmen mit der feindlichen Armee in der rechten Flanke!“ — so hat nachmals ein Hauptvertreter der methodischen Kriegführung entsetzt und mitleidig ausgerufen.

Zu den Bedenklichsten gehörte der alte Fürst von Dessau, mit dem der König, aus Berlin zum Heere zurückgekehrt, in einen regen Briefwechsel trat. Mit Schwerins Maßnahmen nicht völlig einverstanden, bat er den Fürsten, ihm über alles seine Meinung mitzuteilen, und zwar „dreiste“, ohne irgend etwas zu verschweigen. Der Fürst sah die erste große Gefahr in Glogau, die zweite in der Dünnheit der preußischen Postenkette. Schon war es den Österreichern gelungen, unvermerkt eine Verstärkung nach Neiße zu werfen, und das Gefecht bei Baumgarten lehrte, wie leicht einer stärkeren Abteilung ein Durchbruch sein mußte. So machte auch den König die Sorge um Glogau endlich ungeduldig.

Er hatte zu dem Befehlshaber der Belagerungstruppen, Prinz Leopold Maximilian, dem Erbprinzen des alten Dessauers, das beste Vertrauen; „wenn ich mehr solche Offiziers wie Sie hätte, wollte ich ruhig schlafen,“ so hatte er noch jüngst gesagt. Jetzt aber, seit Ende Februar, da der Gedanke an einen Entsatzversuch ihn immer mehr beunruhigte, schrieb er dem Erbprinzen Brief auf Brief, zu rascherem Handeln drängend. Zuletzt schickte er ihm am 6. März den Oberstleutnant von der Goltz mit dem Befehl, die Festung mit

dem Degen in der Faust zu nehmen und nicht länger zu säumen, sonst werde sich der Prinz für alles Übel, das da kommen könne, verantwortlich machen.

Nachts auf den 9. März, als es in der Stadt zwölf Uhr schlug, setzten sich die Sturmfertigen von drei Seiten her in Bewegung, überstiegen die Palisaden, entwaffneten die feindlichen Wachen auf dem bedeckten Gange, durchschritten den Graben, erklommen trotz des glatten Eisbezuges die steilen Wälle. Der Erbprinz mit dem Markgrafen Karl, Goltz und einigen Grenadieren, war bei der von ihm geführten Angriffschar zuerst auf der Kurtine. Kein Schuß wurde abgegeben, bis die Spitzen der drei Sturmsäulen innerhalb der Mauern waren. Nach kurzem Widerstand, noch bevor die Mitternachtstunde abgelaufen war, mußte am Markt die überrumpelte Hauptwache, dann die ganze Besatzung das Gewehr strecken.

„Die meisten haben immer geglaubt," schrieb Goltz mit freudigem Stolz in seinem Berichte über das Geschehene, „daß wir unser ganzes Vertrauen auf das Feuer unserer Infanterie setzten; nach diesem Beweise werden sie finden, daß wir auch ohne Feuer, wenn's drauf ankommt, zu handeln verstehen: denn sicherlich sind nicht mehr als dreihundert Flintenschüsse abgegeben worden." — „Es leben unsere braven Soldaten!" jubelte der König, indem er an Podewils die erste kurze Botschaft sandte. Des Fürsten-Feldmarschalls Vaterstolze aber schmeichelte er mit dem aufrichtig gespendeten Lob: „Prinz Leopold hat wohl die schönste Aktion getan, die in diesem Seculo geschehen ist;" er beglückwünschte den alten Herrn, „einen so braven Prinzen zu haben, von welchem es nicht fehlen kann, als daß solcher einer der berühmtesten Generale werden muß". Die vier Grenadiere endlich vom Regiment Glasenapp, die, in der Dunkelheit von ihrer Kompanie abgeirrt, mit herzhafter Geistesgegenwart zweiundfünfzig Österreicher zur Ergebung veranlaßt hatten, ließ er, als er ihr Bataillon zum ersten Male wiedersah, aus dem Gliede vortreten, sie zu beloben und zu beschenken.

In der Gewißheit, binnen acht Tagen die gesamten Belagerungstruppen an der Neiße zu haben, glaubte König Friedrich nunmehr für alles gutsagen zu können. Auch erreichte eben jetzt ein neuer Nachschub von 13 Bataillonen, 25 Schwadronen und 87 Geschützen die schlesischen Grenzen. Gleichwohl schien eine engere Zusammenziehung der Truppen nicht länger aufschiebbar.

Schwerin erhielt den Befehl, das Land Teschen aufzugeben und die Jablunkaschanzen schleifen zu lassen; bald ward ihm auch die Räumung von Troppau und Ratibor anbefohlen; bei Jägerndorf sollte er die Truppen sammeln, dann auf die Neiße zurückgehen und insonderheit den Paß von Zuckmantel in Obacht halten. Der Marschall machte Einwände; er erklärte, daß man den Feind zwischen

Troppau und Jägerndorf empfangen müsse, und bat um Verstärkungen. Der König entschloß sich, mit neun Bataillonen und acht Schwadronen in Person ihm zuzuziehen.

In Neustadt vollzog sich am 30. die Vereinigung, und in Jägerndorf, wohin beide gemeinsam marschierten, stellte sich am 2. April, am Ostersonntag, heraus, daß Schwerin weder von der Stärke noch von der Stellung noch von den Absichten des Feindes drüben in Mähren ausreichend unterrichtet war. Zu spät überzeugte sich Friedrich aus den Aussagen österreichischer Deserteure, daß er sich durch die Vertrauensseligkeit seines Marschalls zu einem schweren Fehler hatte verleiten lassen, den, wie er später gesagt hat, nur sein Mangel an Erfahrung entschuldigen mochte. Schwerin glaubte die Österreicher längs der ganzen schlesischen Grenze von Ungarn bis Böhmisch-Braunau zerstreut; im Besitz der großen Straße, die aus Mähren über Troppau und Jägerndorf nach Neiße führt, getraute er sich dem Feind die Eingangspforte Schlesiens allemal zu sperren. Aber Neipperg marschierte seit dem 29. März mit 15 Bataillonen und 14 Grenadierkompanien, 10 deutschen Reiterregimentern und 2 Husarenregimentern auf dem von jenem für unpassierbar angesehenen Nebenwege an den Abhängen des mährischen Gesenkes, über Freudental, Engelsberg, Würbental und Zuckmantel nach Neiße. Das kleine Korps bei Jägerndorf, und mit ihm der König und der Feldmarschall, war in größter Gefahr erdrückt zu werden, ohne Verbindung mit Niederschlesien, mit dem Waffenplatze Ohlau, mit den getrennten Abteilungen bei Grottkau und vor Brieg, bei Frankenstein und Schweidnitz.

Schon am 3. April abends stand Neipperg „nach völlig überwundener Beschwerlichkeit des Gebirges" zu Dürr-Kunzendorf, eine halbe Stunde von Zuckmantel; er stand auf dem schlesischen Boden, dem er als Befreier kommen wollte. Ein erster schöner Erfolg, ganz danach angetan, die nach Maria Theresias eigenem Zeugnis allgemein herrschende Meinung zu bestätigen, daß man mit den „im Streit noch unerfahrenen Preußen" selbst in der Minderzahl gutes Spiel haben werde.

Am 5. April erreichte Neipperg Neiße und zog hier den aus dem Glatzischen herangerückten General Lentulus an sich. Seine weitere Absicht war, die getrennten preußischen Heeresteile rechts und links der Neiße mit seiner gesamten Reiterei einzeln zu überfallen, und so einen Feind, der nach den einlaufenden Nachrichten allerorten in der größten „Konfusion" sein sollte, möglichst zu schädigen. Dann bestimmte ihn die unerwartete Meldung, daß bei Lassoth von größeren Massen ein Übergang über die Neiße versucht werde, am 7. mit dem ganzen Heere den Fluß abwärts zu ziehen. Es gelang auch, den Brückenschlag der Preußen zu ver-

hindern; zugleich aber ging die Fühlung mit dem Feinde wieder verloren, so daß Neipperg am 8. nach Wien meldete, er habe sich, die Wahrheit zu bekennen, noch nicht entschieden, ob er mit seinem Heere nach rechts oder nach links gehen solle. So kühn und umsichtig er den Gebirgsübergang und den Flankenmarsch ausgeführt hatte, so unsicher wurde der Marschall, als es galt, den Vorteil, in den er sich gesetzt hatte, auszunutzen.

Das preußische Heer hatte sich am 7. abends durch den Übergang über die Neiße bei Michelau aus der Umfassung bereits herausgezogen. Binnen sechs Tagen hatte der König auf dem Marsch von Jägerndorf her zu den fünf Bataillonen, mit denen er am 2. April abgeschnitten und aufgehoben zu werden gefürchtet hatte, 26 Bataillone und 35 Schwadronen von allen Seiten her an sich gezogen. Nur 14 Schwadronen, die bei Ohlau lagen, fehlten ihm noch, und die etwa 5600 Mann, mit denen der von den Befehlen des Hauptquartiers nicht erreichte Herzog von Holstein bei Frankenstein stand. Ein schwerer strategischer Fehler war von dem jungen Heerführer durch diesen Rückzug, soweit es noch möglich war, ausgeglichen[1]). Den etwa 9000 Fußgängern und 6800 Reitern Neippergs konnten, wenn es zur Schlacht kam, fast 22 000 Mann, darunter allerdings nur 4—5000 Reiter, entgegengestellt werden.

Ein Marsch am nächsten Tage, den 8. April, geradeswegs auf Ohlau, wo außer bedeutenden Vorräten der große, für die Belagerung von Neiße bestimmte Artilleriepark gefährdet war, würde den König auf seine Operationsbasis zurückgeführt haben. Er wählte den Umweg über Grottkau, wohl um sich dem Marsch des Feindes vorzulegen und seine „Weißkittel", einige hundert dort eingelagerte

---

[1]) In seinem Gedicht „Sur le hasard" aus dem Jahre 1757 (Œuvres XII, 66) hat Friedrich die Anfänge seiner Feldherrnlaufbahn einer strengen Kritik unterzogen:

In meines Lebens Lenz, beim Eintritt in die Schranken,
Hatt' alles ich dem Glück, nichts dem Verdienst zu danken.
Anmaßend, ungestüm — noch fühl' ich jene Qual —
Glüht' ich es gleichzutun den Helden meiner Wahl.
Zum wilden Kriegestanz stürmt' ich auf Ares' Spuren,
Vom weichen Ruhebett, von des Genusses Fluren.
Nun wird aus Wien gesandt, daß meiner Sucht er wehre,
Ein Graubart, kampferprobt, geschult in Eugens Lehre.
Mit allem, was ihm beu'n Erfahrenheit und Kunst,
Bewirbt Sertorius sich um Fortunas Gunst.
Noch ahn' ich nicht, was mir ersann ein weiser Held,
In meiner Sicherheit von Neipperg schon umstellt.
Nicht ahn' ich das Gefild, wo seine Scharen weilen,
Sein Nahen, seinen Plan, sein angestrengtes Eilen.
Ein Überläufer erst verrät, wie es gemeint —
Man wappnet sich, marschiert und stößt schon auf den Feind.

Schanzknechte, aufzunehmen. Auf dem Marsch vernahm man, daß Grottkau von den Österreichern schon besetzt sei. Man erwartete unverzüglich den Angriff und machte sich zur Schlacht bereit. In bewegten Briefen hat Friedrich an diesem 8. von den Freunden daheim und seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, auf Leben und Sterben Abschied genommen; dem Thronfolger teilte er seinen letzten Willen mit und empfahl ihm „die, welche ich im Leben am meisten geliebt habe“: Keyserlingk, Jordan, Wartensleben und Hacke; dazu den Kämmerer Fredersdorf und den Kabinettsekretär Eichel. „Der morgige Tag muß über unser Schicksal entscheiden; wenn ich sterbe, so vergessen Sie einen Bruder nicht, der Sie immer zärtlich geliebt hat.“

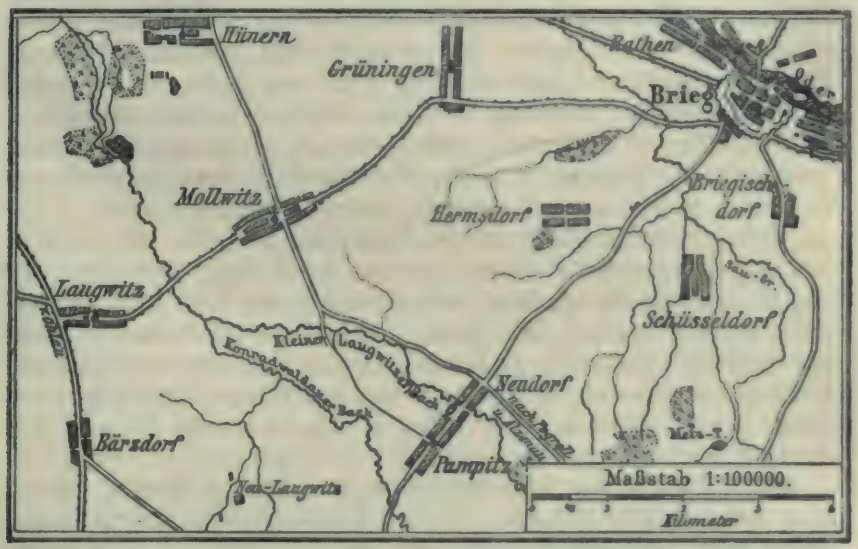
Das ungestüme, nasse Schneewetter am 9. April, in welchem er seine Infanterie nicht brauchen zu können fürchtete, bestimmte ihn, den Angriff für diesen Tag zu unterlassen und den durch die gewaltsamen Märsche stark ermüdeten Truppen in ihren engen Quartieren einen Ruhetag zu gönnen. Offenbar gab er sich der Hoffnung hin, daß auch der Feind sich nicht rühren würde. Aber Neipperg setzte trotz der Unbilden der Witterung seinen Marsch zur Oder heute fort. Indem er halbwegs zwischen Grottkau und Ohlau seine Truppen in die Dörfer Bärzdorf und Laugwitz einquartierte, stand er von neuem auf der Rückzugslinie der Preußen; wollten sie jetzt sich für Ohlau und ihre Verbindungen schlagen, so mußten sie mit verwandter Front, in einer Stellung ohne Rückzug den Kampf aufnehmen. Ein Glück für sie, daß Neipperg die militärische Lage noch immer nicht durchschaute: er war der Meinung, zwischen zwei preußischen Heereskörpern in der Mitte zu stehen. Denn auch bei Ohlau vermutete er eine größere Streitmacht. Ja, von seinem Generalfeldwachtmeister Lentulus wissen wir, daß man bis zum letzten Augenblicke die Abteilung des Königs nur auf 7—8000 Mann veranschlagt hat. Fort und fort unschlüssig, wohin er sich zu wenden habe, hielt Neipperg es für das beste, auf die Initiative ganz zu verzichten und sein weiteres Vorrücken „nach dem feindlichen Mouvement und nach Bewandtnis des Terrains“ zu regeln.

König Friedrich erfuhr noch am 9., daß der Feind in der Richtung auf Brieg weitermarschiert sei. Unverzüglich mußte gehandelt werden.

Am Morgen des 10. lag der Schnee zwei Fuß hoch, aber das Wetter hatte sich aufgeklärt und die Aprilsonne sandte bald heiße Strahlen herab. Früh um sieben Uhr waren die vier Kolonnen, in denen ausmarschiert werden sollte, bei den nur durch die Landstraße getrennten Dörfern Pogarell und Alzenau versammelt; doch veranlaßte die Verspätung eines Dragonerregiments einen einstündigen Zeitverlust. Zwei Bauern aus Mollwitz brachten die erste Kunde

von der Stellung des Feindes. Als man auf der Höhe vor den Dörfern Pampitz und Neudorf angelangt war, begann man die Linien zu bilden.

Kein Husar, kein Bauer trug dem Marschall Neipperg die Kunde von dem Nahen der Preußen zu; denn den Patrouillen verdeckte der Wald bei Pampitz den Anmarsch, und die Bevölkerung war in dieser Gegend durchweg, wie ein österreichischer Offizier schreibt, „evangelisch und folglich auch gut preußisch". Erst nach zehn Uhr kamen dem Marschall die ersten Warnungen von dem Kommandanten aus Brieg, der von den Türmen aus die Umgegend überschauen



ließ, und dann auch von den Feldwachen. Um halb zwölf Uhr wurde die Kavallerie in Mollwitz alarmiert.

König Friedrich hat nachmals von dem Tage von Mollwitz gesagt: „Wir waren da, bevor irgendein Feind erschien; Neippergs Truppen kantonierten in drei Dörfern, aber ich hatte nicht die Geistesgegenwart und die Geschicklichkeit, dies auszunützen. Was zu tun gewesen wäre, war dies: das Dorf Mollwitz (wo indes tatsächlich österreichisches Fußvolk n i c h t gelegen hat) zwischen zwei Infanteriekolonnen nehmen, es umwickeln und angreifen; gleichzeitig Entsendungen nach den beiden anderen Dörfern machen, wo die österreichische Reiterei lag, Dragoner, um sie in Verwirrung zu bringen, Infanterie, um sie am Aufsitzen zu verhindern: ich bin überzeugt, ihr ganzes Heer wäre verloren gewesen."

Statt dessen stellte der König heute, denn keinem in seinem Heere fiel etwas anderes ein, sorgsam und ohne jede Überstürzung

die übliche Schlachtordnung auf: zwei Treffen, das erste unter dem Marschall Schwerin, das zweite unter dem Erbprinzen von Dessau, im Abstande von dreihundert Schritten; auf den Flügeln die Reiterei; die zur Rechten bei ihrer geringen Zahl durch die Einschiebung zweier Grenadierbataillone zwischen die Schwadronen verstärkt; die zur Linken durch den kleinen Laugwitzer Bach von dem Fußvolk getrennt. Die dem Heer vorangesandten Husaren wurden, von ihrem Kundschaftsritt zurückkehrend, zwischen die Treffen genommen; hier fanden auch einige Bataillone Platz, für die in der Vorderlinie der verfügbare Raum zwischen den Ortschaften Pampitz-Neudorf und Hermsdorf nicht ausreichen wollte. Links neben jedem Bataillon befanden sich je zwei Dreipfünder, während andere Geschütze, Dreipfünder und Sechspfünder, der Infanterielinie um einige hundert Schritt vorausfuhren und bald die Höhe der Bodenwelle hinter Pampitz erreichten, von wo das Dorf Mollwitz sichtbar wurde.

Den ersten Gruß sandten diese Batterien, als die ihr zugeteilten Ingenieure die Distanz für geeignet erklärten, den den gegnerischen Aufmarsch verhüllenden Husaren. Zahlreiche Pferde stürzten, links abschwenkend verschwand der österreichische Vortrab. Weiter zufahrend, gewahrten die Kanoniere den Reiterflügel des Generals von Römer, der sich vor dem Dorfe Mollwitz aufgestellt hatte; gegen halb zwei Uhr war man nahe genug, um auch diese Schwadronen mit den Geschützen bestreichen zu können. Die massenhaft einschlagenden Geschosse zerrissen die Schneedecke, daß der Boden schwarz hervorschien; die Österreicher wollen neunzig Kanonenschüsse in der Zeit eines Vaterunsers gezählt haben.

Die Artillerie des Gegners war noch nicht zur Stelle. Wohl aber war der linke Infanterieflügel bereits aufmarschiert, und von dem rechten ordnete sich wenigstens das erste Treffen. Der Feldmarschall Neipperg hatte den Generalen seit vierzehn Tagen fort und fort, wie er betont, seine Absicht mitgeteilt, den Feind nur mit der vollen Front und mit beiden Treffen zugleich anzugreifen. Indem er jetzt auf den rechten Flügel ritt, gab er dem Feldmarschallleutnant Römer nochmals den Befehl, sich durch das Geschützfeuer nicht beirren zu lassen und erst gleichzeitig mit der Infanterie loszubrechen. Aber immer scheuer wurden die Rosse, immer unruhiger und ungeduldiger die Reiter, sie murrten und fluchten, daß man sie ohne Gegenwehr zusammenschießen lasse. Bald war kein Haltens mehr, und diese gesamte Reitermasse, das erste Treffen wie das zweite, an die 36 Schwadronen, ging in vollem Rosselauf und mit verhängtem Zügel davon, nicht im Trab und in Linie, wie es der Dienst vorschrieb, sondern im Galopp nach Husarenart, so daß in einem Augenblick die sechs vorstürmenden Regimenter untereinander gemischt waren.

Eben machten bei den Preußen die vier Dragonerschwadronen des Grafen Schulenburg, die auf der äußersten Rechten hielten, eine Viertelschwenkung nach rechts, um eine Verlängerung der Schlachtlinie zu ermöglichen, da flutete die gewaltige Woge von drüben heran. Furchtbares Gebrüll der Angreifer durchdröhnt die Luft, ihre Pistolen knallen, dann sind sie selbst da, mit unwiderstehlicher Wucht anprallend, den ersten Säbelhieb haarscharf nach dem Kopfe des Pferdes führend, den zweiten, schon von hinten, nach dem mit seinem Tiere sinkenden Reiter. Vor der Überlegenheit dieser Fechtweise und vor der dreifachen Überzahl retten sich die zehn Schwadronen, die insgesamt hier nur zur Stelle sind, in wilder Flucht, die Leibkarabiniere und Gendarmen nicht anders als die zuerst umgeworfenen Dragoner. Die einen sprengen, links ausweichend, vor der Infanterielinie entlang nach dem linken Flügel zu, die anderen suchen Aufnahme zwischen den beiden Treffen, noch andere verlieren sich im offenen Felde. Die Sieger, deren tapferer Führer von einem fliehenden Dragoner erschossen wird, drängen auf die der Deckung beraubte Infanterie ein.

Hier aber bricht sich ihr Ungestüm an dem ersten Bataillon Garde, das sich seines Ehrenplatzes an der äußersten Rechten der Hauptfront in heldenmütiger Verteidigung würdig zeigt, an dem Kleistschen Regiment, das links neben der Garde steht, und an zweien der aus der ersten Linie zurückgezogenen Bataillone, die jetzt, hakenförmig sich hinausschiebend, die Öffnung zwischen den beiden Treffen decken. Und schon erhalten die Angreifenden seitwärts und im Rücken ein empfindliches Feuer von den vorher zwischen die Schwadronen gestellten, jetzt auf sich selbst angewiesenen Grenadierbataillonen Bolstern und Winterfeldt, die inmitten des sie umwirbelnden Reiterkampfes unerschütterlich ihren Platz behauptet haben. Unterstützung durch das eigene Fußvolk bleibt aus; die Flut der Reiterangriffe staut sich zurück; nur ein kleinerer Trupp schiebt sich wirklich zwischen die beiden Treffen ein, um in dem leeren Zwischenfeld von den Bataillonen des zweiten Treffens mit einem Feuer begrüßt zu werden, aus dem „fast kein Gebein" davonkommt. Die Masse aber dieser Reiter, und bei ihr der an des gefallenen Führers Stelle getretene General Lentulus, wendet sich rechts und jagt zwischen dem preußischen ersten Treffen und der vorgefahrenen Geschützlinie die ganze Front der Aufstellung entlang dem entgegengesetzten Flügel zu, auch sie von dem Lauffeuer des feindlichen Fußvolks begleitet. Aus den von der Bedienungsmannschaft verlassenen Batterien werden in der wilden Eile doch nur wenige Geschütze nach Mollwitz geschleppt; das Hauptziel des jeder Ordnung und jeder Leitung entbehrenden Rittes ist Pampitz, der Ort im Rücken der preußischen Schlachtordnung, wo der Troß aufgefahren ist. Mit

Umgehung der linken Flanke des Feindes denken die Reiter sich dem Dorfe zu nähern, da schwindet den Rossen in dem weichen Grund, wo der Laugwitzer und der Konradswaldauer Bach zusammenfließen, der Boden unter den Hufen. Mit harter Not setzt Oberst Desfours samt einigen wenigen Pferden durch, der nachdrängende Schwarm aber reitet sich fest, die Schwadronen, die Regimenter werden vollends auseinander gerissen, der neue Befehlshaber ist während des Rittes längs der feindlichen Front verwundet, und ziemlich aussichtslos bemüht sich General Berlichingen, der Führer des rechten Reiterflügels, die verirrte Schar der Gäste von drüben, die ihm ins Gehege gekommen sind, einigermaßen zu ordnen; für das Gefecht kommen diese sechs verlaufenen, erschöpften, aufgelösten Reiterregimenter, nachdem sie die Schlacht so glänzend eröffnet haben, als taktische Verbände nicht mehr in Betracht.

König Friedrich war, als vorhin seine Karabiniere und Dragoner vor ihren Angreifern flohen, in den Knäuel verstrickt und mit fortgerissen und erst am äußersten linken Flügel bei dem Grenadierbataillon Buddenbrock in den Raum zwischen den beiden Treffen aufgenommen worden. Auf die gefährdete Rechte zurückreitend, fand er dort die feindliche Reiterflut bereits abgebraust. Man konnte daran denken, die vier noch ungebrochenen Schwadronen des Schulenburgschen Regimentes, die hier das zweite Treffen bildeten, mit einigen durch den König gesammelten Flüchtlingen zu einem Angriffstoß gegen den von Reiterei augenblicklich ganz entblößten linken Flügel des Feindes vorzuschicken. Der Erbprinz von Dessau ließ die Offiziere dieser Schwadronen streng an, und Graf Schulenburg, bei dem ersten Angriff durch einen klaffenden Säbelhieb hart unter dem Auge schwer verletzt, setzte sich notdürftig verbunden an die Spitze der vierten Schwadron, die Verzweiflung im Herzen, entschlossen, die Schande nicht zu überleben. In bester Ordnung, „wie an einer Schnur aufgezogen", ritten die Dragoner an; schon aber hatte gegenüber der Marschall Neipperg zwei- bis dreihundert versprengte Reiter verschiedener Regimenter gesammelt, die Trümmer der stolzen Römerschen Schar. Der Oberst eines dieser Regimenter, Graf Bentheim von Steinfurt, übernahm den Befehl und führte diesen Angriff aus dem Stegreife ebenso glänzend wie erfolgreich. Die preußischen Reiter, obgleich diesmal an Zahl überlegen, zerstoben nicht anders, als vor zwei Stunden bei dem ersten Zusammenstoß ihre Kameraden. Graf Schulenburg sank aus dem Sattel, jetzt zum Tode getroffen. Der Angriff auf die Bataillone begann von neuem, schon bedrohte der stürmische Feind die preußische Schlachtordnung im Rücken. Aber kalten Blutes ließ der Erbprinz Leopold sein zweites Treffen kehrt machen und das dritte, nunmehr vorderste Glied, die Bajonette vorstrecken; das Feuer dieser Un-

erschrockenen nötigte die Reiter, sich in Unordnung zurückzuziehen. Der Nachstoß ihrer Infanterie, der dem Angriff seine entscheidende Wirkung hätte geben müssen, blieb auch diesmal aus, denn das Regiment Franz-Lothringen, das Neipperg zur Überflügelung der preußischen Linie bestimmt hatte, war, als die Windsbraut des Reiterangriffs schnell aus dem Gesichtskreis entschwand, „nicht einen Schritt vorwärts zu bringen".

Immerhin gestaltete sich um diese Zeit das Schlachtbild für die Preußen überaus bedenklich, denn schon hatte auch gegen ihre anfänglich unbelästigte Linke der Kavallerieangriff eingesetzt. Durch ihnen schräg entgegengesandte Kugeln aus den Bataillonsgeschützen, bald auch durch das Pelotonfeuer der die Flanke schließenden, in ihrer Aufstellung an dem Laugwitzer Wasser gut gedeckten Grenadiere sahen sich die Reiter des Generals Berlichingen eine Weile aufgehalten, warfen dann aber schnell die auf sie anreitenden preußischen Kürassiere. An der Ausnützung des Erfolges hinderte wieder das Flankenfeuer der Infanterie. Dagegen gelang es einem der Obersten Berlichingens, dem Freiherrn von Pretlack, mit vier Schwadronen von den Dragonerregimentern Liechtenstein und Alt-Württemberg etwa im Mittelpunkt des ersten Treffens bei dem Bataillon Kalckstein die Linie zu durchbrechen; doch rühmten sich die märkischen Musketiere nachher, die Eindringlinge durch ihr Kreuzfeuer und mit ihren Bajonetten also von den Pferden heruntergeholt zu haben, daß von den vier Schwadronen kaum elf Mann entkommen seien. An einer anderen Stelle, an der linken Ecke des zweiten Treffens, wehrte Major von Zieten, der ihm in der Schlachtdisposition erteilten Aufgabe gemäß, heransprengenden Reitern mit seinen Husaren das Eindringen in die preußische Aufstellung.

Gleichwohl, was kaum als denkbar gegolten hatte, „daß etwas vom Feind in die Linie bräche", es war jetzt an mehreren Stellen, und zwar auf beiden Flügeln, geschehen. Dies und das Erscheinen von feindlichen Reiterhaufen, kämpfenden und plündernden, hinter der Schlachtordnung, im Rücken des zweiten Treffens und zu Pampitz bei der Bagage, bestimmte den König, den Leutnant von Bornstedt mit der Meldung, daß die Schlacht verloren sei, an den Fürsten von Anhalt abzufertigen; sonst, meinte er, „möchte es zu spät geworden sein und man nicht einmal einen mehr durchgebracht haben". Der Feldmarschall Schwerin teilte des Königs Besorgnis. Es war ihm nicht entgangen, daß die Bataillone des Vordertreffens durch die den eingedrungenen Römerschen Reitern geltenden Schüsse ihrer Hintermänner vom zweiten Treffen in große Unruhe gerieten, und mit vollem Recht betrachtete er dieses Feuern als eine arge Ungehörigkeit. Auch war es durchaus gegen die Absicht des hier kommandierenden Erbprinzen geschehen, daß der nur den sicher ein-

geschossenen Schützen der Kompanien erteilte Befehl, auf die feindlichen Reiter anzulegen, die ganze Linie von rechts nach links unwillkürlich zu einem Salvenfeuer hingerissen hatte. War das nicht ein beunruhigendes Zeichen erschütterter Disziplin, beginnender Auflösung auch bei dem Fußvolk, von dem allein noch der Sieg erwartet werden konnte? Daß auch beim Feinde die Reiterei zum besten Teile völlig verbraucht war, konnte man auf preußischer Seite nicht wissen. Schwerin beschwor den König, das Schlachtfeld zu verlassen. Andere Offiziere sollen schon vorher den gleichen Rat erteilt haben, Prinz Leopold und die Adjutanten Goltz und Graf Hacke. Wie Wichard von Möllendorff, der als des Königs Page zugegen war, nachmals bezeugt hat, machte Schwerin geltend, daß der von ihm kommandierte Flügel dem stark erschütterten rechten noch Luft machen könne, daß es aber für den schlimmsten Fall wünschenswert erscheine, wenn der König in Person die noch verfügbaren, in Ohlau und Strehlen zu suchenden Truppenteile herbeihole. Das entscheidendste war vielleicht die Erwägung, daß der Verlust der Schlacht den Untergang des ganzen, vorweg von seiner Rückzugslinie abgeschnittenen Heeres zur Folge haben konnte, eine Kapitulation. Solcher Fährnis durfte das Staatsoberhaupt nicht ausgesetzt werden. Der König selbst scheint den Eindruck bekommen zu haben, daß auch Schwerin die Schlacht ganz verloren gebe: „Die Krisis war so heftig," erzählt er später in seinen Denkwürdigkeiten, „daß alte Offiziere für die Dinge keine Rettung mehr sahen und den Augenblick erwarteten, wo dieses Korps ohne Munition sein und sich zur Übergabe genötigt sehen würde; aber dem ward nicht also, und das mag den jungen Kriegern eine Lehre sein, nicht zu schnell zu verzweifeln."

Es war um vier Uhr, als der König das Heer verließ. Schwerin nahm die Leitung des Kampfes in feste Hand und machte der Erregung und Unsicherheit, die in die Führung und in die Truppe gekommen war, ein Ende. Was zunächst geschah, erzählt uns eine aus seiner Umgebung stammende Überlieferung: Der Feldmarschall schickte sofort den Major von Lepell, seinen zweiten Adjutanten, zu dem Erbprinzen Leopold, mit der Ausrichtung, so mißlich die Sache bis jetzt aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Mut der Infanterie zu siegen. Das würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden. Er müsse also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, Ordnung zu halten und nicht zu vergessen, daß Sie über alles dieses dem König Rechenschaft zu geben schuldig sein würden. Der Erbprinz ließ zurücksagen, daß er wegen dessen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, niemanden wie den König als seinen Richter anzusehen nötig habe; daß er den Feldmarschall zu glauben bitte, wie

er alles tun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm zur Pflicht mache, ohne daß es nötig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; er sei von dem Mute des Feldmarschalls überzeugt und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück. Eine gereizte Antwort, wie sie der Sohn des alten Dessauers dem Rivalen des Vaters gegenüber als durch die „Würde des Hauses" geboten erachten mochte.

Dann sprengte der Feldmarschall mit dem General von der Marwitz vor den rechten Flügel des ersten Treffens, rief den Leuten laut zu, daß sich der König wohl befinde, daß keine Bataille bloß durch die Kavallerie gewonnen oder verloren werde, daß dies von der Infanterie geschehen müsse, daß er von ihr und ihrem Mute alles erwarte, daß er hoffe, sie werde ihn nicht verlassen. Zu der Fahne des ersten Bataillons Garde reitend, befahl er für die Bataillone des rechten Flügels, das Spiel zu rühren und auf den Feind anzurücken.

Noch waren die beiden sich gegenüberstehenden Infanterielinien nicht bis in den wechselseitigen Schußbereich ihrer Musketen aneinander gekommen. Denn die Preußen hatten sich bisher der immer wiederholten Reiterangriffe zu erwehren gehabt; die Seinen aber hatte Neipperg keinen Schritt vorwärts gebracht, zugleich aber nicht hindern können, ihre Patronen schon auf tausend Schritt in der Aufregung zu verschwenden. Sobald nunmehr zu den Vollkugeln und Kartätschen der Artillerie das Kleingewehr mit seiner ungeahnten Schnelligkeit und Stetigkeit auf sie zu wirken begann, war es um die Haltung dieser österreichischen Infanterie vollends geschehen. Nur einigen wenigen Regimentern stellte Neipperg nach der Schlacht das Zeugnis aus, daß sie wenigstens „Contenance" gehalten, wenn sie auch in bezug auf das Vorrücken es wie alle anderen gemacht hätten. Mochten immerhin, als der Feind seine Salven zu schicken anfing, die beiden jedes Regiment rechts und links einfassenden Grenadierkompanien zur Markierung der beim Feuern einzuhaltenden Linie ihre fünfzig Schritte vorlaufen und hinter ihren Tornistern auf den Boden gestreckt ihr Gewehr lösen: die ungeübten und pulverscheuen Rekruten, welche die Masse der Bataillone ausmachten, folgten dem Beispiele nicht, sondern versteckten sich, soweit sie nicht gar nach Mollwitz zurückliefen, einer hinter dem anderen. Bald kamen die Bataillone — einer Herde Schafe gleich, wie Neipperg wetterte — aus der viergliedrigen Aufstellung dreißig und vierzig Mann hoch zu stehen, so daß man „mit ganzen Kavallerieregimentern hätte dazwischen rücken können"; von drüben gewahrten die immer näher kommenden Preußen bei dieser zum Kreisel gewordenen Infanterie auf einem Haufen zwanzig Fahnen. Das Regiment Franz-Lothringen, mit dem der Feldmarschall in die

preußische Flanke hatte brechen wollen, gab das Zeichen zur Flucht, und schon ging auch ein Regiment aus dem zweiten Treffen, wie der Bericht eines österreichischen Offiziers ingrimmig sagt, „zum Teufel".

Neipperg suchte sich zu helfen, indem er Bataillone und Schwadronen von seinem bisher noch nicht bedrohten rechten Flügel heranzog; aber selbst die Reiter versagten sich jetzt überall dem Befehl zum Angriff und setzten sich hinter die Infanterie, so sehr sie auch General Berlichingen durch eigenes Beispiel anzufeuern suchte: sein Pferd bis auf zwanzig Schritt an den Feind heranspornend, mahnte er und drohte, spaltete in wahrer Berserkerwut zweien seiner Leute, die umkehrten, den Kopf und hieb mehrere andere vom Pferde.

Es entging dem Grafen Schwerin nicht, daß der Gegner den Widerstand seines linken Flügels nur noch durch die Entblößung des rechten ermöglichte. So schickte er denn zu dem Markgrafen Karl, der die erste Brigade des linken Flügels führte, und befahl diesem ganzen Flügel, in Eilschritt dem Feinde zu Leibe zu gehen; die Bataillone des zweiten Treffens schoben sich in die Vorderlinie ein.

Diese Bewegung entschied den Sieg. Die frischen Bataillone, bei denen der Mann bisher kaum mehr als fünf Patronen verschossen hatte, fanden keinen Widerstand vor sich; dem schon hartbedrängten Feinde entsank der letzte Mut, als er die preußische Linie sich plötzlich fast um die Hälfte verlängern sah, eine gerade Schnur, die ganze Front „wie von einer einzigen Triebkraft bewegt", ein Bataillon dicht an das andere geschlossen, das Gewehr in der Abendsonne funkelnd. Ein schauerlich schöner Anblick, von dem einer der österreichischen Offiziere bewundernd gesagt hat, daß er sein Lebtage nichts Superberes gesehen habe.

Schon um fünf Uhr hatte Schwerin den Ingenieurleutnant Trauenthal dem Könige nachgesandt mit der Botschaft, daß er mit Gottes Hilfe die Schlacht zu gewinnen hoffe. Den Rückzug, den Neipperg nun antrat, deckte Berlichingen mit seinen Reitern. Die Absicht des österreichischen Heerführers, hinter Mollwitz sich von neuem zu setzen, war mit den entmutigten Truppen nicht durchführbar; er überzeugte sich, daß einzelne Bataillone augenblicklich nur vierzig bis sechzig Mann hatten. So wurde Grottkau als Marschziel gewiesen. Bei dem Dorfe Hünern ging Berlichingen gegen die Verfolgenden noch einmal zum Angriff über. Als hinter Hünern bei dem Übergang über das Laugwitzer Wasser in der Dunkelheit der Zug der Munitionskarren stockte, geriet Neipperg, der Ordnung schaffen wollte, in Gefahr, von preußischen Husaren gefangen zu werden.

Eine nachdrücklichere Verfolgung hätte dem geschlagenen Heere schwere Verluste beizubringen vermocht; aber die während des ganzen

Tages sehnsüchtig erwarteten vierzehn Schwadronen aus Ohlau trafen, von den österreichischen Husaren aufgehalten, allzu spät, erst nach dem Abzuge des Feindes aus Hünern, auf dem Schlachtfelde ein, so daß sie den Feind nicht mehr einholen konnten. Der anderen Kavallerie dagegen, die der Gegner im Kampfe so unsanft angefaßt hatte, war der Mut in dem Grade entsunken, daß sie noch lange Zeit nachher „bei der geringfügigsten Entsendung zur Schlachtbank geschickt zu werden meinte".

Der Gesamtverlust der Sieger an Toten, Verwundeten und Vermißten kam dem der Geschlagenen mindestens gleich: jeder Teil hatte über 4500 Mann verloren. Unter den Verwundeten befand sich Schwerin; der siegreiche Feldherr übergab noch am Abend des Schlachttags das Kommando dem Erbprinzen von Dessau.

Der König war, von Schwerins Sendboten nicht erreicht, über Löwen bis Oppeln geritten, mehr als fünf Meilen. Dort aber empfingen ihn aus dem Tore in der Dunkelheit Schüsse; denn soeben war von Troppau her der Vortrab des Baranyaischen Husarenkorps unter Führung des Leutnants Paul Werner eingerückt. Die Husaren brachen heraus, ein großer Teil des bewaffneten und unbewaffneten Gefolges wurde gefangen, den König selbst rettete die Schnelligkeit seines Pferdes. Er irrte nach Löwen zurück und fand dort um zwei Uhr in der Nacht den Leutnant von Bülow mit einer Botschaft des Erbprinzen. Er vernahm, daß er vor seinem Siege geflohen war. Nach kurzer Rast eilte er auf die von den preußischen Waffen behauptete Walstatt. „In zwei Tagen habe weder geschlafen noch gegessen" — damit schließt er am 11. April den Bericht über die Schlacht an den alten Fürsten Leopold.

Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle anderen Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken. „Seine Königliche Majestät," so heißt es in dem Feldbriefe eines preußischen Hauptmanns, „haben Sich bei Kommandierung des rechten Flügels dergestalt exponieret, daß jedermann in den größten Angsten Ihrethalben gestanden. Unsere vorher gemachte Disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten Offiziere, daß sie einmalen nichts Schöneres gesehen. Seine Königliche Majestät haben das meiste selbst disponiert, und die Exekution derselben von unseren Leuten war vortrefflich." Wer die Schuld an der gefährlichen Wendung während des ersten Schlachtabschnittes trug, darüber konnte kein Zweifel bestehen. „Unsere Infanterie seind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt" — diese Beurteilung der beiden Waffen aus dem Munde des Königs rief bei

niemand Widerspruch hervor. Das Schulenburgsche Regiment, so hören wir aus dem Lager, „wird sehr verachtet und gehaßt, weil es sich so schlecht gehalten; die Offiziers, so ihr Devoir dabei getan, grämen sich sehr darüber".

Auch die Geschlagenen sprachen geringschätzig von den preußischen Reitern, die zwar die schönsten Bewegungen der Welt zu machen verstünden, traversierten wie auf der Reitschule, einmal durchbrochen sich schnell wieder ralliierten, die aber schlecht zu Pferde säßen und nicht gelernt hätten, sich des Säbels gut zu bedienen, und die, was ihr Hauptfehler sei, auf der Stelle und nicht im Anlauf kämpfen wollten. Doch auch über das Fußvolk, das sie besiegt hatte, fällten die Österreicher kein unbedingt anerkennendes Urteil. Sie fanden, daß es mehr Schulung als Tapferkeit und Entschlossenheit bewährt habe: gewiß sei, daß ihre eigene Infanterie hätte vernichtet werden müssen, wenn die preußische sich entschließen konnte, heute rascher vorzurücken, als es ihr auf dem Exerzierplatze angewöhnt sei, und Mann gegen Mann die Gegenlinie anzugreifen. Eine Auffassung, der sich Graf Khevenhüller in Wien, der Hofkriegsratpräsident, auf Grund der eingelaufenen Berichte durchaus anschloß. „Ich sehe aus dieser Aktion," so schloß er in einem eigenhändigen Briefe an Neipperg seine ziemlich scharfe Kritik der Schlacht, „daß die Preußen nichts verstehen, als gute Kontenanz zu halten, sehr gut zu schießen und sich zu verteidigen, daß sie aber nicht manövrieren können." „Und das war," setzte er für Neipperg hinzu, „Ihr Glück, denn sonst würden Sie vollständig vernichtet sein."

Vielleicht daß Khevenhüller, er, dem Neipperg für den Oberbefehl über das schlesische Heer vorgezogen war, in der Schärfe seiner Kritik den Nebenbuhler die Zurücksetzung etwas entgelten lassen wollte; genug, er enthielt dem geschlagenen Feldherrn seine Meinung in keinem Punkte vor. Neippergs Versuch, alle Schuld auf den übereilten Angriff Römers zu schieben, erledigte er durch die dem gefallenen Helden und seinen Braven gezollte warme Anerkennung, daß diese Reiterei unter Römers Führung in wahrem Sinne ihre Pflicht getan und ihr Manöver gut gemacht habe, daß aber ohne Unterstützung durch Infanterie allerdings ein solches Manöver gefährlich werde; daß es gegen die Natur sei, von einer Kavallerie eine gleiche Attacke zum zweiten Male zu verlangen, da einfach schon die Pferde dazu nicht imstande seien. Die ganze Schlacht, die Annahme des Kampfes, bezeichnete der Hofkriegsratpräsident als überhaupt nicht zweckentsprechend, und zwar weder in politischer Hinsicht, da es bei der Hoffnung auf Diversionen verbündeter Mächte gegolten hätte Zeit zu gewinnen, noch in militärischer, da der eigentliche Zweck einer Schlacht, die Erzielung eines durchschlagenden Erfolges, in diesem Falle bei den unzulänglichen

Streitkräften, mit wenigen, schlecht einexerzierten Leuten, mit einem Häuflein Bauern ohne theoretische und praktische Ausbildung, nie zu erreichen gewesen sei. Er erinnerte endlich wenig schmeichelhaft an das Wort des alten Marschalls Starhemberg: Man muß den Krieg mit dem Kopfe führen, und nicht allein mit den Armen.

Weniger hart, gerechter, urteilten die Königin und ihr Gemahl, der Großherzog Franz, dessen Regiment sich in der Schlacht so besonders schlecht gehalten hatte. Ehrlich und hochherzig bürdeten beide dem Marschall eine Verantwortung für den Ausgang einer Schlacht nicht auf, zu der sie selbst am ungeduldigsten gedrängt hatten. „Sie sind," schrieb ihm Franz tröstend, „nicht der erste Offizier, dem solch ein Zufall begegnet, und werden, wie ich hoffe, nicht der letzte sein, der trachten wird, Vergeltung zu nehmen. Wir wollen denken, daß wir erst anfangen, und daß noch nichts vorgefallen sei."

Neipperg hatte, ob immer geschlagen, durch seinen kühnen Zug über das Gebirge in den Rücken der gegnerischen Aufstellung der Sache Maria Theresias einen guten Dienst geleistet; denn er hatte den Gegner genötigt, Oberschlesien bis zur Neiße aufzugeben, und dieser Gewinn wurde durch die verlorene Schlacht nicht aufgehoben. Er vermochte jetzt zwar nicht Brieg zu entsetzen, wohl aber die Belagerung von Neiße zu verhindern, so daß Khevenhüller nicht recht behielt mit seiner übellaunigen Weissagung: „Allem Anschein nach wird der König von Preußen Sie zu Neiße nicht bleiben lassen." Khevenhüllers Ratschlag, Schlesien zu räumen und das Heer in Böhmen aufzustellen, ward verworfen. Nur darin war jedermann mit ihm einverstanden, daß man sich auf den kleinen Krieg beschränken müsse und nicht beanspruchen dürfe, Schlachten zu gewinnen. Denn tatsächlich hatte Neipperg nach dem Tage von Mollwitz nicht mehr als 11 000 Mann regulärer Truppen zur Verfügung; eine Verstärkung durch 10—12 000 Mann guter Infanterie bezeichnete er als unerläßlich, bevor er wieder an den Feind gehen könne. Ausdrücklich setzte er hinzu, daß es fremde Völker, Hilfstruppen von einer verbündeten Macht sein müßten, da auf die gesamte in Ungarn befindliche Infanterie, diese jungen Rekruten und unerfahrenen Offiziere, nicht viel zu geben sei.

Und somit ward alles Heil wieder von Verhandlungen, wieder von Allianzen erwartet. „Wir allein werden diese Sache nicht zu Ende bringen," seufzte Khevenhüller. Neipperg aber gewahrte zu seinem Schrecken, daß Breslau „zu einem zweiten Kongreß von Soissons" zu werden scheine; denn aus aller Herren Ländern strömten die Diplomaten im preußischen Hauptquartier zusammen, den Sieger von Mollwitz umwerbend.

„Jeder sucht seinen Topf mit an das Feuer zu stellen," meinte

Podewils, der unmittelbar nach der Schlacht mit mehreren Beamten seines Ministeriums nach Breslau übersiedelte. Zu Podewils' größter Freude bestärkte der Ausgang der Schlacht den König in dem Entschluß, den er schon in den letzten Tagen des März, auf die Nachricht von dem Einlenken des britischen Hofes, gefaßt hatte. Friedrich eröffnete zwei Tage nach der Schlacht dem Minister seine Absicht, die Fortsetzung der Verhandlung mit Frankreich von dem Ergebnis der von England jetzt angebotenen Vermittlung abhängen zu lassen.

Nun aber ließ für die Franzosen die gewonnene Schlacht, diese Kraftprobe der preußischen Macht, den Wert einer vorlängst sehnlich begehrten Bundesgenossenschaft noch steigen. Der Eifer der Kriegspartei am Hofe zu Versailles erhielt neuen Antrieb. Ein großer Anlauf ward gerade jetzt genommen, dem Könige von Preußen die endgültige Zusage abzugewinnen.

Noch kannte Friedrich nicht ganz den inneren Zwiespalt des französischen Hofes, die Gegensätze, die dort seit Monaten miteinander rangen.

Der Kardinal Fleury zählte siebenundachtzig Jahre. Seit vierzehn Jahren leitete er für den König, dessen Erzieher er einst als Bischof von Frejus gewesen war, die Geschicke Frankreichs in der Stellung eines principal ministre d'Etat, die vor ihm nur Richelieu und Mazarin eingenommen hatten. Der dritte Kardinal-Minister durfte sich rühmen, das Werk seiner beiden großen Vorgänger glorreich gekrönt zu haben; denn dieses Lothringen, auf das jene beiden zuerst die Hand gelegt haben, das dann dem vierzehnten Ludwig wieder entwunden ward, es ist durch Fleury für Frankreich als anerkannter Besitz gewonnen worden. Aber noch in einem anderen Bereiche hat die Weisheit Fleurys die Verluste der vorhergegangenen stürmischen Regierung auszugleichen verstanden. Der Kardinal ist der letzte Staatsmann gewesen, der in die Finanzen des alten Frankreichs noch einmal Ordnung zu bringen verstanden hat. Mit Fug durfte er glauben, durch zwei Verdienste so gewichtiger Art seinen Namen in den Jahrbüchern seines Vaterlandes verewigt zu haben; wozu sollte der Veteran hart an der Schwelle seines zehnten Jahrzehnts dem unsicheren Gewinn neuer Lorbeeren nachjagen? Sein einziger Ehrgeiz war noch, in dem Glanz seiner Erfolge und seiner Stellung beides, den Ruhm und die Allmacht, für den Spätabend seines Lebens zu behaupten. Die, durch welche er seinen Einfluß gefährdet glaubte, verfolgte der sonst so Sanfte mit einer Unnachsichtigkeit, die einen grausamen Zug hatte. So war vor drei Jahren Chauvelin, der Minister des Auswärtigen, lange Zeit Fleurys rechte Hand, vom Hofe verwiesen worden; so ward jetzt Pecquet, der erste

der Räte im auswärtigen Amte, in das Gefängnis gesetzt, da der Kardinal seine Eitelkeit und Selbstüberschätzung lästig fand. Und wenn ein Verwandter Chauvelins dem Verbannten geschrieben hatte, daß der Alte bereits dahinsieche und seine Leichenfarbe mit Schminke zu verdecken sich bemühe, so ließ Fleury, wie behauptet wurde, bei erster Gelegenheit den Ungläubigen sich überzeugen, daß das Rot seiner Wangen noch echt sei und daß er seinen Neidern zum Trotz an das Sterben nicht denke.

„Der Kardinal liebet nichts als sich selbsten und seine Ruhe, welche er in der guten Union zwischen Kaiser und Frankreich um so mehr zu finden glaubt, als, solange diese andauert, so leichter Dinge keine Troubles in Europa zu besorgen sind, mithin er sich dabei lebenlang ein ruhiges Ministerium versprechen kann" — so urteilte 1738 nach seinen in Versailles gemachten Wahrnehmungen treffend der Vertreter des Hofes, dem aus der drei Jahre vorher erfolgten Annäherung zwischen Frankreich und Österreich der unmittelbarste Nachteil erwuchs, der bayrische Gesandte Graf Törring. Wohl gab ihm Fleury zu, daß das französische Interesse mit dem bayrischen sich decke, und König Ludwig selbst äußerte, der Bayer sei der einzige Fürst im Reiche, der sich immer charakterfest bewährt habe. Aber der Endbescheid war damals doch gewesen, daß unter gegenwärtigen Umständen für Bayern nichts geschehen könne, und daß der Kurfürst warten möge „bis auf den Tag, wann sich zwei Augen schließen". Wenn Fleury, um seinen guten Willen zu zeigen, in einem Briefe an Kaiser Karl VI. ein Wort über die Wittelsbachischen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft einfließen ließ, so schien das den mißtrauischen Bayern eher einer Warnung Österreichs vor drohender Gefahr, denn einer Verwendung gleichzukommen. Offenbar gefiel sich der alte Kardinal zwischen den beiden süddeutschen Nachbarn in der Rolle des Schiedsmannes, und ließ wohl den Grafen Törring und die Gesandten des Kaisers zu der nämlichen Stunde in sein Arbeitszimmer eintreten, um beiden Teilen sorgfältig das gleiche Maß von Artigkeit zuzuwiegen, beiden die verbindliche, wohlwollende Miene, sein „Dienstagsgesicht" zu zeigen, das allwöchentlich an dem offiziellen Empfangstage Gerechten und Ungerechten mit gleicher Milde entgegenlächelte.

Als nun die zwei Augen sich am 20. Oktober 1740 schlossen, hat Fleury sein Schaukelspiel fortgesetzt, solange es nur anging.

Der König von Preußen hat es einige Jahre später als den seit Richelieu beständig beobachteten Grundsatz der französischen Politik bezeichnet, immer Unterhandlungen im Gange zu halten, sei es für den Kriegsfall, sei es im Interesse des Friedens, um so stets etwas auf dem Tapet zu haben und sich die geeigneten Gelegenheiten nach Erfordernis der Umstände offen zu halten. Fleurys Politik in dem

Winter nach des Kaisers Tode schien diesen Erfahrungssatz zu bestätigen.

„Ich hatte diese neue Vermehrung der Arbeitslast nicht vonnöten und ich fürchte sehr, sie geht über meine Kräfte," so seufzte der Leiter der französischen Politik in einem Herzenserguß an den Kardinal Tencin, Frankreichs Vertreter in Rom, unmittelbar nachdem er die Todesnachricht aus Wien erhalten hatte. Wer vom Hofe kam, erzählte, daß die Minister nicht wüßten, wo ihnen der Kopf stünde, daß sie keinen Plan, ja auch nicht die Spur eines Planes hätten, daß sie über das große Ereignis nur zu jammern wüßten.

Dem Vertreter Bayerns, jetzt dem Fürsten von Grimberghen, ließ Fleury am 3. November eine Denkschrift einhändigen, die bündig und unzweideutig die Unterstützung Frankreichs verhieß: der König werde seinen Verpflichtungen getreu nachkommen und insonderheit für die Wahl seines Verbündeten zum Kaiser alle Hebel in Bewegung setzen. Dem Fürsten Liechtenstein dagegen, dem österreichischen Botschafter, hatte er zwei Tage zuvor geschrieben: „Der König wird getreu alle Verpflichtungen erfüllen, die er gegen Ihren Hof hat, und Sie werden immer mehr die Aufrichtigkeit Seiner Majestät erkennen." Gegen Unbeteiligte ließ sich der Kardinal vernehmen, Frankreich sei in dem Frieden von 1738 der Pragmatischen Sanktion beigetreten, aber mit der Klausel: unbeschadet der Rechte Dritter; er versicherte zugleich, Frankreich werde bei diesem Anlaß gänzlich uneigennützig handeln und zum Beweis dafür seine Streitmacht nicht um einen einzigen Soldaten vermehren.

Die bayrischen Erbansprüche glaubten auf einen doppelten Rechtsboden gegründet zu sein. Der Kurfürst berief sich einmal auf den Ehevertrag, durch welchen Ferdinand I. 1545 bei der Vermählung seiner Tochter, der Erzherzogin Anna, mit dem bayrischen Erbprinzen, Herzog Wilhelm, der Nachkommenschaft dieses Paares die Erbfolge in den österreichischen Landen vorbehalten hatte für den Fall, daß der Mannesstamm des Erzhauses ausstürbe „und es zu Töchtern käme". Er glaubte weiter auch das Kodizill König Ferdinands von 1547 für sich anführen zu können. Freilich stellte sich in dieser Beziehung zur schmerzlichen Enttäuschung des Kurfürsten jetzt heraus, daß die Abschrift des Testaments, die man in München hatte, an der entscheidenden Stelle falsch lautete. Aus dem zu Wien aufbewahrten Original erhellte, wie sich der bayrische Gesandte gleich nach Karls VI. Tode mit eigenen Augen überzeugte, daß König Ferdinand nicht, wie in der Münchener Abschrift stand, den männlichen, sondern insgesamt den ehelichen Leibeserben seiner Söhne die Nachfolge vermacht hatte. Und zu der ehelichen Deszendenz Karls von Steiermark, des jüngsten Sohnes Ferdinands, gehörte Maria Theresia.

Fleury sprach nach der Feststellung dieses Sachverhaltes zu den Vertretern der Königin von Ungarn in einem Sinne, als sei die Frage jetzt erledigt. Er behauptete, den Kurfürsten oft genug gewarnt zu haben, sich durch unbegründete Ansprüche bloßzustellen. Und als Fürst Liechtenstein äußerte, daß der Kurfürst jetzt wahrscheinlich selbst deren Nichtigkeit eingesehen haben werde, antwortete jener: „Das glaube ich auch, und es ist recht so."

Daß Fleury in der Tat damals beabsichtigte, die bayrischen Erbansprüche in ihrem ganzen Umfange preiszugeben, erhellt vor allem aus den Beteuerungen, die er durch den Kardinal Tencin an den neuerwählten Papst, an Benedikt XIV., gelangen ließ, indem er als Zeugnis der Geradheit und Friedensliebe des Königs von Frankreich seine dem Fürsten Liechtenstein gegebene Zusage anführte, die Pragmatische Sanktion vollinhaltlich aufrecht erhalten zu wollen.

Nur die Kaiserkrone hätte er gern dem Bayernfürsten zugewandt. Auf die Verhinderung der Wahl des Lothringers, nicht auf eine Schmälerung des österreichischen Hausbesitzes kam es ihm an; thronte zu Wien in der Hofburg nicht mehr der römische Kaiser, so hatte Frankreich der österreichischen Macht Abbruch genug getan. Doch selbst in der Wahlfrage stimmte Fleury seine Hoffnungen bald sehr herab, wenn er am 2. Dezember an Tencin schrieb, daß die Mehrheit im Kurkollegium dem Großherzog von Toskana gewogen scheine, und daß somit seine Wahl höchst wahrscheinlich, fast gewiß sei, das nachteiligste Ereignis, das sich für Frankreich denken lasse; die einzige Aussicht auf Rettung sei noch, wenn man den Kurfürsten von Bayern von der Unmöglichkeit seiner eigenen Wahl überzeugen und den Sachsen zur Annahme der Kandidatur bewegen könne. Frankreichs großer Mann war geneigt, die Partie aufzugeben und eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wie sie günstiger nie sich in Deutschland der französischen Einmischungspolitik geboten hatte. Während der beiden letzten Wahltage, 1711 und 1690, hatte das ganze Reich gegen die Franzosen in den Waffen gestanden, und für die alten Wahlumtriebe von 1658 und 1519 war nicht der geringste Raum gewesen. Zur gegenwärtigen Stunde aber mußten die Überlieferungen Mazarins und des Königs Franz jedem ehrgeizigen Sohne Frankreichs mahnend und anfeuernd vor die Augen treten.

Und wie hätte es an diesem Hofe von Versailles, unter dieser erregbaren und kriegerischen Nation, an Ehrgeizigen und Unternehmenden fehlen sollen! Alles was jung war und aufstrebte am Hofe und im Heere, forderte laut die Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, die Wiederaufnahme der historischen und, so wurde es ja seit alters verkündet, legitimen Politik Frankreichs, die Erlösung aus der Untätigkeit und Langeweile der schlaffen Friedenszeit. War doch der Krieg in Feindesland, der Eroberungskrieg, die „guerre

de magnificence" seit unvordenklichen Zeiten das eigentliche Lebenselement der waffenfrohen adeligen Jugend des Königreichs. Es wird erzählt, daß König Ludwig XV., da man in seiner Gegenwart von dem Tode des Kaisers sprach, nach längerem Schweigen endlich mit gelangweilter Miene das Wort dazwischen geworfen habe: „Wir haben nur eins zu tun, wir bleiben ruhig auf dem Berg Pagnote" — auf der weit vom Schuß gelegenen Warte der vorsichtigen Leute. Einer der Höflinge aber soll lebhaft erwidert haben: „Eure Majestät wird da oben frieren, denn Ihre Vorfahren haben dort keine Hütten gebaut."

Der Mann, auf den die Hoffnungen der kriegerischen Jugend sich richteten, der einen Anhang hatte, groß genug, wie gesagt wurde, um eine neue Religionsgemeinschaft zu bilden, er durfte nach seinen Jahren dem jungen Geschlecht nicht mehr zugezählt werden; aber trotz seiner sechsundfünfzig war Graf Karl Ludwig August von Belle-Isle an Feuer und an Schwungkraft ein Jüngling wie der Jüngste. Es war ihm saurer geworden, als irgendeinem unter allen den vornehmen Herren und Herrchen, die jetzt auf seinen Namen schworen, im Heere aufzusteigen und am Hofe eine Stellung zu gewinnen; gehörte er doch der Familie Fouquet an, auf die insgesamt Ludwig XIV. seinen Haß gegen den 1661 eingekerkerten Finanzminister, den Großvater Belle-Isles, ausdehnte. Selbst als persönliche Tapferkeit vor dem Feinde, eine lebensgefährliche Verwundung, dem Grafen Belle-Isle nach langer Zurücksetzung die Ernennung zum Brigadier eintrug, blieb ihm der Zutritt zum Hofe des alten Königs versagt. Erst mit dem Thronwechsel von 1715 erschloß sich ihm Versailles, aber nicht ohne daß sein Unstern und die Hofränke ihn in den nächsten Jahren einmal in die Bastille geführt hätten. Unter dem Ministerium Fleury ward dann sein Glück entschieden; in dem Rheinfeldzuge von 1734 kommandierte er an der Seite des Marschalls Berwick, und als dieser Letzte von dem Heldengeschlechte der großen Zeiten Ludwigs XIV. fiel, da war Belle-Isle der Mann der Zukunft, die militärische Hoffnung Frankreichs.

Wie anders geartet war er als die meisten seiner Landsleute! „Er ißt wenig, schläft wenig und denkt viel, alles Eigenschaften, die in Frankreich selten sind," so hieß es bei Hofe von Belle-Isle. Der ernste Mann mit seiner hageren Gestalt übte auf den ersten Blick nicht den blendenden, bestechenden Zauber aus, den andere französische Seigneurs in ihr Auftreten zu legen wußten: Fremde, die an den Hof kamen, meinten gar, er entbehre des „air de qualité". Aber welche Fülle von Geist, welche glänzende Phantasie und welch glühender Ehrgeiz beseelten den unscheinbaren Mann! Im Bunde mit eiserner Energie und unermüdlicher Arbeitsamkeit schien diesem Geist und diesem Ehrgeiz die Erreichung jedes Zieles beschieden.

Das war der Gegner, der sich der Friedenspolitik seines bisherigen Gönners, des alten Kardinals, entgegenwarf. Belle-Isles Ernennung zum Botschafter für den Wahltag in Frankfurt wurde von seinen Anhängern mit Jubel begrüßt. Aber was frommte der feurigste Mut, wenn von oben her stumpfer Widerstand ihm entgegengesetzt wurde. „Der Kardinal erstrebt nichts, will nichts, denkt an nichts in der Welt und hütet sich vor allem, was ihm eine Ausgabe verursachen kann," so klagte Ende November ein Freund Belle-Isles, der Marquis d'Argenson.

Noch war nichts beschlossen, geschweige denn geschehen, als die Kunde von der Schilderhebung des Königs von Preußen kam. Das Schicksal schien der Kriegspartei die Hand reichen zu wollen. Dem Kardinal wurde ihr Drängen unbequemer denn je.

Er empfand gegen den König von Preußen, den Fanfaron, wie er ihn nannte, eine lebhafte persönliche Abneigung und glaubte zu wissen, Friedrichs Lieblingsvorstellung sei, daß das übermächtige Frankreich niedergedrückt werden müsse: man darf vielleicht annehmen, daß das Manuskript der politischen Flugschrift, die der Kronprinz Friedrich 1738 gegen Frankreich hatte veröffentlichen wollen, durch Voltaire dem Kardinal zugänglich geworden ist. Im höchsten Grade beunruhigt durch die preußischen Rüstungen, hatte Fleury ein Einverständnis zwischen den Höfen von Berlin und Wien für sehr wahrscheinlich, nahezu für sicher gehalten. Von dieser Sorge wenigstens war er jetzt befreit.

Die Vorteile, die ein Zerwürfnis zwischen den beiden deutschen Mächten in sich schloß, sprangen in die Augen. Daß diese Feindseligkeit genährt werden müsse, konnte einem Franzosen kaum zweifelhaft sein, und deshalb wußte Vincent, der französische Geschäftsträger in Wien, während der Tage der Verhandlungen Gotters und Borckes auch ohne Weisungen aus Versailles gar wohl, was er zu tun hatte: er blies ins Feuer und schalt laut auf Preußen und erklärte, die Langmut nicht zu verstehen, mit der man die preußischen Unterhändler überhaupt noch anhöre und länger in Wien dulde. Anderseits aber galt es, diesen König von Preußen durch Zusage von Unterstützung in seinem Tun zu ermuntern, durch die Auferlegung von Verpflichtungen ihm die Umkehr unmöglich zu machen. Die große Denkschrift, in der Beauvau, aus Berlin zurückgekehrt, den Abschluß mit dem König von Preußen bei dem Kardinal befürwortete, gipfelt in den Sätzen: Dieser Fürst ist nicht ein Mensch wie ein beliebiger anderer, wir werden ihn, wenn wir heute ihn uns entgehen lassen, nie wiederfinden. Preußen, die neugeborene Macht, ist imstande, das ganze alte System von Europa zu verwandeln; wir müssen sie gewinnen, weil wir sie nicht verlieren dürfen. Diese Macht, welche man noch in dem letzten Kriege fast für nichts achtete,

würde unter ihrem neuen Herrscher, von den Gegnern Frankreichs gewonnen, die große europäische Koalition von ehedem in verhängnisvollster Weise verstärken: „Es ist unnütz sich zu schmeicheln: das Vertrauen Europas gilt nur dem Könige und Eurer Eminenz persönlich; Frankreich dagegen, Frankreich wird in alle Ewigkeit beargwohnt sein, das ist sein Schicksal: sein bloßer Name erregt die Gemüter, weckt Haßempfindungen und läßt die Liguen wieder auferstehen." Preußen vermag uns zu helfen mit seinen Truppen und mit seiner Kurstimme, die bei der Kaiserwahl den Ausschlag geben dürfte; ohne Preußen bleiben wir mit unseren schwachen Bundesgenossen sitzen: mit Spanien, das an Menschen und Geld sich erschöpft hat, mit Bayern, Pfalz und Köln, die sich gegenseitig nicht helfen können, mit dem König von Sardinien, der vielleicht nicht einmal für uns ist oder für uns zu sein wagen wird.

Und nun tat der König von Preußen selbst den ersten Schritt und erklärte dem Vertreter Frankreichs am Abend vor dem Aufbruch zum Heere, die Stunde sei gekommen, da Frankreich sagen müsse, ob es ihn haben wolle oder nicht. „Ja, ja, und zwar unverzüglich," schrieb der Kardinal zu des Gesandten Bericht überzeugt an den Rand.

Aber wie dachte sich der Kardinal dieses unverzüglich abzuschließende Bündnis und wie die künftige Politik Frankreichs? Belle-Isle legte sofort einen diplomatischen Feldzugsplan in dem großen Stile der Entwürfe Ludwigs XIV. vor. Dem von Preußen begonnenen Kriege gegen Österreich den größten Nachdruck zu geben, müssen, zumal mit Rücksicht auf die Haltung Rußlands, Frankreichs Schützlinge in Osteuropa samt und sonders zu Diversionen veranlaßt werden: die Türken, der Tatarenchan, die Polen, die Schweden, die ungarischen Protestanten. Wie hätte Fleury so großer Dinge sich vermessen sollen! Von Rüstungen, von Krieg vollends, wollte er noch immer nichts hören. Ließ er doch, um der Entscheidung aus dem Wege zu gehen, einen flehentlichen Brief des Kurfürsten von Bayern, der eben jetzt eintraf, über sechs Wochen unbeantwortet. Nach wie vor schien die Kaiserwahl der einzige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu sein. Wegen der brandenburgischen Kurstimme vornehmlich wünschte er das preußische Bündnis: was den König von Preußen anbetreffe, äußerte er gegen zwei sächsische Gesandte, so müsse man seiner Meinung nach über die tollen Unternehmungen dieses Fürsten noch hinwegsehen: „aber wenn man erst einmal den Kaiser gemacht hat, so wird man Maßregeln ergreifen, um ihn in sein Schneckenhaus zurückkehren zu lassen und ihn niederzuhalten." Inzwischen ließ er demselben König von Preußen durch Valory versichern, daß Frankreich unendlichen Wert auf das preußische Bündnis lege, es jedem anderen Verhältnis vorziehe und weit davon

entfernt sei, über eine Vergrößerung der preußischen Macht nach der schlesischen Seite irgendwelche Eifersucht oder Unruhe zu empfinden.

In dem Vertragsentwurf, der gleichzeitig mit dieser Erklärung nach Berlin gesandt wurde, war nur die Rede von gemeinsamem Vorgehen für die Kaiserwahl, sowie von der Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Schlesien, die Frankreich, und der des bayrischen Erbrechtes, die Preußen aussprechen sollte, nicht aber von einer Beteiligung Frankreichs an dem Kampfe. Und dieser Vertragsentwurf war es eben, der die Kritik des Königs von Preußen herausgefordert, seine Klagen über Frankreichs Passivität begründet und ihm zugleich die Handhabe gegeben hatte, die Verhandlung hinauszuziehen.

Vollständig richtig beurteilten die Vertreter Englands und Österreichs in Paris die Sachlage, wenn sie übereinkamen, der Kardinal werde keinen Krieg beginnen, solange er es irgend vermeiden könne, denn er sei von Natur feige (a coward); falls er aber unter der Hand den Großherzog von Toskana täuschen und dabei etwas für sich gewinnen könne, so werde er es gewiß tun.

In den ersten Tagen nach Neujahr, als die Wogen der kriegerischen Begeisterung in Versailles hoch gingen, klagte Fleury dem österreichischen Residenten Wasner: „Ach, wenn Sie wüßten, mein Herr, wie sehr ich niedergedrückt werde und wie meine Lage ist, Sie würden mich beklagen; ich befinde mich, wie die Schrift sagt, in medio pravae et perversae nationis.“ Von Zeit zu Zeit aber wiederholte er doch seine Zusagen unverbrüchlicher Bundestreue mit solchem Nachdruck, daß Wasners Mißtrauen schier überwunden wurde und er in den Berichten an seinen Hof immer aufs neue die Hoffnung aussprach, Frankreich werde, wenn man gleich der Königin von Ungarn nicht Beistand zu leisten gesonnen sei, doch auch ihre Feinde nicht unterstützen. Es ermutigte den österreichischen Diplomaten, daß König Ludwig seinen Bruder von Preußen einen Narren und daß Fleury ihn einen malhonnête homme, einen fourbe genannt haben sollte. Vertrauensvolle, herzliche Briefe von Maria Theresias eigener Hand erinnerten den Kardinal an die Abtretung Lothringens und beschworen ihn bei der Ehre des Königs von Frankreich und dem Wohle der Kirche, die Pragmatische Sanktion zu schirmen und die Kaiserkrone dem alten apostolischen Fürstenhause zu erhalten. Der Kardinal antwortete ausweichend und gewunden, daß sein König bei der Wahl eines Kaisers keine Stimme habe, daß er seine Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion treu erfüllen werde, aber die Rechte eines Dritten nicht aufopfern könne, daß der Eintausch Toskanas gegen Lothringen zwischen dem verstorbenen Kaiser und dem Großherzog Franz direkt verhandelt worden sei. Galant

fügte der alte Herr hinzu: „Es läßt sich leicht denken, daß es dem Prinzen, Ihrem lieben Gemahl, schwer angekommen ist, das Erbe seiner Väter abzutreten. Aber wie dem auch sei, er ist reich dafür belohnt durch das Glück, Eure Majestät zu besitzen."

Dreimal hintereinander, im Februar, im März und noch am 10. April, schrieb der „Silberlockenträger" der noch immer arglosen Frau solche und ähnliche Dinge, und das zu einer Zeit, wo bereits der Marschall Belle-Isle die einzelnen Kurhöfe bereiste, um ganz offen dem „lieben Gemahl" die Stimmen abwendig zu machen. Gar salbungsvoll und erbaulich klang es da, wenn Fleury seinem Freunde Tencin, der Kardinal dem Kardinal, die Verderbtheit der Welt schilderte: „Alle Angelegenheiten Europas sind in einer solchen Krisis und man findet so wenig Geradheit, so wenig Treu und Glauben bei allen denen, welchen diese Angelegenheiten obliegen, daß die Wahrnehmung dieses Fehls mich noch unendlich mehr drückt als meine Arbeitslast. Aber man muß sich der Vorsehung anempfehlen und mit gänzlicher Resignation bis ans Ende gehen."

Umgeben von einer Wolke von Kavalieren, Sekretären, Pagen, Läufern und Lakaien, war Belle-Isle Mitte März in die alte Wahlstadt am Main eingezogen, wo damals die Fremden zusammenströmten, „wie bei dem Turmbau zu Babel". Da es auf dem Wahltage wegen der vorweg zu erledigenden Formfragen etwas Wichtiges noch nicht zu tun gab, so blieb dem Marschall zu seiner Rundreise an die Kurhöfe bequeme Zeit. In Ehrenbreitstein bei dem Erzbischof von Trier, der unter allen „den steifesten Nacken" hatte, schreckte er mit der Drohung, daß die Rheinlande vermutlich das Kriegstheater abgeben würden, und lockte mit der Verheißung einer Million für den Kurfürsten persönlich und der Reichsfürstenwürde für das ganze Geschlecht der Schönborns. An dem leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Hofe zu Bonn, wo im allgemeinen von Staatssachen so wenig geredet wurde, „als wenn Bonn in einem anderen Teile der Welt gelegen wäre", ließ sich Kurfürst Klemens August durch eine eindringliche Strafrede Belle-Isles und einen huldvollen Brief des französischen Königs von einer vorübergehend gezeigten Hinneigung zu dem Wiener Hofe schnell bekehren und bezeichnete es als selbstverständlich, daß sein Bruder, der Kurfürst von Bayern, die kölnische Stimme bekomme. Am vorsichtigsten trat der Verführer bei dem Kurfürsten-Erzkanzler auf; doch ließ sich endlich auch hier durch den Grafen Eltz, des Kurfürsten Neffen, ein Preisangebot für den Kauf der mainzischen Stimme machen.

Dann ging Belle-Isle nach Dresden. Seine Ankunft, im Verein mit der Kunde von der Mollwitzer Schlacht, genügte, alle bisherigen Vorsätze in Vergessenheit zu bringen. Man verweigerte dem Vertrag mit Österreich jetzt die Ratifikation. Pater Guarini aber ver-

sprach, aus Rom von seinen geistlichen Oberen Bescheid auf die Gewissensfrage einzuholen, ob König August durch seine Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion unbedingt gebunden sei.

Noch vor Belle-Isles Ankunft in Dresden hatte Valory bei Podewils angefragt, ob der Marschall im preußischen Hauptquartier willkommen sein werde, und zugleich „sehr dringend", mit Berufung auf das zu Schweidnitz erteilte Versprechen, den Abschluß der Verhandlungen in Erinnerung gebracht. Er deutete an, daß es dem Gaste widerstreben würde zu kommen, falls nicht noch vor seiner Ankunft oder doch während seines Besuches das Bündnis zustande käme.

Am 22. April war der Marschall in Breslau und sprach sofort seine Überraschung aus, den Vertrag noch nicht unterzeichnet zu sehen. Podewils hatte den Auftrag, die Unsicherheit der Straßen zum Vorwand zu nehmen, um den Ungeduldigen einige Tage aufzuhalten. „Nach unseren Nachrichten über das Auftreten des Marschalls Belle-Isle in Köln, Mainz und Trier," schrieb ihm der König, „halte ich Belle-Isle für herrisch und der Belehrung unzugänglich; er wird mit aller Gewalt abschließen wollen, und ich, ich möchte die Ankunft des englischen Scharlatans — des aus London angemeldeten Gesandten — abwarten, ehe ich mich entscheide."

Als Belle-Isle nach seiner unfreiwilligen Quarantäne endlich am 26. April vor dem Zelt des Königs im Lager von Mollwitz vorfuhr, sprach er gleich beim Aussteigen von seinem Bedauern, vor der Unterzeichnung eines Vertrages angelangt zu sein, den ausführen zu helfen der Zweck seines Besuches gewesen sei. Aber Friedrich ging auf den ihm unerwünschten Gegenstand vorerst noch nicht ein, sondern beschränkte sich darauf, seinen Gast bei den Truppen herumzuführen, wo es für ein Kennerauge des Überraschenden und Bewundernswerten genug zu sehen gab. Nur allmählich kam während der sechs Tage seines Besuchs im Lager der Marschall auch als Diplomat zu Worte.

Friedrich gab ihm einen Rückblick auf den ganzen Verlauf seiner schlesischen Unternehmung, wobei er in geschickter Weise gegen die Halbherzigkeit des Kardinals Fleury Anklagen erhob, denen Belle-Isle nach seinen harten Kämpfen mit dem alten Zauderer im innersten Herzen nur zustimmen konnte. Was habe den Franzosen erwünschter kommen können, als die Initiative eines Fürsten, der kühn genug gewesen sei, „der Katz die Schellen anzuhängen"? Aber friedfertig wie der Kardinal gesonnen sei, würde er sich, wenn man ihn schon im Stadium der Vorbereitung zur Teilnahme an dem Unternehmen aufgefordert hätte, auf nichts eingelassen haben; die fertige Tatsache habe sich seiner Unterstützung sicher geglaubt, da sie die französische Politik der Erfüllung ihrer Wünsche nähere. Seit dem Januar

verhandle man nun, und wer hätte es anders geglaubt, als daß Frankreich dem Bayernfürsten zum Frühling ein Herr von 30 000 Mann ausrüsten und ihn zur Offensive veranlassen würde? daß Frankreich in Italien durch die Könige von Spanien und Sardinien desgleichen tun und auch die Schweden in Bewegung bringen, daß Frankreich endlich sein eigenes Heer ergänzen und die erforderlichen Vorbereitungen an seinen Grenzen treffen würde? Das alles sei nicht geschehen. Die schon beschlossene Heeresvermehrung sei unterblieben, denn der Kardinal berufe sich auf die traurige innere Lage und sage, daß es zum Kriege, wenn anders er sich nicht umgehen lasse, noch im nächsten Jahre Zeit sei.

Zu dem Hauptargument der Franzosen, der ihnen zu Schweidnitz gemachten Zusage übergehend, erklärte der König, daß durch die Wendung in Rußland, die Entlassung Münnichs und den Sieg der Kreaturen Österreichs, die Lage seitdem völlig verändert sei. Er zog einen chiffrierten Bericht seines Gesandten Mardefeld aus einer Schublade hervor und ersuchte den Marschall, sich nach der Interlinearentzifferung mit eigenen Augen von den augenblicklichen Zuständen dortzulande zu überzeugen. Als Belle-Isle gelesen hatte, fügte er als weiteren gewichtigen Gegengrund die Mitteilung über jene Vertragsentwürfe und Teilungspläne der Gegner hinzu: den 30 000 Russen in Livland und Kurland und an den polnischen Grenzen, den 12 000 Hannoveranern auf dem Eichsfeld samt 12 000 Mann dänischer und hessischer Hilfsvölker, den 20 000 Sachsen endlich, habe er nicht mehr als die 35 000 Mann des Fürsten von Dessau entgegenzustellen, und schon werbe der König von England bei verschiedenen Reichsfürsten neue 12—15 000 Mann. Für die alle werde Preußens Anschluß an Frankreich die Losung zum Losschlagen sein, und Preußen werde vernichtet werden, ohne daß der König von Frankreich oder der Kurfürst von Bayern den geringsten Nutzen von diesem Opfer hätte. Wäre statt dessen der Bayer bereits jetzt bei Kräften, wäre die französische Truppenvermehrung erfolgt und stünden zwei französische Heerhaufen am Niederrhein und am Oberrhein marschbereit, so würden die Reichsfürsten sich auf Frankreichs Seite stellen und selbst der Kurfürst von Sachsen würde bei seiner Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit sich zweimal besinnen, ob er sich gegen Preußen erklären solle.

Als der König seine lange, im schnellsten Flusse, ohne jede Unterbrechung vorgetragene Rede geendet hatte, machte Belle-Isle den Einwand, den er im Grunde doch selbst nicht gelten ließ: Alles, was jetzt vermißt werde, würde bereits geschehen sein, wenn der König sich gleich im Januar zur Unterzeichnung des Bündnisses hätte verstehen wollen. Sofort fiel ihm Friedrich in das Wort: Das eben sei es, worüber er sich beklage, daß die Franzosen ihre Rüstung

immer von einem Bündnisse mit ihm abhängig gemacht hätten, während sie doch, auch wenn von ihm nie die Rede gewesen wäre, rüsten mußten, des Kurfürsten von Bayern wegen und in ihrem eigenen Interesse.

Belle-Isle verschanzte sich darauf hinter dem zu Schweidnitz erteilten Versprechen; ein Königswort müsse einem Vertrage gleich gelten. Sei das versprochene Bündnis einmal unterzeichnet, so würden binnen drei Monaten die französischen Truppen diesseit des Rheins stehen. Er wies auf das Widerspruchsvolle der Sprache hin, welche die preußischen Gesandten an den verschiedenen Höfen seit fast einem halben Jahre führten. Er warf die drohende Frage auf, ob denn der König nicht glaube, daß dem König von Frankreich seit dem Tode des Kaisers mehr als einmal von den verschiedensten Seiten, ja von dem Wiener Hofe selbst, vorteilhafte Anerbietungen gemacht worden seien. Er sprach es als seine feste Überzeugung aus, daß die Königin von Ungarn lieber an Bayern eine Provinz als an Preußen ein einziges Dorf abtreten würde: wenn dann Frankreich um solchen Preis auf Österreichs Seite träte, wo würden die Bundesgenossen Preußens zu suchen sein? Selbst im vergleichsweise günstigsten Fall, bei einer Verständigung mit Österreich auf Grund der Abtretung schlesischen Landes, werde der König keinen dauernden Vorteil haben; denn der Großherzog Franz, ihm fast gleichaltrig, werde Zeit seines Lebens nur auf Rache, auf Wiedereroberung Schlesiens, auf Plünderung der preußischen Erblande sinnen.

Indem Belle-Isle einfließen ließ, daß er den nach Versailles bestimmten Bericht Valorys über die neuerdings von Podewils erhobenen Schwierigkeiten und Zusatzforderungen noch angehalten habe, fragte er, ob denn nun der König, gesetzt man gewährte diese Forderungen, den Vertrag schließen, oder ob er, wie jetzt in diesem Gespräch, auf einer wirklichen und sofortigen Diversion bestehen würde — eine hypothetische Frage, die dem Könige das unumwundene Geständnis entriß, daß er in der Tat selbst dann nicht in der Lage sein würde, zu unterzeichnen. Belle-Isle schrie Zeter und pries sich jetzt doppelt glücklich, Valorys Depesche am Abgange verhindert zu haben, da dadurch ein Widerspruch und ein Unrecht weniger vorliege. Friedrich antwortete, in der Not gebe es kein Unrecht, und nahm nun keinen Anstand mehr, geradeheraus zu erklären, daß er, wenn alle sonstigen Hilfsquellen ihm versagen sollten, sich mit dem Wiener Hofe vergleichen müsse.

Was er von Frankreich als Vorbedingungen für den Abschluß forderte, faßte er zum Schluß noch einmal in folgendem zusammen: Frankreich muß gewaffnet sein und imstande sein, den Kurfürsten von Bayern schleunig und kräftiglich zu unterstützen und seine Waffen in das Reich und an den Niederrhein zu tragen; dadurch wird man

auch den Kurfürsten von Sachsen zu sich herüberziehen, und man mag ihm als Gewinnanteil Oberschlesien und das angrenzende Stück von Böhmen, ja auch das Fürstentum Sagan von Niederschlesien anbieten.

Die Hauptschwierigkeit aber bereitete der Wunsch des Königs, daß Frankreich sich verpflichten solle, Dänemark zu gewinnen und Schweden zu einem Angriff auf Rußland zu bestimmen. Belle-Isle erklärte Podewils schon vor seinem Besuch im Lager und wieder bei der Rückkehr nach Breslau, man könne über Schweden nicht wie über eine abhängige Macht verfügen und somit auf diesen Artikel nicht eingehen.

Wie nun diese Bedingung wegen Schwedens schon in Schweidnitz von dem Könige gestellt worden war, so war die immer wiederholte Beschuldigung, daß Friedrich sich des dort gegebenen Wortes nicht erinnern zu wollen scheine, doch durchaus nicht so gerechtfertigt wie Belle-Isle meinte.

Belle-Isle schied aus Schlesien, verstimmt über einen diplomatischen Mißerfolg, der nicht nur eine persönliche Niederlage bedeutete, sondern das ganze System umstürzen konnte, für welches er gegen die Bedenklichkeiten Fleurys seit einem halben Jahr mit all seinem Feuer eingetreten war. Wie drückte ihn der Gedanke, nach München, wohin er über Dresden gehen wollte, mit leeren Händen zu kommen und dem sehnsüchtig harrenden Kurfürsten von Bayern wohl gar eingestehen zu müssen, daß man ohne Preußens Mitwirkung für ihn nichts tun könne.

An demselben 2. Mai, da der Marschall von Frankreich Breslau verließ, traf der seit lange angekündigte schottische Peer, der neue Gesandte Georgs II., in der schlesischen Hauptstadt ein. Daß Lord Hyndford erst nach der Mollwitzer Schlacht sich auf die Reise begeben hatte, legte die Vermutung nahe, die Podewils gegen den Hannoveraner Schwicheldt offen aussprach: ohne jenes Ereignis möchte die Sendung ganz unterblieben sein. Noch unglücklicher aber fügte es sich für den Lord, daß seinem Erscheinen unmittelbar vorausging die Kunde von der kriegerischen Thronrede, mit der König Georg am 19. April die Anklagen der Opposition gegen die friedfertige Politik, die „charakterlose Feigheit" des Ministeriums Walpole zu entkräften gesucht hatte. Was hier verkündet ward, gab dem kaum beschwichtigten Argwohn des Königs von Preußen neue Nahrung: König Georg machte seinem Parlament die Mitteilung von dem Hilfsgesuch der Königin von Ungarn, von seinem Vorsatze, die Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion zu erfüllen, und von dem Ansuchen, das demgemäß an die Höfe von Kopenhagen und Kassel gerichtet sei, kraft der Verträge mit England 6000 Dänen,

6000 Hessen marschbereit zu halten; er gab weiter die Erklärung ab, daß Verhandlungen eingeleitet seien zum Zwecke der Bekämpfung und Niederhaltung aller gefährlichen Anschläge und Versuche, ungerechten Ansprüchen zum Schaden des Hauses Österreich Geltung zu verschaffen.

Lord Hyndford durfte demnach nicht überrascht sein, wenn die Begrüßung, die ihm am 7. Mai im Lager bei Mollwitz in des Königs Schlafzelt wurde, keine freundliche war. Nachdem Friedrich die üblichen Freundschaftsversicherungen, die der Gesandte im Namen seines Herrn abgab, eine Weile ruhig angehört, schnitt er sie plötzlich mit der Frage ab: „Mylord, wie ist es möglich, an etwas zu glauben, was in sich so widersprechend ist?“ Dann hielt er dem Lord die Thronrede seines Königs und die Haltung der englischen Gesandten in Petersburg und im Haag vor. Hyndfords Entschuldigung, von den Instruktionen dieser beiden nichts zu wissen, goß Öl ins Feuer, denn Friedrich erklärte sofort, einen neuen Widerspruch feststellen zu müssen: „Der König von England sagt in seinem Beglaubigungsschreiben, Sie seien von allem unterrichtet, und nun schützen Sie Unkenntnis der Verhandlungen von Trevor und Finch vor; aber ich, ich bin von allem genau unterrichtet und wünsche nur, daß Sie nicht dadurch überrascht werden, wenn Sie nächstens nach all diesen schönen Worten eine geharnischte Erklärung zur Überreichung an mich erhalten.“ Als der Gesandte betreten schwieg, wandte sich der König in aufwallender Hitze zu Podewils, der am Tische saß und ein Protokoll aufnehmen sollte: „Schreiben Sie auf, daß Mylord eingestand, er würde nicht überrascht sein, wenn er solche Instruktion erhielte.“ „Eure Majestät nehmen mich zu kurz,“ rief der also Gefährdete nun gleichfalls in erregtem Tone, und bat dringend, daß, was er nicht gesagt habe, auch nicht niedergeschrieben werde.

Glücklicherweise entlockte dann Hyndfords Vergleich zwischen Europa und einem Fieberkranken, dem im Stadium der Krisis nur Chinin noch frommen könne, dem König, der vor wenigen Monaten im Fieber selber zu diesem Mittel gegriffen hatte, ein Lächeln, und er hörte ruhiger zu. Er erklärte sich endlich damit einverstanden, daß der Lord einen Kurier nach Wien an Sir Thomas Robinson schicke, zu erkunden, ob sich die Königin von Ungarn jetzt bereit erkläre, gegen die vordem durch Graf Gotter gebotenen Vorteile Niederschlesien mit Breslau abzutreten. „Tun Sie es nur,“ sagte der König, „aber wenn der Kurier zurück sein wird, werden Sie sehen, daß nichts dabei herauskommt; wie kann man sich einbilden, daß die Königin von Ungarn Zugeständnisse machen wird, wenn sie so freundliche Zusicherungen des Beistands erhält, wie von Ihrem Könige?“

Noch ehe der Kurier gesattelt hatte, erfüllte sich bereits, was

Friedrich vorher gesagt. Lord Hyndford erhielt in der Tat die „geharnischte Erklärung", die dem König von Preußen zumutete, durch die Räumung Schlesiens den Weg für eine gütliche Verständigung zu ebnen; des Gesandten heikle Aufgabe war, im Verein mit dem Vertreter Hollands diese Erklärung mündlich vorzutragen. Daß die Generalstaaten auf jenes anfängliche Drängen Englands nach langem Sträuben am 24. April spät, zu spät, solch gemeinsamem Vorgehen zugestimmt hatten, machte es den englischen Ministern füglich unmöglich, jetzt die Beteiligung zu versagen; auch haben sich diese Politiker von dem geschlossenen Auftreten der beiden Seemächte allen Ernstes einigen Eindruck versprochen. Wie aber vertrug sich dieser neue Auftrag Hyndfords mit dem anderen, an dessen Ausführung er bereits die erste Hand angelegt hatte? Der Lord war tief verstimmt und verhehlte seinen Auftraggebern seine Meinung nicht. Ja, er entschloß sich, auf eigene Verantwortung die Übergabe der verletzenden Erklärung bis zur Ankunft der Antwort aus Wien hinauszuzögern.

Noch in eine andere arge Verlegenheit versetzte ihn seine Regierung, seinem Vermittlungsgeschäft zu einem neuen üblen Vorzeichen: Hyndford erhielt den Auftrag, den König von Preußen zur Herabsetzung seiner Forderungen zu bestimmen, jetzt, da er diese Forderungen zur Übermittlung an den Wiener Hof bereits entgegengenommen hatte. Weil Podewils ihm dringend abriet, eine neue Audienz nur zu dem Zwecke einer Abänderung des in der ersten soeben glücklich Vereinbarten zu erbitten, so trug Hyndford das Anliegen seines Hofes dem Könige schriftlich vor und erhielt, wie er es gefürchtet hatte, eine abweisende Antwort. Und nun erst, am 13. Mai, entsandte er seinen Eilboten nach Wien.

Für Friedrich stand es nach diesen Umschweifen vollends fest, daß die britische Vermittlung zu keinem Ergebnis führen werde. Schon hielt er sie einfach für ein Gaukelspiel, und eine weitere seltsame Erscheinung bestärkte ihn in diesem Argwohn. Gleichzeitig nämlich mit dem Schotten Hyndford unterhandelte der Hannoveraner Schwicheldt, noch immer bestrebt, als Maklerlohn für die Vermittlungstätigkeit des englischen Königs möglichst großen Landgewinn für den hannoverischen Kurfürsten herauszuschlagen. Ganz augenscheinlich betrachteten der britische und der deutsche Gesandte des König-Kurfürsten einander mit großem Mißtrauen. Während einer gemeinsamen Fahrt von Breslau zur Audienz nach Mollwitz hielten sie es für das sicherste, sich über das, was ein jeder im Auftrage eines und desselben Herrn vorzubringen hatte, auszuschweigen, und Schwicheldt ging so weit, den preußischen Minister um strenge, auch auf Hyndford auszudehnende Geheimhaltung seiner Verhandlungen zu bitten und rund heraus einzugestehen, die englische Nation dürfe

nicht erfahren, daß es ihrem Könige bei der Vermittlung auch um sein hannoverisches Sonderinteresse zu tun sei. Schien nicht das alles auf einen ziemlich plump angelegten Täuschungsversuch zu deuten? Friedrich sah sich die pessimistische Betrachtung nahegelegt, die er am 12. Mai in einem eigenhändigen Briefe an Podewils anstellt: „Die Rolle des ehrlichen Mannes zu bewahren unter Schelmen, ist eine höchst gefährliche Sache, und fein sein mit Betrügern, ist ein verzweifeltes Beginnen, dessen Ausgang stark zweifelhaft bleibt." Ein schlimmes Dilemma, aus dem sich Friedrich in seinem scherzenden Tone gegen Podewils mit der übermütigen Ankündigung zieht: „Wenn es als ehrlicher Mann zu gewinnen gibt, so werden wir es sein, und wenn düpiert werden muß, so seien wir denn Schelme (fourbes)."

Er hat dann nichtsdestoweniger den Verlauf des Vermittlungsversuches, den er für völlig aussichtslos hielt, geduldig abgewartet, ehe er zwischen „den dickköpfigsten und den ehrgeizigsten Leuten von Europa", den Engländern und den Franzosen, seine Wahl traf. Aber seine Erregung und sein Mißtrauen stiegen während peinvoller drei Wochen von Tag zu Tage. „Wohlan, mein Freund," fragte er am 18. seinen Minister, „wohlan, wie lange sollen wir noch warten, um uns von Wien und London düpieren zu lassen?"

Ganz und gar nicht wollte er sich überzeugen lassen, als Podewils es verantworten zu können glaubte, den Vertrag wegen der Ablohnung des Maklers mit hildesheimischem Krummstabsland und mecklenburgischen Pfandämtern vor dem Zustandekommen des zu vermittelnden Geschäftes zu schließen. Man werde, meinte Podewils, durch diesen Vertrag dem König Georg die Hände binden. „Sie wünschen einen Ausgleich," schrieb ihm der König am 21., „und Sie glauben, was Sie wünschen; das ist die Sache. Aber wenn Sie auf der anderen Seite das Verhalten des Cäpten" — so nennt er seinen Oheim von England mit dem von der englischen Oppositionspresse erfundenen Namen — „mit ruhigem Blute prüfen, so werden Sie finden, daß er uns zu mißbrauchen denkt, und er tut es als Westfale, das heißt mit der möglichsten Plumpheit: ich, der ich mich schämen würde, mich von einem Italiener übertölpeln zu lassen, ich würde mich selbst verleugnen, wenn ich die Spielpuppe eines Mannes aus Hannover würde. Jetzt machen Sie sich aus alledem die rechte Mischung, und Sie werden zu dem Schluß kommen, daß die von Ihnen dem König von England zuerteilten Gesinnungen metaphysisch und daß seine von mir hier besprochenen Handlungen wahr sind; Sie werden sehen, daß die Interessen Frankreichs und die unsern die gleichen, daß die der anglikanischen Partei den unsern ganz entgegengesetzt sind, und Sie können daraus folgern, was wir zu tun haben."

Podewils gab in einem vertraulichen Briefe an seinen in Berlin zurückgebliebenen Kollegen Borcke bereits zu, daß der Zwischenfall mit der englisch-holländischen Drohnote seitens des bereits in Tätigkeit getretenen Vermittlers eine „fourberie plus qu'italienne" sei. Er befürchtete jetzt, daß es nicht wohlgetan gewesen, wenn er den Gebieter durch seine lebhaften Einwendungen dazu bestimmt habe, den Marschall Belle-Isle unverrichteter Sache abziehen zu lassen. Aber er hielt es doch für seine Pflicht, am 22. Mai, noch einmal alle seine Bedenken ins Feld zu führen, die gegen einen Krieg an der Seite Frankreichs sprachen, gegen einen Krieg, der, glücklich geführt, Frankreich das Übergewicht verschaffe, und der bei unglücklichem Verlauf Preußen die äußersten Gefahren bringen müsse. Gefahren, in denen dann der Verbündete wenig Nächstenliebe zeigen werde.

Der König beantwortete die Denkschrift Punkt für Punkt und warnte den Minister immer von neuem vor Vertrauensseligkeit: „Man spielt Ihnen mit wie einem kleinen Jungen. Sie glauben, was Sie wünschen, aber prüfen nicht, was daran wahr ist, und wollen sich weismachen, daß eine Buhlerin Ihnen treu ist, aber ich bin Zeuge ihrer Untreue und sehe mit leibhaftigen Augen, wie sie Ihnen Hörner aufsetzt. Man will uns die Zeit vertreiben, wie man es bisher getan hat, um uns zu verhindern, mit Frankreich zu schließen, und um dann mit uns zu machen, was man will. Wenn wir Bundesgenossen haben, wird man uns respektieren, wenn wir keine haben, wird jeder uns eins versetzen."

Nur das eine erreichte der Minister, daß ihm der König, „um Herrn Podewils ein Vergnügen zu machen", versprach, die Rückkehr des englischen Kuriers aus Wien abzuwarten — trotz des Verdachtes, daß dieser Kurier drei Monate unterwegs bleiben werde, und trotz der Voraussicht, daß die Antwort nichts enthalten werde als dunkeln Wortschwall ohne Substanz. Gleich nach der Ankunft des Kuriers, so erklärte Friedrich mit Nachdruck, werde er keine Stunde mehr mit seiner Entscheidung warten.

Der Kurier kam am 28. Mai nach Breslau zurück, am 30. abends hatte der König die österreichische Antwort im Lager bei Grottkau.

Sie fiel doch nicht so unbestimmt aus, als er erwartet hatte. Nichts weniger als dunkel, enthielt sie die unumwundene Ablehnung der englischen Vermittlung, der preußischen Anträge.

Wieder war es Bartenstein gewesen, der im Rate Maria Theresias den Ausschlag gegeben hatte, während selbst Starhemberg, im Januar ein entschiedener Gegner der Nachgiebigkeit, jetzt mit den Grafen Sinzendorff und Harrach für den Frieden sprach. König Friedrich ging zu weit, wenn er argwöhnte, daß die englische Diplomatie seine Anträge nicht befürwortet hätte; denn Sir Thomas Robinson, dessen

persönliche Wünsche sich mit seinen Verhaltungsmaßregeln in Übereinstimmung befanden, hat es an Eifer nicht fehlen lassen. Aber man hatte in Wien nicht unrecht, sich nicht sowohl an das zu halten, was Sir Thomas offiziell empfahl, als an manch kräftiges Wörtlein, das König Georg dem österreichischen Gesandten vordem im Vertrauen gesagt hatte. Auch lag ja jene tapfere Resolution vor, welche die Seemächte an Preußen zu überreichen beschlossen hatten, und deren Inhalt der holländische Gesandte Burmania, trotz der dringenden Vorstellungen seines englischen Kollegen, mehr korrekt als politisch dem österreichischen Ministerium alsbald mitteilte. Zu oft war in den letzten Monaten von London und Hannover aus beteuert worden, daß man nicht die mindeste Durchlöcherung der Pragmatischen Sanktion zulassen werde: wie hätte ein Bartenstein sich für die Beantwortung des Vermittlungsversuches das entgehen lassen sollen! England, so hieß es in der am 24. Mai dem englischen Gesandten eingehändigten Erklärung, „werde die Königin sehr verpflichten, wenn es ihr einen Weg anzeigen wolle, auf dem man das beabsichtigte Ziel zu erreichen vermöge, ohne die Pragmatische Sanktion zu verletzen; sie selbst kenne keinen andern als den einer schnellen und ausgiebigen Hilfleistung, die sie niemals aufhören werde angelegentlichst in Anspruch zu nehmen, wie sie dazu durch die schon bestehenden Verträge vollkommen berechtigt sei."

„Mein lieber Podewils, wohlan, Sie sehen, wer von uns beiden sich getäuscht hat!" schrieb jetzt König Friedrich und bedachte die Engländer im allgemeinen und Lord Hyndford insbesondere mit einigen wenig schmeichelhaften Schmuckworten. Podewils hatte schon in den letzten Tagen alle Vorbereitungen treffen müssen. So konnte denn unverzüglich die letzte Hand an das französische Bündnis gelegt werden.

Marquis Valory war froh und stolz. Noch jüngst hatte er von Belle-Isle für den Fall, daß ihm alle Hoffnung auf die Erzielung des Bündnisses schwinde, den Auftrag erhalten, dann wenigstens einen andern Vertrag zu beantragen, durch den der König von Preußen sich zu verpflichten hätte, nach einem Ausgleich mit dem Wiener Hofe von Stund an neutral zu bleiben und sich den Ansprüchen anderer Fürsten auf die österreichische Erbschaft nicht tätlich zu widersetzen. Jetzt konnte der Gesandte auf diese Weisung triumphierend mit der Einsendung des fertigen Bündnisses antworten.

Am 4. Juni abends ist die Urkunde, die das Datum des 5. trägt, zu Breslau in Valorys Quartier von ihm und Podewils, der zu Mittag der Gast des Marquis gewesen war, unterzeichnet worden. An und für sich ein allgemein gefaßtes, auf die Dauer von fünfzehn Jahren lautendes Verteidigungsbündnis, das jeden Teil für den

Fall eines Angriffes gegen den anderen zur Stellung eines Hilfskorps von 6000 Mann verpflichtete, erhielt der Vertrag seine wahre Bedeutung und seine Beziehung auf die gegenwärtige Lage erst durch die geheimen Artikel.

Sie erkannten die Forderungen an, die Friedrich so nachdrücklich erhoben hatte und die wenigstens zum Teil bisher als unerfüllbar bezeichnet worden waren. Der König von Frankreich verpflichtete sich, den Kurfürsten von Bayern ohne Aufschub in die Möglichkeit zu kraftvollem Handeln zu versetzen, ihm alle dazu erforderlichen Mittel zu schaffen und unverzüglich so viel Hilfstruppen zu schicken, als zur Sicherung Bayerns gegen jedweden Angriff nötig sein würden; weiter ihn für alle Fälle durch eine kräftige Diversion in eine Lage zu setzen, in welcher der Kurfürst nichts von seinen Feinden zu fürchten haben werde und seine gerechten Ansprüche aufrechterhalten könne. Der König von Frankreich verpflichtete sich angesichts der bedrohlichen Haltung Rußlands, auf der Stelle und ohne Aufschub den Bruch Schwedens mit dieser Macht herbeizuführen. Er verhieß weiter dem König von Preußen die Garantie für den friedlichen Besitz von Niederschlesien und Breslau.

Die Gegenleistungen Preußens sollten sein: der Verzicht auf die jülich-bergischen Erbansprüche zugunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach, von dem Augenblicke an, da das Haus Österreich unter französischer und pfälzischer Bürgschaft Niederschlesien mit Breslau wirklich werde abgetreten haben; die brandenburgische Kurstimme für den Kurfürsten von Bayern oder eintretendenfalls für einen anderen, dem König von Frankreich genehmen Bewerber; die Zusage an Schweden, den Absichten dieser Macht auf die Wiedererwerbung der früher an Rußland verlorenen Provinzen nicht entgegen zu sein.

Mündlich kam man überein, daß nicht bloß der Inhalt des Vertrages, sondern auch die Tatsache des Abschlusses im Interesse der Sicherheit Preußens streng geheim bleibe, bis die französischen Truppen im Felde erscheinen würden. Auch schien es beiden Teilen zweckmäßig, daß bis dahin das preußische Heer in Schlesien nichts Entscheidendes unternehme.

Jeden Argwohn inzwischen abzulenken, befahl der König seinem Minister, die Verhandlung mit Lord Hyndford zum Scheine fortzusetzen, ein neues Ultimatum zu stellen. Auf welche Art Podewils ihn „amüsieren", mit ihm „biaisieren" wollte, das sollte ihm selbst überlassen sein. Nur in diesem Sinne versteht sich auch das Ultimatum, das Friedrich eben jetzt durch seinen Gesandten Mardefeld dem russischen Vizekanzler Ostermann stellen ließ, der in letzter Zeit größeres Entgegenkommen gezeigt und sehr angelegentlich nach dem genauesten Umfang der preußischen Forderungen geforscht hatte. Ja, um sein Spiel noch mehr zu verdecken, gewann es der König

über sich, von den Gesandten der Seemächte jetzt ihre Aufforderung zur Räumung von Schlesien entgegenzunehmen, diese verunglückte Kundgebung, aus der die Vorsicht der Holländer alles, was nach Drohung schmecken konnte, behutsam entfernt hatte. Podewils bezeichnete sie den beiden Gesandten gegenüber als eine Erklärung ebenso unwürdig dessen, dem sie gemacht werden sollte, wie derer, die sie machten. Hyndford und Ginkel durften am 7. Juni in das Lager kommen, wurden huldvoll empfangen und erhielten einen Bescheid, der den Kern ihrer Vorstellung, die anempfohlene Zurückziehung der Truppen, völlig unerwähnt ließ. Die Ursache der glimpflichen Behandlung, der sie unerwarteterweise sich heute erfreuten, war ihnen unbekannt: das preußisch-französische Bündnis blieb ihnen und aller Welt noch lange verhohlen.

Friedrich atmete auf, durch dieses Bündnis einem Zustand quälender Ungewißheit entronnen, der allzulange gewährt hatte. Es war die erste bedeutsame Allianz, die er schloß, ein volles Jahr nach seiner Thronbesteigung. Die grundsätzliche Abneigung gegen ein Bündnis mit Frankreich, die seinem Minister den entscheidenden Schritt so sauer werden ließ, hatte er nie geteilt, ob immer das Zusammengehen mit der anderen Partei ihm an sich erwünschter gewesen wäre. Im gegenwärtigen Augenblick jedenfalls gehörte er dem jetzt erwählten politischen System mit ganzem Herzen an, ohne Vorbehalt und ohne Argwohn, voll Erwartungen, voll guter Zuversicht zu einem Bundesgenossen, von dessen Machtmitteln er die höchste Vorstellung hatte. Ungeduldig wünschte er die letzten Förmlichkeiten erfüllt, den Austausch der Ratifikationen vorgenommen zu sehen. Er wäre bereit gewesen, die seine dem französischen Gesandten einhändigen zu lassen, noch ehe aus Versailles die Unterschrift König Ludwigs da war. Ein Mißverständnis, das ihn in Podewils noch immer einen geheimen Gegner des französischen Bündnisses sehen ließ, veranlaßte ihn, dem treuen Minister am 16. Juni einen maßlos heftigen Brief zu schicken, mit dem Befehl, Valory über die zu Breslau umlaufenden Friedensgerüchte zu beschwichtigen, mit der Frage, ob Podewils sich von den Engländern habe bestechen lassen, und mit der Drohung zum Schluß: „Ich habe Grund, sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, und wenn Sie nicht Ihre groben Fehler wieder gutmachen, so mögen Sie wissen, daß es genug Festungen in meinem Lande gibt, um Minister festzusetzen, die gegen den Willen ihres Herrn handeln.“ Podewils rechtfertigte sich in würdigem Tone, indem er um seine Entlassung bat. Der König, bei dem die erste Hitze schnell verflogen war, ließ durch den Kabinettsrat Eichel antworten, daß er von der Darlegung überzeugt und mit dem Minister zufrieden sei, ohne in seinen Briefen auf den peinlichen Zwischenfall zurückzukommen; und Eichel, neben dem Könige

und dem Minister der einzige in die Verhandlung mit Frankreich Eingeweihte, tröstete den Gekränkten, indem er ihm „aus treu devotestem Gemüt" versicherte, daß das Vorgefallene aus einer kleinen Übereilung geschehen und nunmehro nach reiferer Überlegung regrettieret worden und vergessen sei.

In der ersten freudigen Erregung über die Erlösung vom Harren und Zweifeln hatte Friedrich noch am 30. Mai, da er den Befehl zur Unterzeichnung an Podewils gab, zwei geradezu enthusiastische Briefe an die neuen Verbündeten, an Fleury und an Belle-Isle, geschrieben. Dem Kardinal wird bestritten, daß er ein besserer Franzose sei als der preußische König, und an Belle-Isle schreibt Friedrich, daß er den Vertrag zeichne auf des Marschalls Versprechungen und die im Namen des Königs von Frankreich abgegebenen Erklärungen, sowie im Vertrauen auf des Marschalls Trefflichkeit im Kriegshandwerke: „Ich rechne darauf, in zwei Monaten von heute ab Eure Fahnen diesseit des Rheins entfaltet zu sehen, und freue mich im voraus, Ihre Manöver und Operationen zu bewundern, die für jeden Kriegsmann Lehren abgeben, mir aber überdies Schirm und Stütze sein werden; Ihr Name veranlaßt mich nicht minder als die Macht des Königs, Ihres Gebieters, mich einem Fürsten zu verbünden, der durch Ihre Dienste nur vortrefflich bedient sein kann. ... Wie brenne ich vor Ungeduld, Sie als Sieger vor den Toren von Wien zu sehen und Sie an der Spitze Ihrer Truppen zu umarmen, gleichwie ich Sie an der Spitze der meinen umarmt habe."

Belle-Isle kannte den Feuergeist, mit dem er es zu tun hatte, nach seinem Besuch im Mollwitzer Lager allzu gut, als daß er die Ernsthaftigkeit der Mahnungen mißverstanden hätte, die in diese Weihrauchwolke eingehüllt waren. Ehe er noch geantwortet hatte, kam bereits ein zweiter Brief, acht Tage später geschrieben als der erste, und deutlicher und dringlicher: „Erinnern Sie sich, ich bitte Sie, daß es in gutem Glauben zu Ihnen und Ihrer Zuverlässigkeit geschieht, wenn ich mit dem König, Ihrem Herrn, in Allianz trete; vergessen Sie nicht, welche Versprechungen Sie mir gemacht haben; ich erwarte ihre Erfüllung mit aller erdenkbaren Glut und Ungeduld, sowohl in bezug auf Bayern wie auf die beiden französischen Heere, die, das eine in Böhmen und das andere zu meinen Gunsten, operieren sollen. Vergessen Sie auch Schweden nicht und das Wort, welches ich habe, daß Schweden mobil gemacht und zum mindesten in Kurland und Finnland zum Operieren gebracht werden soll."

Die Streitkräfte, die Frankreich aufstellen könne, waren dem König von Preußen unmittelbar nach der Abreise Belle-Isles aus seinem Lager, schon am 9. Mai, zur Bekräftigung der mündlichen

Verheißungen und Anpreisungen des Marschalls, in einer Denkschrift Valorys schwarz auf weiß vorgerechnet worden: 40 000 Franzosen würden nach Bayern gehen, 60 000 gegen Holland, 40 000 gegen Hannover auf alle Fälle zu Preußens Gunsten bereit stehen.

Waren Belle-Isle und Valory ermächtigt gewesen, so große Dinge zu verheißen? waren sie überhaupt berechtigt, mit so hohen Zahlen zu prahlen? Beide Fragen müssen verneint werden. Frankreich besaß im Anfang des Jahres 1741 nicht mehr als 100 000 Mann Infanterie und 20 000 Pferde, und bis in die Mitte des Jahres ist diese Truppenzahl nicht erhöht worden. Dem Kurfürsten von Bayern war, nachdem man ihn lange ohne jeden Bescheid gelassen hatte, endlich am 9. März in einem Briefe des Kardinals die Unterstützung seiner Thronkandidatur, sowie am 30. März in einer offiziellen Note die Entsendung eines Hilfskorps von 30 000 Mann und die Auszahlung von einer Million Livres versprochen worden. Aber statt der Gelder und der Truppen kam Anfang Mai die Nachricht nach München, daß die Stimmung in Versailles wieder gänzlich umgeschlagen sei, daß Fleury von einer Unterstützung der bayrischen Pläne nichts mehr wissen wolle.

Und selbst jetzt noch während des Besuches von Belle-Isle in Nymphenburg, im Augenblicke der Unterzeichnung des Breslauer Bündnisses, lagen die Dinge tatsächlich so, daß Belle-Isle selber, Frankreichs offizieller Unterhändler in Deutschland, wenn er ehrlich war, nicht zu sagen vermochte, wie viel oder wie wenig seine Regierung tun werde.

Am 6. Juni berichtete Belle-Isle aus Nymphenburg an den Staatssekretär Amelot, man dürfe keinen Augenblick mehr verlieren, sich über die Angelegenheiten des Kurfürsten von Bayern schlüssig zu machen; es sei an Zeit schon zu viel verloren. Die erste und nächste Frage, die der Staatsrat des Königs sich zu stellen habe, sei die, ob es den Interessen Seiner Majestät entspreche, dem Kurfürsten ein Heer zu schicken oder nicht. Werde sie bejahend entschieden, so sei die rascheste Mobilmachung eines hinlänglich starken Hilfskorps von wenigstens 50 Bataillonen und 20 Schwadronen, sowie die Auszahlung von drei Millionen Livres an Bayern, unabweisbares Bedürfnis. Ein für den Fall der Annahme dieser Anträge beigeschlossener Feldzugsplan wies den Operationen Prag als Ziel.

In Versailles erhielt man diese ernste und nachdrückliche Mahnung, endlich zwischen Heiß und Kalt, zwischen Krieg und Frieden zu wählen, gleichzeitig mit der von Valory eingesandten Urkunde des preußischen Bündnisses, durch das die Teilnahme am Krieg bereits so bindend wie möglich und für die allernächste Zukunft verheißen worden war. Am 14. Juni vollzog König Ludwig den Bres-

lauer Vertrag, aber vier Tage darauf entschuldigte sich Amelot bei Belle-Isle, daß er ihm nicht antworten könne, weil alle Minister seit acht Tagen nicht am Platze seien. Im Augenblicke, da es galt, an die im Vertrage gelobte unverzügliche Ausführung heranzugehen, war es nicht möglich, eine Staatsratssitzung zusammenzubringen. Noch befremdlicher aber als diese Entschuldigung, geradezu niederschlagend wirkte auf den Marschall Belle-Isle der Erlaß, den das Ministerium am 21. Juni an ihn ausfertigte.

Da hieß es: „Der Vertrag mit Preußen ist unterzeichnet, die Basis des Systems ist gelegt; es handelt sich nur noch darum, es zu festigen, ohne etwas zu vergessen oder etwas zu überstürzen." Nichts sei besser durchdacht, als der von Belle-Isle ausgearbeitete Feldzugsplan, und wenn die Jahreszeit weniger weit vorgeschritten wäre, so würde der König nicht Anstand nehmen, ihn so wie er vorliege anzunehmen. Aber unglücklicherweise habe die Unschlüssigkeit des Königs von Preußen genötigt, alles aufzuschieben, und so sei heute die Hoffnung ausgeschlossen, die Entwürfe und Vorschläge auszuführen: „Bedenken Sie, daß wir den 21. Juni haben, daß noch keinerlei Veranstaltungen getroffen sind, daß mindestens drei Monate erforderlich wären, bevor ein so starkes Armeekorps den Rhein überschreiten könnte." Somit sehe man sich für dieses Jahr, da Not kein Gebot kenne, bedauerlicherweise gezwungen, auf Belle-Isles Projekt zu verzichten. Seine Eminenz der Kardinal lasse um ein anderes bitten, das nach Lage der Dinge sich mit der Beziehung von Winterquartieren in Böhmen oder Österreich werde bescheiden müssen. Inzwischen habe der König befohlen, so bald als möglich 20—25 000 Mann, einschließlich 6000 Reiter, nach Bayern abgehen zu lassen und dem Kurfürsten von Bayern auf die noch zu vereinbarenden Subsidien vorläufig eine Million anzuweisen. Ein zweites Korps solle zum Schutz der Staaten des Königs von Preußen ein Lager an der Mosel beziehen.

Graf Breteuil, der Kriegsminister, erläuterte diesen Erlaß des auswärtigen Ministeriums vorsichtigerweise noch durch die Erklärung, er gewahre, daß man mit Bestimmtheit nur auf ein Korps von 22 000 Mann für den Marsch nach Bayern rechnen könne — 22 000 statt der von Belle-Isle im Lager von Mollwitz mit Posaunenstößen angekündigten 40 000, und statt der 100 000, die hinter den ersten her nach Holland und an die Weser marschieren sollten!

Belle-Isle hat nach Jahren in der Bitterkeit seines Herzens den Erlaß vom 21. Juni 1741 mit grellen Lichtern beleuchtet: „Welche Fülle von Betrachtungen drängen sich nicht bei der Durchlesung dieser Depesche auf! Man entschuldigt sich mit der Unentschlossenheit des Königs von Preußen, und es war unsere Unentschlossenheit, welche die dieses Fürsten verursachte. Und schließlich: was hatte

denn diese Unentschlossenheit des Königs von Preußen zu schaffen mit der unabweisbaren Notwendigkeit, wonach wir unsere Infanterie und unsere Kavallerie vermehren mußten? Es waren Taten, die der König von Preußen haben wollte, und nicht Worte, und wenn er gewußt hätte, bis wie weit man die nach Böhmen und Österreich bestimmten Truppen zusammenstrich, so hätte er noch viel mehr geschrieen, daß man ihn in allen Punkten täusche."

Belle-Isle hat sich alles aus dem einen Umstand erklären wollen, gewisse Leute hätten immer gehofft, daß der König von Preußen sich schließlich doch nicht mit Frankreich verbünden würde und daß sie also nie in die Lage kämen, das erfüllen zu müssen, was sie versprächen.

Er aber hatte sein Wort verpfändet, und mehr noch, ein Bündnis war geschlossen und von dem König von Frankreich bereits ratifiziert. Seine eigene Ehre und die Ehre Frankreichs zu retten, entschloß sich Belle-Isle jetzt, seinen Gesandtschaftsposten ohne Urlaub zu verlassen und nach Versailles zu eilen. Vielleicht, daß es seinem persönlichen Eingreifen gelang, die Ausführung des Vertrages sicherzustellen.

Dritter Abschnitt

Der Koalitionskrieg bis zum Falle von Prag

Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen: so erklärte König Friedrich am 25. Juni 1741 im Lager bei Strehlen dem Marquis Valory, und das Wort gibt den Schlüssel für die preußische Politik während des nächsten Jahres.

Valory fand den König an jenem Tage in der höchsten Erregung. Er habe, damit erläuterte er dem Gesandten seinen Standpunkt, die Unterzeichnung des Bündnisses hinausgezögert, um es dann desto treuer einhalten zu können. Aber er warne: wenn Schweden nicht unverzüglich gegen Rußland den Kampf beginne, wenn der Kurfürst von Bayern nicht mit der größten Beschleunigung seine Diversion ausführe, wenn die französischen Truppen nicht im nächsten Monat in Deutschland und abermals über einen Monat im Herzen der österreichischen Lande stünden, so solle man nicht auf ihn zählen — „so könnt ihr euch," drohte er, „auf mich verlassen, wie auf das Laub im November."

„Es ist nicht mehr die Rede davon," setzte er hinzu, „mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das wahre Interesse des Königs von Frankreich erheischt, dieses Österreich auf einmal zu Boden zu strecken und ihm binnen sechs Monaten, ehe es die Hiebe parieren kann, unheilbare Wunden beizubringen. Laßt ihr den Liguen Zeit zusammenzutreten, so gibt es einen Krieg, der durch seine Langwierigkeit uns unvergleichlich viel mehr Leute und mehr Geld kosten wird, als ihr gegenwärtig verbrauchen könntet. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich; das ist der Preis, für den der König Ihr Herr auf einen unerschütterlichen Bundesgenossen rechnen kann."

Als das Mittel, dem Krieg mit einem Schlage ein Ende zu machen, bezeichnete Friedrich den Marsch donauabwärts gerade auf die feindliche Hauptstadt. Wien nehmen, bewies er am 30. Juni dem Kurfürsten von Bayern in ausführlicher Darlegung, das heiße dem Baume die Wurzel zerschneiden. Das Schicksal Böhmens sei mit dem Falle Wiens von selbst entschieden.

Valorys Bericht über seinen Empfang im preußischen Lager kam nach Versailles gerade in den Tagen, wo Belle-Isle dort weilte und gegen Fleurys Widerstand ankämpfte. Drei Tage hintereinander, am 11., 12. und 13. Juli, ward Rat gehalten. Am ersten Tage währte die Sitzung neun Stunden ununterbrochen, und mindestens sieben Stunden im ganzen, behauptet Belle-Isle, habe er selber geredet. Als er und der Kardinal am folgenden Abend mit dem König zu dreien verhandelten, widersprach Fleury schon nicht mehr. Belle-Isles Sieg schien vollständig. 40 000 Mann wurden zum Marsche nach Bayern, 30 000 für den Niederrhein bestimmt. Es sei vor allem dem Drängen des Königs von Preußen zu danken, meldete der Marschall freudig dem Kurfürsten Karl Albert, wenn der Hof sich endlich zur Sendung der geforderten Hilfstruppen entschlossen habe.

Aber die Gegenversuche der Friedenspartei hörten noch nicht auf. Die Vertrauten und Anhänger des Kardinals riefen wie aus einem Munde, man tue ihm Gewalt an, und Fleury selbst klagte drei Tage nach der Entscheidung: „Jeder Christ, ja jeder Mensch muß ob der Wirren erschrecken, von denen man bedroht ist, und die nur mit einem allgemeinen Krieg enden zu können scheinen." Er verschanzte sich jetzt hinter dem Generalkontrolleur der Finanzen, Orry, dem einzigen ihm treu gebliebenen Minister, der aber zugleich der fähigste Kopf des Kabinetts war. Um Orry zu stürzen, verschob Belle-Isle seine Abreise um einige Tage. Aber der Finanzminister blieb im Amte, und Belle-Isles Freunde prophezeiten nun, daß alles fehlschlagen werde, weil der Kardinal die Ausgaben für den deutschen Krieg mit der größten Knauserei einschränke.

Um so hingebender förderte Belle-Isle die rein militärischen Aufgaben. Am 15. August marschierten, dank seinen Bemühungen, die ersten französischen Regimenter über die Rheinbrücke bei St.-Louis.

Gleichzeitig kam aus dem Norden erwünschte Kunde. Am 4. August hatte der schwedische Reichstag an Rußland den Krieg erklärt. Auch darin war dem Breslauer Vertrag nunmehr Genüge geschehen, ohne daß, von den üblichen Geldspenden an die Wohlgesinnten abgesehen, große Anstrengungen der französischen Diplomatie vonnöten gewesen waren. Denn schon seit dem Reichstage von 1738, auf dem die „stürmische Jugend" dem Parteiregiment der „Nachtmützen" ein unrühmliches Ende bereitet hatte, war bei den Führern der neuen Majorität, die sich nunmehr die Partei der „Hüte" nannte, der Vergeltungskrieg gegen die Moskowiter beschlossene Sache. Noch vor kurzem seitens der spottlustigen Franzosen in seinem Schwanken zwischen englischen und französischen Subsidien mit Buridans Esel zwischen den Heubündeln verglichen, war jetzt Schweden offen und kampfesmutig auf die Seite seines

alten historischen Bundesgenossen zurückgekehrt. In Finnland waren ansehnliche Streitkräfte versammelt; ein erster Zusammenstoß durfte unverzüglich erwartet werden.

Schon vorher waren die Bourbonen in Spanien und Neapel von dem Haupte der Dynastie als Mitstreiter gewonnen, König Philipp V. und sein Sohn König Karlos, der Erstgeborene aus Philipps zweiter Ehe. Dem unruhigen Ehrgeize der Königin Elisabeth, der farnesischen Prinzessin, waren die Ansprüche, die ihr Gemahl als Nachkomme Kaiser Maximilians II. auf Teile der österreichischen Erbschaft geltend machte, ein willkommener Vorwand, um durch die spanischen Waffen jetzt auch ihrem zweiten Sohn, dem Infanten Don Philipp, eine Ausstattung mit Land und Leuten in Italien erkämpfen zu lassen. Der große Sieg, den im Juni die spanische Kriegsflotte vor Kartagena über die britische davongetragen hatte, gab für den Landkrieg in der Lombardei erhöhte Zuversicht. Großmütig erklärte der Madrider Hof, sich mit den italienischen Besitzungen der ausgestorbenen Habsburger begnügen zu wollen, und sagte dem bayrischen Mitbewerber durch den Nymphenburger Vertrag vom 28. Mai 1741 für die Eroberung der deutschen Erblande Geldunterstützung zu.

Auf die Nachricht von dem Rheinübergange der Franzosen gab König Friedrich, endlich zufriedengestellt, unverzüglich seinem Wahlbotschafter Broich in Frankfurt den von Belle-Isle so lange vergeblich erwünschten Befehl, in allen Stücken im Einklang mit dem französischen Marschall vorzugehen. Broich hatte sich bisher auf dem Wahltag in tiefes Schweigen gehüllt. Selten hat wohl eine politische Tischrede größeres Aufsehen in Europa gemacht, als die Mitteilung, durch die nun der preußische Gesandte Ende August auf dem von Belle-Isle mit der Entfaltung größten Pomps gefeierten Namensfeste des französischen Königs eine Gesellschaft von mehr als fünfzig Diplomaten überraschte: sein König und Herr gedenke den Kurfürsten von Bayern mit 100 000 Mann zu unterstützen und werde diejenigen Fürsten, die eine zwiespältige Wahl verschulden würden, zu bestrafen wissen. Da gaben die Anhänger Österreichs das Spiel verloren. Der Trierer Kurfürst allein weigerte sich selbst jetzt noch, seine Stimme zu verkaufen, so wenig er auch beabsichtigte, es auf offenen Widerstand ankommen zu lassen. Die andern eilten, ihr Geschäft zu machen. „Ich sehe kein Mittel mehr," schrieb des Kurfürsten-Erzkanzlers Neffe, Graf Eltz, an seine Freunde nach Wien; „wohl ist es mit blutigen Zähren zu beweinen, wohl können die wahren, aufrichtig gut Gesinnten sagen: elf Monate haben wir gearbeitet und nichts gefangen." Nach diesem Schmerzensschrei unterzeichnete der Graf am 4. September im Namen des Mainzers den Unterwerfungsvertrag. Es geschehe, lautete die Erklärung, um

ein leidiges Schisma zu verhüten. Waren doch vier Kurstimmen, die brandenburgische und die drei wittelsbachischen von Köln, Bayern und Pfalz, dem Bayernfürsten bereits sicher.

Dem Beispiel von Mainz folgte nach einigem Sträuben Sachsen. Die anfänglich eingehaltene Politik, der Plan, mit Österreich im Bunde preußische Provinzen zu erobern, war ja in Dresden längst aufgegeben. Wohl aber wünschte der König-Kurfürst sehnlicher denn je, selber auf den Kaiserthron erhoben zu werden. Als die Aussicht darauf mehr und mehr schwand, begehrte er von dem durch Frankreich mehr begünstigten Bewerber für die sächsische Stimme einen schier unerschwinglichen Preis: ganz Mähren und das nördliche Böhmen mit der Hauptstadt Prag. Der Bayer aber bestritt den sächsischen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft jede Berechtigung. Nur durch das nachdrückliche Dazwischentreten Belle-Isles wurde der Streit um die Haut des noch zu erlegenden Löwen in dem Frankfurter Teilungsvertrag vom 19. September dahin ausgeglichen, daß Sachsen sich mit der zum Königreich zu erhöhenden Markgrafschaft Mähren, mit Oberschlesien bis auf Neiße und einem Teile von Niederösterreich zu begnügen versprach. Ihrem Kriegsherrn diese Lande zu erobern, machten die sächsischen Truppen sich marschbereit. Von der sächsischen Garantie für die Pragmatische Sanktion wurde jetzt erklärt, sie sei nur unter der Voraussetzung erteilt, daß die Erbordnung überhaupt unangefochten bleiben würde.

Zu einem harten Bußgang mußte sich der Inhaber der neunten Kur entschließen. Der stolze Welfe, der zu Beginn des Jahres zum allgemeinen Rachekrieg gegen Preußen aufgerufen und noch am 25. Juni in einem neuen Vertrage der Königin von Ungarn nicht bloß Hilfsgelder angewiesen, sondern auch bewaffneten Zuzug verheißen hatte, er war jetzt völlig vereinzelt und von zwei Seiten selber dem Angriff ausgesetzt. Denn noch waren in der Zauche an 35 000 Preußen unter Leopold von Anhalt versammelt, während dem Niederrhein jenes französische Heer sich näherte, um im westfälischen Kreis, in den Gebieten der Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, Quartiere zu beziehen. In Hannover verbreitete sich tödlicher Schrecken. Es kam hinzu, daß auch die englischen Minister Georgs II. unter dem unerwarteten Eindruck des Mißerfolgs ihrer Flotte recht kleinlaut gestimmt waren. Nicht ohne den ihm nach Herrenhausen gefolgten Staatssekretär Harrington ins Vertrauen gezogen zu haben, entsandte Georg Ende August im tiefsten Geheimnis einen seiner deutschen Räte, den Freiherrn von Hardenberg, nach Paris, um für die Kurlande die Neutralität zu erwirken. Als Preis wurde die hannoversche Stimme für den Kandidaten Frankreichs geboten. Diesem selbst aber schrieb der tief gedemütigte Fürst am 13. September einen herzlichen Brief und beteuerte, daß er seines lieben

Vetters von Bayern Schreiben am 22. April, hätte er seiner Inklination und Wohlmeinung folgen dürfen, gewiß ohne Aufschub beantwortet haben würde, und daß er jetzt, nach Beseitigung der Hindernisse, keinen Augenblick länger säumen wolle, der Bewerbung des Kurfürsten um die Kaiserkrone seine Unterstützung zuzusagen. „Nun der britisch Löw seine Pranken eingezogen," schrieb frohlockend Graf Königsfeld, der bayrische Wahlgesandte in Frankfurt, „ist nicht länger zweifelhaft, daß sich Unanimia ergeben, welches so tröstlich als glorreich."

Die Diplomatie sah sich am Ziele. Jetzt war es an der Kriegführung, ihre Schuldigkeit zu tun. Über die Maßnahmen zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes fand zwischen den Hauptquartieren fort und fort ein lebhafter Meinungsaustausch statt.

Im Einverständnis mit seinen Verbündeten, ja auf deren dringenden Wunsch, hatte sich der König von Preußen während des Hochsommers abwartend, untätig verhalten.

Der Sieg von Mollwitz hatte ihm den Gewinn der Festung Brieg eingetragen, die einen Monat nach der vor ihren Toren geschlagenen Schlacht nach kurzer Belagerung überging. Dann hatte Friedrich in der richtigen Erkenntnis, „daß der Stumpf des gefällten Baumes mit den Wurzeln ausgerodet werden müsse", einen Augenblick daran gedacht, den geschlagenen Feind von neuem aufzusuchen, Neipperg „unter den Kanonen von Neiße anzugreifen und wegzujagen". Aber die Stellung der Österreicher war ihm doch zu fest erschienen. Und gegen den Ratschlag des Fürsten Leopold, durch Bedrohung von Mähren das feindliche Heer aus Schlesien abzuziehen, mögen die Erfahrungen der Sorgentage vor der Mollwitzer Schlacht gesprochen haben.

Für die Zwecke der nunmehr beschlossenen Defensive hätte das geräumige Lager hinter der Ohlau bei Strehlen, in welchem das preußische Heer seit dem 19. Juni sieben Wochen hindurch unbeweglich stand, nicht besser ausgewählt werden können. In bequemer Nähe der Magazine zu Breslau, Brieg und Schweidnitz, sicherte dieses „Erholungslager" so jene Orte wie das ganze linke Oderufer. Die Unhaltbarkeit der Zustände in Breslau, wo unter dem Deckmantel der zu Beginn des Jahres der Stadt gewährten Neutralität die Anhänger der alten Herrschaft, die zahlreichen österreichisch Gesinnten im Stadtrat, im Adel und zumal in den Klöstern, Einverständnisse mit dem Hauptquartiere Neippergs unterhielten, veranlaßte den König endlich, am 10. August Truppen in die überraschte Stadt zu werfen und Rat und Bürgern den Huldigungseid aufzuerlegen. Mit der halbrepublikanischen Sonderstellung des reichen Handelsplatzes war es seit dem Laurentiustag von 1741, diesem „krummen Lorenz", vorbei.

Arm an großen militärischen Aufgaben, ist der Sommer von 1741 doch eine fruchtbare Lehrzeit für das Heer gewesen. Solchen Ruhelagern (camps de repos) hat der königliche Feldherr in der Folge die größte Bedeutung für die Wiederherstellung der im Kriege sich lockernden Disziplin, die Einschärfung des Dienstes, die gleichmäßige Schulung größerer Truppenmassen beigelegt. Dieses erste Mal galt seine Fürsorge vornehmlich der Waffe, an deren Ausbildung so viel versäumt war und durch deren Schuld er seine Schlacht fast verloren hatte. Fleißig, fast täglich, mußte die Reiterei hier im Lager exerzieren. Ein schon in dem Kavalleriereglement von 1727 aufgestellter, aber ganz in Vergessenheit geratener Grundsatz ward mit dem größten Nachdruck in seine Rechte wiedereingesetzt. „Es soll und muß unsere Kavallerie," so ward es vorgeschrieben, „sich nicht anders als mit dem Degen einlassen." Jeder Rittmeister wurde dafür verantwortlich gemacht, daß kein Reiter in der Schwadron „während der Bataille weder den Karabiner noch die Pistolen gebrauchet"; beim Vorgehen gegen den Feind sollten die Reiter gleich in Trab fallen, alsdann, gut geschlossen, „die Pferde aus vollem Halse hereinjagen und so einhauen". Die Hauptschuld an den bisherigen schwachen Leistungen seiner Reiterei maß der König doch ihren Führern bei, die „mehr Pächter als Offiziere" seien. Bald sah er die Früchte seiner Erziehung: zuerst bei der jüngsten Truppe des Reiterheeres, den Husaren, den Myrmidonen des Mars, wie er sie einmal nennt. „Unsere Husaren," schreibt er, „sind die Helden des Stücks während der Intermezzi." Schon zahlte Hans Joachim von Zieten, ein gefährlicher Schüler, dem verwegensten aller ungarischen Husaren, dem General Baranyai, der ihn während des gemeinsamen Rheinfeldzuges von 1735 im kleinen Kriege geschult hatte, blutig das Lehrgeld heim.

Ende Juli zeigte der König dem französischen Gesandten in dem Strehlener Lager 62 Schwadronen, bei denen kein Mann und kein Pferd fehlte. Ein Vierteljahr vorher, kurz nach der Schlacht, hatte Valory die Reiterei im traurigsten Zustande gesehen; die abgemagerten und vor Kälte halb erstarrten Tiere von damals waren jetzt mutig und wohlgenährt, als wenn sie eben aus der Garnison kämen. „Diese Reiterei in ihrem jetzigen Zustande," so berichtete Valory an seinen Hof, „ist fürwahr das überraschendste, was sich in seiner Art denken läßt."

Nur geringer Nachhilfe bedurfte die Infanterie. Seit Mollwitz waren ihre bewundernswerten Leistungen in aller Munde. Als Belle-Isle sein Gast war, ließ der König das erste Bataillon Garde vor dem Marschall exerzieren, und was dieser hier von der Schnelle und Genauigkeit des preußischen Feuers kennen lernte, überstieg noch seine hochgespannten Erwartungen. Belle-Isle meinte, im

Kampf auf Entfernung, im Kampf mit der Feuerwaffe werde diese Infanterie jeder anderen überlegen sein, im Bajonettkampf jedoch würde sie von der französischen geworfen werden. Dem preußischen Heere insgesamt stellte der französische Marschall das Zeugnis aus, daß Manneszucht, Subordination und Pünktlichkeit hier bis zu einer Vollendung gesteigert seien, wovon er, auf Außerordentliches gefaßt, doch nur eine ungenügende Vorstellung gehabt habe.

Was sonst in dem preußischen Lager den fremden Gästen besonders auffiel, war der schier spartanische Verzicht auf jegliche Bequemlichkeit. Der König selbst ist gestiefelt vom ersten Aufstehen an bis zu dem Augenblick, wo er schlafen geht; er trägt den einfachen blauen Uniformrock, in welchem ihn nur sein Ordensstern und die Epauletten kenntlich machen; auch des Königs Bruder, der Prinz Wilhelm, und alle Generale haben keine anderen Kleider ins Feld mitgenommen als ihre Uniformen, und diese Uniformen sind ausgesucht einfach und noch dazu so kurz, daß sie eher als Westen denn als Röcke zu betrachten sind. Der Herzog von Holstein-Beck erzählte den staunenden Franzosen, daß er, obgleich ältester Generalleutnant, acht Monate im Jahr bei seinem Regimente zubringe, und daß er es aus Königsberg bis hierher nach Schlesien Tag für Tag auf dem Marsche begleitet habe, wie ein schlichter Oberst. An der Tafel des Königs wurden dem französischen Marschall und seinen Begleitern nur drei Gänge, die gewöhnliche Feldkost, vorgesetzt: gesottenes Fleisch, Braten und Gemüse; auf Zwischengerichte und auf den Nachtisch warteten die verwöhnten Gäste vergebens; als Getränk diente Champagner. Die Tafel wurde während Belle-Isles Besuch, da es draußen naß und kalt war, zu zwölf Gedecken in dem kleinen Schlafraum des königlichen Zeltes hergerichtet; sonst pflegten für den König und die Offiziere seines Hauptquartiers vier große Tafeln mit je vierzig Plätzen unter offenen Zelten gedeckt zu werden. Trotz der wenigen Gänge saß der König mit den französischen Herren anderthalb Stunden in sehr lebhafter Unterhaltung bei Tisch; der Kaffee ward darauf im Stehen eingenommen.

Von der Ausübung der Feldherrnpflichten durch den König bezeugt unser Berichterstatter, er befehlige sein Heer nicht wie es sonst ein General tue, mit Beschränkung auf die entscheidenden Dinge, sondern er unterziehe sich allen irgendwie wichtigen Verrichtungen: „Er quartiert sich unter einem Zelt ein, im Mittelpunkt seines Lagers; er ist es, der alle Befehle erteilt und sich um den ganzen Einzeldienst kümmert, welchen in den französischen Heeren der Quartiermeister von der Kavallerie und der Generalmajor versehen; er befaßt sich mit der Verpflegung, der Artillerie und dem Genieweſen, er hat auch selber den Plan zur Berennung von Brieg entworfen. Er erhebt sich früh um vier Uhr, steigt zu Pferde und besucht vom

rechten Flügel bis zum linken alle Posten und Außenposten seines Lagers. Er versieht persönlich alle Offiziere oder Generale, die er abordnet, mit Befehlen und Verhaltungsmaßregeln, und ihm persönlich erstatten alle, die sich zurückmelden, ihren Bericht." Der französische Gast war wiederholt Zeuge, wie der König sogar die Deserteure und Spione, sowie ein paar eingebrachte Gefangene persönlich ausfragte. Wieviel leichter sei es doch, schreibt Friedrich in diesem Sommer an seinen gelehrten Freund Jordan, hundert wissenschaftliche Schlußfolgerungen zu machen, als einem wachsamen Feinde einen einzigen Vorteil abzugewinnen.

Die doppelte Aufgabe, welche die preußischen Truppen nach der ihnen vergönnten Ruhepause für den Herbstfeldzug erwartete, war die Verdrängung des Feindes aus Schlesien und die Wegnahme von Neiße. Beides, schrieb der König dem alten Dessauer am 15. August, müsse notwendig erreicht werden, „woferne ich sonsten geruhige Winterquartiere haben und nicht demselben Lärm exponiert sein will, als in den vorigen Winterquartieren geschehen".

Die Frage war, ob Neipperg, wenn jetzt die Franzosen und Bayern ihren Feldzug eröffneten, überhaupt noch blieb, ob er nicht freiwillig Schlesien räumte. Ruhmredig verhießen es die Franzosen, daß ihre Operationen die preußische Kriegführung sofort entlasten würden. Eine Denkschrift, welche Valory am 2. September dem Könige vorlegte, sprach die Voraussetzung aus, daß Neipperg alsbald den Befehl zur Räumung Schlesiens erhalten werde; dann habe der König freie Hand zur Belagerung von Neiße und von Glatz.

Was aber dachten die Verbündeten zu unternehmen, um solche Wirkung zu erzielen?

Friedrich beharrte bei seiner dem bayrischen Kurfürsten entwickelten Ansicht, daß der Marsch auf Wien den Krieg entscheiden werde und entscheiden müsse. Den schriftlich dargelegten Gründen ein desto größeres Gewicht zu verschaffen, sandte er Ende Juli den Feldzeugmeister Schmettau nach München, den soeben aus dem österreichischen Kriegsdienst in den preußischen übergetretenen neumärkischen Vasallen, den besten Kenner der österreichischen Landkarte und der verwahrlosten Zustände in der alten Heimat. Samuel von Schmettau gewann gleich aus den ersten Unterredungen den Eindruck, daß Karl Albert persönlich dem Plane nicht abgeneigt sei, daß aber ein gemessenes Verbot seiner französischen Gönner ihm den Weg nach Wien versperre. „Ich bemerke wohl," schreibt Schmettau in seinem ersten Berichte aus München, „daß der Kurfürst mit 22 Bataillonen und 25 Schwadronen gegen 44 Bataillone und 100 Schwadronen nicht das tun kann, was er will, sondern nur, was der Stärkere will." Gleichwohl gab der energische, leidenschaftliche Mann die Hoffnung nicht auf, durch die zwingende Macht seiner

Gründe den stumpfen Widerstand, auf den der Plan seines Königs stieß, schließlich zu besiegen. Mußte man ihm zugeben, daß die Einnahme der Hauptstadt ein unfehlbares Mittel zur schleunigen Beendigung des Krieges sei, so schien es nur darauf anzukommen, die Möglichkeit, die Leichtigkeit der Einnahme zu beweisen. Schmettau riet, die Truppen zu Schiff den Strom hinunterfahren zu lassen und vor Wien auf der Taborinsel und in der Leopoldstadt ans Land zu setzen; von Verteidigern entblößt, für die Verteidigung nicht ausgerüstet, sei dann die Stadt nicht mehr zu halten.

Man wird diesen Ausführungen die Sachlichkeit kaum abstreiten können. So rastlos und rücksichtslos auch Graf Khevenhüller in Wien den Aufgaben der Verteidigung zu genügen, die schwache Besatzung zu vermehren, die verfallenen Festungswerke auszubessern bemüht war, die Aussicht, einen ernsten Angriff abzuwehren, war äußerst gering; denn einschließlich der 7500 Mann, welche die Wälle der Hauptstadt verteidigen sollten, standen in den Alpenländern und Böhmen, überall verzettelt, wenig über 20 000 Mann; die Haltung der Bevölkerung aber war, seit der Hof nach Preßburg übergesiedelt war, immer unzuverlässiger geworden, die Abneigung gegen den Lothringer immer ausgeprägter. Wiederholt berichtete der sächsische Gesandte in Wien seinem Hofe, es sei zu besorgen, daß der Kurfürst von Bayern mit großer Freude aufgenommen werde.

Am 20. August teilte der Kurfürst Schmettau im Vertrauen mit, daß er sich für die Unternehmung auf Wien entschieden habe; aber in einer Konferenz, die selbigen Tags zur Abendstunde Schmettau, den Kurfürsten, dessen Feldmarschall Törring, den französischen Gesandten Beauvau und den Grafen Mortagne, Generalquartiermeister des durch Schwaben heranmarschierenden Hilfsheeres, im Schlosse zu Nymphenburg vereinigte, konnte der Preuße von den beiden Franzosen nur so viel erreichen, daß sie ihren ursprünglichen Plan, durch die Oberpfalz nach Böhmen vorzugehen, fallen ließen und sich zu einem Marsche donauabwärts bis zur Traun bereit erklärten. Von dort aus würde man, so meinten sie, je nachdem die Österreicher Wien oder Prag deckten, sich nach der Seite zu wenden haben, wo der Feind sich die größte Blöße gebe.

Wenn Beauvau und Mortagne sowohl hier in Nymphenburg, wie nachher auf dem Marsche, noch bis in den Oktober hinein, dem Freiherrn von Schmettau die Aussicht auf den Zug nach Wien nicht ganz genommen haben, so ist doch in Wirklichkeit die französische Heeresleitung, der Marschall Belle-Isle zu Frankfurt, dem Gedanken keinen Augenblick näher getreten. Schon in dem Feldzugsplan, den Mortagne im April dem Kurfürsten von Bayern vorlegte, wurde Prag als nächstes Ziel gewiesen, und bei den Beratungen

zu Anfang Juni, während des Marschalls Besuch am bayrischen Hofe, entfernte man sich von dieser Grundlage nicht; unverwandt blieb auch fürderhin Belle-Isles Blick auf Prag gerichtet.

Die französischen Generale haben sich für ihre ablehnende Haltung gegen den preußischen Feldzugsplan immer auf rein militärische Gründe berufen, auf den Mangel an Belagerungsgeschütz, die vorgerückte Jahreszeit, die Unmöglichkeit, eine Unternehmung von solcher Bedeutung zu improvisieren. Aber Schmettau wollte sich bei seiner genauen Kenntnis der militärischen Zustände in Österreich und in Wien nicht überzeugen lassen, daß diese Gründe in Wahrheit für die französische Kriegführung bestimmend sein könnten. Er legte ihr tiefere Motive unter, politische Motive.

Nach seinen Beobachtungen beabsichtigten die Franzosen einesteils, den Krieg in die Länge zu ziehen, um ihre Truppen einige Jahre auf Kosten Deutschlands zu unterhalten. Ihr Hauptbedenken aber schien ihm zu sein, daß die Einnahme von Wien den Kurfürsten von Bayern zu mächtig, ja selbständig mache und an die Stelle des zu Boden gedrückten Österreichs eine neue Großmacht, die wittelsbachische, setze. „Eure Majestät sieht besser als irgendwer," berichtete Schmettau am 10. September an seinen Gebieter, „daß es für Frankreichs Zwecke dient, drei oder vier mittlere Mächte in Deutschland zu haben und keine von ihnen so weit emporkommen zu lassen, daß sie Frankreich die Stirn bieten könnte." Nur in dieser Absicht suche Frankreich jetzt den Sachsen innerhalb des Bündnisses einen Teil der österreichischen Beute zuzuwenden.

Ohne Frage hat Schmettau den Grundgedanken der damaligen französischen Politik richtig durchschaut. Derselbe Beauvau, den er in München traf, hatte schon im Winter nach der Rückkehr von seiner Berliner Mission dem Kardinal Fleury vorgestellt: „Die Häuser Sachsen, Pfalz, Bayern und Brandenburg werden nur unser Interesse fördern, wenn sie die Königin von Ungarn rupfen, und wir haben nicht zu fürchten, daß die Beute, unter sie verteilt, eines dieser Häuser bis zu einem für uns beunruhigenden Grade vergrößert." Schmettau hat später sogar behauptet, dieser Beauvau habe sich in Nymphenburg das Wort gegen ihn entfahren lassen: wenn man den Kurfürsten zum Herrn von Wien mache, werde man des Kurfürsten nicht mehr Herr bleiben. Und Karl Albert selbst hat sich Schmettaus Auffassung durchaus angeschlossen, wenn er bei einem traurigen Rückblick auf den Feldzug von 1741 zu ihm sagte: „Sie wissen selbst, Herr Marschall, wie richtig und unfehlbar der Plan Ihres königlichen Herrn war, womit Sie nach München kamen, der Plan nach Wien zu gehen; der Krieg wäre unfehlbar sofort beendigt gewesen, aber die Franzosen haben die Geiß schonen wollen und den Kohl dazu; sie wollten nicht, daß ich mich zum Herrn von Wien

machte, und hatten ihre Gründe, die deutschen Mächte durcheinander zu vernichten und nachher den Löwenanteil zu nehmen."

Aber so unleugbar es ist, daß die französische Staatskunst in Deutschland nicht aufbauen, sondern zerstören wollte, so scheint es gleichwohl kaum gerechtfertigt, einen äußeren Zusammenhang zwischen dieser Politik und der Feststellung des französischen Feldzugsplans von 1741 anzunehmen. Diejenigen politischen Erwägungen, die nachweisbar eingewirkt haben, waren anderer Natur: Mortagne mußte zu München im April den Marsch nach Prag unter dem Gesichtspunkte empfehlen, daß nach der Besetzung Böhmens auch die böhmische Kurstimme dem Kurfürsten von Bayern zufalle, und Belle-Isle bezeichnete Anfang Juni seinem eigenen Hofe als Hinderungsgrund gegen den Marsch auf Wien die schwankende Haltung des Königs von Preußen.

Das war, noch bevor Belle-Isle die Nachricht von Friedrichs Entschlusse, von der Unterzeichnung des Bündnisses hatte. Trügen nicht alle Zeichen, so ist es auch später, allerdings in veränderter Weise, mit einem Seitenblick auf Preußen geschehen, daß Belle-Isle so hartnäckig den Aufforderungen, nach Wien zu ziehen, sein Ohr verschloß. Seine geheimsten Gedanken enthüllen sich, wenn er dem Kurfürsten von Bayern einmal schreibt: „Herr von Schmettau hat Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nie andere Ratschläge gegeben als im Sinne seines Herrn; der König war nur beflissen, Neiße zu nehmen, und außerstande, Neipperg daraus zu entfernen, wollte er um jeden Preis, daß ihre Bewegungen auf Wien die Wirkung ausübten — ich habe seine Absicht vom ersten Tage an erraten."

Das Bestreben, alles zu vermeiden, was den Abmarsch Neippergs aus Schlesien veranlassen konnte, und somit dem Verbündeten die Bestehung des feindlichen Heeres allein aufzubürden, war ja freilich allzu natürlich, als daß die Unbefangenheit dieses von Belle-Isle abgelegten Selbstbekenntnisses auffallen dürfte. Nur war es dann von den Franzosen nicht eben loyal gehandelt, wenn sie in jener von Valory dem König von Preußen überreichten Denkschrift die Berechtigung seines Wunsches anerkannten, von der bisher allein getragenen Bürde des Kriegs entlastet zu werden, wenn sie ihn in dieser Beziehung auf die Wirkung ihrer eigenen demnächstigen Operationen anwiesen. Man sieht zugleich, ob es aufrichtig gemeint sein konnte, wenn in derselben Denkschrift dem Könige versichert wurde, daß die Unternehmung auf Prag nicht minder als die Bedrohung Wiens den Abmarsch Neippergs aus Schlesien zur Folge haben werde, da die Deckung Böhmens für die Königin von Ungarn von ungleich höherer Wichtigkeit sei als die weitere Verteidigung Oberschlesiens. Just diesen Abmarsch Neippergs, den sie im Interesse des Königs von Preußen bewirken zu wollen vorgaben, suchten

die Franzosen, soviel an ihnen war, zu verhindern: der Abmarsch wurde unwahrscheinlicher, wenn sie sich nach Böhmen und nicht nach Wien wandten.

Auffallen könnte dabei, daß Belle-Isle, statt den Marsch auf geradem Wege nach Prag anzuordnen, sich ein wochenlanges Verweilen des französisch-bayrischen Heeres an der Donau gefallen ließ. Aber diese Zögerung erklärt sich einfach daraus, daß die Truppen für den Vorstoß in das Innere von Böhmen nicht marschbereit waren, solange sie ihre Feldausrüstung noch immer nicht zur Stelle hatten, und daß somit, wollte man nicht untätig in Bayern sitzen, die Zwischenzeit sich nicht anders als mit Scheinbewegungen an der Donau ausfüllen ließ.

Schon am letzten Tage des Juli hatten die Bayern durch einen Handstreich sich der Stadt und Feste Passau bemächtigt. Sie erklärten, daß die Sicherung der bayrischen Lande solches erheische, und daß es nicht beabsichtigt sei, der landesherrlichen Oberhoheit des Bischofs auf die Dauer Abbruch zu tun. Dann vergingen lange Wochen, ehe wieder etwas geschah, und Schmettau klagte voll Ungeduld, die Bayern seien von einer Langsamkeit, die ein wenig an die österreichische erinnere. Am 12. September endlich überschritt das verbündete Heer die Grenze; die Franzosen bestiegen große Kähne, welche sie gemächlich die Donau hinuntertrugen. Am 15. bezog der Kurfürst, der offiziell den Oberbefehl führte, das Schloß zu Linz, ohne Widerstand gefunden zu haben. Die französischen Unterfeldherren — Belle-Isle selbst war in Frankfurt geblieben — gaben zu, daß die Besetzung Oberösterreichs ungleich größere Wirkungen erzielte, als der Vormarsch durch die Oberpfalz hätte haben können.

Aber nach den glänzendsten Anfängen, vor den lockendsten Aussichten die alte Langsamkeit und Untätigkeit im Hauptquartier. War bisher verzagter Kleinmut die Ursache der Zögerungen gewesen, so griff jetzt verblendete Hoffnungsseligkeit Platz. Unermüdlich übergab Schmettau Denkschrift über Denkschrift; er blieb dabei, wolle man den Krieg schnell enden, so müsse man „die Karthager in Karthago" angreifen. Beauvau, im Herzen für den Angriff auf Wien, eignete sich die Argumente des Preußen mit großer Gelehrigkeit an, um das längere Verweilen an der Donau bei seinem Herrn und Meister Belle-Isle zu rechtfertigen, und wirklich erreichte er so viel, daß dieser die Vorschiebung der Truppen über die Traunlinie bis nach Krems guthieß. Bald aber wurde Belle-Isle gegen alle Vorstellungen taub und verstand nun, sich für seinen Willen mit allem Nachdruck Geltung zu verschaffen. Bis tief in den Oktober hinein wurde in Wien die Ankunft des Landesfeindes mit Sicherheit erwartet. Die Kaiserin Amalie, die Witwe Josephs I., der

Kurfürstin von Bayern Mutter, bat zu Anfang des Monats in einem beweglichen Briefe ihren Schwiegersohn um Schonung für die Kirchen und Klöster der Hauptstadt und empfahl ihm, nach dem Einzuge seine Wohnung im Belvedere, dem Schlosse des Prinzen Eugen, zu nehmen. Damals aber hatte Karl Albert nach fortwährendem Schwanken sich bereits in den Willen Belle-Isles gefügt, und seit dem 20. Oktober befand sich das Heer, das nur der Wiener Wald noch von der alten Kaiserstadt getrennt hatte, in vollem Abmarsch auf Prag.

König Friedrich war auf die schließliche Wendung seit lange vorbereitet, denn Belle-Isle und Valory hatten ihm aus der Absicht, mit der Einnahme von Prag des Kriegs für dieses Jahr genug sein zu lassen, nie ein Hehl gemacht. Von der Rückwirkung dieser bescheidenen Diversion auf die militärische Lage in Schlesien nicht allzu viel erwartend, beschloß er, für alle Fälle sich selber zu helfen. Eine neue Schlacht sollte die Dinge zur Entscheidung bringen.

Er hätte schon am 15. August, als er das Lager bei Strehlen aufhob, durch einen Vormarsch in südlicher Richtung den bei Baumgarten lagernden Marschall Neipperg von der Festung Neiße abschneiden können. Doch vermochte er sich nicht sofort zu entschließen, das große Magazin in dem unbefestigten Schweidnitz seinem Schicksal zu überlassen; das neue Lager, bei Reichenbach, wurde vornehmlich zur Deckung von Schweidnitz, der den Österreichern wegen ihrer unverhüllten preußischen Gesinnung arg verhaßten Stadt, gewählt. Des Feindes nur einige Meilen entfernte feste Stellung bei Frankenstein anzugreifen, schien nicht gerade dem König, wohl aber seinen Generalen bedenklich; so entschloß er sich denn, den Marsch an die Neiße jetzt gleichwohl auszuführen, sich zwischen das Heer und die Festung zu drängen, dem Gegner entweder den „Untergang" zu bereiten oder ihn zur „Flucht" aus Schlesien zu zwingen, und dann Neiße und Glatz zu nehmen, die letzten Bollwerke der österreichischen Herrschaft im Lande.

„Morgen marschieren wir," verkündet er am 7. September seinem Jordan, mit dem er in Prosa und Versen unausgesetzt launige Briefe wechselte; „ich werde mich für einige Tage von den Musen scheiden lassen, aber da das, was wir vorhaben, die Ruhe in Schlesien ganz wiederherstellen und die Grundlage für unsere Winterquartiere schaffen soll, so liegt mir das Gelingen außerordentlich am Herzen." Noch ungleich Größeres schien erreichbar. An Podewils schreibt Friedrich am 5.: „Die Bayern müssen nach meinen Berechnungen schon in Österreich stehen, und ich glaube, daß augenblicklich in Wien die helle Angst herrschen muß. Ich marschiere, um sie von hier aus

in Unruhe zu setzen und ihnen so viel Schaden zuzufügen, als ich kann. Das kann auf die Länge nicht dauern, und nach dem, was der eindringendste Verstand zu ermessen vermag, steht dieses stolze und hochmütige Haus am Ziel seines Unterganges."

In der Tat würde ein neuer Sieg der preußischen Waffen in Schlesien, eine Niederlage des einzigen Feldheeres, das die von allen Seiten bedrängte Königin hatte, ein Ereignis von unermeßlicher Wirkung gewesen sein. An dem Ernste der Absicht, dem Hause Österreich den „tödlichen Streich" zu versetzen, kann nicht gezweifelt werden; aber eines jener Mirakel, deren Dazwischenkunft dieses Haus so oft dankerfüllt gepriesen hat, wandte das Verhängnis. Das preußische Heer bricht am 7. September in später Abendstunde aus dem Lager auf, undurchdringlicher Nebel läßt bei der Nacht die Vorhut den Weg verfehlen, sie bewegt sich im Kreise und steht am Morgen nicht vor, sondern hinter dem Hauptheere, sie selbst und die zur Überbrückung der Neiße bestimmten Pontons. Die verlorene Zeit ist nicht mehr einzuholen. Als die Spitzen des Marsches am 11. an der Neiße eintreffen, defiliert bereits drüben das ganze österreichische Heer. Neipperg hat mit der Festung wieder Fühlung, er kann sie und sie ihn decken, der große Plan des Königs ist mißlungen.

Da war es, daß er mit dem Feldherrn, dem er die Schlachtentscheidung nicht aufzuzwingen vermochte, zu unterhandeln begann. Es galt ihm, Neiße vor der Winterszeit in seine Gewalt zu bekommen, was immer der Preis sein mochte.

Friedrich hatte die Verhandlungen mit den Vertretern des Königs von England nie ganz fallen lassen, ohne indes, wie wir sahen, in den ersten Zeiten nach der Unterzeichnung des französischen Bündnisses einen anderen Zweck damit zu verfolgen, als die Geheimhaltung dieses Vertrages. Eine größere Bedeutung gewann für ihn dieses „Chipotieren" vorübergehend in den Julitagen, als er, damals nicht ohne Grund, auf den Argwohn kam, daß Frankreich mehr versprochen habe, als es zu halten willens oder imstande sei. Sehr bezeichnend hat er in diesen Tagen, wo er die englische Vermittlung ernsthafter aufzufassen begann, das sogenannte Ultimatum vom 1. Juni, das den bisherigen Verhandlungen als Grundlage gedient hatte, zurückgenommen und seine Ansprüche auf ihr früheres Maß erhöht; statt der vier Herzogtümer Glogau, Liegnitz, Wohlau und Schweidnitz forderte er wieder ganz Niederschlesien mit Breslau. Der Gegner war noch immer weit davon entfernt, diese Forderungen zuzugestehen. Zweimal kam und ging Sir Thomas Robinson, aus Preßburg gesandt, die Friedensbemühungen Lord Hyndfords zu unterstützen. Er bot das erstemal als Ersatz für Schlesien Limburg und das österreichische Geldern, er bot das zweitemal die Ver-

pfändung eines Stücks von Niederschlesien, nördlich einer Linie von Greifenberg bis Adelnau; er forderte als Gegenleistung alles, was im Winter Graf Gotter zu Wien geboten hatte. Der König, bei dem es der an sich wohlmeinende, nach wie vor eifrig um den Ausgleich bemühte Brite durch sein wenig geschicktes, zufahrendes Auftreten verdarb, hielt ihm in seinem Zelte eine lange, pathetische Ansprache, um dem in den Ton einer Unterhausrede verfallenen Diplomaten mit gleicher Münze zu dienen. Nach Robinsons zweiter Ankunft in Breslau aber weigerte er sich in verletzender Weise, mit Ausdrücken der Entrüstung und der Wut, den Unterhändler überhaupt zu empfangen: es war zu Ende August, als soeben die verheißungsvollen Nachrichten aus Frankreich und aus Bayern gekommen waren. Podewils erhielt den Auftrag, diesen „Faquin" von Engländer, und wie die noch stärkeren Bezeichnungen alle lauteten, aus Breslau „fortzujagen", unverzüglich, binnen 24 Stunden.

Robinson, gegen den Podewils sich seines Auftrags natürlich in der schonendsten und artigsten Form entledigte, nahm den Eindruck mit, daß das einzige, was noch zu erhoffen, die Zusage der Neutralität sei, und daß auch diese nur gegen die Abtretung von ganz Niederschlesien nebst Breslau zu erlangen sein werde. Hyndford, der zurückblieb, unternahm es, durch den ihm befreundeten Gouverneur von Breslau, den General von der Marwitz, zu erkunden, ob dieses letzte Rettungsmittel noch anwendbar sei. Nach ein paar Tagen ließ ihn Marwitz zu sich bitten; einen Zettel in der Hand, den er nachher zerfetzte, las er dem Lord einige abgerissene, nebeneinandergestellte Notizen vor, die als die Grundlage für einen Vergleich dienen könnten: „Ganz Niederschlesien, der Neißefluß als Grenze. Die Stadt Neiße, ebenso wie Glatz. Auf der anderen Seite der Oder die alten Grenzen zwischen den Herzogtümern Brieg und Oppeln. Namslau für uns. Die Religionssachen in statu quo. Keine Abhängigkeit von Böhmen. Abtretung für ewig. Zum Entgelt werden wir nicht weiter gehen; wir werden Neiße pro forma belagern. Der Kommandant wird sich ergeben und abziehen. Wir werden die Winterquartiere ungestört nehmen, und sie werden ihre Armee hinführen können, wohin sie wollen. Das alles muß in zwölf Tagen gemacht sein."

Es war am Morgen des 9. September, als Hyndford diese Bedingungen mitgeteilt erhielt. Der König muß sie formuliert haben, im Begriff, sein Lager bei Reichenbach abzubrechen und sich Neipperg in den Weg zu legen. Wie es scheint, wollte er für alle Fälle einen Mißerfolg seines Anschlages gegen Neiße durch die Anbahnung einer anderweiten Auskunft ausgleichen.

Binnen vierzehn Tagen hatte er mit Neipperg und mit Neiße fertig zu werden gemeint; in der gleichen Frist etwa sollte ihm jetzt,

nach dem Fehlschlagen der kriegerischen Unternehmung, Hyndford durch eine Verhandlung Neiße schaffen. Wie groß Friedrichs Ungeduld war, das beweist die dringende Einladung an den Lord, noch vor dem Eintreffen der Antwort aus Preßburg zu ihm in das Lager zu kommen, beweist der Auftrag an den Obersten Goltz, noch vor Hyndfords Ankunft auf dem kürzesten Wege, ohne einen Vermittler, eine Anknüpfung mit Neipperg zu suchen.

Inzwischen hatte sich wie bei Friedrich so auch bei seiner Gegnerin die entscheidende Wendung vollzogen. Zu den Reisen Robinsons hatte Maria Theresia die Erlaubnis nur erteilt, um, wie sie selbst sagte, ihre Minister zu täuschen. Ihren wirklichen Vertrauten, den Bartenstein und Kinsky, machte sie kein Hehl daraus, daß sie von Schlesien kein Stück preisgeben wolle. Darum hatte sie es veranstaltet, daß Robinson auch bei seinem zweiten Erscheinen nichts als Kärglichkeiten bieten konnte; denn um so sicherer wurde sie dadurch der ersehnten Ablehnung. Und vielleicht war inzwischen eine Verständigung anderwärts erzielt. In Versailles bemühte sich bei Fleury nicht bloß Wasner, ihr trotz der nicht mehr verhüllten Feindseligkeit Frankreichs auf seinem Posten verharrender Resident, sondern auch der Gesandte ihres Gemahls, der Lothringer Stainville; zu Belle-Isle nach Frankfurt wurde demnächst der Hofkriegsrat Koch gesandt. Man bot den Franzosen Luxemburg, falls sie den Kurfürsten von Bayern bestimmen würden, statt der deutschen Erblande sich mit dem österreichischen Besitz in den Niederlanden oder in Italien zu begnügen. An den Kurfürsten selbst erging das gleiche Angebot; immer flehentlicher wurden die Briefe der alten Kaiserin Amalie an den Schwiegersohn und die Tochter, und zudem, um nichts unversucht zu lassen, wurden in München gleichzeitig der päpstliche Nuntius und ein jüdischer Finanzmann in Bewegung gesetzt. Freilich gab Monsignore Doria gar bald seinen Unwillen über solchen Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk zu erkennen, und mußte durch die Erklärung begütigt werden, daß man sich „dieses schlechten Werkzeuges" im Ernst nicht habe bedienen wollen.

Nun ließen die Nachrichten von der bayrischen Grenze, die Anfang September in Preßburg eintrafen, die letzte Hoffnung erlöschen. Es war in diesen Tagen, als die junge Königin, das alte Mißtrauen ihres Hauses gegen die Untertanen der Stephanskrone überwindend, vor den versammelten ungarischen Ständen in herzbewegender Rede, Tränen im Blick und schließlich von Schluchzen überwältigt, ihre Person und ihr Haus, ihre Krone und ihre Kinder der seit Jahrhunderten erprobten Tapferkeit der magyarischen Nation anvertraute. Aber ehe von dem Massenaufgebot, das der Landtag begeistert bewilligte, nur ein Mann zur Stelle war, konnte die Sache der Königin verloren sein. Sie zwang ihrem Stolz und ihrem Haß

das schmerzlichste Opfer ab. Als Hyndfords Eilbote mit dem durch Marwitz vermittelten Anerbieten am 14. September eintraf, war der Widerstand der tapferen Frau bereits gebrochen. Ohne den alten heimlichen Vorbehalt fügte sie sich den Beschlüssen der Staatskonferenz. Die bewaffnete Hilfe Preußens und die brandenburgische Kurstimme konnte man nicht mehr fordern wollen; Neipperg erhielt einfach Vollmacht, zu gewähren, was verlangt wurde. Doch sollte er Glatz und womöglich Neiße zu retten suchen.

Nur noch um diese beiden Nebenfragen sowie wegen der Ausdehnung der Winterquartiere ist bei den Verhandlungen zwischen Neipperg, Hyndford und Goltz gestritten worden. Noch mußten mehrere Kuriere hin und her gehen; Glatz ward in der Tat abgehandelt. Auch das erregte Bedenken, daß der König keinen Vertrag schließen, sondern nur mündliche Verabredungen treffen wollte. Als äußerstes Zugeständnis ließ er sich so viel abgewinnen, daß, als die beiden Feldherren, der König und der Feldmarschall, am Nachmittag des 9. Oktober zur endgültigen Feststellung des während der letzten Wochen Verhandelten auf dem Schlosse zu Kleinschnellendorf sich trafen, der englische Gesandte über den Inhalt der Vereinbarung ein Protokoll aufnehmen durfte, dessen Fassung bereits vorbereitet war.

Der Kernpunkt des Protokolls von Kleinschnellendorf lag in dem neunten Artikel: „Am 16. dieses Monats wird sich der Marschall Graf von Neipperg nach Mähren zurückziehen und von da, wohin er will." Die Preußen hatten nach einigen sehr geschickt ausgeführten Bewegungen Anfang Oktober eine Stellung zwischen Friedland und Steinau besetzt, in der die Heerstraße von Neiße über Neustadt und Jägerndorf nach Mähren von ihnen besetzt wurde; der König hätte in der Tat den Abzug der österreichischen Streitmacht verhindern können, und darin lag augenblicklich seine politische und militärische Stärke. Der große Vorteil, welcher der Königin aus der Befreiung ihres einzigen Heeres erwuchs, wurde durch die Übergabe der Festung Neiße, die nach vierzehntägiger Scheinbelagerung erfolgen sollte, nicht zu teuer erkauft, zumal da der Fall der Festung nach dem Abzuge Neippergs ohnehin nicht zu hindern war. Auch in den Winterquartieren, die dem Könige in Oberschlesien zugestanden wurden, hätte man ihn nach der Räumung des Landes, wie man sich auf österreichischer Seite nicht verhehlte, nicht zu stören vermocht.

Der militärische Inhalt der Abkunft brachte somit den größeren Gewinn den Österreichern. Die Vorteile für Preußen lagen auf der politischen Seite. Hier erteilte die Königin von Ungarn durch Neippergs Mund die Zusage, in einem Friedensvertrage, den man Ende Dezember abzuschließen versuchen wolle, ganz Niederschlesien bis zur Neiße, und östlich der Oder bis zu den Grenzen des Herzogtums Oppeln, an den König von Preußen abzutreten.

Mit diesem Artikel ist König Friedrich über die Grenzen eines rein militärischen Abkommens, wie es ihm ursprünglich vorgeschwebt hatte, hinausgegangen. Nur um die Festung Neiße und gesicherte Winterlager war es ihm zunächst zu tun gewesen. Sehr bald hatte er sich dann überzeugt, daß er bei der Gunst seiner Lage noch mehr bekommen könne. Ihn zugreifen zu lassen, haben politische und militärische Gründe zusammengewirkt.

In seinen Memoiren hat er später die politischen in den Vordergrund gestellt. Als sein vornehmster Beweggrund bei den Kleinschnellendorfer Verabredungen erscheint dort die Besorgnis vor einem überwältigenden Anschwellen der Macht Frankreichs und der Wunsch, das Haus Österreich vor dem gänzlichen Niedergange zu retten. Und tatsächlich hat Friedrich bei der Begegnung mit Neipperg am 9. Oktober solchen Erwägungen Ausdruck gegeben. Er, der vor einem Monat sich gerühmt, dem Hause Österreich den tödlichen Streich versetzen zu wollen, war inzwischen durch jene Warnungen Schmettaus stutzig geworden; den tatsächlichen Verhältnissen durchaus entsprechend, hatte Schmettaus Auffassung von der französischen Politik, selbst als bloße Vermutung, allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich, als daß Friedrich sie nicht hätte teilen sollen. Der Argwohn wich nicht mehr von ihm, daß es des Kardinals Absicht sei, in Deutschland eine Art Gleichgewicht der Macht zu begründen, dort nur noch kleine Herren, Kleinkönige („reguli") zu dulden und einen mit dem anderen zu balancieren. Lag nicht in der auffälligen Begünstigung Sachsens durch die Franzosen der Beweis dafür, daß sie in diesem Staate, in diesem Zukunftskönigreich Mähren, dessen Beitritt zu der Koalition Friedrich anfänglich zwar empfohlen, dann aber zeitweilig als unwesentlich, ja überflüssig bezeichnet hatte, ein Gegengewicht gegen Preußen schaffen wollten, zunächst innerhalb der Koalition und später in dem neuen deutschen Staatensystem?

Noch anderes kam hinzu, den König gegen die französische Politik zu verstimmen und mißtrauisch zu machen. Da hatte Belle-Isle durch Valory seine Überzeugung aussprechen lassen, daß Frankreich in der Frage der hannoverschen Neutralität nicht anders als im Einvernehmen mit Preußen vorgehen werde, und Friedrich hatte daraufhin durch Podewils eine Verhandlung mit dem hannoverschen Gesandten Schwicheldt einleiten lassen: man forderte als Preis für Preußens Verwendung zugunsten der von Hannover begehrten Neutralität den Verzicht auf die Landerwerbspläne des vorangegangenen Frühjahrs, ja die Abtretung der Ansprüche, kraft deren Hannover seit lange jene acht mecklenburgische Ämter im Pfandbesitz hielt. Jetzt zeigte sich, daß Belle-Isle auch diesmal mehr versprochen hatte, als ihm zukam, und Friedrich war peinlich überrascht, als er am 30. September durch Valory die Mitteilung erhielt, daß

Frankreich einseitig die Neutralität bereits zugestanden habe. Der Kabinettsekretär Eichel, der unter dem ersten Eindrucke dieser Nachricht an Podewils schrieb, ließ die Befürchtung durchblicken, daß der König seinen Unmut über dies ihn bloßstellende Vorgehen nicht werde zu beherrschen wissen. Auch von dem Gegensatze zwischen Belle-Isle und Fleury, von des Kardinals Abneigung gegen den Krieg war Friedrich durch seinen Gesandten Chambrier in Paris inzwischen unterrichtet. Schon gleich nach den großen Staatsratsitzungen des Juli, in denen Belle-Isle gesiegt hatte, sprach Chambrier die Ansicht aus, daß Fleury den ersten Anlaß ergreifen werde, sich aus der Verlegenheit, in die man ihn gebracht, wieder herauszuziehen. Seine Meldung, daß die Vertreter von Österreich und Toskana häufig bei Fleury gesehen würden, mahnte gleichfalls zur Vorsicht gegen Frankreich.

Freimütig aber gibt es der König in seinen Denkwürdigkeiten zu, daß die Anlässe zur Klage, die er damals gegen Frankreich gehabt, nicht erheblich genug gewesen seien, um einen Bruch zu rechtfertigen. Bei aller Gereiztheit über einige Zweideutigkeiten und einige Rücksichtslosigkeiten der französischen Diplomatie und bei allem Mißtrauen gegen die letzten Ziele ihres Ehrgeizes hat er doch in erster Linie, wie es scheint, sich durch die militärischen Rücksichten bestimmen lassen. Ausdrücklich hat er nach einem Menschenalter, in einer militärischen Denkschrift von 1775, gesagt: „Wenn die Franzosen und Bayern 1741 geradenwegs auf Wien marschiert wären, so würde die Hauptstadt nicht lange widerstanden haben, der König von Preußen würde sich sicher eilends der Donau genähert haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde Frankreich den Frieden diktiert haben." Wie richtig Belle-Isles selbstsüchtiger Wunsch, das Heer Neippergs sich vom Leibe zu halten und an Schlesien gefesselt zu sehen, im preußischen Hauptquartier erkannt wurde, beweisen die Worte Eichels: man müsse urteilen, daß die Franzosen dem Könige die Hauptlast des Krieges aufhalsen und ihn die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wollten. In einem Briefe vom 15. September, den Friedrich Anfang Oktober erhielt, bezeichnete Fleury zwar die Gründe, aus denen der König bald Winterquartiere zu beziehen wünschte, als „sehr gerecht und legitim", hielt aber diesen Gründen sehr unbefangen die Notwendigkeit entgegen, Neippergs Heer in Schlesien festzuhalten.

Noch mehr aber: diese kurzsichtige Strategie der Franzosen, die dem Feinde geflissentlich aus dem Wege ging, mußte früher oder später sich rächen. „Jetzt werdet Ihr Prag nehmen," schrieb Friedrich am 23. September an Schmettau, „und im Frühjahr werdet Ihr sicherlich gegen die Ungarn und die Truppen aus Italien zu kämpfen haben." Selbst die Russen fürchtete er dann in den Kampf eingreifen zu sehen,

denn die Schweden zeigten sich wenig geeignet, sie auf die Dauer in Schach zu halten; im ersten Waffengang waren sie jenen bei Wilmanstrand am 2. September erlegen. Unter allen Umständen war so viel mit Bestimmtheit jetzt abzusehen, daß der Koalitionskrieg sich in die Länge zog. Und einen langen Krieg hatte Friedrich nicht brauchen zu können erklärt. Mehr Sorge noch als die Vermessenheit der französischen Politik bereitete ihm die Unzulänglichkeit der französischen Kriegsführung. Er meinte sich trennen zu sollen von einer Partei, deren strategische Fehler er nicht mitbüßen wollte.

Sehr bezeichnend und sehr deutlich ist der Auftrag, den er am 7. Oktober, zwei Tage vor Abschluß der Kleinschnellendorfer Konvention, in seinem Hauptquartier dem französischen Gesandten für Belle-Isle erteilte: „Sie können dem Marschall sagen, daß ich in zehn Tagen die Winterquartiere beziehen werde, wenn der Marschall sich nicht entschließt, zur Armee zu gehen. Ich gebe zu, daß er bis jetzt in Frankfurt nötig gewesen ist, aber er ist noch nötiger bei der Armee, wo niemand ist, der gesunden Menschenverstand hat. Ich will nicht das Opfer dieser Geschichte werden, und wenn Belle-Isle nicht die Sache in die Hand nimmt, so können Sie darauf rechnen, daß der König, Ihr Herr, seine großen Ausgaben umsonst gemacht haben wird, und daß Ihre besten Truppen, die Sie in dieses Land geschickt haben, der Unentschlossenheit und Furchtsamkeit zum Opfer fallen werden. Ich für meine Person bin entschlossen, mich aus der Sache herauszuziehen, so gut es gehen wird. Ich bin nicht in der Laune, meine höchsten Interessen solchen Eseln zum Opfer zu bringen, und werde stets wenig Hoffnung auf Gelingen haben, wenn große und bedeutende Angelegenheiten von einem alten Weibe (gemeint war der bayrische Feldmarschall Törring) geleitet werden."

Friedrich scheint es für möglich gehalten zu haben, daß die so oft von ihm widerratene Heerfahrt nach Böhmen den Verbündeten schon in kürzester Zeit verderblich würde. Von Leuten, die binnen zwei Monaten als Sommergäste in einem völlig unverteidigten Lande nichts anzufangen verstanden hatten, war in der Tat kaum zu erwarten, daß sie jetzt, in ungünstiger Jahreszeit, einem kampferprobten, gut geführten Feinde das Feld halten würden. Ereilte sie in Böhmen ein nicht unverdientes Schicksal, dann schien Preußen durch die Abkunft von Kleinschnellendorf gedeckt. Hatte dagegen Neipperg bei der Verteidigung von Böhmen unerwarteterweise Unglück, so lag die Sache anders; dann, sagte ihm Friedrich bei ihrer Unterredung am 9. Oktober bedeutsam, dann müsse er, der König, an sich denken. Eine Andeutung, die auf das, was nachher geschehen ist, ein helles Schlaglicht fallen läßt.

In dem Schlußartikel des Protokolls vom 9. Oktober hatte sich

der König, um gegen die Verbündeten nicht bloßgestellt zu werden, für die Abkunft ein unverletzliches Geheimnis ausbedungen. Wie streng er dieses verstanden wissen wollte, läßt seine durch den Obersten Goltz erhobene Forderung ersehen, wonach nur die Königin von Ungarn selbst und ihr Gemahl eingeweiht werden sollten, da gar wohl bekannt sei, „daß das Secretum zu Wien nicht allemal wie sich's gebührte gehalten würde". Friedrich an seinem Teile zog nicht einmal seinen Minister Podewils in das Vertrauen. Er sagt in seinen Memoiren, daß er einen Bruch des Geheimnisses vorausgesehen und somit für alle Fälle die Möglichkeit zum Rücktritt von der Vereinbarung in der Hand behalten habe. Aber man dürfte nicht annehmen, daß die Kündigung von vornherein beschlossene Sache, oder daß die Verletzung des Geheimnisses, deren er zunächst die andere Partei anklagen mußte, die wirkliche Veranlassung der schließlichen Absage war.

Für den Hof in Preßburg war die Versuchung groß, den Schleier des Geheimnisses verstohlen zu lüften. Auf die Stimmung in Deutschland, zumal auf die Haltung der geistlichen Kurfürsten, der durch die französischen Drohungen eingeschüchterten, aber im Herzen gut österreichisch gesinnten, mußte die Kunde von der Bekehrung Preußens heilsamen Einfluß ausüben, und so darf nicht überraschen, daß die Minister Maria Theresias am Reichstage zu Regensburg die Friedensgerüchte verbreiten halfen. Dem nach Frankfurt an Belle-Isle geschickten Hofrat Koch legte zwar der Erlaß, durch den ihm Mitteilung von dem Abschlusse wurde, das strengste Schweigen auf, aber der Kurier, der den Erlaß zutrug, erzählte laut, er bringe die Nachricht von dem Frieden mit Preußen. Die alte Kaiserin Amalie vollends gab die Nachricht unmittelbar an ihren Schwiegersohn von Bayern, für den sie am wenigsten bestimmt war, und nannte als ihren Gewährsmann den Hofkanzler Sinzendorff. Von allen Seiten kamen dem Könige von Preußen zu seiner nicht geringen Verlegenheit Meldungen, aus denen er ersah, daß sein Geheimnis in aller Munde war. Seine Verbündeten bestürmten ihn mit Fragen und bald auch mit Anklagen.

Gleich auf die ersten Anhaltspunkte hin schickte er deshalb am 21. Oktober durch Goltz, sein vertrautes Werkzeug bei der ganzen Verhandlung, eine nachdrückliche Beschwerde an Lord Hyndford und ließ die Österreicher zu einer öffentlichen Ableugnung der Gerüchte auffordern. Sie erfolgte nicht.

Aber gleichzeitig schrieb doch Goltz dem Lord, die Schäferstunde für die Königin von Ungarn scheine ihm da. Man solle nicht säumen, nicht erst Weihnachten kommen lassen, sondern den Definitivfrieden sofort schließen, und wenn es morgen sein müßte.

Auch das Rundschreiben an die preußischen Gesandtschaften, durch

das der König am 4. November das Friedensgerücht wenigstens seinerseits öffentlich in Abrede stellte, darf noch nicht als sein letztes Wort in dieser Sache betrachtet werden. Ja selbst der Beitritt zu dem zwischen Bayern und Sachsen geschlossenen Teilungsvertrag und die Unterzeichnung des Bündnisses mit Bayern, zwei Akte, die nach langen Verhandlungen in den ersten Novembertagen erfolgten, können nicht als Merkzeichen für die wirkliche Kursrichtung der hin und her lavierenden Politik dieser Übergangszeit gelten, da sie von dem Könige vorerst nicht ratifiziert wurden. Er wartete eben noch ab.

Nach der Übergabe von Neiße, die am 31. Oktober verabredetermaßen erfolgte, ging Friedrich über Breslau, wo er am 7. November die Huldigung der niederschlesischen Stände entgegennahm, nach Berlin zurück. Von hier aus verfolgte er mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Sorge den Verlauf der Kriegsereignisse auf dem böhmischen Schauplatze. Alles, was er nur für den kommenden Frühling als Folgen eines Marsches nach Prag vorausgesagt hatte, schien noch in diesem Herbste eintreten zu wollen. Die beherrschende Stellung zwischen Budweis, Tabor und Wittingau, die den nordwärts ziehenden Truppen den Rücken decken sollte, wurde so unzureichenden Streitkräften anvertraut, daß sie beim ersten Angriffe der Österreicher verloren ging. Zwar rückte jetzt endlich der zweite französische Heerhaufen in Böhmen ein, den Gassion von Amberg her durch den Böhmerwald herbeiführte, aber bereits war auch bei Neuhaus das schlesische Heer zu den von dem Fürsten Lobkowitz zusammengerafften Verteidigungstruppen gestoßen. Der Großherzog Franz, der persönlich den Oberbefehl übernahm, verfügte über 36 000 Mann, die Bayern und Franzosen zählten auch nach Gassions Ankunft kaum 30 000; denn 9000 waren zur Deckung Bayerns an der Donau zurückgeblieben. Gelang es den Österreichern, rechtzeitig bei Prag einzutreffen, so war der ganze Kriegsplan der Verbündeten gescheitert und ihr Heer schwebte in der Luft. In Versailles gab man sich der ernstesten Sorge um das nach Deutschland gesandte Kriegsvolk hin. „Wir befinden uns in einer Krisis, die uns die größte Unruhe verursacht," klagte Fleury.

Unbegreiflicherweise gönnte der Großherzog dem Heere, mit dem er Prag retten sollte, zu Neuhaus vier volle Tage Erholung, und noch am 24. rastete er zu Tabor einen neuen Tag. Seine Fahrlässigkeit verdarb, was kaum zu verlieren schien. Während er auf vier Meilen Entfernung halt machte und dem Jagdvergnügen nachging, vereinigten sich vor Prag die Franzosen und Bayern mit den ihnen entgegengezogenen 19 000 Sachsen. Man schwankte im Hauptquartiere, ob die Festung sofort, wie wieder Schmettau es riet, zu stürmen sei; die französischen Generale stimmten für eine Belagerung in aller Form. Erst auf die Mahnung Belle-Isles, der krank in

Dresden lag, ward der Sturm beschlossen; in der Nacht auf den 26. teilten sich die prinzlichen Brüder, Graf Moritz von Sachsen und Graf Rutowski, der französische und der sächsische General, in den Ruhm der Ausführung. Der Feldzug war entschieden, Belle-Isles Operationsentwurf war durchgeführt in dem Augenblicke, wo die letzte Hoffnung schier geschwunden war.

Als ein bayrischer Adjutant am 29. November die Kunde von der Bezwingung Prags nach Berlin brachte, trank König Friedrich auf das Wohl des neuen Königs von Böhmen und erteilte unverzüglich einem Teil seiner in die Kreise Königgrätz, Leitmeritz und Bunzlau eingerückten Truppen den bisher immer verweigerten Befehl, zu den französischen und sächsischen Truppen zu stoßen. Zugleich beantragte er durch Valory bei dem Hofe von Versailles die Überreichung einer preußisch-französischen Kollektivnote an den König von England, ihn mit strengen Worten an genauere Einhaltung der Neutralität zu mahnen.

Dem englischen Gesandten aber ließ er am 16. Dezember eröffnen, daß er sich mit Rücksicht auf den Bruch des Geheimnisses entschlossen habe, ganz von der Kleinschnellendorfer Verabredung zurückzutreten. Und als er einige Tage darauf den Lord persönlich empfing, sagte er ihm: „Die Österreicher haben eine große Torheit begangen, sich Prag vor der Nase wegnehmen zu lassen, ohne eine Schlacht zu wagen; hätten sie Glück gehabt, ich weiß nicht, was ich getan haben würde."

Der Königin von Ungarn war es nicht zweifelhaft, daß der Erfolg ihrer Gegner, der Fall von Prag, den preußischen „Absprung" herbeigeführt habe. Und ebenso urteilte Belle-Isle, als später die geheimen Vorgänge dieses Herbstes von 1741 zu seiner Kenntnis kamen. Aber auch ein Zeuge, der in seiner dienstlichen Stellung sich beständig in der Umgebung des Königs befand, sein volles Vertrauen besaß und seine Stimmungen und Beweggründe besser als irgendein anderer kannte, auch der Kabinettsekretär Eichel hat bei einem Rückblick auf die Vorgänge nach der Konvention von Kleinschnellendorf in einem vertraulichen Schreiben an Podewils der Ansicht Ausdruck gegeben, daß erst der Umschwung der militärischen Lage zugunsten der Verbündeten die Sinnesänderung des Königs bewirkte.

Beide, der Kabinettsekretär und der Minister, wie fast die ganze Umgebung des Königs, hatten mit dem französischen Bündnis sich nie befreunden können und wünschten nichts sehnlicher als den Ausgleich mit dem Wiener Hofe. Aber ein unbefangener Beobachter wird nicht in Abrede stellen können, daß die Kleinschnellendorfer Abkunft nicht bloß geeignet war, den Ruf des jungen Königs und seiner Politik bei Freund und Feind bloßzustellen, sondern daß sie

auch, politisch durch keine Nötigung geboten, ein Wagnis und ein Fehler war. Wäre es den Österreichern gelungen, Prag vor ihren Gegnern zu erreichen, so würden allem Ermessen nach die Franzosen, die Bayern und vollends die Sachsen den Kampf als aussichtslos aufgegeben haben. Hätte alsdann die lose Abrede, die am 9. Oktober getroffen war, für den König von Preußen irgendwelche Sicherheit geboten? Eine Abrede, von der gleich nach der Begegnung auf dem Schnellendorfer Schlosse Neipperg nach Wien schrieb, daß die Königin zu nichts verpflichtet sei, wenn sie nicht bis Ende Dezember einen Vertrag eingehe! Ihre innersten Gedanken hatte Maria Theresia kurz vor der Abkunft ihrem Feldmarschall mit der Weisung anvertraut, der große Hauptzweck sei, das Heer nach Österreich, nach Mähren oder Böhmen zu bekommen: „Ich würde sehr wünschen, daß Sie die Unterschrift des Königs hätten, ohne daß wir von unserer Seite etwas unterzeichneten, denn das möchte ich vermeiden, solange ich es könnte; ihm Niederschlesien abtreten, das verursacht mir Übelkeiten."

Kurz, von welcher Seite man dieses Abkommen betrachten mag, immer wird es unsicher und bedenklich erscheinen. Wenig gewählt waren denn auch die Auskunftsmittel, die hier aufgeboten wurden, alle die Handgriffe, mit denen vor und nach dem entscheidenden Tage den Verbündeten der Zusammenhang verschleiert werden sollte. Und klein war schließlich der Gewinn aus diesem versteckten Spiele: ungestörte Winterruhe, die Schlüssel einer einzigen, im Grunde nicht widerstandsfähigen Festung. Für die Konvention von Kleinschnellendorf mag das sonst ungerechtfertigte Wort Hyndfords gelten, daß dieser Fürst den kleinsten augenblicklichen Gewinn den wichtigsten und dauerndsten Vorteilen der Zukunft vorziehe.

Durch eine Verhandlung, in der wie in keiner anderen Augenblicksrücksichten und menschliche Übereilungen den Ausschlag gegeben haben, war ein Ergebnis von großer welthistorischer Bedeutung gesichert worden. Österreichs Zukunft war gerettet. Der, welcher die stolze alte Macht an den Rand des Abgrundes gedrängt, war, indem er den Arm für einen Augenblick sinken ließ, ihr Beschirmer und Wohltäter geworden; die klassisch gebildeten Engländer erinnerten sich der Lanze des Achill, die zugleich verwunde und heile. Wie oft hat Friedrich nachmals vom Schicksal es sich ersehnt, dem Todfeind die Pharsalusschlacht schlagen zu können. Eine Gelegenheit, wie er sie im Herbst 1741 aus der Hand gab, indem er Neippergs Heer, das einzige Feldheer Österreichs, ohne Schlacht, ohne Verfolgung, ganz unbehelligt abziehen ließ, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Knoten seiner Geschicke war jetzt geschürzt.

Vierter Abschnitt

Feldzug und Friede von 1742

Noch nie hatte der politische Einfluß Frankreichs einen weiteren Bereich ausgefüllt, als zu Ausgang des Jahres 1741. Schon ward dem alten Kardinal Fleury bei diesem Übermaße des Erfolges fast bange; schon äußerte er die Besorgnis, daß das Schreckgespenst der französischen Universalmonarchie von den Feinden Frankreichs wieder wie in den Tagen Ludwigs XIV. an die Wand gemalt werden könne. Frankreich, vordem die Zielscheibe so vieler Sammelangriffe, stand jetzt selbst an der Spitze eines großen europäischen Trutzbundes. Noch vor sechs Jahren hatte der greise Held Eugenius wie ein Heerkönig der Deutschen die Reichsvölker zum Kampf gegen den alten Feind deutscher Nation an den Rhein geführt: jetzt kämpften die mächtigsten Reichsfürsten an der Seite eben dieses Erbfeindes, die Preußen, Bayern und Sachsen teilten mit den Franzosen die Winterquartiere in einem deutschen Kurlande. Der Reihe nach waren seine alten Bundesgenossen dem Wiener Hofe entfremdet, und der stolze Britenkönig hatte in kläglicher Selbsterniedrigung um Schonung für das Stammland seiner Väter flehen müssen. Die beiden Nationen an den entgegengesetzten Enden des Erdteils, die so lange der Schrecken Mitteleuropas gewesen waren, die Spanier und die Schweden, leisteten der französischen Politik Schildknappendienste. Und wenn zu Beginn des Jahres Marschall Belle-Isle geglaubt hatte, die Getreuen im Osten klein und groß zu einer Gesamterhebung gegen den moskowitischen Nachbarn veranlassen zu müssen, so war dem glücklichen Frankreich jetzt auch dieser Gegner nicht mehr gefährlich; auch an der Newa heimste die französische Staatskunst jetzt eben einen großen Gewinn ein.

Allgemein wurde angenommen, daß der französische Gesandte La Chetardie der Anstifter der Verschworenen gewesen sei, aus deren Händen die Großfürstin Elisabeth Petrowna in der Nacht auf den 6. Dezember 1741 die Zarenkrone entgegennahm. Doch dem war nicht so. Wohl hatte der schöne, bestrickende Marquis seit einem Jahre mit der Zarewna in Verhandlung gestanden, und die von Versailles her betriebene schwedische Kriegserklärung war von Elisabeth und ihrem Anhange vorher gutgeheißen und dann freudig

begrüßt worden, weil bei dem siegreichen Vordringen des Landesfeindes die Beseitigung der johanneischen Linie des Zarenhauses, der Sturz des jungen Kaisers Iwan und seiner Mutter, der Regentin Anna, zu erhoffen stand. Aber das geforderte schriftliche Versprechen, den Schweden bei dem künftigen Friedenschlusse das zu Nystad verlorene Küstenland zurückzuerstatten, hatte die Tochter des großen Eroberers sich durch La Chetardie und den Schweden Nolcken nicht abschwatzen lassen. Und jetzt, am Morgen des 6. Dezember, war niemand überraschter als der französische Gesandte. Die Palastrevolution war das Werk der Männer, die da wünschten, daß Petersburg im Meeresgrunde läge, damit sie nach Moskau in die Nähe ihrer Güter zurückkehren könnten. Ohne La Chetardie zu fragen, war seine Schutzbefohlene mit ihren Woronzow und Lestocq, dem ihr verwandten Bojaren und dem deutschen Leibarzt, selbständig zu rascher Tat geschritten. Wer hätte dieser Prinzessin die Verschlagenheit gegen Freund und Feind zugleich zugetraut? Zu einer Verschwörerin sei Ihre Hoheit zu dick, so hatte noch jüngst der Engländer Finch geurteilt, indem er sich aus seinem Shakespeare des hageren Cassius mit dem hohlen Blick erinnerte.

Jedenfalls durften La Chetardie und seine Gebieter mit dem Ergebnis der neuen Schreckensszene, die sich im Winterpalais zu Petersburg abgespielt hatte, zufrieden sein, und jeder Nichteingeweihte, auch der König von Preußen, staunte ob der neuen Leistung der französischen Staatskunst. Einer der bourbonischen Prinzen aber, der ehrgeizige Conti, schmeichelte sich bereits mit der Hoffnung, der Selbstherrscherin aller Reußen die Hand zum Ehebunde reichen zu dürfen.

Wenn man in Rußland einen Kaiser stürzen half, in Deutschland einen Kaiser erhöhte, ließ sich eine glänzendere politische Rolle für Frankreich da noch erdenken?

Der Wahltag zu Frankfurt am Main verlief, nachdem die im Herzen widerstrebenden Kurfürsten sich gebeugt hatten, in beschleunigter Gangart und ohne Zwischenfall. Am 4. November, am Tage des heiligen Karl, dem zu erwählenden Fürsten zu Ehren, wurden mit dem Beschlusse, das zwischen Karl Albert und Maria Theresia umstrittene böhmische Votum für diesmal ruhen zu lassen, die „wirklichen Präliminarkonferenzen“ eröffnet, und der 24. Januar, der Geburtstag des mächtigsten der Wähler, des brandenburgischen Kurfürsten, wurde für den feierlichen Wahlakt festgesetzt.

Doch noch ehe der große Tag da war, hatte der Fürst, dem die Kaiserkrone winkte und der mit einem Königsdiadem sich jüngst bereits geschmückt hatte, den Wechsel des Glücks an sich erfahren, ein Winterkönig gleich jenem früheren wittelsbachischen Träger der Wenzelskrone. Es geschah, wie der König von Preußen es voraus-

gesagt hatte. Kaum daß die Franzosen und Bayern aus dem Donautale nach Böhmen abgerückt waren, so überfluteten, von Khevenhüller entsandt, magyarische Reiterschwärme, plündernd und sengend wie einst in den Tagen der Ludolfinger, das Bayerland.

„Lieber und getreuer Khevenhüller," also schrieb Maria Theresia an ihren Feldmarschall, indem sie ihm ihr Bildnis und das ihres jungen Sohnes, des zehn Monate alten Erzherzogs Joseph, sandte, „hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinest Du, will aus diesem Kinde werden? Sieh, Deine gnädige Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getraust. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; tue, was Du recht zu sein glaubst; sei blind in Verurteilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Taten und sei versichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl!"

Tränen erstickten die Stimme des Feldmarschalls, als er bei offener Tafel diese Worte seinen Kriegsleuten vorlas, begeistert erhoben sich alle zu erneutem Treuschwur, die Schwerter fuhren aus der Scheide, die Lippen preßten sich auf das Eisen, dann flog der Kuß dem Bilde der angebeteten Herrscherin zu. Schnell pflanzte sich der Jubel durch das ganze Heer fort. So begann der Feldzug von 1742. Die Zeit brach an, von der Maria Theresia demütig bekannt hat, daß da zuerst der starke Arm Gottes augenscheinlich für sie sich habe spüren lassen.

Die Österreicher, insgesamt jetzt bereits an die 60 000 Mann stark, standen in drei Heerhaufen, unter Khevenhüller zwischen Enns und Inn, zwischen Budweis und Tabor unter Neipperg und zwischen Iglau und Neuhaus unter dem durch die Sachsen aus seiner Stellung bei Deutschbrod zurückgedrängten Fürsten Lobkowitz. Ihnen gegenüber bildete den äußersten rechten Flügel der Verbündeten die französische Besatzung von Linz, 10 000 Mann stark; das Hauptheer, in der festen Stellung bei Pisek in dem Winkel zwischen Wottawa und Moldau, zählte, nachdem die Bayern in die bedrohte Heimat zurückgeeilt waren, nur noch 11 000 Mann. Weitere 4000 Franzosen, die Division Polastron, vermittelten über die Sazawa hin die Fühlung mit 19 000 Sachsen bei Deutschbrod. Diesen zur Rechten standen, bis Chrudim und Hohenmauth vorgeschoben, die 12 000 Preußen des Erbprinzen von Dessau, und endlich hatte sich Ende

Dezember der Feldmarschall Schwerin mit 15 000 Mann in den Besitz von Troppau und Olmütz gesetzt.

Gerade da der Gegner sich zum Angriffsstoß anschickte, übernahm den Oberbefehl über die Franzosen an Belle-Isles Stelle der Mann, dessen Führung in den nächsten anderthalb Jahren Unglück auf Unglück über die französischen Heere bringen sollte, der alte Marschall Broglie. Schon im italienischen Feldzug von 1734 war er den ihm gestellten strategischen und organisatorischen Aufgaben durchaus nicht gewachsen gewesen, und unverträglich und rechthaberisch hatte er sich mit dem an seiner Seite kämpfenden Könige von Sardinien nie zu verständigen gewußt. Jetzt war er alt und gebrechlich, durch Schlaganfälle gelähmt und geistig stumpf, aber so hochmütig und aufgeblasen wie je. Der König von Preußen kannte den schwierigen alten Herrn von seinem Besuche in Straßburg her[1]). Er war auf das äußerste befremdet, daß just auf diesen Mann die Wahl Fleurys fallen mußte; er beschwor Fleury „bei der Ehre der französischen Truppen", dem Heere den bisherigen Führer, den Marschall Belle-Isle, wiederzugeben. Bei dem Kardinal freilich hatte eine Vorstellung gegen den ausgesprochenen Günstling keine Aussicht auf Erhörung.

Durch die ersten schnellen Erfolge der österreichischen Waffen sah der König von Preußen seine schlechte Meinung von dem neuen Feldherrn nur bestätigt. Er schrieb an Belle-Isle: „Helden unter Belle-Isle, sind die Franzosen unter Broglie Kujone"; es sei zu fürchten, daß man an der Sazawa die zweite Auflage der Secchia erlebe. Daß dort Broglie in seinem Lager von den Österreichern sich hatte überfallen lassen und unter so ergötzlichen Umständen geflüchtet war, das war dem lachlustigen Spötter ewig unvergessen.

So hart es ihrem Stolz und ihrer Empfindlichkeit ankam, die Franzosen sahen sich genötigt, wollten sie des Angriffes der Österreicher sich erwehren, bei diesem unbequemen, schnell aburteilenden und herrischen Könige ihre Zuflucht zu suchen. Es galt die Rettung von Bayern, und mehr noch, die Rettung der bereits abgeschnittenen und umstellten französischen Besatzung von Linz.

Broglie forderte am 5. Januar durch Polastron die Sachsen und die Preußen auf, sich mit der den ersteren zugeteilten französischen Division zu einem Angriff über Iglau gegen das Lobkowitzsche Korps zu vereinigen; er selbst erklärte, in diesem Falle dem Grafen Neipperg zu Leibe gehen zu wollen. Belle-Isle in Frankfurt versprach ihm, den Antrag bei König Friedrich zu unterstützen.

In seinem Briefe an den König vom 9. Januar sprach er die bestimmte Erwartung aus, daß die Sachsen mit der ihnen zugeteilten

[1]) S. 222.

französischen Division dem Fürsten Lobkowitz von Deutschbrod nach Iglau folgen würden; aber das wesentliche sei, was Broglie zur Befreiung der in Linz eingeschlossenen Besatzung und zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit Bayern zu tun habe und ohne Zweifel tun werde. Ehe ein räsonabler Entwurf für die Operationen des nächsten Feldzugs sich aufstellen lasse, müsse man den Ausgang der Bewegungen dieser verschiedenen Korps abwarten. „Aber was auch sich ereignen mag, der Vorsatz Eurer Majestät, Mähren von der Olmützer Seite aus anzugreifen (was der König früher als seine Absicht für den Beginn des Frühlings ausgesprochen hatte) und sich gleichzeitig auf den anstoßenden Teil von Niederösterreich auszudehnen, kann nur sehr konvenabel sein; denn da die Sachsen auch den oberen Teil Mährens, der mit Iglau Böhmen berührt, anzufassen im Begriff sind, so ist es nicht möglich, daß die Österreicher in Mähren standhalten können. Sie werden sich wahrscheinlich damit begnügen, Brünn und ein paar Schlösser zu verteidigen. Es wird an den Truppen des Königs von Frankreich und an den Bayern sein, Oberösterreich wieder einzunehmen und den Feind vor sich herzustoßen, sowohl diesseits wie jenseits der Donau, bis man mit den Truppen Eurer Majestät auf dieselbe Höhe kommt, um dann über diesen Fuß Verbindungsbrücken zu schlagen und von beiden Seiten auf Wien zu marschieren." Belle-Isle schloß mit der Bitte um Befehle an Schwerin und Prinz Leopold, ihren Vorstoß nach Mähren fortzusetzen, ihre „Pointe" in Mähren zu „poussieren".

Seinem Nachfolger im Heeresbefehl drückte Belle-Isle die Befürchtung aus, daß man bei den Preußen keine „Gelehrigkeit" finden, daß der König zu dem vorgeschlagenen Winterfeldzuge nicht geneigt sein werde.

Gegen die Erwartung sagte Friedrich zu. Sein Schmettau, der schon in den letzten Tagen des alten Jahres die Wegnahme von Iglau befürwortet hatte, unterstützte den Vorschlag der Franzosen sehr wirksam, indem er die Vorteile der Winterquartiere schilderte, die das preußische Heer dort in Mähren erwarteten. Des Königs eigenster Entschluß aber war es, daß er sogar sein persönliches Erscheinen auf der Stätte der Gefahr ankündete. Dafür verlangte er, daß das sächsische Heer mit der Division Polastron für den Angriff auf Iglau gegen Lobkowitz unter seinen Befehl gestellt werde; denn, so schrieb er an Belle-Isle, ein König von Preußen dient nicht unter einem anderen, er muß kommandieren, wo immer er erscheint.

Am 18. Januar morgens, nur vier Tage nach Eingang des französischen Hilfsgesuches, verließ der König seine Hauptstadt. Tags darauf früh um elf Uhr war er in Dresden. Eine Galatafel, eine Festoper, ein Maskenball standen dem zu kaum vierundzwanzigstündigem Besuch angemeldeten Bundesgenossen bevor. Zwischen

dem Mahle und dem Schauspiele wurden ein paar Nachmittagstunden erübrigt, um des Rats zu pflegen.

König August hatte der gemeinsamen Beschlußfassung insofern bereits vorgegriffen, als er durch seinen Bruder, den Grafen Moritz von Sachsen, den französischen Generalleutnant, für den Gedanken gewonnen worden war, die sächsischen Truppen zu dem französischen Hauptkorps stoßen zu lassen, sei es für den Angriff, sei es für die Verteidigung. Freudig stimmte Broglie zu (18. Januar); denn wenn ihm die Sachsen jetzt freiwillig ihre Heeresfolge für ein Vorgehen gegen die Mitte der österreichischen Stellung anboten, so erschien das weit vorteilhafter, als der anfänglich von ihm vertretene Plan eines Vorstoßes der Sachsen und Preußen gegen Iglau. Nichts konnte mithin dem Dresdener Hofe und der französischen Heeresleitung unbequemer kommen, als daß gerade in diesem Augenblicke der König von Preußen die Urheber des ursprünglichen Planes beim Worte nahm. Allerdings aber ging Friedrich in dem Vorschlag, den er zu Dresden vertrat, über den ersten Plan Broglies noch hinaus. Er empfahl nicht bloß den preußisch-sächsischen Angriff gegen Iglau, er suchte in der Richtung des Vorschlags von Belle-Isle die Sachsen auch für einen noch weiteren Vorstoß in das Mährische hinein, für die sofortige Eroberung des von ihnen beanspruchten Königreichs, zu gewinnen. Graf Moritz, kurz vor dem Könige von Preußen aus dem Hauptquartier Broglies bei den Verwandten in Dresden eingetroffen, widersprach dem einen wie dem anderen Vorschlage auf das entschiedenste; er machte vor allem die Schwierigkeiten der Verpflegung geltend. Graf Brühl fürchtete sich, den König von Preußen zum Äußersten zu treiben, der eine stürmische Beredsamkeit aufbot und voll Unmut, drängend und drohend, schließlich ein Protokoll über diese Besprechung und alle ihm hier in den Weg gelegten Schwierigkeiten aufgenommen wissen wollte. König August aber hörte Reden und Gegenreden geduldig an und atmete erleichtert auf, als ihm der Beginn der Oper gemeldet wurde. „Hätte es zehn Königreiche zu erobern gegeben," spottete Friedrich, „sie hätten ihn nicht mehr gehalten." Ohne Ergebnis ward die Beratung abgebrochen.

Gleich darauf traf ein Kurier aus Prag ein: der französische Armeeintendant Sechelles machte sich anheischig, den sächsischen Truppen Brot zu liefern; der Haupteinwand war beseitigt. Als der dem Könige aus Berlin gefolgte Marquis Valory während der Oper die Nachricht aus Böhmen ihm kundgab, rief Friedrich, aus seinem Sessel in die Höhe schnellend: „Wie mich das freut; ich bürge Ihnen dafür, daß alles gut gehen wird."

Am Morgen des 20. früh um sieben Uhr war der Beichtvater der Königin von Polen Friedrichs Gast beim Frühstück, denn der

König wußte, wie viel auf diesen Mann am Dresdener Hofe ankam. Seine Erklärung, er würde niemand lieber als dem Pater Guarini den Erfolg seiner hiesigen Verhandlung verdanken, verfehlte ihre Wirkung nicht. Guarini, so mißtrauisch gegen den protestantischen Nachbarn er war und blieb, begab sich zu seinem Gebieter und brachte alsbald die frohe Kunde zurück, daß König August seine endgültige Einwilligung gegeben habe. Die preußischen und sächsischen Truppen sollten zunächst gemeinsam Iglau besetzen, dann sollten die Sachsen als rechter Flügel des Heeres nach Südböhmen vorgehen, zum mindesten aber bei Iglau stehen bleiben und die Flanke des preußischen Heeres decken.

Früh um zehn Uhr verließ Friedrich Dresden, mit dem Erfolge seines Besuches wohl zufrieden. Tags darauf war er in Prag und verhandelte mit Sechelles. Der Graf von Broglie war in Pisek geblieben.

Hier in Prag erreichte den König die Nachricht von neuen Mißerfolgen seiner Verbündeten. Am 17. Januar hatte Graf Törring die kleine bayrische Grenzfeste Schärding den Österreichern wieder zu entreißen gesucht; der klägliche Ausgang bewies die unbedingte Überlegenheit der österreichischen Waffen. Das Gefecht war das erste in einer ganzen Reihe ähnlicher, und bald spottete Freund und Feind über diesen kaiserlichen Feldmarschall, der einer Trommel gleiche, denn man höre von ihm immer nur, wenn er geschlagen werde. Die Folge der Niederlage bei Schärding war die Kapitulation von Linz. Graf Segur mit seinen 10 000 durfte frei abziehen, mußte aber geloben, ein Jahr hindurch gegen die Königin von Ungarn nicht die Waffen zu führen. Der nächste Zweck der beabsichtigten Diversion nach Mähren, die Entlastung des französischen Donauheeres, war damit von vornherein verfehlt.

Über Glatz, das soeben bis auf die Zitadelle von dem Erbprinzen von Dessau genommen war, begab sich der König auf schneebedeckten Gebirgspfaden nach Olmütz. Unterwegs zu Landskron kam es zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den sächsischen Generalen und ihrem nunmehrigen Oberbefehlshaber. „Nachdem ich in Dresden alles erhalten, verweigert man mir alles in Mähren," so klagte Friedrich dem neugewählten Kaiser. Wieder war Graf Moritz von Sachsen der vornehmste Widersacher des preußischen Feldzugsplanes; des Königs zuversichtliche Versicherung, daß Iglau von den Österreichern beim Anmarsche der Verbündeten geräumt werden würde, nahm er mit kühlem Zweifel auf und suchte seine Halbbrüder, den Ritter von Sachsen und den Grafen Rutowski, von der Aussichtslosigkeit der ihnen zugemuteten Bewegungen zu überzeugen. Aber der Erfolg gab dem König von Preußen recht. Am 10. waren bei Groß-Meseritsch 15 000 Preußen mit etwas über

16 000 Sachsen und nicht voll 3000 Franzosen vereinigt; am 15. besetzte man Iglau ohne Widerstand.

Waren bis dahin die sächsischen Generale ihm wohl oder übel gefolgt, so wies jetzt Graf Rutowski einen Befehl seines Königs vor, laut dessen er umzukehren hatte. Nur durch die entschiedene Erklärung, in diesem Falle die Verbündeten ihrem Schicksale überlassen und sich nach Schlesien zurückziehen zu müssen, erzielte Friedrich in Dresden die Zurücknahme des Befehls. Er schrieb an Rutowski, daß er dem König von Polen keine große Verpflichtung zu schulden glaube, wenn jener seine Truppen marschieren lasse; nicht er wolle Mähren erobern, sondern der König von Polen, und somit müsse vielmehr dieser einem Fürsten sich verpflichtet fühlen, der in eigener Person gekommen sei, ihn in den Besitz von Mähren zu setzen.

Es war nicht bloß die Unlust zur Teilnahme an den Lasten und Gefahren eines Winterfeldzugs, was die Sachsen dem Plane des Königs von Preußen immer neue Hindernisse in den Weg legen ließ. Eifersucht und Mißtrauen wirkten mit. Und nicht ohne Grund; denn der preußische Plan hatte auch seine politische Seite.

König Friedrich schrieb in diesen Tagen von Olmütz aus seinem Minister Podewils, daß er sich an der Spitze von 60 000 Mann als den Schiedsrichter betrachten dürfe; so wie jetzt die Sachsen zwischen den preußischen Heeren stünden, könne Frankreich trotz aller Macht ihn nicht fangen und nicht anders Frieden schließen, als wie Preußen es wolle. Unter dem Gesichtspunkt, daß Frankreich deshalb große Rücksicht auf ihn nehmen müsse, war ihm die Kapitulation von Linz nicht einmal unerwünscht. Sein Mißtrauen gegen Frankreich ging so weit, daß er in Holland unter der Hand Rüstungen befürworten ließ, um für alle Fälle einen Helfer gegen seinen derzeitigen Bundesgenossen aufbieten zu können.

Dieser Marsch nach Mähren, durch den Sachsen in militärische und mithin auch in politische Abhängigkeit von Preußen kam, war nun Friedrichs Gegenzug gegen die ihm nicht verborgenen Hintergedanken Frankreichs bei Aufnahme des Dresdener Hofes in die Koalition. Derselbe Graf Moritz, den Friedrich jetzt überall auf seinen Wegen traf, hatte vor der Entscheidung im vorigen Sommer seinen noch schwankenden königlichen Bruder mit beredten Worten bestürmt, die ihm von Frankreich zugedachte Rolle eines Hüters des deutschen Gleichgewichts anzunehmen; wenn Sachsen sich an Frankreich und Bayern nicht anschließe und eng anschließe, so werde der König von Preußen innerhalb der Allianz zu mächtig sein und bei den Verhandlungen und allerwärts den Ton der Überlegenheit anschlagen. So wurde auch jetzt der französische General aus wettinischem Blute, in welchem der Gedanke der französisch-sächsischen Interessengemeinschaft gegen Preußen seinen geborenen Vertreter

fand, nicht müde, seinen alten Landsleuten zu predigen, daß Frankreich ihr wahrer Verbündeter sei, daß der König von Preußen sie nur verderben und sich selber — das also durchschaute der Graf sehr wohl — zum Schiedsrichter in Deutschland aufwerfen wolle. Nicht anders als Moritz faßten die Vertreter des Dresdener Hofes in Paris die Aufgabe Sachsens auf. Das Bündnis mit Frankreich bezeichnete dort Graf Loß dem hannoverischen Gesandten Hardenberg als das beste Mittel, „sich gegen Preußen zu prospizieren", und Graf Poniatowski forderte denselben Diplomaten im Vertrauen auf, im Verein mit ihm dem Kardinal Fleury zu „insinuieren", daß Frankreich nicht sein Interesse darin sehen könne, den Anwachs der preußischen Macht zu befördern.

Als König August nun den Befehl zur Trennung seiner Truppen vom preußischen Heere widerrief, schrieb Moritz an den Grafen Brühl lakonisch die eine Zeile: Ihr habt keine Armee mehr.

Das eine setzte Graf Moritz wenigstens durch, daß keine französischen Truppen länger unter dem verhaßten preußischen Oberbefehl blieben. Polastron erhielt den Befehl, von Iglau sich mit seiner Division an die französische Hauptmacht heranzuziehen. Ganz entrüstet schrieb König Friedrich am 11. Februar an Broglie, er wolle in die Erörterung des Falles nicht eintreten und sich nicht über den schlechten Dank aufhalten, den die Zurückziehung der französischen Truppen im Augenblicke des Vormarsches der Verbündeten verdiene: „Das vergrößert das Kapitel der starken Stücke und wird nicht verfehlen, meinen Eifer für die gemeine Sache mächtig anzufachen." Mit schneidender Ironie setzte er hinzu: „Nach der Verstärkung durch das Korps des Herrn von Polastron werden wir ohne Zweifel bald von den glänzenden Erfolgen hören, die Ihre Unternehmungen haben werden." Dem Kaiser aber klagte er selbigen Tages, er habe die Feinde des Herrn von Belle-Isle, die Sachsen und die Österreicher zu bekämpfen: „Das ist viel auf einmal."

Ebenso wie hier Friedrich, urteilte der französische Gesandte Valory. Offen nahm er die Partei des Königs von Preußen gegen Broglie und Moritz, der dem Marschall aus Haß gegen Belle-Isle den Kopf verdreht habe. Ein sehr eindringliches und gereiztes Schreiben Valorys, in welchem der Generalleutnant dem Marschall ziemlich unverblümt sein widerspruchsvolles, von Launen und Abneigungen bestimmtes Verhalten vorwarf, war in Broglies Augen der offenbare Beweis der Insubordination im Heere. Und wie hätte die gegenseitige Eifersucht der beiden Marschälle anders als lähmend auf die Disziplin wirken können? Hie Broglie, hie Belle-Isle, so tönte es im französischen Lager. Moritz aber frohlockte, daß der Belle-Isle unten durch sei in Paris und bei Hofe, und rühmte sich, daß er nicht wenig dazu beigetragen habe, ihn zu entlarven:

„Der Kardinal hat gesagt, ich hätte ihn mit den richtigen Farben abgemalt."

Der Graf von Sachsen, in welchem der Held von Fontenoy, Rocoux und Lafeld sich noch nicht offenbart hatte, ist nachmals der aufrichtige Bewunderer des 1742 so leidenschaftlich von ihm angegriffenen Feldherrn geworden; der König von Preußen seinesteils hat seinem Widersacher von ehedem, als sie in freundschaftlichem Briefverkehr ihre Ansichten über ihr Fach auszutauschen begannen, eine Art Ehrenerklärung gegeben, indem er in einer Selbstkritik die Strategie seiner frühesten Feldzüge wegen ihrer Neigung zu weit ausgreifenden Vorstößen, zu Pointen, getadelt hat. Indes wird man nicht den Feldzugsplan von 1742 an sich, sondern nur seine Durchführung bemängeln dürfen.

Im Anfang behielten Friedrichs strategische Berechnungen recht. Der Vormarsch der Preußen und Sachsen nach Mähren genügte, die österreichische Kriegsführung für einige Wochen in einen Zustand der Unschlüssigkeit, der Lähmung zu versetzen. Die schwachen französischen Streitkräfte in Böhmen gewannen eine Erholungspause. Khevenhüller erhielt aus Wien den Befehl, 10—12 000 Mann, zwei Drittel davon reguläre Truppen, aus Bayern zurückzusenden. Ein Kriegsrat, den der junge Prinz Karl von Lothringen, inzwischen an Neippergs Stelle getreten, am 4. März zu Neuhaus versammelte, stimmte für den Abmarsch an die Donau zum Schutze von Niederösterreich, ganz wie Friedrich es angenommen hatte. Der erkrankte Feldmarschalleutnant Browne, zur schriftlichen Meinungsäußerung aufgefordert, widersprach. Böhmen sei die Braut, um die der Streit entbrannt sei. Darum gelte es, den Franzosen zu Leibe zu gehen. In Wien, wohin der schwankende Feldherr sich nun um Rat wandte, der gleiche Zwiespalt der Meinungen. Bis endlich die Königin persönlich für den Marsch gegen die Preußen und Sachsen entschied. Da aber Karl gleich darauf wieder den Befehl erhielt, nach eigenem Ermessen zu handeln, so begannen seine Zweifel von neuem. Darüber ging der März fast zu Ende. Erst am 26. wurde in Wien die Notwendigkeit erkannt, durch eine gemessene Vorschrift dem unschlüssigen Hauptquartier die Verantwortung abzunehmen: der Prinz erhielt den Befehl, unter Zurücklassung von nur 10 000 Mann nach Mähren zu marschieren.

Dort hatte nun inzwischen — eine unbeabsichtigte Wirkung, ein verdienstloser Erfolg des österreichischen Zauderns — die Invasion ihre Kräfte bereits aufgebraucht. Es zeigte sich, daß mit der einfachen Besetzung von Landstrecken noch nichts entschieden war. Ob immer bei den Verbündeten als ein tollkühner Neuerer, als Verächter der überlieferten Methode verschrien, hat der König von Preußen die letzte Konsequenz seines verwegenen Vorstoßes, seiner

„Pointe", doch nicht gezogen. Daß das verbündete Heer an den Grenzen Niederösterreichs mitten im Anlaufe halt machte und ins Leere hineinstarrte, statt den Feind zu suchen, wo er zu finden sein mochte, das hat im letzten Grunde den mährischen Feldzug von 1742 scheitern lassen. Das Requisitionssystem, das man hier in Mähren zur Ergänzung der gewohnten Magazinverpflegung in ausgedehntem Maße anwandte, bewährte sich, solange man vorrückte; es mußte seiner Natur nach versagen, sobald man halt machte, sich dauernd in Mähren einlagerte und mit der Einschließung der Festung Brünn und der Abwehr der ungarischen Insurrektionstruppen aufhielt.

Schwerin, wie im Vorjahr für das Wagen und Vorstürmen, riet, Brünn durch einen Handstreich wegzunehmen; der König hielt es für untunlich. Schwerin riet, mit 10 000 Mann nach Preßburg zu marschieren; der König verwarf auch dies. Wohl aber ist er Ende Februar der Meinung gewesen, daß er tiefer nach Niederösterreich, bis an die Donau, vorstoßen und dort dem Feinde eine Entscheidungschlacht liefern müsse. Da war es Schmettau, der Urheber des mährischen Feldzugsplanes, welcher Bedenken erhob. In eingehender Begründung bemühte er sich, am 1. März den König zu überzeugen, daß man die Entscheidung hinausschieben müsse. Sie aufzusuchen würde im Augenblicke niemand als dem Feinde frommen, der nur durch eine gewonnene Schlacht sich schmeicheln dürfe, seine Sache noch zu retten. Dem Invasionsheer dagegen sei im gegenwärtigen Augenblicke der Erfolg nicht sicher; nur bei Zusammenziehung aller Streitkräfte werde man gegen die Österreicher an der Donau etwas Erhebliches ausrichten können; dann aber könne sich inzwischen die ganze ungarische „Racaille", über die March ausschwärmend, um und in Brünn, der von dem General Seher mit Geschick und rücksichtsloser Entschlossenheit verteidigten Festung, einnisten. Schmettau riet deshalb, noch sechs Wochen zu warten, und zwar unter der Beschränkung auf die Tayalinie. Mittlerweile würden die Verstärkungen der Franzosen, zwei neue Heereskörper, zur Stelle sein; auch der Nachschub, den der König selbst heranziehen konnte; endlich Geschütz für die Berennung von Brünn.

Der König nahm den Rat an. Er befahl dem Erbprinzen von Dessau, die in Schlesien liegenden Regimenter zwischen Ratibor und Troppau zusammenzuziehen, und dem alten Fürsten Leopold, mit den während des vorigen Sommers im Göttiner Lager von ihm befehligten Truppen bis Ende April nach Jägerndorf zu marschieren: er solle alsdann nach Ungarn eindringen.

Nun aber erhöhten sich in Mähren von Tag zu Tag die Schwierigkeiten der Verpflegung, um so mehr, als die Quartiere, um sie gegen die fortwährenden Belästigungen durch das ungarische Aufgebot

und die fanatisierte Bevölkerung zu sichern, enger aneinander gezogen wurden. Schon gab Schmettau am 13. März selber zu, daß unter diesen Umständen eine Schlacht das geratenste sei. Der König versah die einzelnen Waffen mit genauen Vorschriften für den Tag des Kampfes. Doch war nicht mehr die Rede davon, dem Feind weiter entgegenzugehen; bei Pohrlitz, wo die Straßen von Iglau und Znaym nach Brünn sich vereinigen, dachte Friedrich sich dem Anmarsche der Österreicher in den Weg zu legen.

Binnen drei Wochen werde man sicher eine Schlacht haben, schrieb der König am 16. März dem Ritter von Sachsen, der anstatt des mißvergnügt nach Dresden zurückgekehrten Grafen Rutowski den Befehl über die sächsischen Truppen übernommen hatte. Ende des Monats aber, gerade in den Tagen, da Karl von Lothringen seinen Vormarsch begann, erklärte der sächsische General, daß er nur noch über 8000 Mann verfüge. Friedrich hatte mit einigen aus Schlesien herangezogenen Verstärkungen 26 000 zur Stelle. Er hielt es für gewagt, mit dieser kleinen Zahl sich dem Feinde entgegenzustellen.

In solcher Lage erhielt der König am 1. April aus dem französischen Hauptquartiere die Nachricht, daß das Heer des Prinzen Karl von Lothringen, dessen Angriff er erwartete, sich von Krems aus vielmehr gegen die Quartiere der Franzosen zu wenden scheine. Es war ein Gerücht, das von österreichischer Seite zur Täuschung der Gegner ausgesprengt war; das Ziel ihrer Bewegungen blieb nach wie vor Mähren. Broglie aber, der sich gefährdet glaubte, bat dringend, ihm die Sachsen zur Verstärkung zu senden. Nicht ungern ergriff Friedrich zur Räumung seiner unhaltbar gewordenen Stellung in dem bereits fast einer Einöde gleichenden Lande einen Anlaß, der ihm von den Verbündeten selbst an die Hand gegeben wurde. Broglie hatte keineswegs mit den Sachsen auch die Preußen zum Abzuge aus Mähren zu veranlassen gedacht; aber tags nachdem Friedrich dem sächsischen General den Marschbefehl zugeschickt hatte, entschloß er sich, auch seine eigenen Regimenter aufbrechen zu lassen. Die Beobachtungstruppen, mit denen Dietrich von Anhalt bei Olmütz zurückblieb, konnten sich aus denselben Gründen, die den Abmarsch des Hauptheeres nötig machten, nur noch drei Wochen in Mähren behaupten. Die Schlacht, die der dessauische Prinz, so wie es Schmettau befürwortet hatte, vor Olmütz den Österreichern anbot, nahmen diese von einem Feind, den binnen kurzem der Hunger vertreiben mußte, nicht an. Der König häufte ingrimmig und blind alle Schuld für die verabsäumte Füllung der Magazine auf den Feldmarschall Schwerin, der seinerseits immer sich darauf berufen hat, daß aus diesem von Feind und Freund ausgesogenen Mähren keine Vorräte zu ziehen gewesen seien.

Die Sachsen verschwanden jetzt von dem Kampfplatze. Sie zogen sich in den Leitmeritzer Kreis zurück, um für alle Fälle zur Deckung der eigenen Grenzen gegen österreichische Streifpartien zur Hand zu sein.

So ging der mährische Feldzug zu Ende, in seinen Anfängen von überschwenglichen Bewunderern als „Marsch nach Philippi" begrüßt, in seinem Verlauf reich an Ehrentagen für einzelne preußische Truppenteile, die vor dem Feind durch wackere Haltung fast ausnahmslos die volle Zufriedenheit ihres jungen Kriegsherrn sich erwarben, in seinem Ergebnis für den letzteren doch eine schwere Enttäuschung.

Noch während man in Mähren stand, war in Friedrich der Entschluß gereift, mit dem Wiener Hofe sich zu vergleichen. Gleich Anfang Februar hatte er zu Olmütz den ehemaligen Erzieher des Großherzogs von Toskana empfangen, den Baron Pfütschner, durch dessen Sendung der Wiener Hof die Verhandlungen des vorigen Herbstes wieder aufzunehmen gedachte. Gegen Pfütschner sowohl wie gegen den Olmützer Domherrn Graf Giannini, der nach der Abreise des anderen die Verhandlungen fortsetzte, bestand der König noch auf Abtretungen für Bayern und Sachsen; auch unterließ er nicht, seinen Verbündeten von diesen Verhandlungen wenigstens eine allgemeine Mitteilung zu machen.

Dagegen verschwieg er es ihnen, daß er am 22. März den Grafen Podewils aus seinem Hauptquartiere Selowitz mit einer Vollmacht und einem Vertragsentwurfe nach Breslau sandte: dort erwartete den Minister wieder Lord Hyndford, der schon seit Anfang Februar eine erneute Vermittlung Englands anbot. Die Briefe, die der König fast Tag für Tag an Podewils nach Breslau richtete, vor allem aber zwei Denkschriften, in denen er, mit sich selber und mit sich allein zu Rate gehend, die Gründe für und wider den Frieden aufgezeichnet hat, lassen uns seine innersten Gedanken ersehen.

Friedrich verhehlte sich nicht, daß ihn ein Parteiwechsel in den Ruf eines „veränderlichen und leichtfertigen Menschen" bringen könnte; aber anderseits sagte er sich, daß er durch seine Anerkennung des bayrisch-sächsischen Teilungsvertrages keineswegs die Verpflichtung übernommen habe, den Kurfürsten von Bayern und Sachsen die Länder, die sie beanspruchten, erobern zu helfen. Mit einem Sonderfrieden schien freilich die glänzende Stellung im Reiche verloren gehen zu müssen, die Preußen sonst neben dem von ihm auf den Thron gehobenen Kaiser einzunehmen hoffen konnte; aber der König fragte sich zugleich, ob er nicht durch die Vergrößerung seiner Nachbarn doch schließlich Frankreich zum Schiedsrichter Europas machen werde. Wieder aber, drohte ihm nicht von Österreich,

wenn es zu mächtig blieb, ebenfalls Gefahr? Er wollte keinem Frieden trauen, bei dem die Königin von Ungarn neben Schlesien nicht auch Böhmen und Mähren verlor. Vom finanziellen Standpunkte aus sprach gegen den Sonderfrieden die Aussicht, in einem solchen die auf Schlesien haftenden Schulden übernehmen zu müssen; für den Frieden fielen die großen Ausgaben ins Gewicht, die eine Fortsetzung des Krieges nötig machte. Sehr aufgebracht hatte den König die Zumutung der Franzosen, dem Kaiser eine Anleihe von sechs Millionen Gulden zu gewähren. „Ich glaube, Ihr haltet mich für den Hofjuden des Kaisers," schrieb er am 4. März an Valory; „nicht zufrieden, daß ich meine Truppen für den Kaiser zugrunde richte, wollt Ihr noch, daß ich die Ersparnisse des Staates an ihn verschleudere." Der Ausblick, der sich ihm hier eröffnete, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidung.

An der Spitze der Denkschrift, welche die Gründe für den Frieden entwickelt, wird aber ein militärischer Gesichtspunkt geltend gemacht. Die schlechte Strategie der Franzosen ließ voraussehen, daß sie truppweise schließlich aufgerieben wurden, und die Entfernung Frankreichs vom Kriegschauplatze verursachte eine verhängnisvolle Langsamkeit der Nachschübe und sonstigen Sendungen für das Heer. Und dies war der einzige Grund, dem in der anderen Denkschrift sich nichts gegenüberstellen ließ.

Gleichwohl war die Erwägung, die in dem Gewühle von Gründen und Gegengründen den Ausschlag gab, noch eine andere. Was ihn mehr als alles andere dränge, schrieb der König am 31. März, tags vor dem Entschluß zur Räumung von Mähren an Podewils, sei die Verlegenheit, in der er sich für den Unterhalt des Heeres in Mähren befinde. Die Zeit sei kostbar, setzte er hinzu; binnen vier Wochen — so lange glaubte er am 31. also Mähren noch halten zu können — müsse Podewils zeichnen; denn später, nach der Räumung Mährens, werde von dem hochmütigen Feinde wenig zu erreichen sein.

Und so sehen wir denn auch, wie das ungeduldige Verlangen des Königs nach Frieden nachläßt, nachdem sich die Stellung in Mähren nun einmal als unhaltbar gezeigt hatte. „Mir liegt diese Idee nicht mehr so im Sinn als vor drei Wochen," schreibt er am 26. April seinem Minister.

Wenige Tage später aber erhielt er von seinem Gesandten am kaiserlichen Hoflager die mit großer Bestimmtheit ausgesprochene Warnung, daß in Wien seit vier oder fünf Wochen ein geheimer Agent Frankreichs weile, ein gewisser Fargis. Sofort, am 29. April, schrieb er an Podewils, daß er den Entschluß gefaßt habe, um jeden Preis seinerseits als erster den Frieden zu schließen. Ziemlich gleichzeitig langte ein Bericht aus Moskau an, laut dessen der russische Vizekanzler Bestuschew dem preußischen Gesandten gesagt hatte, daß

die Bundesgenossen Preußens nicht alle gleichmäßig aufrichtig zu Werke gingen, und daß der König ein wenig mißtrauisch sein möge. Eine vertrauliche Mitteilung des Dresdener Hofes, daß Belle-Isle von der Notwendigkeit eines Friedens um jeden Preis gesprochen habe, verdiente in diesem Zusammenhang ernstliche Berücksichtigung. Und endlich berichtete Podewils von einer Äußerung Valorys, die ebenfalls zu denken gab. Wenn es nicht möglich sei, hatte der französische Diplomat zu Podewils gesagt, für den Kaiser und für Sachsen die Gebiete, auf die sie Anspruch machten, zu erobern, so müsse jeder Teil nach Verhältnis seine Ansprüche herabmindern. Hieß das etwa, daß der König von Preußen, um den Wiener Hof wenigstens zu irgendwelchen Abtretungen an Bayern und Sachsen geneigt zu machen, seine Eroberungen zum Teil wieder herausgeben sollte?

Die Friedensverhandlungen zwischen Graf Podewils und Lord Hyndford scheiterten. Zu hoch waren die Forderungen, die beide Teile machten. Nicht bloß Niederschlesien, wie im vorigen Herbste, auch Königgrätz und Pardubitz verlangte jetzt Friedrich; auf diese böhmischen Kreise, die der Kaiser als König von Böhmen in seiner steten Geldnot gegen einen Kaufschilling ihm abzutreten sich geneigt zeigte, wollte er auch bei einer Verhandlung mit der Gegnerin des Kaisers nicht verzichten. Maria Theresia dagegen verweigerte nicht bloß diese Mehrforderung, sie begehrte jetzt wiederum wie im vorigen Sommer zuerst schon durch Giannini und jetzt durch Hyndford preußische Hilfe gegen ihre anderen Feinde. Friedrich nahm die von Tag zu Tag ungünstigeren Nachrichten aus Breslau in seinem Lager bei Chrudim mit wachsender Ungeduld und Erregung entgegen. Als endlich die letzte, ganz ablehnende Antwort des Wiener Hofes in seinen Händen war, schrieb er am 11. Mai an Podewils, das scheine ihm ein Urteil der Vorsehung, dem man sich nicht widersetzen könne: „Mit einem Worte, mein Entschluß ist gefaßt, die Operationen mit allem möglichen Nachdruck zu betreiben, um den Wiener Hof auf den erforderlichen Punkt der Erniedrigung zu bringen; ich habe viel Verdruß von dieser Angelegenheit, aber ich sehe kein Mittel." Und als Nachschrift setzte er unter den Brief die Worte „Am 13. rücken wir ins Feld, Wirkung der Unterhandlung."

In der Aufregung des Augenblicks, in seinem Zorn und Haß gegen die Österreicher und ihre englischen Unterhändler sandte er dem Kardinal Fleury die Beteuerung, daß er die Einung zwischen Frankreich und Preußen für unlöslich halte, daß er Belle-Isle in sein Hauptquartier eingeladen habe, daß der Feind im Anmarsche sei, daß er ihn zu besiegen und durch einen glänzenden Schlag einen Krieg zu beendigen hoffe, dessen Schluß die gemeinsamen Interessen der Alliierten erheischten. In einem bizarren Einfall

seiner Laune fügte er ohne viel Überlegung eine Bitte hinzu, von der er doch kaum voraussehen durfte, daß sie anders als eine übermütige Ironie würde aufgenommen werden: der protestantische König, der Freidenker, ersuchte den Kardinal der römischen Kirche, für den glücklichen Ausgang des Entscheidungskampfes ein paar Messen lesen zu lassen.

Niemand erschrak mehr über die wilde verzehrende Glut der Zornesstimmung dieser Tage, als der friedfertige Kabinettsekretär, der an den Feuerwagen des Donnerers angeschmiedete Alltagsmensch. „Er atmet nichts als Rache," so berichtete Eichel an den gleichgestimmten Podewils; und dann fielen dem Besorgten die Verse der Lehninischen Weissagung ein, die in jenen unruhigen Zeiten zahlreiche Gläubige fand. „Es ist wahr," seufzte er, „miscemus ima profundis; Gott bewahre uns ne pereamus in undis."

Der Tag der „Rache" ließ nicht lange auf sich warten; die Nachrichten, die dem Könige den Anmarsch des Feindes meldeten, bestätigten sich. Prinz Karl von Lothringen glaubte die Hauptmasse der aus Mähren verschwundenen Preußen nach Oberschlesien, nur einen kleinen Teil nach Böhmen abmarschiert. Bis zum 28. April stand er in der festen Stellung bei Olschan vor Olmütz; dann marschierte er, da er die Wege über das böhmisch-mährische Grenzgebirge für ungangbar hielt, in großem Bogen über Brünn auf der Heerstraße, die bei Kloster Saar in das Böhmische eintritt. An der Stellung der Preußen vorbei gedachte er von hier aus sich nach Prag zu wenden. Konnte er unterwegs, wie es in Wien gewünscht wurde, die Preußen schlagen oder wenigstens die preußischen Magazine an der Elbe, zu Kolin, Podiebrad und Nimburg wegnehmen, so waren in dem einen wie in dem anderen Falle die Preußen damit zum Rückzuge nach Schlesien genötigt, während vor Prag die Franzosen ihr Verhängnis ereilte. Dann war Böhmen von den einen und von den anderen gleichzeitig befreit.

Am 12. Mai erreichten seine Vortruppen Czaslau, am 13. lagerte der Prinz bei Chotieborz und gönnte dem Heere einen Tag der Ruhe.

Erst am Abend des 15. Mai erfuhr der König durch Überläufer von dem Vormarsche und der Stellung des Feindes und eilte am nächsten Morgen, von der Sorge um seine Magazine getrieben, mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen nach dem vier Meilen westwärts gelegenen Kuttenberg, dort den Feinden sich in den Weg zu legen. Die Hauptmasse des Heeres sollte der Erbprinz Leopold am nächsten Tage nachführen.

In einer ähnlichen Täuschung über die Stellung des Feindes, wie sie den Marschall Neipperg am Vorabend der Mollwitzer Schlacht vor Ohlau umfing, hielt der Lothringer, der doch eine Schlacht herbeiführen wollte, die preußische Vorhut für die Hauptmacht, und

versäumte, sie mit seinen überlegenen Streitkräften anzugreifen, ehe Prinz Leopold in die Nähe kam.

Dieser war in der Nacht vom 15. auf den 16., durch Winterfeldt vom König zur Eile angetrieben, aus dem Lager bei Chrudim ausgerückt, ohne, wie es ihm ursprünglich befohlen war, die aus Königgrätz erwarteten Brotwagen mitbringen zu können. Da, wo vor Podhorzan die Straße steil ansteigt, gewahrten der Prinz und der Feldmarschall Schmettau am nächsten Tage auf den Höhen von Nonnow jenseits der Doubrowa das österreichische Heer, das sie auf etwa 30 000 Mann schätzten. Nacheinander entsandte Leopold vier Offiziere und beschwor den König, umzukehren und sich mit ihm zu vereinigen. Weiter vorrückend fand er das ihm für heute gewiesene Marschziel, Czaslau, vom Feinde bereits besetzt; er machte drei Viertelmeilen vor der Stadt halt, bei dem Dorfe Chotusitz. Es war zwei Uhr in der Nacht auf den 17. Mai, als die den Marsch schließenden Truppenteile nach achtzehnstündigem Tagewerke ihre Biwaks bezogen. Von jenem Brottransport nicht erreicht, hatten die Soldaten bei solcher Anstrengung mit einer kärglichen Mehlsuppe vorlieb nehmen müssen.

Eben jetzt, um die zweite Stunde, wurde Leopold durch die Rückkehr seines Adjutanten Bülow aus dem königlichen Hauptquartier seiner peinlichen Verlegenheit entrissen. Bald darauf ward ein Brief gebracht: der König verhieß mit ein paar zuversichtlichen, kampfesfreudigen Zeilen, in der Frühe um sieben Uhr zur Stelle zu sein; einen Marsch noch in den späten Abendstunden hatte er seinen gleichfalls sehr erschöpften Truppen nicht zumuten können. Auch Mundvorrat wurde für den nächsten Morgen angemeldet, an die 8000 in den Dörfern um Kuttenberg beigetriebene Brote.

Ein Stündlein der Ruhe durfte sich der Prinz in dieser Maiennacht vor einem blutigen Tage nicht gönnen. Unausgesetzt ritt er zwischen den Truppen umher; als er um vier Uhr nach Chotusitz, dem Mittelpunkt seiner Stellung, zurückkehrte, ward ihm bereits der Anmarsch der feindlichen Heeressäulen gemeldet. Sie entwickelten sich auf den Höhen, auf denen er selbst hatte aufmarschieren sollen. Unverzüglich ließ er die Truppen in Schlachtordnung antreten.

Der große, heute verschwundene Teich von Czirkwitz zur Rechten, die Parkmauer des Schlosses Sehuschitz zur Linken boten dem preußischen Heere Flügeldeckung. Aus einer Linie, welche diese Punkte verbindet, springt die Dorfstraße von Chotusitz nahezu im rechten Winkel nach Süden hervor; östlich an dem Dorfe vorbei, der Häuserreihe parallel, fließt die Czaslawa, auch Brslenka genannt, gerade hier sich teilend und eine langgestreckte Insel bildend. In der hergebrachten Weise stellte der Prinz das Fußvolk in die Mitte und verteilte die Reiterei auf die Flügel. Im zweiten Treffen blieb

Raum für die Bataillone und Schwadronen, die der König heranführte. Nach sieben Uhr, während auf dem rechten Flügel bereits der Kampf begann, rückten sie in die Lücken ein; die Preußen zählten jetzt an 17 000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter. Der Gegner war an Infanterie nur um seine 1300 Kroaten stärker, an Kavallerie dagegen, wie bei Mollwitz, erheblich überlegen, mindestens um 3000 Pferde.

Eingedenk der ihnen nach den Erfahrungen der ersten Schlacht eingeschärften Pflicht, nie den Angriff des Gegners abzuwarten, sprengten die Kürassiere des rechten Flügels, General Buddenbrock

an ihrer Spitze, von den Czirkwitzer Teichen her durch das Gefilde, ganz erfüllt von dem Ehrgeiz, die Scharte von Mollwitz auszuwetzen. Der erste Stoß glückte glänzend, die preußische Linie überflügelte die feindliche um sechs Schwadronen, die Geschwader der Österreicher wurden umgestoßen „wie die Kartenhäuser". Dann aber ließen die Schwadronen ihres zweiten Treffens den Angriff der preußischen Kürassiere abprallen. Auch den schnell nachsprengenden Dragonern gelang nichts Entscheidendes; wohl brach Graf Rothenburg bis zu dem österreichischen Fußvolk durch, aber, im Rücken von Husaren angegriffen, mußte er sich mit großem Verlust zurückziehen; bei einem erneuten Angriff ward des Königs ritterlicher Freund schwer verwundet. Wohl hieben die grünen Husaren, an Kampfesungestüm mit den Kürassieren und Dragonern wetteifernd, in ein

Karree ein, aber eine zurückflutende Welle schwerer Reiterei riß ihre leichten Rosse mit sich fort. Das ganze Reitergefecht löste sich bald in Plänkeleien einzelner Schwadronen auf; undurchdringliche Staubwolken verhinderten jeden Überblick. Mit etwas mehr Gefaßtheit, so urteilte nach der Schlacht einer ihrer Führer, der General Stille, hätte die preußische Reiterei die viel ärger zugerichteten Österreicher leicht davonjagen können; aber wenn eine Reitertruppe einmal in Unordnung gekommen sei, dann falle es schwer, dem abzuhelfen. So ging den Preußen ihr anfänglicher Erfolg gänzlich verloren.

Stundenlang hatte so der Reiterkampf gewogt, ohne daß die Infanterie auf diesem Teile des Schlachtfeldes, durch den wilden Wirbelsturm in ihrer Flanke zur Vorsicht gemahnt, aneinander kam. Inzwischen warfen die österreichischen Generale alle Kraft in die Schlacht zu ihrer Rechten, in den Kampf um das Dorf Chotusitz.

Hier hatte der Tag für die Preußen ungünstig genug begonnen. Die Anordnungen des Prinzen Leopold waren von dem das erste Infanterietreffen dieses Flügels befehligenden Generalleutnant von Jeetze nicht ausgeführt worden, sei es, daß er sie, wie Leopold später geklagt hat, nicht richtig aufgefaßt hatte, sei es, daß die Bodenbeschaffenheit sie verbot. Statt von seinen acht Bataillonen vier links neben Chotusitz in der Richtung nach Osten unterzubringen, hatte er nur eines hier aufgestellt und drei südwärts auf die Hochfläche vor das Dorf gezogen. Die Folge war, daß die Reiterei, um keinen Raum zwischen sich und dem neben dem Dorfe stehenden Bataillon zu lassen, sich um ein entsprechendes Stück nach rechts zog und damit nicht bloß die Anlehnung an die Parkmauer von Sehuschitz verlor, sondern auch ein äußerst schwieriges Gelände vor sich sah, statt des offenen Feldes die langgestreckte Insel zwischen den beiden Wasserarmen.

Aber die Kampfeslust der Kürassierregimenter Prinz August Wilhelm und Alt-Waldow ließ sich durch die Ungunst der Örtlichkeit nicht abhalten. Über zwei Brücken suchten sie sich von Chotusitz her den Zugang zum Feinde, warfen am linken Ufer der Czaslawa stromaufwärts reitend erst die Kürassiere von Lubomirski, dann im zweiten Treffen die von Palffy, richteten unter den Waradiner-Bataillonen der Nachhut ein furchtbares Blutbad an, sammelten sich im Rücken der feindlichen Schlachtordnung zu erneutem Angriff, durchbrachen mit unwiderstehlicher Wucht das zweite Treffen der österreichischen Infanterie, bahnten sich so eine Gasse zu dem rechten Flügel des eigenen Heeres. Doch nur ein kleines Häuflein brachte der heldenmütige Ritt an das Ziel, über so viel lebendige Hindernisse hinweg; die Waldow-Kürassiere hatten auf die Feldstärke von 500 Mann 316 Tote und Wunde, und das Regiment

des Prinzen zählte in seiner Verlustliste bei gleicher Kopfzahl gar 297 Tote und 122 Verletzte.

Auf dem linken Flügel waren inzwischen diese zehn Schwadronen, die gleich den österreichischen Reitern bei Mollwitz eine allzu ungestüme Tapferkeit von ihrem natürlichen Sammelort entfernt und auf die entgegengesetzte Seite der Walstatt verschlagen hatte, schmerzlich vermißt worden. Die Schwadronen, die nach dem Verschwinden der beiden Kürassierregimenter im ersten Treffen noch blieben, wurden von den feindlichen Reitern „durch und um den Flecken Chotusitz zurückgetrieben". General von Werdeck, der mit den zehn Dragonerschwadronen des zweiten Treffens sich den Siegern entgegenwarf, stürzte mit dem Pferde und ward niedergemetzelt.

Herzhafter als bei Mollwitz, ließ es heute auch die österreichische Infanterie nicht an sich fehlen, sondern unterstützte wirksam den Angriff der Reiter. Gegen die vor Chotusitz haltenden Bataillone drängte die österreichische Hauptmacht an. Fast hätte ihr heftiges Feuer die preußische Standhaftigkeit erschüttert; zweimal ergriff Major Kalnein von dem aus dem zweiten Treffen zur Hilfe gerufenen ersten Bataillon Holstein-Beck die Fahne, um die Wankenden ins Feuer zurückzubringen. Trotz aller Fährlichkeiten ward die Stellung vor dem Dorfe behauptet. Schon aber tobte der Kampf halblinks hinterwärts zwischen den Häusern von Chotusitz, da die am südlichen Ausgang der breiten Dorfstraße aufgestellten Bataillone und das eine nach links herausgeschobene, der Flankendeckung durch die Reiterei jetzt entbehrend und durch eine im weiten Bogen von der Doubrowa herangerückte Marschkolonne umgangen, sich durch die Straße zurückziehen mußten. Hier empfingen die Weichenden Feuer aus den Fenstern; bis auf die äußersten Häuser, die hartnäckig behauptet wurden, ging das Dorf verloren. Die Verteidiger vollends zu vertreiben, steckten die Verfolger den Ort in Brand; gierig raste die Flamme in den Strohdächern zu beiden Seiten der Dorfstraße, unerträgliche Glut verbreitend. Bald lag die Lohe als ein breiter neutraler Gürtel zwischen Angreifern und Verteidigern. Aber hinter Chotusitz vorbei suchten jetzt die Österreicher den Gegnern beizukommen. Die zurückgeworfenen und geschwächten preußischen Bataillone setzten sich teils im Westen des Dorfes mit der Front gegen das Flammenmeer, teils hinter einem Hohlweg fest; in ganzen Reihen streckte ihr Peletonfeuer die mit der blanken Waffe, „wie die Löwen", anstürmenden Grenadiere von Leopold Daun und Gyulai zu Boden. Auch einige Reiterhaufen hatten sich wieder eingefunden, indes die siegreichen österreichischen Schwadronen mit der Plünderung der Bagage ihre Zeit verloren. Auf seinem kleinen Fuchs tummelte sich der junge Feldprediger Seegebart vom Regimente des Erbprinzen zwischen den schweren Rossen der Streiter, mit flammenden

Worten „im Namen Gottes und des Königs“ die Wankenden an ihre Soldatenpflicht mahnend, ob auch die Kugeln ihm um den Kopf flogen „wie ein Schwarm sausender Mücken“.

Der Kampf bei dem Dorfe kam zum Stehen, die Österreicher gewannen kein Terrain mehr, aber sie wichen auch nicht. Auf eine rechts von Chotusitz leicht sich erhebende Anhöhe führten sie einige Geschütze, um mit Stückkugeln die preußische Schlachtordnung zu bestreichen.

Diese Anhöhe ersah sich der König als Angriffsziel für seine Rechte. Sie hatte bisher, langsam vorrückend, all ihre Kraft geschont; das allmähliche Erlöschen des Reiterkampfes an ihrer Flanke, das Verschwinden fast der gesamten Kavallerie von diesem Teile des Schlachtfeldes verschaffte ihr jetzt volle Freiheit, gab ihr die Möglichkeit zu einer entscheidenden Bewegung. Durch eine Bodenerhebung zunächst dem Blicke der Gegner entzogen, tauchten die preußischen Pelotons plötzlich nahezu im Rücken der im Kampfe um das Dorf sich Abarbeitenden auf, mit den Bataillonstücken sie begrüßend. Noch konnten einundzwanzig völlig frische Bataillone in den Kampf geworfen werden. Schnell durchschauten die österreichischen Generale die Sachlage. Es war in der Mittagstunde. Um der Gefahr der Umgehung auszuweichen, entschlossen sie sich, die durch das Ringen um Chotusitz erschöpften Bataillone zurückzunehmen und das Schlachtfeld zu räumen. Siebzehn Geschütze mußten die Abziehenden den Siegern überlassen, aber elf Standarten und eine Fahne nahmen sie als Trophäen mit, dazu das tröstliche Bewußtsein, die preußische Reiterei, so rühmten es ihre Schlachtberichte, nahezu vernichtet zu haben. Und in der Tat war an der Gesamtziffer der 4074 Toten und Verwundeten auf preußischer Seite die Reiterei mit der stärkeren Hälfte beteiligt. Außer dem General Werdeck waren drei ihrer Obersten gefallen, darunter Bismarck, der Kommandeur der Baireuther Dragoner. Die Österreicher zählten an Toten und Verwundeten noch nicht ganz 3000, wozu indes über 3300 Vermißte traten, gegen nur etwa 700 dem Gegner abgenommene Gefangene. In dem Kriegsrat, den Karl von Lothringen nach der Schlacht zu Haber, zwei und eine halbe Meile von der Walstatt entfernt, abhielt, ward der weitere Rückzug bis nach Deutschbrod beschlossen, da nur noch 15 000 Mann regulärer Truppen kampffähig waren.

Hatte der junge König bei Mollwitz des Kampfes Ausgang nicht abgewartet, so hat er bei Chotusitz die Einleitung des Tages einem andern überlassen müssen. Dankbar, obgleich nicht mit jeder einzelnen Anordnung des Erbprinzen einverstanden, ernannte er den umsichtigen General noch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall. So waren Vater und Sohn gleichzeitig im Besitz der höchsten militärischen Würde dieses Heeres.

Das Hauptverdienst aber an dem Siege gehörte doch wohl dem Könige; wie freute er sich der wackern Tat! „So ist denn Dein Freund zum zweiten Male in einem Zeitraum von dreizehn Monaten Sieger," schrieb er an seinen treuen Jordan; „wer hätte vor ein paar Jahren gesagt, daß der Jünger Jordanscher Philosophie, Ciceronischer Rhetorik und Baylescher Dialektik auf dieser Welt die Rolle des Kriegers spielen würde? Wer hätte gesagt, daß die Vorsehung sich einen Poeten erküren würde, um das europäische System umzustürzen und die Berechnungen der Könige von Grund aus zu verrücken?" Der Anhänger der Lehre vom zureichenden Grunde gestand ein, daß gar viele Dinge geschähen, deren Grund schwer anzugeben sei, und daß man dies Ereignis hier getrost ihrer Zahl zuzählen dürfe.

Jordan aber antwortete: „Ich war um Eure Majestät noch nicht vier Wochen, da wußte ich, daß Sie bestimmt seien, große Dinge zu tun."

Vom Schlachtfelde aus sandte der Sieger die Mahnung an die Marschälle Belle-Isle und Broglie: Es würde eine ewige Schande für die französische Nation sein, wenn ihr Heer nach einer so glänzenden Aktion noch weiter mit gekreuzten Armen Zuschauer bleiben wollte. Broglie antwortete gespreizt, daß der Elan der französischen Truppen viel mehr des Zügels als der Aufmunterung bedürfe. Aber die beiden Marschälle setzten sich doch jetzt in Bewegung. Die Folge von Friedrichs dringender Aufforderung war das Reitergefecht bei Sahay am 25. Mai. Die Franzosen blieben Sieger. „Sie haben einen kleinen Vorteil über den Fürsten Lobkowitz gehabt," sagte Friedrich, „und haben aus diesem Anlaß mehr Kuriere an die fremden Höfe abgefertigt, als sie dem Feinde Soldaten getötet haben." Ohne entscheidende Bedeutung, konnte ihr kleiner Erfolg Friedrichs Entschluß zur Wiederaufnahme der Verhandlung mit Österreich nicht mehr abändern. Zur Offensive blieben seine Verbündeten zu schwach, und zur Defensive fehlte es Broglie, dem für Sahay zum Herzog ernannten Feldherrn, an Geschick.

Nur einen Augenblick hatte Friedrich nach seinem Siege geschwankt, ob er neuen Kampf oder ob er den Frieden wählen sollte. Der Befehl an Podewils, wieder mit Hyndford anzuknüpfen, war bereits erteilt, als am 2. Juni Belle-Isle im preußischen Hauptquartier eintraf. Durch seine Unterredung mit dem Marschall wurde Friedrich in der Vermutung nur bestärkt, daß Frankreich selber auf den Frieden ausgehe. Wenige Tage darauf erhielt er die Nachricht, daß im französischen Lager vor Frauenberg die Katastrophe, die er vorausgesehen, bereits eingetreten sei. In wilder Unordnung flüchteten die Sieger von Sahay, von den Österreichern überrumpelt, in ihr altes Lager bei Pisek, um auch dieses schnell zu verlassen und erst unter den Mauern von Prag wieder haltzumachen. Der

Armeeintendant Sechelles meldete an Belle-Isle: „Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu erklären, daß eine Armee nicht mehr vorhanden ist: Marschall Broglie sagt zwar, daß er alle Truppenkorps zurückgeführt, daß er die Armee des Königs gerettet habe." Dem Schaden folgte der Spott wieder auf dem Fuße, und das Wortspiel „Broglie im Imbroglio" lag nur allzu nahe.

Augenzeuge dieses wilden Fliehens war der preußische Oberstleutnant von Wylich; in seinem Bericht schilderte er, ganz wie Sechelles, die volle Trostlosigkeit der Zustände im französischen Heere. Unverzüglich sandte König Friedrich am 9. Juni durch den Hauptmann Sydow den Befehl an Podewils, binnen zwölf Stunden mit Hyndford abzuschließen. Schon fürchtete er, daß die Österreicher, durch ihren Triumph über Broglie berauscht, ihm den Frieden versagen würden. Am 13. war Sydow nach seinem Ritt über das Gebirge wieder im Hauptquartier zu Maleschau und brachte die tags zuvor unterzeichneten Präliminarien mit.

Podewils hatte einen schweren Stand gehabt, denn der schottische Unterhändler führte die Sache Österreichs überaus geschickt. Wieder, wie vor sechs Wochen, sollten Königgrätz und Pardubitz die „sakramentalen Worte" sein. Aber Maria Theresia erklärte, wenn sich der Höllenrachen öffne und der König von England mit seinem ganzen Parlament ihr Verderben drohe, so wolle sie doch niemals Königgrätz abtreten. Wäre es nach ihr gegangen, so durfte von einem Frieden gegen Abtretungen überhaupt nicht geredet werden; denn ungleich günstiger schien ihr trotz Chotusitz die militärische Lage als im vorigen Herbste. Aber ihr Bundesgenosse sprach ein Machtwort; seit König Georg II. im Februar seinen Minister Walpole dem neugewählten Unterhause hatte opfern müssen, trat die englische Politik, von Lord Carteret geleitet, stolzer und gebieterischer auf, wie gegen die Feinde so auch gegen die Freunde. Den Frieden mit Preußen bezeichnete der neue Minister als die erste Voraussetzung durchschlagender Erfolge gegen den Hauptfeind, gegen die Franzosen. Aber Abtretungen außerhalb Schlesiens wollte selbst Carteret dem Wiener Hofe nicht zumuten.

So mußte denn Podewils neben Niederschlesien mit Oberschlesien vorliebnehmen, das der König für die beiden böhmischen Kreise gut und gern dem bisherigen Besitzer gelassen hätte. Ja, um nur den Frieden zu bekommen, würde Friedrich sich am letzten Ende selbst mit einem viel kleineren Stück oberschlesischen Landes begnügt haben, als sein Minister schließlich dem Bevollmächtigten der Gegenpartei abgerungen hat. Durch seine Festigkeit und Kaltblütigkeit gewann Podewils dem preußischen Staate jenes Gebiet der „schwarzen Diamanten", das oberschlesische Kohlenbecken, das er schlimmstenfalls preiszugeben ermächtigt war.

Für die Verbündeten ließ sich nichts erreichen. Nur so viel wurde festgesetzt, daß Sachsen nach eigenem Ermessen dem Frieden in bestimmter Frist beitreten durfte; denn, so sagte Hyndford, es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, vor zehntausend Gerechten. Eine preußische Vermittlung zugunsten des Kaisers und der Franzosen wurde abgelehnt. Beide Teile gelobten, den Feinden der anderen Macht keine Hilfe zu leisten.

König Friedrich hat sich vom ersten Augenblicke an seines Friedens nicht rein zu freuen vermocht. „Zwei Dinge sind es, die ich immer fürchte," so vertraute er in den Tagen des Abschlusses seinem Unterhändler. Seine unmittelbare Besorgnis war, daß die Österreicher dem Vertrage einen Haken anhängen möchten, um ihn nicht ausführen zu müssen. Und wenn nun dies nicht gerade geschah, so blieb doch zu fürchten, daß bei dem Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Böhmen, wie er jetzt gesichert schien, die schlesische Eroberung nach den nächsten vier oder fünf Jahren in einem neuen Kriege verteidigt werden mußte. Podewils erhielt den Auftrag, mit Hyndford zu sprechen, auf daß dieser den König wegen der zwei Punkte beruhige. Der Diplomat, der eben damals in einem Bericht an den Wiener Hof die Abtretung von Schlesien als eine zeitweilige bezeichnete, verdiente freilich am wenigsten das Vertrauen, welches in einem Wort aus seinem Munde eine Bürgschaft für die Zukunft sehen wollte.

Ein paar Tage lang ist Friedrich auf das Schlimmste, auf den sofortigen Wiederbeginn des Kampfes, gefaßt gewesen. Die Österreicher forderten durch Hyndford, daß die Vorräte der in Böhmen angelegten preußischen Magazine ihnen blieben und daß der neue Besitzer von Schlesien die sämtlichen auf diese Provinz eingeschriebenen Schulden begliche, nicht bloß, wie es der Präliminarfriede besagte, die Forderungen der einheimischen Gläubiger und der englischen Kapitalisten, sondern auch die der holländischen. Bald stellte sich noch eine andere, viel erheblichere Meinungsverschiedenheit heraus: die Stadt Jägerndorf und ein breiter Landgürtel am Abhang des Gebirges sollte nach der österreichischen Auslegung des Präliminarfriedens dem bisherigen Besitzer bleiben, nach der preußischen zu den ausbedungenen Abtretungen gehören. Der König war schon über die erste Forderung sehr aufgebracht. Er erklärte, Heu und Stroh seien kein Geschenk für eine Königin; wenn er Porzellan oder Schmucksachen besäße, so würde er sie ihr eher anbieten können. Und somit war seine Stimmung während dieser letzten Tage auf böhmischer Erde eine sehr ärgerliche, heftige, unliebenswürdige; er schalt auf Podewils, daß er ganz und gar nicht die Sprache eines Ministers führe, dessen Herr vor vierzehn Tagen eine Schlacht gewonnen habe, er schalt auf Hyndford, er zürnte aller Welt

Die Hitze verflog dann so schnell, wie sie gekommen war. Schon nach wenigen Tagen konnte der Kabinettsekretär dem Minister die tröstliche Meldung machen, daß ihr Gebieter wegen der Sache, über die er „so sehr piquieret" gewesen, jetzt „ziemlich radoucieret" sei; als ein sicheres Anzeichen der wiederkehrenden guten Laune buchte es Eichel, daß bei des Königs Ankunft in Glatz sämtliche dort bisher in Gefangenschaft gehaltenen mährischen Geiseln ohne weiteres auf freien Fuß gesetzt seien. Gar wohlwollend und väterlich schloß die treue Seele den ein wenig respektswidrigen Stimmungsbericht vom 29. Juni: „Wenn man gut ist, so ist man es ganz wunderbar; aber wehe, wenn die Heftigkeit über uns kommt!"

Auf alle Fälle schien es dem vorsorglichen Kabinettsekretär nicht überflüssig, wenn Podewils dem englischen Gesandten empfehlen möchte, sich dem König demnächst zu Breslau mit irgendwelchen politischen Anliegen nicht persönlich, sondern nur durch die Vermittlung des Ministers zu nahen. Hatte doch in jenen Tagen des Zorns der König ausdrücklich erklärt, daß er mit Hyndford nicht von Geschäften sprechen wolle, um sich nicht zu „echauffieren" und dann in der Hitze zu vergessen.

In der Tat hat der König während der beiden ersten Tage seines Breslauer Aufenthaltes in die Verhandlung nicht persönlich eingegriffen. Als ihm dann aber vorgetragen wurde, daß die Unterhändler der Gegenpartei, Hyndford und der inzwischen aus Wien angelangte Hofrat Kannegießer, sich in der Grenzfrage unerschütterlich zeigten, als Podewils seine Ansicht dahin zusammenfaßte, es bleibe kein anderer Ausweg, als den Frieden um jeden Preis ins reine zu bringen oder einfach den Krieg wieder zu beginnen, so hielt er es doch für erforderlich, einen unmittelbaren Druck auf Hyndford auszuüben. Der Lord besprach sich am Morgen des 6. Juli gerade mit seinem österreichischen Mitarbeiter, da wurde er unvermutet — es war gegen elf Uhr — nach dem Gartenhaus vor dem Ohlauer Tore beschieden, in welchem der König abgestiegen war. Der Empfang war nicht eben huldvoll. Friedrich wollte den Vermittler persönlich verantwortlich machen, denn auf Hyndfords Veranlassung und Bürgschaft habe er seine Truppen aus Böhmen zurückgezogen, noch ehe der Vertrag zur Endschaft gelangt sei. Es sei ihm leid, erklärte er mit Heftigkeit, daß er den Frieden nicht auf dem Schlachtfelde geschlossen habe, und wenn bis heute nachmittag um fünf Uhr der Vertrag nicht geschlossen sei, so werde dem Prinzen Leopold der Befehl zugehen, mit so viel Truppen, als er irgend an sich ziehen könne, auf Königgrätz vorzurücken. Doch ließ der König sich endlich zu der Erklärung herbei, daß er sich im äußersten Falle mit einem Eintausche der in Schlesien eingesprengten mährischen Herrschaften gegen Jägerndorf zufrieden geben werde, und gewährte Frist für

die Entsendung eines Kuriers nach Wien. Hyndford eilte zu dem Rat Kannegießer zurück. In dem Wunsche, doch womöglich hier auf dem Flecke und noch heute abzuschließen, berichtete er dem Österreicher nur von den vorangeschickten Drohungen und schwieg von dem Ausweg, der sich zum Schluß noch glücklich eröffnet hatte. Aber nun hatte er bei dem Diener Maria Theresias kaum einen leichteren Stand, als vorher bei dem Könige von Preußen; denn Kannegießer rief empört: „daß man in der Welt eine solche Art zu traktieren vielleicht noch nicht gehöret und erlebet hätte." Ja er erklärte, es bleibe ihm unter diesen Umständen nichts übrig, als heute abend noch Breslau zu verlassen. Inzwischen verrannen die Stunden, und als es fünf Uhr schlug, war schon Graf Podewils zur Stelle, um sich von Hyndford den Endbescheid zu holen. Dieser ließ Kannegießer wieder zu sich bitten, und der Wettstreit um Jägerndorf begann von neuem. Der Österreicher spielte seinen Trumpf aus, die Drohung mit der Abreise, und bemerkte zu seinem größten Stolze, daß Podewils „von der anfangs gezeigten Hitze merklich nachließ". Der tapfere Hofrat hat nie erfahren, daß man von preußischer Seite doch schon am Morgen eingelenkt hatte. Hyndford sandte nun seinen Eilboten nach Wien und empfahl dringend die vermittelnden Vorschläge Preußens. Der König aber wartete die Antwort hier in Breslau nicht mehr ab.

Er hatte die ganze Woche, die er in der schlesischen Hauptstadt verweilte, sich täglich bei der Wachtparade auf dem Ringe gezeigt und abends Gesellschaften oder die Komödie besucht. Der Kardinalbischof Sinzendorff erfreute sich der doppelten Auszeichnung, seinen neuen Landesherrn auf dem großen Balle in der bischöflichen Residenz als Festgenossen zu begrüßen und bei dem Gottesdienste, in der Kirche auf dem Sande, als Hörer seiner Friedenspredigt vor sich zu sehen. Die Klerisei in Breslau und in Rom verdachte freilich dem Kardinal das eine wie das andere; aber es erschien diesen dem Ketzerkönige so feindlich gesinnten schlesischen Mönchen doch erbaulich und aufzeichnenswert, daß Friedrich, statt sich vor dem Altar auf den ihm hergerichteten Thron zu setzen, bestimmt abweisend erklärte: „Ich bin ein Mensch wie ein anderer und will also nur eine gewöhnliche Bank haben."

„Ich kehre in mein Vaterland zurück, mit dem tröstlichen Gefühl, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe," so schrieb er aus Breslau an Jordan, indem er den Freund aufforderte, sich für den 12. Juli auf eine philosophische Unterhaltung unter den Laubgängen von Charlottenburg vorzubereiten. Wie beteuerte er sein Heimweh nach den prächtigen Linden dort in dem Park am Spreeufer und nach den friedlichen Buchen des Remusberges! Die Ruhmesleidenschaft des Vorjahres war von ihm gewichen, trotz des

frischen Lorbeers einer zweiten siegreichen Schlacht. Je mehr er der Ungewißheiten des Kriegspieles überdrüssig war und je mehr er von der Notwendigkeit des Friedens überzeugt zu sein glaubte, um so leichter überredete er sich, daß er doch nach seiner innersten Natur für die Werke des Friedens und für den Genuß geschaffen sei. Er bekannte, daß, wenn man in der Welt an allem möglichen herumgetastet habe, man gemeinhin zu dem Besten zurückkehre. Sollte es möglich sein, das Idyll von Rheinsberg noch einmal zu wiederholen?

Immer von neuem rühmte Eichel, auch nach der Ankunft in der Heimat, in seinen für Podewils bestimmten vertraulichen Mitteilungen den erfreulichen Umschwung zur Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit, der jetzt eingetreten sei: Seine Königliche Majestät sei jetzt „wahrhaftig in der amiablesten und besten Intention gegen den Wienerischen Hof"; nur wegen Jägerndorf sei man noch etwas „sensible". Einige Selbstüberwindung der Österreicher in diesem Punkte könne „alle Ranküne gegen gedachten Hof" in Wegfall bringen, so daß bei der Nachgiebigkeit mehr gewonnen als verloren sein würde. In tiefstem Geheimnis wagte Eichel dem Minister bereits anzuvertrauen, daß auch das Festhalten der Gegenpartei an Jägerndorf den Frieden am letzten Ende nicht aufhalten werde. Wenn nichtsdestoweniger der König für diesen Fall die Verlegung der Verhandlungen von Breslau nach Berlin anordnete, so bedeutete dies im Grunde nichts anderes, als daß der Hofrat Kannegießer mit der beschwerlichen Reise, die ihm zugemutet wurde, eine neue Verlängerung seiner Bedenkzeit erhielt. Und also geschah es bei seiner und Hyndfords Ankunft, daß Maria Theresia zu Berlin in dem Definitivfrieden vom 28. Juli alles erhielt, was zu Breslau ihren Unterhändlern noch bestritten worden war: die Stadt Jägerndorf und die ganze zwischen Zuckmantel und Weißwasser sich ausdehnende Abdachung des Gebirges, ein fruchtbares Gebiet von über siebzehn Quadratmeilen, das sich wie ein Keil zwischen Oberschlesien und die Grafschaft Glatz drängte.

„Man muß die Segel einziehen, wenn der Wind widrig bläst, und muß seine Sache so gut machen, wie es eben geht" — die Klugheitsregel, die Friedrich schon im Antimachiavell aufgestellt hatte und an die er jetzt seinen Podewils erinnerte, wurde vor allem geboten durch die Verhandlungen, die augenblicklich zwischen Österreich und Frankreich im Gange waren.

Schon auf die Nachricht von dem Rückzuge der Preußen aus Mähren hatte Ende April der Staatssekretär Amelot in einem Erlaß an Belle-Isle die Frage aufgeworfen, ob Frankreich nicht besser

seine Rechnung dabei finden werde, wenn man sich der Mitwirkung des Königs von Preußen für die Kriegsführung in Böhmen gänzlich entschlage und statt dessen eine um so engere Verbindung mit den Sachsen suche. Werde doch der König von Preußen bei jeder gemeinschaftlichen Unternehmung seinen Verbündeten immer äußerst zur Last sein; er werde den Oberbefehl über das Ganze beanspruchen, und niemand werde ihm gehorchen wollen. „Sie selbst," so fragte Amelot den in Versailles wegen seiner Vorliebe für Preußen bereits verrufenen Marschall, „werden Sie sich den Plänen und den Launen eines so wenig erfahrenen und in seinen Projekten so wenig beharrlichen Führers anbequemen wollen?" Ja, Amelot meinte, daß schon aus Verpflegungsrücksichten die Anwesenheit der Preußen in Böhmen unerwünscht sei, da das ausgesogene und zugrunde gerichtete Land eine so große Anzahl Truppen nicht mehr ernähren könne. Was konnte der dunkeln Rede Sinn nach Lage der Dinge anders sein, als daß das französische Ministerium durch die militärische Trennung von Preußen einen anständigen Übergang auch zu getrenntem politischen Vorgehen, zu einem Sonderfrieden anbahnen wollte?

Die in den Erlaß eingeflochtenen Betrachtungen über den augenscheinlichen Argwohn des Königs von Preußen gegen die französische Politik, über seine Besorgnis, von den Verbündeten geopfert zu werden, über die aus solcher Besorgnis sich ihm ergebende Neigung zum Abfall von der Koalition, alle diese Betrachtungen und Andeutungen waren offenbar dazu bestimmt, den Marschall Belle-Isle, den Anwalt der preußischen Allianz, leise auf den entgegengesetzten Standpunkt hinzuführen. Belle-Isle war selbstverständlich nicht der Meinung, daß Frankreich auf die militärische Mitwirkung Preußens mit leichtem Herzen verzichten solle. Dem Kardinal Fleury aber war von preußischer Seite selbst mit dem Gewinn einer neuen Schlacht noch nicht genug getan; nach wie vor erging sich der selbstgerechte alte Nimmersatt in den gewohnten Klagen über die Untätigkeit des Königs von Preußen und schrieb wenige Tage nach Empfang der Siegesbotschaft von Chotusitz an Broglie, er erwarte nicht, daß Belle-Isle diesen Fürsten zum Handeln vermögen werde.

Als dann die Nachricht von der Schlappe des Broglieschen Heeres kam und als gleichzeitig der König von Preußen in einem Briefe vom 13. Juni, noch ohne sich zu dem von ihm bereits gefaßten Entschlusse zu bekennen, einen schleunigen Friedenschluß als das einzige Auskunftsmittel bezeichnete, da säumte Fleury keinen Augenblick länger, den entscheidenden Schritt anzuordnen. Vom 21. Juni ist der Erlaß Amelots an Belle-Isle datiert, durch den der Marschall beauftragt wurde, den Frieden „um jeden Preis" zuwege zu bringen; doch wurde ihm befohlen, soviel er könne, für die Sachsen zu sorgen.

Der Befehl kam jetzt zu spät. Schneller, als man geglaubt hatte, und in anderer Weise, als es sich die Fleury und Amelot Ende April gedacht, war man von der militärischen Mitwirkung des Königs von Preußen, die jener Erlaß eine mehr lästige als nützliche genannt hatte, befreit.

Im Besitz seiner Vollmacht eilte Belle-Isle am 2. Juli mit einer Bedeckung von Grenadieren aus Prag nach dem Schlosse Komorzan an der Moldau, um mit dem ihm aus dem österreichischen Hauptquartiere entgegengesandten Marschall Königsegg sich zu besprechen. Der Stolze, der das Haus Österreich hatte zermalmen wollen, der ehrgeizige Urheber dieses böhmischen Krieges, bat demütig um Frieden; die Österreicher aber spotteten, es sei ein Unterschied, ob man auf den Bastionen von Wien oder vor den Mauern von Prag unterhandle. Königsegg mußte erklären, daß man keine Anerbietungen entgegennehmen werde, solange ein Franzose in Böhmen weile.

Da Stainville, der Vertreter des Großherzogs Franz in Paris, im Gespräch mit dem Kardinal den Mißerfolg dieses Anknüpfungsversuches auf die Person Belle-Isles, des in Wien Verhaßten, schob, so verfügte Fleury, daß Broglie die weiteren Verhandlungen führen sollte. Gereizt erwiderte Belle-Isle: „Ich gebe zu, daß der Herr Marschall von Broglie dem Wiener Hofe angenehmer sein muß als ich," und zählte dann die Verdienste Broglies um das Haus Österreich auf: Broglie sei es gewesen, der das französische Heer zugrunde gerichtet und der durch sein Tun und Reden der Allianz den Fürsten entfremdet habe, welchen man am allernotwendigsten sich hätte warmhalten müssen. Das übelste für die Franzosen war, daß die ersehnte Einladung zu einer neuen Besprechung nicht kam. Vergebens suchte Fleury den alten Grafen Königsegg, den er von früher kannte, durch unwürdige Schmeicheleien zu gewinnen; in einem eigenhändigen Briefe an den österreichischen Marschall wälzte er die ganze Schuld an dem Kriege auf Belle-Isle ab und brüstete sich mit seinem langen Widerstande gegen die ihm schließlich abgezwungene Angriffspolitik; er schalt die Koalition eine seinem Geschmack und seinen Grundsätzen entgegengesetzte. Man konnte in Wien der Versuchung nicht widerstehen, den sich im Staube windenden Greis durch schadenfrohe Veröffentlichung seines löblichen Widerrufes noch tiefer zu demütigen. Bald las man den Brief in allen Zeitungen, und so kam sein Inhalt auch zu König Friedrichs Kenntnis.

Es war dem Könige doch schwer geworden, mit dem Bekenntnis seines Abfalls von der Allianz vor die Verbündeten zu treten. Wohl verbarg er nach der Unterredung, in der er Valory die ganze Wahrheit eingestanden hatte, das Unbehagen in seiner Weise hinter sardonischem Lachen: kein Polichinell, so schrieb er an Podewils, könne

die Grimassen und Zuckungen des dicken Marquis nachahmen. Aber viel ernsthafter, als die Leichtfertigkeit dieses grausamen Spottes abnehmen ließe, hat ihn in jenem Sommer der Widerstreit der Pflichten beschäftigt, in welchem er sich hatte entscheiden müssen. Er hörte durch seinen Gesandten am französischen Hofe, den alten Baron Chambrier, daß man dort in Ausdrücken über seinen Friedenschluß spreche, die der Berichterstatter ohne ausdrücklichen Befehl nicht zu wiederholen wagte. Noch war Friedrich zu jung, um gegen die abfälligen Urteile derer, die er Stoiker von trockenem Gehirn und verbranntem Temperament schalt, wirklich so ganz, wie er es behauptete, gleichgültig zu sein. Selbst was „die ewig summenden Drohnen", die Pariser mit ihren „den auswendig gelernten Schimpfworten eines Papageis gleichzuachtenden Stichelreden" über ihn lästerten, hat er wohl mehr beachtet, als er es gegen Voltaire Wort haben wollte. Vollends daß sein Anti-Machiavell jetzt von mehr als einer Seite gegen ihn ausgespielt wurde, verdroß ihn lebhaft. Da hatte ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Buches der Wiener Hof in seiner Entgegnung auf die preußische Deduktion der Ansprüche auf Schlesien zum Schluß höhnisch den Trumpf daraufgesetzt, der Verfasser der Deduktion würde vielleicht in dem Machiavell, welchen Herr Voltaire mit Anmerkungen, die aber nicht die seinigen seien, herausgegeben habe, bessere Beweistümer finden können; und jetzt schrieb sogar Belle-Isle, sonst stets der Verteidiger Friedrichs, der König nehme den Machiavell zum Führer für sein politisches Verhalten. Der alte Abbé St. Pierre aber, der Apostel des ewigen Völkerfriedens, veröffentlichte seine Betrachtungen über das „Politische Rätsel", das der Verfasser des Anti-Machiavell mit seinem Angriffskriege gegen Maria Theresia der Welt aufgegeben habe; der Apotheker des kranken Europa, wie der Abbé sich nannte, forderte den jugendlichen Eroberer Schlesiens in väterlichem Tone öffentlich auf, vermöge seiner erhabenen Seelengröße seinen Fehler einzugestehen und zu sühnen.

Friedrich hielt es nicht für überflüssig, durch einen seiner literarischen Freunde die utopischen Vorschläge des menschenfreundlichen alten Mannes in einem „Anti-Saint-Pierre" mit beißender Ironie beantworten zu lassen.

Zur Abwehr aber gegen das Zetergeschrei der Franzosen über den preußischen Sonderfrieden, zur Zurechtweisung des anderen, erlauchteren Greises setzte er eigenhändig eine Flugschrift auf, in der er aus der Verteidigung zum Angriff, zur Anklage überging. Nur die Warnungen seines bedächtigen Podewils hielten ihn davon zurück, eine Schrift drucken und verbreiten zu lassen, über deren Urheber nach ihrem Inhalt und ihrem Ton kein Zweifel hätte aufkommen können. Aber ganz ohne weiteres wollte er die versteckten

Ausfälle und sittenrichterlichen Anspielungen der Briefe, die Fleury an andere und an ihn selbst schrieb, nicht hinnehmen. Während der Rückreise von Aachen, wo er die Bäder gebraucht hatte, schrieb er am 12. September dem Kardinal einen Brief, worin, wie sein Kabinettsekretär sagte, das Salz nicht gespart war. Was die Welt in ihrer Oberflächlichkeit und Unkenntnis über ihn urteile, das solle ihn nicht kümmern; nur die Nachwelt richte die Könige: „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen. Darf man mich anklagen, daß ich mich nicht zwanzigmal für die Franzosen schlage? Es wäre eine Penelopearbeit gewesen, denn es war Herrn von Broglie vorbehalten, das zu zerstören, was andere aufgebaut hatten. Darf man mich anklagen, zu meiner Sicherheit einen Frieden geschlossen zu haben, wenn hoch im Norden ein anderer Friede verhandelt wurde, bei dem es auf meinen Schaden abgesehen war? Und mit einem Wort: darf man mich anklagen und war es denn ein so großes Unrecht, daß ich mich aus einer Allianz zurückzog, von welcher der Leiter Frankreichs eingesteht, daß er sie mit Bedauern geschlossen habe?" Ein Hieb, der an der empfindlichsten Stelle traf. Festgehalten bei seinem unvorsichtigen Selbstbekenntnis, leise verspottet ob der Vertrauensseligkeit, mit der er dem Grafen Königsegg in die Falle gegangen war, unbarmherzig erinnert an die ihm von den Österreichern bereitete öffentliche Demütigung, konnte der alte Kardinal, der „empfindlichste und nachtragendste Mensch in Europa", auf die Häufung überlegener Ironie, die mit vollendeter Feinheit in diese eine Frage sich zusammendrängte, doch kein Wörtlein erwidern.

Ein Anfänger in der Kunst der Diplomatie, hatte Friedrich während seines ersten politischen Feldzuges dem gewiegtesten Staatsmann der Gegenwart gegenübergestanden, einem Manne, der seinen Stolz darein setzte, als der feinste politische Kopf zu gelten. Daß dieser Politiker sich auf den Krieg gegen Österreich mit schwerem Herzen eingelassen hatte, daß zumal die preußische Bundesgenossenschaft ihm nichts weniger als sympathisch war, daß er auf die Kriegführung lähmend einwirkte und dem General, dem Friedrich unter den Personen von Gewicht in Frankreich am meisten traute und zutraute, beständig entgegenwirkte — um das zu durchschauen, hatte es jenes Fleuryschen Selbstbekenntnisses nicht erst bedurft. Im Begriff, sein Bündnis mit Frankreich abzuschließen, hatte Friedrich im Mai 1741 zu Valory gesagt: „Mein Freund, ich habe immer den König von Sardinien vor Augen, dem man Mailand versprochen hatte, und der es nicht bekommen hat; und wenn es sich träfe, daß man Euch ein gutes Stück ausfindig machte, um Euch zum Schweigen zu bringen, so würdet Ihr mich gefälligst mit dem abfinden, was

Euch gut scheinen würde."[1]) Indem der König jetzt nach dem Breslauer Frieden in einem Briefe an Voltaire die Ähnlichkeiten zwischen Allianzen und Ehen aufzählt, scherzt er: wenn ein Gatte hinreichende Beweise für ein galantes Verhältnis seiner Frau zu haben glaube, so könne nichts ihn verhindern, die Scheidung einzuleiten.

Die Gerechtigkeit gegen Fleury erfordert es anzuerkennen, daß er der Dinge, die der König von Preußen 1742 argwöhnte, nicht schuldig gewesen ist. Der französische Emissär Fargis zu Wien, auf dessen Spuren der preußische Gesandte Klinggräffen gekommen zu sein glaubte, war allem Anscheine nach eine mythische Persönlichkeit, um derentwillen Friedrich sich nicht hätte zu beunruhigen brauchen. Und den ungeheuerlichen Plan zur Bildung einer nordischen Allianz gegen Preußen und zur Zurückgabe von Stettin an Schweden hat lediglich der den Engländern und Österreichern ergebene Vizekanzler Bestuschew dem französischen Gesandten La Chetardie böswillig angedichtet, um Mißtrauen zwischen Preußen und Frankreich zu säen. Eher schon ist möglich, daß Kardinal Tencin in Fleurys Auftrage, wie dem König von Preußen nach dem Frieden gemeldet wurde, den Papst wegen des Übergangs von Schlesien an eine protestantische Landesherrschaft mit der Verheißung beruhigt hat, Preußen werde am letzten Ende bei dem Spiel nichts gewonnen haben. Hat Fleury doch sogar einem Diplomaten von der Gegenpartei, dem Hannoveraner Hardenberg, in einer Besprechung unter vier Augen die Frage entgegengehalten: „Glauben Sie denn, wir würden es erlauben, daß der König von Preußen sich in Deutschland zu große Macht anmaßt?" Auch erinnern wir uns, daß gleich im Anfange der Verwicklungen der Leiter der französischen Politik den Sachsen die freudige Aussicht eröffnete, den König von Preußen, wenn er seine Schuldigkeit getan haben würde, in sein „Schneckenhaus" zurückschicken zu wollen[2]). Solchen Vorsatz hatte dieser König durch seine Diplomatie und durch seine Kriegführung, durch seine Siege und seinen Friedenschluß jetzt freilich vereitelt.

Er war nicht in der Lage, die Nachrichten und Warnungen, die ihm zugetragen wurden, auf ihre Tatsächlichkeit hin zu prüfen. Der Historiker, der heute in gemächlicher Muße aus den Akten der verschiedenen Archive die Zeugnisse in Vollständigkeit einander gegenüberstellen kann, erkennt mit leichter Mühe den Sachverhalt; aber es stünde ihm schlecht an, wegen lückenhafter Kenntnis und fehlgreifender Annahmen den handelnden Staatsmann zu richten, von dem der Augenblick, mitten in dem fortrasenden Strom der Ereignisse, die schnelle und verantwortliche Entscheidung heischt.

---

[1]) S. 144. 145. — [2]) S. 326.

Mit Vorliebe hat Friedrich die heikle Frage nach der unbedingten oder der eingeschränkten Verbindlichkeit der Staatsverträge zum Gegenstande seines Nachdenkens und dialektischer Erörterung gemacht. Gleich geblieben ist sich zu allen Zeiten seine Abneigung, ohne zwingenden Grund eine Verpflichtung gegen einen anderen Staat einzugehen. Er tadelt in seiner brandenburgischen Geschichte die Minister Friedrich Wilhelms I., die ihren Gebieter nicht weniger als vierzig Verträge und Konventionen hätten unterzeichnen lassen. Er sagt einem seiner Bevollmächtigten, der ihm zu hastig unterhandelt: „Man entriert Allianzen nicht wie Vergnügungspartien." Er kann nicht begreifen, daß die Welt nicht weiser wird und den Unwert der Bürgschaftsverträge nicht einsieht; daß sie, nachdem die Pragmatische Sanktion den Unwert solcher Garantien auf das schlagendste dargelegt hat, nicht die Augen öffnet, dieser „Filigranschlösser" noch immer nicht überdrüssig ist. „Alle Menschen sind Narren," bestätigt er dem König Salomo, „die Erfahrung beweist es." Er für sein Teil läßt sich trotz wiederholter Aufforderung nicht herbei, einen derartigen Garantievertrag mit Spanien abzuschließen, weil die räumliche Entfernung die Bürgschaft von vornherein bedeutungslos machen würde; seinen Geschäftsträger in Venedig, der ihm den Bund mit Spanien und dessen Klienten, „selbst mit Modena" empfiehlt, nennt er ganz entrüstet einen Visionär. Wenn er gleichwohl unter Umständen mit Rücksicht auf „die Vorurteile Europas, dem der bloße Name einer Allianz Eindruck macht", Verbindungen anknüpfen muß, die schließlich auf „eine Anhäufung von Worten ohne Seele" hinauskommen, die aber „Tableau machen" und ihm ein „Relief geben", so läßt er sorgsam alles aus dem Vertragsentwurf entfernen, was ihm in der Folge Verwicklungen bereiten könnte.

Über die Fälle nun, in denen nach seiner Ansicht der Vertragsbruch berechtigt oder geboten sei, hat Friedrich schon in seinem Antimachiavell sich ausgesprochen. So abstrakt auch an dieser Stelle die noch auf keine Erfahrung gestützte Erörterung gehalten ist, so gibt der Verfasser doch schon zu, daß es schlimme Notwendigkeiten geben könne, in denen ein Fürst seine Verträge und Bündnisse werde brechen müssen; doch soll das nie geschehen, ohne daß das Heil seines Volkes ihn dazu zwingt.

Voltaire hatte sich beim Erscheinen des Antimachiavell gerühmt, daß allein seinem Rate die Drucklegung dieses einzigen Werkes zu danken sei; er freue sich, daß ein König auf diese Weise, ihm in die Hand, den Eid vor der Welt geleistet habe, gut und gerecht zu sein. Der Philanthrop glaubte dem jungen Herrscher ein Band angelegt, den Jünger der Aufklärungsphilosophie auf ihre Staatstheorie und ihren Moralkodex verpflichtet zu haben.

Eben jetzt hatte Voltaire als Friedensapostel an die Königin Maria Thereſia eine „Ode auf den Krieg von 1741“ geſandt, ein Verdammungsurteil über den gegen dieſe Fürſtin gerichteten Angriff der Koalition, mit der Aufforderung an den Kardinal Fleury, er, der Weiſe, den nichts beunruhige und nichts überraſche, möge die Welt des Friedens, der ſeine Seele erfülle, nicht länger berauben und mit ſeiner allgeachteten Hand die blutbefleckte Pforte des Janustempels ſchließen. Friedrich antwortete dem Dichter auch in Verſen, auch in einer Ode. Dieſe ſeine erſt in unſern Tagen bekannt gewordene Selbſtverteidigung gegen die „Urteile des Publikums über diejenigen, die mit dem unglückſeligen Beruf der Politiker betraut ſind“ (25. Juli 1742) iſt gleichſam ein Epilog zum Antimachiavell. Der Kampfeston gegen den Machiavellismus wird noch ebenſo kräftig und ſcharf angeſchlagen wie vor zwei Jahren. Und wie ſchon im Antimachiavell Fleury als der Machiavell in der Kutte eingeführt worden war, ſo richtet auch die Ode die Spitze ihrer Polemik gegen ihn:

Im alten Königsbau, des Louvre Prachtpalaſt,
Trägt Frankreichs Atlas ſtark des großen Reiches Laſt.
Unſterblich iſt ſein Leib, die Seele göttlich-hell,
Dank Iſis und Apoll und dank Machiavell.
Mit gleißender Gebärde
Täuſcht Himmel er und Erde,
Der Falſchheit unergründ'ter Quell.

Noch ganz im Tone des Antimachiavell gehalten, noch keine Abſage an den Antimachiavell, bezeichnet die Ode gleichwohl ſchon eine Abkehr von ihm — mit ihrem ſtillſchweigenden Zugeſtändnis, daß es nicht klüglich, nicht ratſam iſt, anders zu handeln als die anderen. Dieſe Nutzanwendung, die das Gedicht dem Leſer überläßt, ſie macht der König das Jahr darauf in dem Vorwort zu dem erſten Entwurf ſeiner Memoiren ohne Rückhalt, mit ſchneidender Schärfe.

Die Theſe, die der König hier voranſtellt, war bereits dem Kronprinzen geläufig geweſen. Sie findet ſich in ſeiner gegen Frankreich gerichteten Flugſchrift von 1738: „Das anhaltende Prinzip der Fürſten iſt ſich zu vergrößern, ſoweit ihre Macht es erlaubt.“ Sie kehrt in dem Avantpropos von 1743 mit wörtlichem Anklang wieder: „Vom kleinſten Staat bis zum größten kann man darauf rechnen, daß das Prinzip der Vergrößerung das Grundgeſetz der Regierung iſt.“

„Die Leidenſchaften der Fürſten,“ fährt der Verfaſſer, wieder in dem Gedankengang von 1738, fort, „kennen keinen anderen Zaum als das Ziel, an dem ihre Kräfte ſich ohnmächtig finden. Das ſind die feſtſtehenden Geſetze der europäiſchen Politik, denen jeder Staats-

mann sich fügen muß. Wenn ein Fürst weniger Sorge für seine Interessen haben würde als seine Nachbaren, würden diese fortschreitend sich immer verstärken, während er selbst zwar tugendhafter, aber auch schwächer bleiben würde. Was entscheidet also den Ausgang dieses Ehrgeizkonfliktes, wo so viel Leute sich zu ihrem Verderb mit denselben Waffen wappnen und zu ihrer Täuschung dieselbe List anwenden? Es ist der eindringende Verstand und die Klugheit, welche die Kunst kennen, die Entwürfe mit Weisheit auf mehr als einem Wege ihrer Reife entgegenzuführen. Diese Kunst, ich gestehe es, scheint in sehr vielen Punkten der Moral der Privatleute entgegengesetzt. Aber nicht der Moral der Fürsten, die durch stillschweigendes Übereinkommen und durch so viel leicht anzuführende Beispiele sich unglücklicherweise gegenseitig das Privileg erteilt haben, das Gebäude ihres Ehrgeizes um jeden Preis aufzurichten, in jeder Beziehung dem, was ihr Interesse fordert, zu folgen und zu diesen Zwecken abwechselnd Feuer und Schwert oder Intrigen, Liste und Verhandlungen anzuwenden und sogar die skrupulöse Beobachtung der Verträge zu vernachlässigen, bei denen, um die Wahrheit zu sagen, nur Trug und Treulosigkeit den Eidschwur leisten. Kein Staat, kein Königreich, keine in Republiken zusammengeschlossene menschliche Gemeinschaft, in deren Annalen nicht Staatsverträge dieser Art verzeichnet stünden: Bündnisse ebenso schnell gebrochen wie vereinbart, geschlossene, verletzte und wieder geschlossene Friedensverträge, mit dem alleinigen Unterschiede, daß die Politik der schwachen Staaten furchtsamer ist als die der mächtigen, und daß Europa in dem gesitteten Zeitalter, in dem wir leben, vor Entrüstung erröten würde, wenn man Verbrechen wie Mord und Giftmischerei verübte, wie im elften und zwölften Jahrhundert. Man muß hoffen, daß noch ein aufgeklärteres Jahrhundert kommen wird, wo Treu und Glauben den ihnen zukommenden Ruhm zuerkannt erhalten werden."

„Ich beanspruche nicht die Verteidigung der Politik zu führen, die der feststehende Brauch der Nationen bis auf unsere Tage legitimiert hat. Ich lege nur in einfacher Weise die Gründe dar, die, wie mir scheint, jeden Fürsten verpflichten, der Praxis zu folgen, die den Trug und den Mißbrauch der Gewalt autorisiert, und ich sage freimütig, daß seine Nachbaren seine Rechtschaffenheit übervorteilen und daß ein falsches Vorurteil und ein Fehlschluß das der Schwäche zuschreiben würden, was doch nur Tugendhaftigkeit bei ihm wäre. Solche Betrachtungen und viele andere haben, wohl erwogen, mich bestimmt, mich der Gewohnheit der Fürsten anzupassen."

Der Verfasser gibt der Hoffnung Ausdruck, „daß die Nachwelt, für die ich schreibe, in mir den Philosophen vom Fürsten und den

Ehrenmann vom Politiker wird unterscheiden wollen. Ich muß gestehen, es ist sehr schwer, das reine Gepräge der Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit zu bewahren, wenn man in den großen politischen Wirbeltanz Europas hineingerissen wird und wenn man sich ohne Unterlaß der Gefahr ausgesetzt sieht, von seinen Verbündeten verraten, von seinen Freunden preisgegeben, durch Eifersüchteleien und Neid erdrückt zu werden. Man sieht sich am Ende gezwungen, zwischen der schrecklichen Notwendigkeit zu wählen, seine Untertanen oder sein Wort preiszugeben."

Damit war der König auf den im Antimachiavell von ihm noch nicht gewürdigten Unterschied zwischen öffentlicher und privater Moral geführt worden. So erklärt er schon in einem Briefe an Jordan vom 15. Juni, unmittelbar nach dem Abschluß seines Sonderfriedens, den Stoikern und ihrem Prinzipieneifer antworten zu wollen, daß für ihre starre Moral viel mehr das Land der Romane, als der von uns bewohnte Kontinent sich eigne; handle es sich bei dem Privatmann nur um seinen individuellen Vorteil, der unbedingt dem Wohle der Gesellschaft untergeordnet werden müsse, so gelte es bei einem Souverän dem Wohle einer ganzen Nation, das zu sichern seine Pflicht sei.

Es ist die Unterscheidung, an der Friedrich von nun an festgehalten hat. „Wir sind unseren Mitteln unterworfen und unseren Fähigkeiten," sagt er bei späterer Gelegenheit in einer allgemein gehaltenen Betrachtung über diesen schwierigen Gegenstand; „wechseln unsere Interessen, so müssen wir mit den Bündnissen wechseln. Unser Beruf ist, über das Glück unserer Untertanen zu wachen; sobald wir also Gefahr oder Wagnis für sie in einer Allianz wahrnehmen, müssen wir lieber diese brechen, als jenes aufs Spiel setzen. Darin opfert sich der Souverän für das Wohl seiner Untertanen."

In der letzten Umarbeitung seiner Denkwürdigkeiten hat der König die Allgemeinheit seiner früheren Ausführungen erheblich eingeschränkt, indem er hier genau die vier Fälle umschreibt, in denen er den Bruch von Bündnissen für gerechtfertigt hält. „Wenn der Verbündete es an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen läßt; wenn er uns zu täuschen sucht, so daß kein anderes Mittel übrig bleibt als ihm zuvorzukommen; wenn eine vis maior dazwischen tritt, und endlich, wenn die Mittel zur Fortsetzung des Krieges versagen."

Zu dem Sonderfrieden von Breslau hat, wie wir sahen, vor allem die Lässigkeit und Schlaffheit der französischen Kriegsführung den Anlaß gegeben; eine unmittelbare Verletzung der vertragsmäßigen Verpflichtungen hat der König von Preußen in dieser Unzulänglichkeit der militärischen Leistungen allemal nicht sehen wollen. So ist auch die Furcht, sich von Fleury beim Wettlauf um den Frieden überholt zu sehen, für Friedrich nur ein nebensächlicher

Beweggrund gewesen. Die beiden ersten der von ihm später aufgestellten Gründe zur Lösung eines Vertragsverhältnisses können also 1742 nicht wohl als vorhanden betrachtet werden. In einem Briefe an Belle-Isle vergleicht er sich und seine Verbündeten mit Schiffbrüchigen, denen nicht verdacht werden könne, wenn sie jeder für sich das sinkende Wrack verließen, um durch Schwimmen das rettende Ufer zu erreichen; er hat hier also die vis maior im Sinne, die in jener Aufzählung an dritter Stelle erscheint. Endlich hat auch die Rücksicht auf das allmähliche Versiegen der Geldquellen des Staates 1742 einen Platz — und nicht den letzten — unter Friedrichs Erwägungen eingenommen; wenn ihm „ein langer Krieg nicht zusagen konnte", so lag dies vornehmlich daran, daß Preußen aus eigenen Vorräten, ohne fremde Hilfsgelder, zwar ein paar Feldzüge bestreiten konnte, daß aber diese Mittel nur die Ersparnisse des Friedens waren, die, bald verbraucht, während des Krieges sich nicht ergänzten. Immerhin waren sie jetzt noch nicht so erschöpft, daß von dieser Seite ein unbedingtes Hindernis zur Fortsetzung des Krieges vorgelegen hätte, ebensowenig wie nach der Schlacht bei Chotusitz füglich das Vorhandensein einer vis maior zugestanden werden kann.

Das eine wird dem Eroberer Schlesiens somit jedenfalls nicht bestritten werden können, daß er am Tage nach einer gewonnenen Schlacht eine überraschende Mäßigung bewahrt hat und eher mißtrauisch gegen sein Glück gewesen ist, als daß er von dem Erfolge berauscht worden wäre und, wie er vorher gedroht, seine Ansprüche nach dem Barometer des Glücks reguliert hätte. Keine zwingende Notwendigkeit zu dem Friedensschlusse, nur eine ganze Zahl zusammenwirkender Zweckmäßigkeitsgründe lagen vor, ganz wie vordem die Engländer den Sonderfrieden von Utrecht und die Franzosen den Sonderfrieden von 1735 nicht unter dem Gebot zwingender Notwendigkeit geschlossen hatten. An diese beiden Vorgänge und Beispiele erinnerte damals ein französischer Hofmann, der philosophische Marquis d'Argenson; er war billig genug anzuerkennen, daß der König von Preußen nur nach einer bereits eingebürgerten Übung verfahren sei. Minder billig haben diejenigen von d'Argensons nachgeborenen Landsleuten geurteilt, die, indem sie den preußischen König aus dem Rahmen seiner Zeit herausrückten, einen „wenig menschlichen, fast satanischen" Eindruck von dem jungen Friedrich erhalten zu haben erklärten. Was wir an dem Helden des ersten schlesischen Krieges zu erblicken vermögen, ist etwas anderes. Nicht als ein Übermensch oder gar Unmensch erscheint er uns, nicht einmal als ein abgeschlossen fertiges Menschenkind, sondern als einer, der noch im Werden ist. Der kalte, „satanische" Rechenmeister gibt sich uns mehr als einmal als einen Sanguiniker, als einen Stimmungs-

menschen, der, bald übermütig und bald kleinlaut, seine Haltung leicht durch die Eindrücke des Augenblicks bestimmt werden läßt, der in Übereilung und Hitze und aus Mangel an Erfahrung Fehler genug macht, nicht bloß im Felde, sondern auch in der Politik, der in die Zukunft nicht allzuweit vorausschaut und gelegentlich auch für die Zukunft seines Rufes, so sehr sein guter Name ihm sonst am Herzen liegt, nicht eben bedacht ist, und der schließlich einen guten Teil seiner Erfolge, wie er später selbst zugibt, dem Glück, dem Zufall verdankt. Wir gewahren mit einem Worte genug von dem, was der König, reifer geworden, als die „Etourderie" seiner jungen Jahre bezeichnet hat.

Indem der junge Fürst ausgesprochenermaßen — wir haben es gehört — einen Ehrenpunkt darein setzte, sich als Politiker nicht überlisten zu lassen, indem er seinem Minister die Losung „Täuscht die Täuscher" gab, so geschah es freilich, daß der ungleich Klügere und Gewandtere die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu Boden schlug und wie eine strafende Gottesgeißel über das verkommene Geschlecht dieser diplomatischen Schwarzkünstler kam. Aber nicht den kleinen Künsten und Listen der damals herrschenden Diplomatie, von denen er nicht absehen konnte noch wollte, hat Friedrich seine großen Erfolge zu danken gehabt, sondern der Macht der tatsächlichen Gegebenheiten, der materiellen und moralischen Überlegenheit seines Staates, seines Heeres und Volkes. Auf diese Macht des wesenhaft Vorhandenen, auf das Recht der lebendigen Gegenwart gegen die abgestorbenen Maße und Formen der morschen Reichsverfassung hatte sich auch Kaiser Karl VI. für seine Erbfolgeordnung berufen und berufen dürfen und hatte dann doch wieder die Stützen dieser Ordnung in der Luft gesucht, in papiernen Garantien, und nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, aus dem sie erwachsen war, nicht in der Pflege der Wehrkraft seines österreichischen Staates, die einzig und allein der Erbordnung ihre „pragmatische" Sanktion geben konnte und schließlich gegeben hat. Die unwahren und überlebten Systeme und Kombinationen, die bisher die Welt im Geleise erhalten mußten und auf die Kaiser Karl bei seiner Jagd nach Garantien gebaut hatte, alle diese wesenlosen Schatten waren jetzt zerstoben in ihr Nichts vor der hellen Wirklichkeit der preußischen Macht, als sie unerwartet ihr schweres Schwert in die künstlich regulierte Wage des europäischen Gleichgewichts warf. „Papier wird es nicht ausmachen, sondern vigoureuse Operationen" und „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente", das waren die stolzen Devisen, unter denen die friderizianische Politik siegessicher in die Schranken trat. Diplomatische Verhandlungen, die zu keinem Ergebnis führen, hat Friedrich einmal einen für die Geschichtschreibung nicht hinreichenden Stoff bezeichnet, weil politische Intrigen

an sich nicht mehr Beachtung beanspruchen dürften, als die kleinen Reibereien im gesellschaftlichen Leben; die Kunst des Diplomaten nennt er von diesem Standpunkte aus scherzend Scharlatanerie. „Die Tapferkeit und die gute Führung sind es, die im Kriege entscheiden," das blieb seine Überzeugung, „und nicht die hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten."

In diesem klaren Bewußtsein von der siegenden Gewalt der Wahrheit im Gegensatz zu den leeren Anmaßungen des Scheins und der Phrase hat nun Friedrich auch von denen, mit welchen er gemeinsame Sache machen sollte, Taten gefordert statt der Worte, die Entwöhnung von halben Maßregeln, den Einsatz ihrer ganzen Kraft, die volle und schnelle Erfüllung der übernommenen Verpflichtung.

Und das eben war es, was die Verbündeten von 1741 nicht zu leisten vermochten. Die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen wollten sich Königreiche erobern und zitterten alsbald, auf die Defensive zurückgedrängt, für ihr eigenes Land. Den Franzosen aber kam zu spät die Erkenntnis, der Fleury im Mai 1742 endlich Ausdruck gab: es bedürfe eines durchgreifenden Schlachterfolges, mit kleinen Teilgewinnen sei nichts geändert. In dem Zustande beginnender Auflösung, in welchem das französische Königtum sich befand, überschätzte die Krone Frankreich ihre Kräfte so 1741 wie 1756, wenn sie Karl Albert Böhmen und wenn sie Maria Theresia Schlesien erobern helfen wollte.

Gewiß waren den Franzosen die Vergleiche empfindlich, welche die eigene Schwäche und Unfähigkeit und anderseits die Spannkraft, die Erfolge und der Ruhm der Preußen herausforderten. „Es handelt sich jetzt nur darum," so schrieb der König von Preußen nach dem Abschluß seines Friedens, „die Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu sehen, die uns dieser Krieg gegeben hat, und ich glaube, daß viel Mäßigung und viel Gleichmut gegen alle Nachbarn uns dahin führen wird; ich hoffe, daß wir uns mit Würde auf der Höhe des Machtaufschwunges behaupten werden, in welchem wir uns dem Erdteile angekündigt haben." Wie bald mußte er sich von der Undurchführbarkeit seines Programms überzeugen, wie bald hören wir ihn die Meinung äußern, daß es unbedingt notwendig sei, die Stärke herauszukehren, „damit ich nicht, mit unendlich mehr Macht, in Verachtung sinke gleich meinem Vater".

Viertes Buch

Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Krieges

Erſter Abſchnitt

Verhältnis zu Kaiſer und Reich

Es war im November 1805, als ein franzöſiſcher Staatsmann über die Politik Friedrichs des Großen das bezeichnende Urteil fällte: „Die Nachfolger Friedrichs haben Geiſt und Grundſätze ſeiner Regierung nicht ergriffen. Dieſer Fürſt wußte gar wohl, daß er mit ſeinem Heere und mit ſeinem Schatze immer in der Lage ſein würde, die Macht, die er geſchaffen, und den Rang, den er ſich in Europa angeeignet, zu behaupten. Aber er wußte auch, daß nichts auf dem Kontinente ſich ereignen konnte, was ihn nicht anginge, und daß kein politiſcher Vorgang von einer gewiſſen Bedeutung ohne ſeine Beteiligung ſtatthaben durfte; daß das beſtehende Gleichgewicht zu ſeinem Schaden geſtört werden würde, wenn er nicht bei der Begründung eines neuen Gleichgewichtes in tatkräftiger Weiſe dazwiſchen träte. Er wußte, daß, wenn andere Staaten ſich vergrößerten, ohne daß der ſeine einen entſprechenden Zuwachs erhielte, dieſer ſein Staat durch ſolche Veränderung in das Hintertreffen kommen mußte; er wußte, daß, wenn alle europäiſchen Heere ſich aufrafften, kämpften, in Sieg und in Niederlage ſich immer kriegstüchtiger machten, das ſeine nicht in träger Ruhe erſchlaffen durfte, ſollte anders ſeine militäriſche Stärke nicht durch dieſen Ausfall an Erfahrung, Mut und Zuverſicht herunterkommen. Ohne Zweifel verkannte der große Friedrich keine einzige dieſer Wahrheiten, und ich denke, daß er gelächelt hätte, wenn einer ſeiner Miniſter ihn durch deren Darlegung hätte belehren wollen.“

Gewiß iſt für ein Staatsweſen mit dem Anſpruch auf europäiſche Bedeutung, das durch jede Verſchiebung der allgemeinen Machtverhältniſſe in Mitleidenſchaft gezogen wird, die Neutralität inmitten eines Kampfes aller gegen alle eine Feſſel, die geradezu einem Verzicht auf die Stellung einer Großmacht nahe kommen kann. Vollends aber für die junge Macht Preußen war die Zuſchauerrolle, zu der es ſich im Breslauer Frieden verſtehen zu dürfen meinte, um ſo ſchwerer durchführbar, als der Krieg, in den es ſich nicht weiter miſchen ſollte, auf deutſchem Boden und um deutſche Länder, ja um des Reiches Krone geführt wurde.

Der König hatte bei Beginn ſeines erſten Krieges nichts weiter

ins Auge gefaßt als die Abrundung des preußischen Staatsgebietes. Er war bereit gewesen, für Abtretungen in Schlesien dem Gemahle der Habsburgerin, der Kaisertochter, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, das heißt die Fortdauer der österreichischen Hegemonie in Deutschland anzuerkennen. Wohl hatte Voltaire schon dem Kronprinzen Friedrich schmeichlerisch die dereinstige Nachfolge im Reiche zugedacht und begrüßte, als der letzte Habsburger starb, den König von Preußen als den, der entweder Kaiser sein oder einen Kaiser machen werde. Auch Fürst Leopold von Dessau schrieb damals seinem Kriegsherrn unumwunden, aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm die Erhöhung zur Kaiserwürde, denn gewiß lebe niemand in Europa, der diese Würde mehr verdiene und der besser imstande sei, sie aufrechtzuerhalten. Und sogar dem Minister Podewils war Ende 1740 der Gedanke nicht fremd, für Preußen eine führende Stellung im Reiche in Anspruch zu nehmen. Freilich die Verwirklichung des Gedankens erschien ihm ganz undurchführbar. Der Neid der Nachbarn Preußens im Reiche, von denen die angesehensten in Europa Königreiche besäßen, werde, so meinte Podewils, allzeit unübersteigliche Hindernisse schaffen.

Unerwartet war dann ein Augenblick eingetreten, in welchem Preußen tatsächlich die Entscheidung der deutschen Geschicke in seiner Hand hielt. Die Erhöhung des Kurfürsten von Bayern zur Kaiserwürde war wesentlich Preußens Werk. So war Bayern seinem Wohltäter zu stetem Danke verpflichtet, während auch der Gesandte Sachsens nach dem Beitritte seines Gebieters zu der Koalition pathetisch gegen Podewils äußerte, daß sein Hof jetzt sich blindlings in die Arme Preußens werfen wolle. Freudig gab Podewils, indem er seinem Könige diese Worte berichtete, der Hoffnung Ausdruck: „Man wird künftig Eure Majestät als die einzige große Macht in Deutschland betrachten, mit der gut zu stehen man jeder anderen Verbindung vorziehen wird." Wir sahen, wie Friedrich während des mährischen Feldzuges Sachsen, das von Frankreich innerhalb der Koalition als Gegengewicht gegen Preußen verwendet wurde, von sich abhängig zu machen strebte, um mit Ausschluß des französischen Einflusses die deutschen Angelegenheiten gemäß seinen eigenen Gesichtspunkten zu ordnen. In demselben Sinne empfahl er dem neuen Kaiser die Vermehrung der bayrischen Streitkräfte, „um mit den Verbündeten figurieren zu können", das heißt, um allmählich sich der Abhängigkeit von Frankreich zu entziehen. Und wenn Friedrich sich die Gründe vergegenwärtigte, die für die Fortsetzung des Krieges gegen die Königin von Ungarn sprachen, so entging ihm nicht, daß nach völliger Niederwerfung der österreichischen Macht, nach einem allgemeinen Friedenschlusse unter preußischem Schiedsrichtertum, das ganze Reich sich Preußen anschließen würde:

„dann würde der König von Preußen das Ansehen des Kaisers haben, und der Kurfürst von Bayern des Kaisertums Last."

Dieser glänzenden Aussicht hatte sich König Friedrich im Breslauer Frieden begeben. Schnell aber lenkte seine Politik auf den verlassenen Weg noch einmal ein; denn die Erwägung ließ sich nicht abweisen, daß die Erniedrigung des Kaisers zugleich eine moralische Demütigung des Königs von Preußen sei, der diesen Kaiser auf den Thron gehoben hatte.

Das wittelsbachische Kaisertum, das aus der Wahl von 1742 hervorgegangen war, lieferte in seiner kläglichen Hilfsbedürftigkeit den klaren Beweis, wie ganz und gar nichts die Krone des Reiches ohne eine starke Hausmacht bedeute. „Et Caesar, et nihil," spotteten die Widersacher über den siebenten Karl. Sehr wohl hatte König Ferdinand nach der Schlacht bei Mühlberg gewußt, weshalb er seinem Bruder Karl V. die Ausschreibung einer „regelmäßigen Rente", die Einführung einer stehenden Reichssteuer, widerriet: bei einer sicheren finanziellen Ausstattung der Reichsgewalt, warnte er, würden auch andere Fürsten als die Habsburger imstande sein, das Kaisertum zu übernehmen, was jenen bisher ihre Armut unmöglich gemacht habe. Und so war es in der Tat dabei geblieben, solange noch Männer vom Hause Habsburg übrig waren, daß die Wahlkrone nie von der einen Familie kam. Nur als Anhängsel der österreichischen Macht hatte das Kaisertum etwas gegolten.

Als Erbe der habsburgischen Herrschaft in Böhmen, als Gebieter über einen ausgedehnten, geschlossenen Landbesitz in Süddeutschland von den Sudeten bis zu den Alpen, würde auch Karl Albert eines Kaisers Ansehen im Reiche gehabt haben. Aber der eigener Kraft entbehrende, in Abhängigkeit von den Franzosen verharrende Kaiser war den Reichsgenossen je nachdem ein Gegenstand des Mitleids oder des Abscheus, oder gar ein Spott.

Denn wenn in irgendetwas die Stimmung in Deutschland einig war, so war sie es in der Abneigung gegen Frankreich. Der König von Preußen, unter seinen Landsleuten einer der wenigen Freunde der gallischen Nachbarn, war auf das äußerste überrascht und betreten, als er auf seiner Fahrt in das Aachener Bad im Hochsommer 1742 allerorten auf grimmigen Haß gegen die Franzosen stieß. Er erklärte, diese „Frenesie" nicht zu begreifen, die weiter gehe als die Raserei des Roland. Indes, er hatte es ja erlebt, wie zäh seine eigenen Berater, ein Podewils vor allen, dem Abschluß des Bündnisses mit Frankreich widerstrebt hatten. Noch nicht achtzig Jahre waren vergangen seit den Tagen des Mazarinschen Rheinbundes. Damals stand der junge Ludwig an der Spitze einer deutschen Fürsteneinung, die sein Minister Lionne das große Triebrad der deutschen Politik Frankreichs nennen durfte. Niemand hätte den Franzmann damals

den Reichsfeind oder gar den Erbfeind gescholten; weit verdächtiger als der französische König war der deutschen Libertät von damals der eigene Kaiser. Dann aber hatte die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. ihr Gesicht enthüllt, und der Rheinbund war zerfallen. Zu wiederholten Malen erklärte das Reich an Frankreich den Krieg, und bald kam es dahin, daß die Stelle der wohlorganisierten Gefolgschaft Frankreichs ein Sonderbund zugunsten und unter Führung des habsburgischen Kaisers einnahm, die Assoziation der vier vorderen Reichszirkel. Alle die kleinen Stände, weltlich und geistlich, im oberrheinischen und im Kurkreise, in Schwaben und in Franken, jeder für sich so unbedeutend, daß seine Streitmacht aufzubieten oder einzuhandeln kaum der Mühe lohnte, stellten doch insgesamt eine Masse dar, die wenigstens den Anschein einer Macht hatte. Freilich ließen in diesen verbündeten Kreisen gerade die gewichtigeren Stände, die rheinischen Kurfürsten, Württemberg, Hessen-Kassel, auch die brandenburgischen Markgrafen in Franken, es sich nicht nehmen, nach Maßgabe der Umstände Politik auf eigene Hand zu treiben und innerhalb der Kreisarmatur eine selbständige Wehrverfassung aufzurichten oder anzubahnen; immer aber war diese Assoziation dem Kaiser Leopold und seinen beiden Söhnen von ähnlicher Bedeutung, wie einst der schwäbische Bund dem ersten Maximilian. Dem wittelsbachischen, dem mit Frankreich verbündeten Kaisertum jedoch versagte sich diese ihrem Ursprung nach zur Abwehr der französischen Angriffe geschaffene Einung mit innerer Notwendigkeit.

Ebenso machte es sich dem Kaiser aus der neuen Dynastie peinlich fühlbar, daß ihm im Reichstage die geschlossene Majorität fehlte, auf welche die letzten Habsburger allemal hatten zählen können. Die Einhelligkeit des Kurkollegiums bei der Wahl des 24. Januar 1742 hatte lediglich der Schrecken zuwege gebracht; jetzt, da der wich, wagten die Anhänger Österreichs in des Reichs vornehmstem Rate wieder ihr Haupt zu erheben. Vollends ungünstig lagen für den neugewählten Kaiser die Verhältnisse im Fürstenrat bei der bunten Zusammensetzung dieses vielköpfigen Kollegiums.

Hier durfte Österreich sich noch jetzt, obgleich der Kaiserwürde entkleidet, auf zwei verschiedene, ihm unbedingt ergebene Gruppen verlassen, die bei jeder Abstimmung innerhalb einer Versammlung von 96 Stimmberechtigten den festen Kern für eine österreichische Majorität bildeten. Da waren vorerst die sogenannten Pensionäre des Wiener Hofes mit ihren Abstimmungen unter der berufenen Formel „in omnibus uti Austria“, die kleinen weltlichen Fürstenhäuser, die ihre Einführung in den Reichsfürstenrat der Gunst der habsburgischen Kaiser dankten und deren Sprößlinge seit alters im Hofdienst oder Kriegsdienst des Erzhauses standen: die Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Auersperg, Schwarzenberg, die Arenberg,

Hohenzollern, Fürstenberg und Liechtenstein. Zu den neun Virilstimmen dieser Geschlechter traten gewöhnlich noch die vier Kuriatstimmen der Grafenverbände von der Wetterau, von Schwaben, Franken und Westfalen. Die zweite mächtige Stütze, wenn es galt, die Abstimmungen dem Hause Österreich zu sichern, bot die gesamte Germania Sacra, soweit die stimmberechtigten Stifter sich nicht im Besitze wittelsbachischer Prinzen befanden. Der Erzbischof von Salzburg, neben Österreich der Kondirektor des Fürstenrates, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, von Eichstädt und Passau, von Augsburg, Konstanz, Chur und Basel, von Brixen und Trient, von Straßburg, Worms und Speier, die gefürsteten Äbte und Pröpste von Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtesgaden, Weißenburg, Stablo, Prüm und Corvey, der Johannitermeister und die beiden Kurien der schwäbischen und rheinischen Prälaten, sie alle waren nur des Rufs gewärtig, um ihre Stimmen, 25 an der Zahl, für das preiswürdige Erzhaus, den Hort des Katholizismus im Reiche, in die Wagschale zu werfen. Fügte der Wiener Hof seine beiden eigenen Stimmen für Österreich und Burgund hinzu, sowie die markgräfliche Stimme von Nomeny, die sich der Gemahl Maria Theresias als letzte Erinnerung an seine lothringischen Besitzungen vorbehalten hatte, so fehlten den 41 also Einmütigen, selbst wenn die Bänke des Fürstenrats vollbesetzt und wenn alle Vertreter instruiert waren, nur wenige Stimmen an der absoluten Majorität.

Demgegenüber hatte das Haus Wittelsbach ein unbedingtes Verfügungsrecht doch nur über fünfzehn Stimmen: fünf in der vielgespaltenen pfälzischen Linie, zwei in der bayrischen für das Herzogtum und die leuchtenbergische Landgrafschaft, endlich acht geistliche. Für die Bistümer Münster, Osnabrück, Hildesheim und Paderborn und für den Deutschen Orden votierte Kurfürst Klemens August von Köln, des Kaisers Bruder; für Regensburg, Freisingen und seit 1743 auch für Lüttich ein anderer Bruder, Bischof Theodor. Der König von Preußen konnte mit den fünf Stimmen von Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kammin und von Hinterpommern aushelfen; jede andere Bundesgenossenschaft aber mußte mühsam gewonnen werden. Und die Aussicht war für den Kaiser recht gering, daß unter den dreißig bis vierzig Ständen, deren Haltung nicht von vornherein vorgezeichnet war, seine Werbung den Bemühungen der Gegner den Rang ablief. Unterhielt doch die Hofburg politische und persönliche Beziehungen mancherlei Art auch zu den protestantischen Fürstenhöfen; denn diese vorzugsweise waren es, die ihrer Mehrzahl nach in den Gegensätzen der kurzen Regierungsepoche Karls VII. die mittlere Linie einhielten: die Ernestiner mit fünf bis sechs Stimmen, die Mecklenburger mit vier, die fränkischen Brandenburger und die Württemberger mit je zwei, das Haus Brabant mit dreien, für

Kassel, Darmstadt und Hersfeld, die Häuser Braunschweig-Wolfenbüttel, Anhalt, Zerbst mit je einem Votum.

Eines aber unter diesen evangelischen Geschlechtern, im Besitz von vollen sechs Stimmen im Fürstenrat, war der großen Gegnerin des Kaisers unbedingt verbündet und zugleich auf das eifrigste und wirksamste bestrebt, ihr aus dem protestantischen Lager weiteren Zuzug zu verschaffen: das königliche Kurhaus Hannover mit der ganzen Macht Großbritanniens hinter sich.

Nie hat König Georg II., jetzt bereits ein Sechziger, in seinem langen Leben glänzender dagestanden, als in diesem Jahre 1743, da er, der steifleinene Pedant, der enge Geist, ein Wilhelm III. oder Heinrich V. sich dünken mochte, wenn er so, das Schwert in der Hand, inmitten seiner englischen und hannoverischen Heerscharen den Kontinent durchzog, allgebietend, siegreich, nicht verdunkelt durch einen der schwachen und feigen Gegner oder durch einen der Mitverbündeten, denn die Frau, für deren Sache der Krieg geführt wurde, ward außerhalb ihrer Erblande, ward in den Lagern der Heere nicht gesehen; nicht gedrückt durch die Genialität eines allen Ruhm und alle Popularität an sich reißenden Ministers, denn sein Carteret, ob immer an Geist und Gaben ihm unendlich überlegen, schien sich ganz ihm unterzuordnen, wußte dem Eitlen in geschicktester Weise zu schmeicheln und sich sah in der Gunst des Gebieters bald ebenso befestigt, wie jemals Sir Robert Walpole.

Zu Walpoles Sturz im Februar 1742 hatte die unmittelbare Veranlassung des Ministers lahme und mattherzige Friedenspolitik gegeben. Er war stets für das Zusammengehen Englands mit Frankreich gewesen und hatte nur ungern 1739 in den Seekrieg mit den von den Franzosen vorgeschobenen Spaniern gewilligt. Die kläglich erkaufte Neutralitätskonvention für das deutsche Kurfürstentum des britischen Königs erschien der Nation als eine unerhörte Erniedrigung und lieferte der parlamentarischen Opposition den Beweis, daß Englands wichtigste Interessen und daß Englands Ehre den Bedürfnissen des deutschen Nebenlandes untergeordnet wurden. Die Reihen der Getreuen Walpoles lichteten sich, bald standen alle Parteien und Fraktionen gegen ihn zusammen.

„Was in achtundzwanzig Jahren nicht gesehen, nicht gehört, ja nicht geglaubt worden, das hat sich nunmehr ergeben," so schrieb am 4. März 1742, vierzehn Tage nach Sir Roberts Rücktritt, ein hannoverischer Diplomat frohlockend; Whigs, Tories, Patrioten und wie sie alle hießen, seien einig miteinander und wetteiferten, ihre Königstreue und Vaterlandsliebe zu betätigen. Whigs und Tories würden bei Hofe gesehen und gnädig empfangen, weder im Ober- noch im Unterhause gäbe es eine Opposition; was der König vom Parlament fordern möge, alles werde ihm bewilligt.

Daß nun Carteret die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, der bisherige Führer des oppositionellen Flügels der Whigpartei, der Vorkämpfer der „Patrioten" gegen die „Courtiers", schien einen gründlichen Systemwechsel zu bedeuten, wie ihn die kriegerische Erregtheit der Nation erheischte. Der Lord galt den Franzosen als ihr unversöhnlichster Feind; Lord Feuerbrand nannten ihn ihre Diplomaten. Stolz und herausfordernd war der Ton, den er unverzüglich gegen Frankreich anschlug. Er halte es für unwürdig, erklärte er dem französischen Gesandten Bussy, die kleinen Künste des vorigen Ministeriums weiter anzuwenden; zwei große Staaten wie Großbritannien und die Krone der Lilien müßten ritterlich sich bekriegen oder Frieden machen; es hänge von Frankreich ab, ob Krieg, ob Frieden sein solle; der König und die Nation seien entschlossen, sich mit ganzer Macht den Plänen Frankreichs zu widersetzen, auf dem Kontinent so gut wie auf dem Ozean, und sie würden alles tun, um Preußen aus der Verbindung mit Frankreich zu reißen. Es war sein „Lieblingsvergleich" im Verkehr mit dem französischen Diplomaten, Frankreich sei ein mutiges Roß, aber er werde es bändigen; es gelte nur den Augenblick zu ergreifen, wo es vor Erschöpfung atemlos sei.

Gleich nach der Übernahme der Geschäfte entwickelte Carteret dem hannoverischen Minister von Steinberg sein politisches Programm. Man müsse die augenblickliche Stimmung der englischen und der holländischen Nation ausnützen, um zu verhindern, daß nicht „das große System von Europa" zerfalle. Sofort werde England 16 000 Mann nach den österreichischen Niederlanden werfen, die sich dort mit 30—40 000 Holländern zu verbinden haben würden. Den König von Preußen müsse und werde man gewinnen, von Rußland habe man mehr zu hoffen als zu fürchten; der Kaiser aber sei ein Herr, der in französischen Fesseln sein und bleiben werde.

Mit großer Sicherheit und gleich großem Glück ging der glänzende Lord an die Ausführung. Englands erfolgreiche Friedensvermittlung zwischen den beiden deutschen Mächten nahm er als ein persönliches Verdienst für sich in Anspruch und rühmte sich, dem preußischen Staate, wie vordem als Gesandter am schwedischen Hofe Stettin, so jetzt als Staatssekretär Breslau durch seine Vermittlung verschafft zu haben. Als dann zu Ausgang des Jahres das Parlament seine Sitzungen wieder aufnahm, konnte Carterets Diplomatie stolz bereits eine neue Leistung aufweisen: das zu Breslau begonnene Werk sah sich durch das soeben, am 29. November, zu Westminster unterzeichnete Verteidigungsbündnis zwischen England und Preußen gekrönt. Zugleich kündete die Thronrede den Abschluß eines Vertrages mit Rußland an. Das folgende Jahr brachte zunächst den Beitritt Hollands zu dem englisch-österreichischen Kriegsbündnisse. Fort-

gerissen durch das Beispiel Englands, ermutigt durch die augenscheinliche Leistungsunfähigkeit der französischen Feldherren, faßte die Versammlung der Generalstaaten im April 1743 nach langen Schwankungen und nicht ohne lebhaften Widerspruch einzelner Provinzen den Beschluß, der Königin von Ungarn das vertragsmäßige Hilfsheer von 20 000 Mann zum Kampfe für die Erbordnung Karls VI. zu stellen. Weiter ward durch einen sanften, aber fühlbaren Druck dem auf die englischen Subsidien angewiesenen Hofe zu Wien in dem Wormser Vertrage die Zusage abgenötigt, dem König von Sardinien alles lombardische Land am rechten Ufer des Lago Maggiore und des Tessin abzutreten; Karl Emanuel versprach dafür, mit 45 000 Mann die Bourbonen aus Italien vertreiben zu helfen. Gelang das, so sollte Neapel wieder österreichisch werden und Sizilien wieder dem Hause Savoyen zufallen. Endlich wurde auch Sachsen noch vor Ablauf des Jahres 1743 durch die Erneuerung seines alten Defensivvertrages für den Fall neuer Verwicklungen wieder an die Sache Österreichs gebunden.

Binnen Jahresfrist hatte so Maria Theresia einen Umschwung des Glücks an sich erfahren, etwa nur dem vergleichbar, der in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges ihren Ahnherrn, Ferdinand II., aus tiefster Bedrängnis zu stolzer Siegeshöhe erhob. Die Frau, über deren Länder soeben in einem „Partagetraktat" das Los geworfen war, erblickte sich an der Spitze eines großen Bündnisses zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanktion, und glücklicher als die Diplomaten der antipragmatischen Koalition sahen die „Pragmatiker" das durch ihre Verhandlungskunst begonnene Werk durch die Erfolge der Kriegsführung gesichert und weitergeführt.

Nach der grausamen Behandlung, die Fleury von den Österreichern auf seine Annäherungsversuche erfahren, hatte sich sein verletzter Stolz zu einem unerwarteten Akte von Energie aufgeschwungen. Das Heer des Marschalls Maillebois, seit einem vollen Jahr untätig am Niederrhein, erhielt den Befehl, zur Rettung der gefährdeten Besatzung von Prag quer durch Deutschland nach Böhmen zu marschieren. Sein Erscheinen in Bayern befreite noch einmal das unglückliche Erbland des Kaisers von den österreichischen Peinigern, und die 60 000 Mann, die Maillebois und der Graf von Sachsen jetzt in der Oberpfalz beieinander hatten, schienen ausreichend, auch in Böhmen das Kriegsglück wieder zu wenden. Schon stießen die französischen Marschsäulen über den Böhmerwald vor; aber wieder fehlte den Führern der Mut zu entscheidender Tat. Statt den Truppen bei Prag die Hand zu reichen, ging Maillebois, der lange erwartete Erlöser, unverrichteter Sache dahin zurück, von wo er gekommen war. Die böhmische Hauptstadt war jetzt nicht mehr zu halten. Dem Marschall Belle-Isle — denn Broglie war

im September zu dem Heere nach Bayern gegangen — blieb nur der verzweifelte Entschluß übrig, mit den 14 000 Mann, die noch vorhanden waren, Ende Dezember 1742 bei härtestem Frost den Rückzug nach Eger anzutreten; seine 60 Schwadronen hatte er auf 20 einteilen müssen. Nun verglichen ihn seine Verehrer mit Xenophon, aber das Ergebnis war, daß auf diesem Rückzug der deutsche Winter das kleine französische Heer nahezu aufgerieben hatte. Kränker denn je, von der Gicht gekrümmt, gealtert, vergrämt, innerlich gebrochen, doch voll Würde in der äußeren Haltung, erschien Belle-Isle in Versailles, dem König seinen Bericht über den letzten Akt des böhmischen Trauerspiels abzustatten. Er verhehlte sich nicht, daß sein großes Spiel verloren, daß seine Zeit vorüber war; er sah wohl, daß die teilnehmende Fürsorge, die seiner Gesundheit gezeigt wurde, im Grunde nur darauf abzweckte, dem Urheber des deutschen Krieges einen anständigen Rückzug aus dem öffentlichen Leben zu eröffnen.

Den Mann, gegen den er diesen Krieg durchgesetzt, traf Belle-Isle, da er in die Heimat zurückkehrte, nicht mehr unter den Lebenden. Zwei Jahre zu spät für seinen Ruhm, wie mit Grund gesagt wurde, war der Kardinal Fleury neunzigjährig am 29. Januar 1743 zu Issy gestorben; er hatte bis zum letzten Atemzuge an dem Bild seiner Macht sich geweidet und die Welt über seinen Zustand zu täuschen gesucht. Mit ihm verschwand der letzte der Staatsmänner von der Bühne, die während dreier tatenloser Jahrzehnte als die Epigonen einer größeren Zeit in Europa geschaltet hatten; denn Graf Sinzendorff, Karls VI. alter Hofkanzler, war im Vorjahr dem Kardinal im Tode vorangegangen, während gleichzeitig einen Walpole die Wankelmut der Volksgunst und einen Ostermann die Erschütterungen eines Thronwechsels aus der Bahn geschleudert hatten.

Indem die Franzosen Böhmen aufgaben, schickten sich die Engländer an, ihre Truppen als Hilfsvölker für die Königin von Ungarn in das Reich einrücken zu lassen. Durch die französische Rheinarmee nicht mehr geschreckt und gehindert, waren 16 000 Hannoveraner zu den englischen Truppen in Flandern gestoßen und mit ihnen 6000 Hessen, die einen wie die anderen durch englisches Geld unterhalten.

Mit dem größten Verdruß sah der König von Preußen der Ankunft dieser Kriegsgäste auf deutschem Boden entgegen, und der Kaiser und die Franzosen versäumten nicht, seine Mißstimmung auszunützen und ihn zum Einschreiten gegen die Verletzung des Reichsbodens und die Gefährdung neutraler Stände anzuspornen. Der angekündigte Marsch der Engländer gab um so mehr zu denken, als bereits ganz offen von dem Plane geredet wurde, dem vor

wenigen Monaten gewählten Kaiser einen römischen König in der Person des Großherzogs Franz an die Seite zu stellen. Kurz vor Weihnachten nahm Friedrich Veranlassung, zu dem englischen Gesandten Hyndford ein ernstes Wort zu sprechen. In lebhafter Erregung rief er dem Briten zu: „Hören Sie, Mylord, ich kümmere mich nicht um das, was den Franzosen geschieht, aber ich kann nicht dulden, daß der Kaiser zugrunde gerichtet oder entthront wird.“ Wolle der König von England die Franzosen in Frankreich selbst, in Flandern oder in Lothringen angreifen, so sei dagegen nichts einzuwenden; aber der mächtigste Fürst des Reiches sei als solcher verpflichtet, in Deutschland selbst jede neue Unordnung zu verhindern. Müsse vom Leder gezogen werden, dann geschehe es besser heute als morgen.

Als Hyndford dem Minister Podewils von solchen Drohungen erzählte, suchte dieser den Eindruck, so gut es ging, abzuschwächen; aber schon nach wenigen Tagen kam der König auf den Gegenstand zurück. Auf einem Hoffeste, nach der Tafel, nahm er den Lord beiseite, um ihm gerade heraus zu erklären, wenn der König von England dem Kaiser den Krieg ansage, so bäte er, der König von Preußen, doch nicht zu vergessen, daß Hannover in der unmittelbaren Nachbarschaft von Preußen liege.

Noch erschrockener als das erste Mal beschwor der unglückliche Podewils den Gesandten, Drohungen, die in der Weinlaune ausgestoßen seien, keine Bedeutung beizumessen, und beteuerte ihm, die Augen zum Himmel erhoben, er wünsche, daß der König entweder aufhören möge, mit den fremden Gesandten von Politik zu reden, oder die gesamten Geschäfte auf sich allein nehmen möge.

Es gelang dem friedfertigen Minister, die Dinge in ein ruhiges Gleis zu lenken. Eine Erklärung, die der preußische Gesandte in London abgeben mußte, kleidete das, was der König in der Hitze des Augenblickes ausgestoßen hatte, in die glatten Formen der diplomatischen Umgangsprache. Immerhin blieb der Kern bestehen; denn auch in der nach London geschickten Erklärung fand sich der Satz, daß England seine Truppen gegen Frankreich unmittelbar anwenden möge, daß aber das Reich sein Haupt nicht zermalmen lassen, noch das Kriegsfeuer in neutrale Gebiete herüberschlagen lassen dürfe. Die Antwort, die Hyndford im Namen seines Königs erteilte, lautete einlenkend und beschwichtigend. Der Gesandte mußte erklären, daß seinem König nichts ferner liege, als der Ruin des Kaisers oder eine Vergewaltigung neutraler Reichstände. Auch ließ der König von England seine Bereitwilligkeit ausdrücken, daß er in allem, was billigerweise für den Kaiser geschehen könne, in Gemeinschaft mit Preußen vorgehen wolle. Der Verlauf mußte lehren, bis zu welchem Grade diese Erklärung aufrichtig gemeint sei.

Gleichzeitig mit den nach London gesandten Warnungen — die Redner der parlamentarischen Opposition sprachen von dem Veto des Königs von Preußen — ließ Friedrich II. zwei andere Verhandlungen zugunsten des Kaisers einleiten. Bei dem Reichstage wurde der Antrag gestellt, daß das Reich in dem Streite zwischen dem Kaiser und der Königin von Ungarn die Vermittlung übernehmen und zur Wahrung seiner eigenen Interessen eine Reichsarmee aufstellen solle. Wieder in London aber legte der König einen Friedensplan vor, bei dem beide Teile ihre Rechnung finden mochten.

Was der Kaiser begehrte, war nicht bloß der gesicherte Besitz seines Erblandes, das demnächst zum zweiten Male die Beute der Österreicher werden sollte, sondern eine Erweiterung seines Gebietes und eine Erhöhung seiner Einkünfte in einem Umfange, der dem Glanze der Kaiserkrone und den Pflichten ihrer Vertretung entsprochen hätte: sechs Millionen Gulden, mit einem Worte, bezeichnete er als die Summe, die ihm als Jahreseinnahme nötig sei. Und auf das neue Großbayern sollte dann die erbliche Königswürde gegründet werden. „Sechs Millionen jährliche Revenuen fände man nicht auf dem Markte," ließ König Friedrich ihm durch seinen Gesandten Klinggräffen sagen; „man müßte sich sehr darum schlagen und sich rechtschaffen anstrengen, zu dem Zwecke gute Truppen zu haben." Gleichwohl war er darauf bedacht, dem Kaiser für dieses Königreich Böhmen, das nun einmal keine Gewalt auf Erden ihm zu erobern vermochte, Gebiete und Gebietstücke, die etwa Erkleckliches abwarfen, hier und da in der Nachbarschaft Bayerns ausfindig zu machen. In der Zeit vor Abschluß des Breslauer Friedens war Graf Podewils, um sofort eine allgemeine Pazifikation zu ermöglichen, auf den Ausweg einer umfassenden Aufteilung geistlichen Gebietes verfallen; jetzt eignete sich der König diesen Gedanken an und kam seit dem Sommer 1742 immer wieder darauf zurück.

Schon einmal, vor jetzt hundert Jahren, war in einer großen inneren Krisis dieses Auskunftsmittel zur Ausgleichung entgegenstehender Ansprüche angewendet worden. Aber damals handelte es sich bei der Einziehung der Bistümer im wesentlichen um Stifter, die dem katholischen Glauben völlig entfremdet und tatsächlich bereits seit lange im Besitz weltlicher Herren waren; jetzt sollten Güter, welche die Kirche noch im Vollbesitz hatte, zur Bereicherung der Laien dienen. König Friedrich ließ in London die Lande von Eichstädt, Freising, Regensburg, Augsburg und Salzburg in Vorschlag bringen; daneben sollten auch einige weltliche Gebiete, die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, geopfert werden. Einen Augenblick ist der Kaiser einem Gedanken, dessen Verwirklichung seiner Hausmacht so ansehnliche Vergrößerung gebracht hätte,

wohl nähergetreten, aber nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt der freien Zustimmung des Papstes und des gesamten Reiches. Als dann durch eine schadenfrohe Indiskretion des solchen Entwürfen ganz abweisend gegenüberstehenden Wiener Hofes die in London ausgetauschten Vorschläge unzeitig an die Öffentlichkeit traten, da beeilte sich der streng kirchliche Fürst, den ungerechtfertigterweise auf bayrische Urheberschaft zurückgeführten Plan im Tone der Entrüstung und Überzeugung weit von sich zu weisen. Das Mißtrauen der katholischen Reichsstände war durch keine Beteuerung mehr zu zerstreuen. Unzählige Federn schrieben noch auf lange hinaus, nach Anleitung geistlicher Hirtenbriefe, gegen die „von Religionshaß und unzulässigem Eigennutz angefrischten Pläne", gegen die „gott- und gewissenlosen, auf den gänzlichen Umsturz der Reichsverfassung abzielenden Pazifikationsentwürfe". Der Heilige Vater selbst aber ließ erklären, eher das Martyrium leiden zu wollen, als solchen Frevel gutzuheißen. Wenn der derzeitige Schirmvogt der Kirche die ihm anvertraute durch Sakrileg und Raub zu entweihen, die fürstlichen Stifter, als die Erbschaft Gottes, wegen menschlicher Erbschaft anzutasten sich anschickte, in welch strahlender Verklärung erschien da nicht das alte Erzhaus, das dem Reiche und der Kirche so viele fromme Kaiser gegeben hatte.

Schien zwischen den Höfen von Berlin und London darin Einverständnis zu bestehen, daß dem Kaiser auf eine oder die andere Weise ein Zuwachs an Land und Leuten und Einkünften ausfindig gemacht werden müsse, so stellte sich Maria Theresia auf einen völlig anderen Standpunkt. Sie war zwar nicht abgeneigt, dem Kaiser einen neuen Besitz anzuweisen, aber dieses neue Gebiet sollte keine Vergrößerung des alten bedeuten, sondern lediglich ein Ersatz für das Herzogtum Bayern sein. Für Bayern, das die Königin für sich selbst zu behalten gedachte als eine Entschädigung für ihr verlorenes Schlesien.

So sind denn in diesen Jahren der Reihe nach von ihr und von ihren Verbündeten die verschiedensten Tauschpläne zur Erörterung gebracht worden. Der greise Lord Stair, der heißblütige Führer des englischen Hilfsheeres, hielt nichts für einfacher, als die Verpflanzung des Kaisers über den Rhein, nach Eroberung von Elsaß und Lothringen, zumal wenn es gelang, den König von Preußen zum Verzicht auf seine Neutralität, zur Beteiligung an dem großen Rachezug gegen die Franzosen zu vermögen. Mit verdientem Spott wies König Friedrich den abenteuerlichen Plan zurück: von der Eroberung von Elsaß und Lothringen werde man sprechen dürfen, wenn Frankreich einige Hauptschlachten samt Straßburg und den festesten Plätzen an der niederländischen Grenze verloren habe, und wenn man mit einem Heere unter den Mauern von Paris stehe,

nicht eher! Da somit die Ausstattung des Kaisers mit französischen Spolien bald außer Betracht kam, so ward zeitweilig eine Ansiedlung des bayrischen Kurhauses auf italienischer Erde in Aussicht genommen. Ein sardinischer Staatsmann, der Marchese d'Ormea, entwickelte zuerst diesen erleuchteten Gedanken; er meinte, daß der Großherzog Franz gut und gern auf sein neues Reich Toskana zugunsten des Kaisers verzichten dürfte, wenn dafür dem Hause Österreich Bayern eingeräumt würde. Begierig griffen die Österreicher und Engländer den Vorschlag auf; nur schien ihnen an Toskanas Statt Neapel und Sizilien eine angemessenere Entschädigung für den aus Bayern zu vertreibenden Kaiser; dort mochte er sich in den großen Erinnerungen an die letzten Hohenstaufen ergehen, ein Kaiser in partibus infidelium, für welchen Großherzog Franz als römischer König willig die Bürde des Reiches getragen haben würde. Der junge Diplomat, der damals den Wiener Hof in Turin vertrat, Graf Wenzel von Kaunitz-Rittberg war es, der sich insbesondere für diese Deportation des deutschen Kaisers an die Gestade der Zyklopen erwärmte; er erklärte, den Plan schon vorlängst ins Auge gefaßt zu haben.

Wie nun die Austauschfrage auch geregelt werden mochte, in Wien war es beschlossene Sache, dem Kaiser sein Erbland nicht zu lassen, sondern sich nach dem Grundsatz zu richten, den Lord Carteret, wenig vereinbar mit den in Berlin abgegebenen Beteuerungen, aufgestellt hatte: Bayern zu behalten, ohne viel davon zu reden. Denn daß der Königin ein Äquivalent für Schlesien geschaffen werden müsse, das hatten die englischen Staatsmänner, als sie ihr den Breslauer Frieden aufnötigten, nicht in Abrede gestellt.

König Friedrich war unter diesen, ihm selbst übrigens noch verborgenen Umständen wohl berechtigt, die englische Friedensvermittlung ein „Spielwerk" zu nennen und seinem Gesandten Andrié in London zu schreiben — am 17. März —, er könne Carteret leise zu verstehen geben, „daß wir so dumm nicht wären, die Unaufrichtigkeit des englischen Hofes nicht zu merken".

Er wußte dabei nicht einmal, daß eben damals auch zu Frankfurt in der Reichsversammlung die Diplomatie König Georgs II. einen unterirdischen Krieg gegen den Kaiser und gegen ihn selbst führte und alle Hebel ansetzte, den preußischen Antrag beim Reich auf Übernahme der Friedensvermittlung in der Abstimmung zu Falle zu bringen. Das schließliche Schicksal dieser Vorlage bezeichnete einen großen Sieg des hannoverischen Einflusses über den preußischen. Dreier Ansagen bedurfte es, bis alle löblichen Komitialgesandtschaften mit Verhaltungsmaßregeln von ihren Höfen versehen waren. Endlich kam am 17. Mai das Reichsgutachten zustande, wonach das Reich den streitenden Teilen, dem Kurfürsten von Bayern, seinem Kaiser,

auf der einen und der Königin von Ungarn auf der anderen Seite seine Vermittlung anbieten wollte. Aber die Aufstellung der Neutralitätsarmee, die allein der Vermittlung hätte Nachdruck geben können, ward nicht beliebt; denn nur über die Frage ob, nicht über die Frage wie, war die Mehrzahl der Vertreter mit Weisungen versehen. Sehr verächtlich sprachen die Freunde des Wiener Hofes, wie der alte Bamberger Bischof, von dem „Neutralitäts-Glaukoma" und stellten es mit der „Säkularisations-Impietät" in gleiche Linie.

Während der Reichstag dem edlen Frieden zuliebe sich mit langwierigen Beratungen und unfruchtbaren Abstimmungen abquälte, prasselte bereits das Kriegsfeuer allerorten von neuem in die Höhe. Noch mitten im Winter suchte Graf Traun, aus dem Mailändischen hervorbrechend, die Spanier im offenen Felde auf und schlug sie am 8. Februar bei Camposanto am Panaro. Etwa gleichzeitig überschritten Lord Stairs englische und hannoverische Völker die Maas, um sich in den benachbarten Gebieten der wittelsbachischen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz einzulagern. Im April zogen sie, begleitet von den flandrischen Regimentern Österreichs, als pragmatische Armee über den Rhein.

Anfang Mai rührten sich auch in Böhmen die Österreicher zu erneutem Vorbruch gegen Bayern. Noch lag der Oberbefehl über die Franzosen in den unsicheren Händen des alten Broglie; mit seinen 70 000 Mann traute er sich doch nicht an den Feind. Er gestattete den Vortruppen Karls von Lothringen, sich zwischen die Franzosen und die südwärts bei Braunau und München stehenden Bayern zu schieben; die 8000 Bayern, Pfälzer und Hessen, mit denen General Minuzzi Simbach besetzt hielt, wurden überfallen und auseinandergesprengt. Nun schien es dem französischen Marschall die höchste Zeit, die ihm anvertraute große Armee durch die Flucht zu retten. Eilends zog er sich donauaufwärts von Deggendorf nach Straubing, nach Stadt am Hof, nach Ingolstadt, nach Donauwörth. So war, bevor der Sommer erschien, auch Bayern von den Franzosen aufgegeben, wie im vorigen Winter Böhmen. Der König von Preußen aber schrieb: „Bei aller schlechten Meinung, die ich von dem alten Broglie hatte, gestehe ich, daß seine Aufführung die Feigheit und Torheit, die ich ihm zugetraut hatte, noch übersteigt." Doch ereilte den Marschall jetzt ein verdientes Geschick. Kein Fleury nahm sich seiner mehr an; der alte Heerverderber ward abgesetzt und auf eine seiner Besitzungen verwiesen.

Mit dem Abzuge der Franzosen war das Schicksal des in der bayrischen Heimat zurückbleibenden Häufleins kaiserlicher Krieger entschieden. Graf Seckendorff, jetzt ihr Anführer an des unfähigen Törring Stelle, der aus den Diensten des habsburgischen Kaisertums in die des wittelsbachischen übergetretene Reichsfeldmarschall, hatte

recht gehabt, wenn er zu Beginn dieses unglückseligen Feldzuges das französische Heer den schwachen Rohrstab Ägypten genannt. Der Wittelsbacher, vor wenigen Wochen aus Frankfurt in seine Landeshauptstadt zurückgekehrt, flüchtete nach Augsburg, die Gastfreundschaft der schwäbischen Patrizier in Anspruch zu nehmen; Deutschlands Kaiser hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Dann schloß Seckendorff mit seinem ehemaligen Waffenbruder und alten Feinde Khevenmüller am 27. Juni die Abkunft von Niederschönfeld, eine Kapitulation, die den Kaiserlichen, so viel ihrer noch waren — sie mochten an die 13000 Mann zählen —, Neutralität gewährte und ihnen ein Fleckchen bayrischer Erde bei Wemding, wo ringsum die Gebiete neutraler Dynasten grenzten, als Zufluchtsort anwies. Maria Theresia verweigerte dem Vertrage die Bestätigung, aber tatsächlich schonten die Sieger fortan ihre unschädlich gemachten Gegner. Überall in Bayern ließ die Königin sich huldigen, so wie vor achtzehn Monaten Karl Albert es in ihrem Königreich Böhmen gehalten hatte.

Noch schien nicht alles verloren, denn noch standen, von den aus Bayern Geflüchteten abgesehen, 60 000 Franzosen zwischen Neckar und Main unter dem Herzog von Noailles, das frische Heer, durch dessen Aussendung die Krone Frankreich das Erscheinen der pragmatischen Armee auf dem Reichsboden beantwortet hatte. Im Besitze der Flußübergänge bei Seligenstadt und Miltenberg sperrte Noailles den bis Aschaffenburg vorgerückten Gegnern, den vereinigten Engländern, Hannoveranern und Österreichern, die Zufuhren auf dem Mainstrome. Den bereits Darbenden den Rückmarsch nach Hanau zu verlegen, sie womöglich zu vernichten oder zur Ergebung zu zwingen, gingen die Franzosen, mehr als 20 000 Mann stark, auf das jenseitige Ufer. Aber der stürmische Angriff ihrer Garden auf die aus dem Walde bei dem Dorfe Dettingen sich herausschiebenden Marschsäulen wurde abgeschlagen; Noailles brach die Schlacht ab und zog sich unverfolgt über den Main zurück. Just an diesem Unglückstage, dem 27. Juni, erschien Karl VII., der Wanderkaiser, wiederum in Frankfurt; ein flüchtendes Heer hatte er an der Donau verlassen, ein geschlagenes erwartete ihn am Main. Die gut österreichisch gesinnten Frankfurter ließen unter den Fenstern ihres kaiserlichen Gastes Hochrufe auf die Sieger erschallen. Der Herzog von Noailles streckte diesem Manne der Schmerzen 40 000 Taler vor, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. Zugleich aber bemühte sich der Bedrängte durch den Prinzen Wilhelm von Hessen um einen Vergleich mit dem König von England, dem Helden von Dettingen. Der Hoffnungsstrahl, der hier aufleuchtete, erlosch gar schnell. Lord Carterets prahlerische Verheißung, dem landflüchtigen Herrscher die Wiederherstellung seiner Erblande, die österreichische Anerkennung

für sein Kaisertum, die Erhöhung Bayerns zum Königreiche, eine irgendwie zu beschaffende dauernde Verbesserung seiner Einkünfte erwirken und zudem bis zur greifbaren Herbeizauberung aller dieser Herrlichkeiten ein monatliches Almosen aus britischen Staatsmitteln anweisen zu wollen — diese lockende Zusage ward durch den Einspruch der Minister in London, der auf den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Staatssekretär des Auswärtigen bereits eifersüchtigen Kollegen, nach ein paar Wochen des Hoffens und Harrens hinfällig, dem Kaiser zu einer grausamen Enttäuschung.

Der König von Preußen erhielt die Nachricht von der Schlacht bei Dettingen am 3. Juli in Rheinsberg, an der Stätte freundlicher Erinnerungen, wo er auf der Fahrt nach den Musterungsplätzen der pommerischen Regimenter zu kurzer Rast abgestiegen war. „Nein, ich will den französischen Namen nicht mehr genannt hören!“ so schrieb er empört an seinen Freund Rothenburg, den halben Franzosen; „nein, ich will nicht, daß mir noch jemand von ihren Truppen und von ihren Generalen spricht! Noailles ist geschlagen! Von wem? Von Leuten, die keine Disposition zu machen verstehen und auch keine gemacht haben!“ Gegen Podewils aber äußerte er den frommen Wunsch, daß seinen Herrn Oheim der Teufel holen möge, und bat den Minister, ihm „einen langen, langen Brief“ zu schreiben, angefüllt mit allen Betrachtungen über die Bedeutung des unwillkommenen Ereignisses, die ihm nur einfallen würden, wobei er überall den schlimmsten Fall setzen solle. Er selbst fürchtete im ersten Augenblicke als Folge der Schlacht nichts Geringeres, als das vollständige Übergewicht des Königs von England und der Königin von Ungarn in allen Reichsangelegenheiten, die Wahl des Herzogs von Lothringen zum römischen Könige, ein großes Bündnis zwischen England, den Österreichern, Sachsen, Dänen und Russen. Resigniert setzte er hinzu: „Die Ereignisse dieses Jahres lachen uns nicht; wir müssen hoffen, daß eine andere Zeit kommt, wo wieder wir an der Reihe sind. Ich gestehe, daß ich alles, was bisher in Europa geschehen ist, ziemlich vorausgesehen habe; aber auf diesen Schlag war ich nicht vorbereitet.“

Er hatte den Einmarsch der englischen Truppen in das Reich trotz der preußischen Verwahrung, er hatte das herrische Schalten seines königlichen Oheims im deutschen Lande nicht ohne Grund als empfindliche Niederlage seiner Politik und als eine persönliche Demütigung empfunden. Es konnte ihm unmöglich entgehen, wie es bei den dreist zufahrenden Engländern in bewußter Weise darauf abgesehen war, ihn vor den Kopf zu stoßen, einzuschüchtern, zu demütigen: „ich bin der Meinung,“ dahin hatte zu Anfang des Jahres Lord Hyndford, sehr mit seines Gebieters und Carterets Zustimmung, sein Votum abgegeben, „daß je nachdrücklichere Ent-

schließungen unser Hof faßt, desto friedfertiger der König von Preußen sein wird." Friedrich hatte seinen Stolz bezähmt und im Verlaufe der Ereignisse doch größere Zugeständnisse gemacht, politisch und persönlich, als es sein Vorsatz gewesen war. Wiederholt und noch Anfang Juni erklärte er seinen Ministern, daß er zur Begrüßung des Königs Georg auf deutschem Boden keinen Vertreter in das britische Hauptquartier abordnen werde, daß ihm von solcher Sendung nicht gesprochen werden solle. Ende Juni aber gewann er den verhaßten Entschluß dennoch über sich, um sich von den Verhandlungen, deren Brennpunkt in diesem Sommer das Lager am Main nun einmal war, nicht freiwillig und leichtfertig auszuschließen.

Der gedrückten Stimmung des preußischen Hofes entsprangen auch die dem Frühling dieses Jahres angehörenden Versuche, ein freundlicheres Verhältnis zu dem Wiener Hofe zu gewinnen. Hat doch der König in einem bestimmten Augenblicke, im März, in einer vertraulichen Weisung an seinen dortigen Gesandten, den Grafen Dohna, den Gedanken nicht ganz von der Hand gewiesen, die sonst so stark von ihm perhorreszierte Bewerbung des Lothringers um die römische Königskrone zu unterstützen, vorausgesetzt, daß der Wiener Hof eine weitere Ausdehnung der preußischen Macht geschehen lassen würde: das heilige römische Reich sei groß genug, meinte er, und man würde in der Nachbarschaft Konvenienzen für Preußen genug finden können, ohne daß die Königin von Ungarn für eine Unterstützung ihrer Politik Abtretungen von dem österreichischen Eigen zu machen brauche. Doch war das eine ganz vorübergehende Anwandlung gewesen, und als Dohna einige Zeit darauf, in den Wochen vor der Dettinger Schlacht, in einem der Zwiegespräche, deren Maria Theresia den geraden, wohlmeinenden Mann jetzt wiederholt würdigte, bestimmte Andeutungen in der Königswahlfrage machte, allerdings über seine Verhaltungsmaßregeln hinaus, so zog er sich die schneidende Zurechtweisung zu (20. Juni): „Sie lassen sich bezaubern durch den holden Sirenengesang; aber, mein Herr, vergessen Sie nicht, mit welchem Gebieter Sie es zu tun haben, und wenn Sie schon an nichts anderes denken, so denken Sie an Ihren Kopf."

Vor Beginn des diesjährigen Feldzuges hatte der König den stets auf das Schlimmste gefaßten Podewils durch die Eröffnung beruhigt, daß er keineswegs beabsichtige, jetzt loszubrechen, sondern daß er den Ausgang der ersten Aktion zwischen den Engländern und Franzosen abwarten wolle, um danach seine Maßregeln zu treffen. Jetzt kamen diese Maßregeln, bescheiden genug, auf jene Abschickung in das Hauptquartier des Siegers von Dettingen hinaus, die, vor der Schlacht beschlossen, doch erst im Juli vor sich ging. Graf Karl Wilhelm von Finckenstein, der neunundzwanzig-

jährige Diplomat, vordem des Kronprinzen Friedrich Spielgefährte, erhielt den Auftrag, sich in die Friedensunterhandlungen einzudrängen, es gehe wie es gehe; er konnte sich auf die dem Könige im vorigen Winter erteilte Zusage berufen. Dem Kaiser aber ließ König Friedrich gleichzeitig raten, auf die Hilfe einer Reichsarmee nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr zu rechnen, vollends jetzt, wo Frankreich den Krieg in Deutschland aufgebe.

So eifrig Finckenstein in Hanau sich bemühen mochte, so unermüdlich er (the little evil spirit, wie Hyndford ihn nannte), dem britischen Staatssekretär zusetzte, er erreichte nicht, daß er zu den Verhandlungen hinzugezogen wurde. Wohl aber hörte er von einem der kaiserlichen Diplomaten, daß Carteret sich mit stolzem Munde gerühmt hatte: er allein verstehe sich auf den Ton, in welchem man zu dem König von Preußen reden müsse.

Noch ehe König Friedrich über das Ergebnis der Hanauer Verhandlungen klar sah, erhielt er eine Nachricht, die seiner Politik einen neuen Antrieb und eine neue Richtung gab. Sie kam ihm aus Rußland.

Mit jener Dezembernacht des Jahres 1741, in der die Preobraschenskischen Garden die Tochter Peters des Großen als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen hatten, waren die Hoffnungen des österreichischen Gesandten Botta, Rußland zur Beteiligung an dem Kriege gegen Preußen zu vermögen, vereitelt. Aber auch Bottas Befürchtung, daß jetzt sein glücklicherer Nebenbuhler, der Franzose La Chetardie, seine Gönnerin Elisabeth in den Krieg gegen Österreich treiben möchte, bewahrheitete sich nicht. Die Zarin entschied sich den westeuropäischen Wirren gegenüber für volle Unparteilichkeit. Um so nachdrücklicher ließ sie, unbekümmert um ihre früheren Beziehungen zu der schwedischen Gesandtschaft, den Krieg gegen den nordischen Nachbar fortsetzen. Der Friede von Abo, den Schweden gegen abermalige Abtretungen schließlich erhielt, bereitete der Stockholmer Kriegspartei, die auf die Erkenntlichkeit Elisabeths gerechnet hatte, die bitterste Enttäuschung. Es war ein neuer Unterwerfungsvertrag gleich dem Frieden von Nystad, und bei der Wahl eines Thronfolgers, die der kinderlose König Friedrich ausschreiben lassen mußte, schlug der von Rußland begünstigte Prinz seine Mitbewerber, auch den französischen Kandidaten, aus dem Felde: Herzog Peter von Holstein-Gottorp, der Enkel Peters des Großen, der Zarin Neffe. Ja, schon war Rußlands Einfluß jenseits des Baltischen Meeres so befestigt, daß Peter, inzwischen von seiner Muhme zum künftigen Beherrscher des Zarenreiches ausersehen, unbedenklich auf die Thronfolge in Schweden verzichten konnte, da die Wahl eines anderen, dem russischen Interesse gleich ergebenen Gottorpers, des

Bischofs Adolf Friedrich von Lübeck, vorweg als gesichert betrachtet werden durfte.

Die französische Politik hatte mit dem Sturz der braunschweigischen Linie des Hauses Romanow nie etwas anderes bezweckt, als den schwedischen Verbündeten eine politische Diversion zu bereiten. Jetzt zeigte sich, in wie hohem Grade die neue Regierung eigenen Willen hatte. Den schwersten Fehler aber beging der vertrauensselige La Chetardie, indem er nach der Thronbesteigung Elisabeths trotz aller Warnungen dem Grafen Alexei Bestushew den Aufstieg zu der Würde des Vizekanzlers erleichterte. In einer Übergangszeit, wo die alten politischen Größen nach Sibirien verschwunden waren, ein Biron, ein Münnich, ein Ostermann, die Löwenwolde, Golowkin und manch anderer, war die Auswahl für die Besetzung eines Amtes, dessen Inhaber die Feder vollkommen beherrschen mußte, allerdings keine große. Bestushews Fähigkeiten wurden nicht bezweifelt und von dem französischen Gesandten nachdrücklich hervorgehoben; der Mangel einflußreicher Familienverbindungen war in La Chetardies Augen ein entschiedener Vorzug des Emporkömmlings. Die Vorliebe für England, die diesem Manne nachgesagt wurde, ließ sich vielleicht, so mochte der Marquis meinen, ebenso leicht dämpfen, wie sie geweckt worden war, wenn man nur die Taschen nicht zuknöpfte.

Aber Bestushew ist ein Anhänger Englands zeit seines Lebens geblieben. Die Spuren seines Waltens zeigten sich im Bereiche der auswärtigen Politik Rußlands nur zu bald. Sein Werk war jenes Bündnis mit England, mit dem Carteret Ende 1742 vor dem Parlament paradieren konnte. Zu spät erwachte man auf der französischen Botschaft aus der Täuschung und betrachtete nun den Vizekanzler und seinen Bruder, den Oberhofmarschall Michael Bestushew, als Frankreichs gefährlichste Feinde. Auch der Preuße Mardefeld, der seit fast zwanzig Jahren die Zustände dieses Hofes kannte, stieß überall auf den offenen oder versteckten Widerstand der Brüder. Er berichtete nach Berlin, wenn der König etwas von Rußland erreichen wolle, so werde man den Vizekanzler entweder gewinnen oder stürzen müssen: das erste werde schwer sein und das zweite noch mehr.

Da entlud sich zu Mardefelds größter Überraschung ein Unwetter über das Haus Bestushew, das die ganze Familie verderben zu müssen schien. An diesem von Ränken und Feindschaften durchwühlten Hofe hatten Angeber ein leichtes Spiel. Wer dem Throne am nächsten stand, war nach den Lehren der letzten Jahre am meisten gefährdet. Diesmal suchte die Intrige ihr Opfer vorzugsweise in den Reihen des weiblichen Hofstaates der Kaiserin. Die Generalin Lapuchin, die Gräfin Jagushinski, endlich aber deren Mutter, die

Gräfin Anna Bestuschew, des Oberhofmarschalls Gemahlin, dazu mehrere Kavaliere, wurden einer Verschwörung zugunsten des entthronten Kaisers Iwan und seiner braunschweigischen Eltern bezichtigt; ihr Mitschuldiger aber oder gar ihr Anstifter sollte der vor kurzem aus Rußland nach Berlin versetzte Marchese Botta sein. Die Knutenhiebe sausten hernieder auf die Männlein wie auf die Fräulein, Geständnisse, wie man sie brauchte, wurden in genügender Anzahl erpreßt, der Lapuchin, ihrem Gatten und ihrem Sohn, auch der Gräfin Bestuschew wurde die Zunge ausgerissen, drauf wurden sie und die anderen Unglücklichen nach Sibirien geschickt. Nun blieben zwar — das Erstaunlichste an dem ganzen barbarischen Handel — die Brüder Bestuschew in ihren hohen Stellungen, aber um ihren Einfluß schien es geschehen, und mehr noch um den Kredit Englands und Österreichs. In einem öffentlichen Manifest ward der Welt die Teilnahme des österreichischen Gesandten an der Verschwörung kundgegeben, während zugleich in Wien Bottas Bestrafung beantragt wurde, die Maria Theresia mit würdiger Entschiedenheit verweigerte.

König Friedrich war von der plötzlichen Wendung in Rußland ebenso überrascht, wie sein Gesandter Mardefeld; aber die politische Tragweite des Zwischenfalles erkannte er auf den ersten Blick. „Jetzt oder nie," so schrieb er am 20. August an Mardefeld, „ist die Zeit, unsere Interessen mit denen Rußlands so stark wie möglich zu verbinden." Der Gesandte sollte „das Eisen schmieden, solang es warm", sollte versuchen, die beiden Brüder Bestuschew „zu külbütieren oder zu gewinnen", die ganze österreichische, englische, sächsische Partei zu verdrängen — „auf daß ich ganz allein obenan sitze am russischen Hofe".

Und an Podewils schrieb er am 21.: „Wenn wir in Petersburg uns fest angeklammert haben, dann werden wir in Europa einen hohen Ton anschlagen können."

Noch vor wenigen Wochen, am 15. Juli, hatte Friedrich einen neuen Plan Karls VII. zur Aufstellung einer Neutralitätsarmee, die sich in Anlehnung an die Wehrverfassung der Reichskreise aus den Resten des kaiserlichen Heeres und aus Kreistruppen zusammensetzen sollte, als „unpraktikabel" bezeichnet. Dann hatte er zwar, als Prinz Wilhelm von Hessen im Einverständnis mit dem Kaiser den Plan dringender befürwortete, sich nicht mehr völlig abweisend vernehmen lassen, aber doch die ganze Sorge für die Vorbereitung und Ausführung dem Kaiser selbst und dem Prinzen Wilhelm zugeschoben und nur für den Fall glücklichen Erfolges der Verhandlung seine Mitwirkung und die Stellung seines Kontingents zugesagt. Auch hatte er dringend geraten, erst im nächsten Frühjahr Hand an das Werk zu legen.

Von Stund an sehen wir ihn nun sich des Planes mit dem größten persönlichen Anteil und mit dem nach einem Entschlusse stets ihn durchglühenden, stürmisch forttreibenden Feuereifer annehmen. Die Assoziation der Reichskreise rückt in den Mittelpunkt aller politischen Ansätze des Königs.

Hören wir seine eigenen Worte: „Mein lieber Podewils," so schreibt er am 25. August dem Minister, „die Revolution in Rußland ist eine der glücklichsten Wendungen, die für Preußen eintreten konnten. Wenn allem Anschein nach die Bemühungen Mardefelds nicht nutzlos sind, so werde ich mich imstande sehen, eine schöne Rolle in Deutschland zu spielen, und vielleicht wird man sogar die Kaiserin bestimmen können, Hilfstruppen zu stellen zur Aufrechterhaltung der Freiheiten des Reiches, welche die Nachbaren Zug um Zug unterdrücken wollen. Aber auch wenn das nicht wäre, so geben Sie mir zu, daß ein Marsch von 36 000 Mann nach Minden den König von England fürchterlich kleinlaut machen wird, der dann, um seine Erblande nicht zugrunde gerichtet zu sehen, ein gut Teil von seinen ehrgeizigen Entwürfen wohl aufgeben wird, wie zum Beispiel die Absicht, Hildesheim und Osnabrück zu erwerben, das Reich unter sein Gebot zu beugen, in die Staaten des Kaisers einzudringen und ihm eine Abdankung abzunötigen. Es gehört dazu, daß meine Truppen sich Reichstruppen nennen, und daß ich sie, ohne Feindseligkeiten zu begehen, längs der Weser in Quartiere lege. Ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie werden sehen, daß der Kaiser durch dieses Mittel erhalten wird, was ihm gebührt."

Der König fügt hinzu, für Preußen werde der Hauptvorteil dabei sein: „das Ansehen, das dieser Schritt mir im Reiche geben wird." Wehe dem König von England, wenn er sich widersetzen, „den Mechanten spielen" wird: „dann wird sein Kurland auf immer für ihn verloren sein, und das Reichssystem wird umgestoßen werden von oben bis unten."

Indem Friedrich seinen Gesandten Klinggräffen beauftragte, am kaiserlichen Hoflager zu Frankfurt den Plan zu entwickeln, ließ er den Kaiser auffordern, die Verhandlungen mit Pfalz und mit Hessen-Kassel von dort aus einzuleiten; er selbst machte sich anheischig, Württemberg, Ansbach und Baireuth seinerseits für den Bund zu gewinnen. Anläßlich eines Besuches, den er im nächsten Monate den Verwandten in Franken und vielleicht noch anderen Höfen abstatten wollte, dachte er persönlich die ersten vorbereitenden Schritte zu tun.

Die Reise in das Reich sollte seinem Plane die ersten Enttäuschungen bringen. Sein Weg führte ihn zunächst nach Baireuth. Die herzliche Zuneigung, welche vordem Bruder und Schwester miteinander verbunden hatte, war bei der Markgräfin Wilhelmine seit

einigen Jahren einer gereizten, verbitterten Stimmung gewichen. Was sie besonders gekränkt zu haben scheint, war die Verachtung, die der König ohne Hehl der Kleinstaaterei, dem hohlen Prunke, dem glänzenden Elende des Hofhaltes dieser Zwergfürstentümer zeigte. Wie konnte es dem scharfblickenden Bruder verborgen bleiben, daß seine Baireuther Verwandten ihm innerlich entfremdet waren und ihm, wo es nur der Anstand erlaubte, aus dem Wege gingen. Drastisch äußert er einmal bald nach diesem Besuche: „Die Baireuther kriege ich nicht nach Berlin, solange sie noch Geld haben." Bald durchschaute er auch, wie die Markgräfin mit dem Wiener Hofe, mit der Königin Maria Theresia liebäugelte. Das freilich ist ihm nicht bekannt geworden, daß Wilhelmine einem Diplomaten der Königin, dem Grafen Cobenzl, alles, was sie gegen den Bruder auf dem Herzen hatte, in bitterböser Gehässigkeit aufgetischt hat; daß sie den König verdächtigt hat, als ob er sich mit Anschlägen gegen die Reichsstädte Hamburg und Nürnberg trage; daß sie das Reich und insonderheit den Reichsfürstenstand beklagen zu müssen erklärt hat, der unterdrückt sei und so lange keinen Schutz finden werde, als das Kaisertum nicht wieder an das Haus Österreich komme.

Einig mit der Markgräfin in der Vorliebe für das Erzhaus fühlte sich neuerdings die Herzogin-Mutter von Württemberg, die Friedrich in Baireuth antraf. Die überspannte und großspurige, üppige und freie Dame, welche die einen einer Medea und die anderen einer aufgeputzten Jüdin verglichen, hatte noch im Vorjahr ihre drei Prinzen nach Berlin gebracht, um sie der Erziehung des Königs von Preußen anzuvertrauen; sie hatte damals der Berliner Hofchronik durch ihre Extravaganzen reichlichen Stoff geliefert. Jetzt schmollte sie und schalt den König einen Tyrannen, weil er ihr die Söhne nicht wiedergeben wolle; sie ahnte wohl, daß er bei dem Kaiser der Mündigkeitserklärung des fünfzehnjährigen Herzogs Karl Eugen das Wort redete, um dem vormundschaftlichen Frauenregiment in Stuttgart ein schnelles Ende zu bereiten.

Nicht erfolgreicher als in Baireuth war der König zu Ansbach, an dem Hofe der anderen Schwester und ihres unbedeutenden, polternden, maßlos jähzornigen Gatten, des Markgrafen Karl, dessen gelegentlichen verwandtschaftlichen Besuchen Berlin mit Schrecken entgegenzusehen pflegte. Mehr als die beiden hohenzollerischen Markgrafen galt auf den fränkischen Kreisversammlungen der geistliche Kondirektor des Kreises, der alte Bischof von Bamberg und Würzburg, Graf Friedrich Karl von Schönborn. Gern hätte König Friedrich ihn gesprochen, ihn für seine Pläne gewonnen. Aber der vorsichtige Kirchenfürst begnügte sich, den hohen Gast durch seinen Generalfeldwachtmeister Hutten auf der fränkischen Erde begrüßen

zu lassen; sich selbst entschuldigte er mit hohem Alter und gottesdienstlichen Pflichten.

Noch hätte am Hofe zu Gotha ein Besuch sich verlohnt, mit Rücksicht auf die gut berittenen Dragoner, welche Herzog Friedrich III. unter den Waffen hielt. Aber eine vertrauliche Anfrage, die der König durch seinen diesem Hofe verwandten und benachbarten Hofmarschall Gotter an das herzogliche Paar gelangen ließ, versetzte beide, den Herzog und die kluge, geistreiche Luise Dorothee, in tödliche Verlegenheit. Ängstlich berieten sie mit ihren Vertrauten, ob sie bleiben, ob sie flüchten müßten, ob etwa nur der Herzog verschwinden, die Gattin aber mutig ausharren sollte. Sie würde vor Scham sterben, erklärte die philosophische Herzogin, wenn sie sich auf der Schwäche ertappte, der Begegnung mit dem Preußenkönig aus dem Wege gehen zu wollen, aus Furcht, seinen Syllogismen, seinen grob angelegten Feinheiten zu erliegen. Die Gefahr zog an dem Gothaer Hofe glücklich vorüber; der König fuhr von Baireuth auf kürzestem Wege über Leipzig in die Heimat zurück, mit dem Selbstgeständnis, daß seine Reise ihren Zweck verfehlt habe: „Ich fand niemanden," so erzählte er später, „der sich hätte hergeben wollen; die einen versagten sich aus Schwäche, die anderen aus Ergebenheit für das Haus Österreich."

Gleichwohl gab er die Hoffnung noch nicht auf, sich im nächsten Sommer an der Spitze der wesentlichsten Streitkräfte des Reiches zu sehen, und bezeichnete seinen Ministern Podewils und Borcke nach der Rückkehr aus Franken am 27. September in einer eingehenden Denkschrift als ihre Hauptaufgabe: „bei Tag und bei Nacht ihre Arbeit und ihr Nachdenken dem großen Plane und allem, was damit zusammenhänge, zu widmen". Denn, so sagt die Denkschrift, „es ist eine unbedingte Notwendigkeit, daß der allgemeine Friede nicht ohne Ausschluß Preußens sich schließt, oder, um es mit einem Worte zu sagen, es ist nötig, daß Preußen den Frieden gestaltet, wie es ihm gut dünkt, erstens, um durch die Bürgschaften aller europäischen Mächte die Erwerbung von Schlesien zu sichern, zweitens, um die deutschen Fürsten und den Kaiser an sich zu fesseln, und drittens, um diese Palme den Händen des Königs von England zu entreißen."

„Der Endzweck," so führt die Denkschrift weiter aus, „ist heilsam für Europa, glorreich für Preußen und überdies nützlich für Preußen." Wie aber ihn erreichen? Die Wege der Unterhandlung haben bisher seitab geführt, und „Unterhandlungen ohne Waffen machen ebensowenig Eindruck, wie Noten ohne Instrumente", denn in diesem Zusammenhang begegnet uns jener geharnischte Wahlspruch. „Deshalb eben gilt es die Aufstellung eines Heeres unter dem Fittich und Namen des Reiches. Treffen alle Voraussetzungen zu, so werden

der König von England und die Königin von Ungarn im Sommer 1744 genötigt sein, die Friedensbedingungen entgegenzunehmen, die man ihnen vorschreiben wird: die Holländer werden sich dem Reich anschließen, und das Haus Preußen wird der Schiedsrichter bei einem Abkommen sein, das auf eine ganze Periode hinaus die Lage Europas fixieren wird."

Gegen die Bedenklichkeiten, mit denen man ihm überall verlegen und scheu ausgewichen war, glaubte der König, indem er sie sich einseitig aus dem Geldmangel der kleinen Höfe erklärte, ein Mittel schaffen zu können. Er hoffte, daß die Freigebigkeit der Franzosen den Kaiser in den Stand setzen würde, seinerseits freigebig zu sein und den Kleinen von den Seinen nach eines jeden Beschaffenheit eine Gabe zu spenden: „dem Pfalzgrafen, dem Hessen Subsidien, der Herzogin von Württemberg ein Geschenk, der philosophischen Herzogin von Gotha eine Bestechung, etcetera."

So war Friedrich noch ganz erfüllt von den Entwürfen seiner Reichspolitik, als sich am Reichstage ein unerwarteter Vorgang abspielte, ganz danach angetan, seinen Groll gegen die Widersacher in heller Flamme auflodern zu lassen.

Der Zwischenfall hatte seine lange Vorgeschichte. Die Königin von Ungarn und Böhmen betrachtete eine Kaiserwahl nicht als gültig, bei der auf einhelligen Beschluß des Kurkollegiums die Stimme von Böhmen nicht abgegeben worden war, und verschmähte auch, den durch den neuen Kaiser von Regensburg nach Frankfurt verlegten Reichstag zu beschicken. Aber wenig folgerichtig wünschte sie zugleich, bei eben dieser von ihr verleugneten und geschmähten Versammlung feierlichen Einspruch gegen alles das zu erheben, was ihr bei dem „vermeintlichen" Wahlakt, bei der „unfreien, auf den Kurfürsten von Bayern ausgefallen sein sollenden Kaiserwahl", verfassungswidrig und insonderheit den Rechten ihres Erzhauses vorgreiflich erschien. Bereits unter dem 16. April 1742 vollzog sie die drei für Böhmen, Österreich und Burgund ausgefertigten Verwahrungsurkunden, die diesem Kaiser und diesem Reichstage den Gehorsam aufsagten, die Manifeste des politischen Schismas, drei neue Offenbarungen der polternden und gehässigen und zugleich weitschweifigen und überladenen Rhetorik des Freiherrn von Bartenstein, den einer seiner publizistischen Gegner angeklagt hat, daß er „mit seiner ungeschliffenen Feder dem Wiener Hofe ebensoviel Schaden und Nachteil zugezogen habe, als mit seinen hochmütigen, schimärischen und übel zusammenhängenden Ratschlägen." Und diese Brandschriften sandte nun die Königin am 7. Mai 1742 dem Reichserzkanzler und ersuchte ihn, sie durch das mainzische Reichstagsdirektorium auf dem durch den Brauch vorgeschriebenen Wege den Sekretären der Komitialgesandtschaften in die Feder zu diktieren

und damit den Reichsakten einzuverleiben. Nach der ausdrücklich vorgeschriebenen Geschäftsordnung hatte das Direktorium alle Eingaben und Beschwerden der Reichsstände, die nach Inhalt oder Ausdruck zu Bedenken Anlaß gaben, vor der Mitteilung durch die Diktatur dem kurfürstlichen Kollegium zur Begutachtung vorzulegen, und pflichtgemäß richtete deshalb die mainzische Gesandtschaft am 28. Mai 1742 an die kurfürstlichen Vertreter die Aufforderung, „die behörige Unterredung zu pflegen und gemeinsame Entschließung zu fassen, wie es mit der Annahme oder Zurücksendung der Protestation zu halten". Noch ehe bei dem langsamen Geschäftsgange solche Beratung gepflogen war, richtete Maria Theresia am 21. Januar 1743 ein neues Schreiben nach Mainz; indem sie, auf ihre Verwahrungsurkunde bezugnehmend, abermals verlangte, die Rechte des Erzhauses „zulänglich und vollständig sowohl für das Vergangene wiederhergestellt als für das Künftige verwahrt" zu sehen, erklärte sie doch zugleich, für diesen Fall gar wohl zufrieden sein zu wollen, „daß das Andenken an das Vergangene in keiner Weise durch die Diktatur eingangs erwähnter Verwahrungsurkunden im geringsten wieder erneuert werde". Auch dieses Schreiben teilte der Erzkanzler den Kurhöfen zur Kenntnisnahme und Begutachtung mit.

In diesem Stadium befand sich die Frage, als Anfang Juni 1743 — es war in jenen Tagen, wo die Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Wien sich freundlicher gestalten zu wollen schienen — Maria Theresia dem Könige von Preußen durch ihren Gesandten Vorstellungen darüber machen ließ, daß es eine Härte sein würde, ihr den Trost einer „unschuldigen Verwahrung" gegen Eingriffe in ihre Rechte zu versagen. Die Wirkung war ein Erlaß vom 8. Juni an den brandenburgischen Komitialgesandten Pollman, der dem allzeit sehr streitbaren Manne vorschrieb, sich in der Diktaturangelegenheit „sowohl privatim als publice weder pro noch contra" vernehmen zu lassen; würde aber die Frage im Kurkollegium zur Abstimmung vorgelegt werden, so solle er erklären, daß er Befehl habe, sich der Majorität anzuschließen. Ein Zusatzreskript vom 1. August wies ihn an, auf etwaige Anfragen zu erklären, daß er Befehl habe, sich der Diktatur nicht zu widersetzen, jedoch „mit dem expressen Vorbehalt", daß damit der Ehre und dem Ansehen des Kaisers und der Gültigkeit seiner Wahl nichts vorgegriffen werden könne.

Allemal wurde bei diesen Weisungen die ordnungsgemäße Vorberatung im Kurkollegium vorausgesetzt. Inzwischen aber war am 20. März 1743 der alte Erzkanzler, Graf Eltz, gestorben, und bei der Neubesetzung des mainzischen Stuhles hatten im Kapitel die Anhänger des Wiener Hofes den Kandidaten der kaiserlichen Partei, des Kaisers jüngsten Bruder, zu Falle gebracht. Graf Ostein, der nunmehrige Kurfürst von Mainz, ergriff die erste Gelegenheit, seine

dankbarkeit und Zuverlässigkeit zu erhärten, indem er sich in der Diktaturangelegenheit für die Zwecke seiner Gönner brauchen ließ. Man wählte einen Umweg und eine Hintertür. Die Erklärung mußte herhalten, durch die vier Wochen nach der Schlacht bei Dettingen der französische Gesandte Malbran de la Noue dem Reichstage in artiger Form angezeigt hatte, daß der König von Frankreich mit Rücksicht auf die von dem Reiche beabsichtigte Friedensvermittlung und zum Beweise seiner Versöhnlichkeit die Zurückziehung seiner Truppen über den Rhein beschlossen habe. Schnell ward nun in Wien eine spitzige Entgegnung aufgesetzt und dem mainzischen Direktorium zur Mitteilung an den Reichstag übergeben, weil, was den Franzosen recht, den Österreichern billig sein müsse; angehängt aber waren der Entgegnung die drei berüchtigten Verwahrungsurkunden in ihrem ganzen anzüglichen, aufrührerischen Wortlaut. Als der mainzische Direktorialgesandte am 2. September, in der ersten Sitzung nach den sommerlichen Reichstagsferien, im Gespräch mit Pollman der neuen zur Diktatur angemeldeten Schrift Erwähnung tat, ersuchte ihn der Brandenburger um die vorläufige Mitteilung des Wortlautes, „ehe man wegen gedachter Diktatur die beständige Abrede fassete". Pollman erwartete, wie er es tags darauf in seinem Bericht nach Berlin ausspricht, daß die Sache demnächst im Kurfürstenkollegium zur Beratung kommen würde. Drei Wochen blieb alles, wie er sich ausdrückt, „mausestill", dann überraschte das mainzische Direktorium am 23. September den Reichstag durch die Diktatur sowohl der neuesten österreichischen Erklärung, wie der ihr beigeschlossenen Protestationen — „mit Abrechnung", so berichtete Pollman empört nach Berlin, „der sonst immer selbst nötig erachteten Kollegialkommunikation und ohnerwartet einer darauf der Ordnung nach zu nehmen gewesener schriftlicher Abrede".

Das Spiel, zu dem der neue Reichskanzler die Hand gereicht, war heimtückisch und doch dreist, verfassungswidrig und obendrein unklug. Bei der vorgeschriebenen Umfrage im Kurfürstenrat würde, so wie die Weisungen des brandenburgischen Vertreters lauteten, die Mehrheit dem Wiener Hofe sicher gewesen sein; durch das gewählte Vorgehen verdarb man die eigene Sache. Man setzte sich ins Unrecht und eröffnete dem König von Preußen einen willkommenen Ausweg aus einer Stellung, die seinen augenblicklichen Anschauungen und Vorsätzen ganz und gar nicht mehr entsprach.

Graf Podewils, im Einverständnis mit seinem Kollegen Borcke, beantragte, das Rundschreiben des Kaisers an die Kurfürsten, das die Entfernung der anstößigen Verwahrungsurkunden aus den Reichsakten forderte, in unbestimmten Wendungen zu beantworten. Der König aber schnitt ihre Erörterungen mit dem Donnerworte ab: „Nein! ich will, daß man kräftig spricht; Ihr seid das größte Ang[illegible]

huhn (poule-mouillée), das ich kenne. Ich will unbedingt, daß man den stärksten Ton anschlägt; ich will die Antwort an den Kaiser selbst lesen, ebenso unser Reichstagsvotum, wo man lauthals von den deutschen Freiheiten sprechen muß, welche die Königin von Ungarn unterdrücken will. In Wien muß Dohna vorgeschickt werden: mit einem Worte, es muß Sturm geläutet werden gegen die Königin von Ungarn."

In immer neuen Wendungen machte er den Ministern und seinen Gesandten in Frankfurt und Wien nachdrückliches Auftreten zur Pflicht: in den „stärksten Terminis" sollten sie sprechen, einen „Teufelslärm" schlagen und die Leute ihr „Attentat auf die germanischen Freiheiten" derb entgelten lassen. Dem Grafen Dohna machte er nochmals, wie schon im vorigen Sommer, schwächliche Vertrauensseligkeit zum Vorwurf und empfahl ihm, niemals zu glauben, „daß die Österreicher es gut mit uns meinen"; es sei bekannt genug, „daß der Hof daselbst, wenn ihm was zuwider geschehen, solches nie vergesse, und wenn man ihm etwas Guts getan, mit Undank lohne". Ein Notenwechsel zwischen den beiden Höfen anläßlich des Diktaturstreites erhöhte, wie es nicht anders sein konnte, die gegenseitige Gereiztheit.

Der dem Kaiser vor versammelten Reiche, der dem Reichstage selber durch die Königin von Ungarn angetane Schimpf schien, so meinte Friedrich, für die Stände eine neue Mahnung sein zu müssen, mit Ernst die Ehre der Nation zu wahren. Noch war der König voll der besten Hoffnung für das Gelingen des von ihm geplanten Werkes; er ließ Anfang Dezember seinen seit jetzt zwei Jahren bei dem Kaiser beglaubigten Gesandten Klinggräffen kommen, um ihn persönlich mit neuen Weisungen für die Assoziationsverhandlungen zu versehen. Er hielt daran fest, dem Bunde eine große Ausdehnung, einen allgemeinen Charakter zu geben, die Reichskreise als solche für die Einung zu gewinnen. Alles kam dabei auf die Zahl der Beitrittserklärungen an; die Größe der Kontingente schien gleichgültig. Ein paar Kreissoldaten der Form halber — für das weitere sorgte die große preußische Truppenstellung. An die Spitze der vereinigten Streitmacht wollte dann der König mit dem Titel eines immerwährenden Generalleutnants der Reichstruppen treten, den er von dem Kaiser begehrte. Schon hielt er es an der Zeit, dem Kaiser seine Gedanken für die Aufstellung mitzuteilen, welche das Reichsheer im nächsten Sommer an der Weser bei Minden zu wählen haben würde.

Schnell aber, noch bevor das Jahr zu Ende ging, trat ein Rückschlag ein. Der König begann bei dem Kaiser das Entgegenkommen zu vermissen, das ihm wenigstens von dieser einen Seite bisher gezeigt worden war. Die Schlaffheit und Tatenscheu der öster-

reichisch-englischen Kriegführung nach der Schlacht bei Dettingen ließ den bedrängten Herrscher neue Hoffnung schöpfen. Schon erklärte er, daß er an das Neutralitätsheer der Reichskreise nicht weiter denken wolle, sondern sich bemühen müsse, mit französischem Gelde möglichst viel Truppen für Angriffszwecke zusammen zu bekommen; er legte es auch dem König von Preußen nahe, eine neue Verbindung mit Frankreich zu suchen. Frankreich selbst aber schlug vor, einen Bund in den Formen des Rheinbundes von 1658 zu schließen. Das heißt, sagte König Friedrich, „Frankreich will eine schwächliche Liga deutscher Fürsten bilden, um sie mit der Ausführung seines Willens zu betrauen, einer Ausführung, deren Gefahren Frankreich selbst sich nicht aussetzen will." Scharf betonend hob er den Unterschied, den Gegensatz zwischen seinem Assoziationsvorschlage und dem neuen Plane des Kaisers hervor: der Kaiser wünsche jetzt, daß das aufzustellende Heer offensiv gegen die Königin von Ungarn handle; in dem Entwurfe des Assoziationsvertrages sei es dagegen in ausdrücklichen Worten ausgesprochen, daß die Allianz defensiv sein solle: „diese Assoziation würde nach den Reichsgesetzen erlaubt gewesen sein und die verbündeten Häuser würden eine achtunggebietende Gemeinschaft gebildet haben, die mit Fug und Recht die Vermittlung zwischen den kriegführenden Teilen beanspruchen durfte."

Friedrich war gerecht genug, nicht den Kaiser für das Scheitern seiner Reichspolitik verantwortlich zu machen. Er wußte, wie der landflüchtige Fürst nach dem Abbruche der Verhandlungen mit England in höherem Grade denn je von Frankreich abhängig war. Und Frankreich, das lag klar zutage, hatte keine Neigung gehabt, sein Geld für eine Assoziation herzugeben, in der es nicht die führende Rolle übernehmen, die vielmehr einen rein deutschen Charakter bewahren sollte.

Er habe alles getan, das Assoziationswerk zu fördern, und habe sich dadurch viel Odium zugezogen, Frankreich aber habe nicht gewollt — so erklärte Friedrich in den ersten Tagen des neuen Jahres resigniert.

Die Verhandlungen hatten nur zu dem einen zugelangt, die volle Zerfahrenheit und Trostlosigkeit der deutschen Zustände an den Tag zu legen. Der Versuch, Deutschland auf sich selbst zu stellen, war kläglich gescheitert. Der von dem preußischen Könige so laut und mahnend verkündete Grundsatz, daß das Reich seine Angelegenheiten selbst, ohne Einmischung der Fremden ordnen müsse, wie hätte er Verständnis oder gar Nachachtung finden sollen zu einer Zeit, wo die Träger der Kronen von England, Polen, Ungarn, Schweden und Dänemark zugleich deutsche Reichsstände waren, und wo der König von Frankreich als Bürge des Westfälischen Friedens

einen völkerrechtlichen Anspruch auf Überwachung des öffentlichen Rechtszustandes im Reiche hatte? Einst in den Tagen Ludwigs XIV. hatte ein französischer Diplomat höhnend gerufen: „Es gibt kein Reich mehr, es ist allein der Kurfürst von Brandenburg, der glauben machen will, daß es noch ein Reich gebe." Dieses hoffnungslose „Es gibt kein Reich mehr" mußte jetzt auch dem Urenkel des Großen Kurfürsten als Erkenntnis sich aufdrängen. Welche Selbstironie lag doch in dem Begriffe, den der damalige Sprachgebrauch mit der Bezeichnung Reich verknüpfte! Im gemeinen Leben, so lehrte Johann Jakob Moser in seinem vielbändigen Handbuche des deutschen Staatsrechts, teile man Deutschland ein „in das Reich und in das übrige Teutschland", wo dann unter dem Reich Schwaben, Franken und die Rheinlande zu verstehen seien — die Stätten, wo die Zwergbildungen, die verkümmerten staatlichen Existenzen am dichtesten wucherten und die politische Lebenskraft deutschen Volkstums erstickten. Und würdig dieses Reiches war seine offizielle Vertretung. Wenn man den späteren Bundestag den Indifferenzpunkt der deutschen Dinge genannt hat, so war das der immerwährende Reichstag des alten Reiches zweifellos in gleichem Maße.

Gewiß war die Reichspolitik, mit der es der König von Preußen wagen zu dürfen geglaubt hatte, eingegeben und beraten durch das preußische Interesse. Das stolze Bewußtsein, die politische Führung des Reiches neben dem Kaiser und für den Kaiser übernommen zu haben, das erhöhte Ansehen im Reiche, das sollte, wie wir den König sagen hörten, für Preußen der Gewinn aus dieser Reichspolitik sein. Und wer wollte den Fürsten, der unter den Großen Deutschlands tatsächlich allein eine rein deutsche Macht, die neugeschaffene, aus seinem Geist geborene deutsche Großmacht vertrat und darstellte, wegen dieses patriotischen Ehrgeizes schelten? Ist doch in der Folge der kalt abweisende, hochmütig selbstzufriedene Verzicht auf diesen Ehrgeiz von warmherzigen Patrioten seiner Regierung geradezu als nationales Verbrechen angerechnet worden. Wäre der Besieger des österreichischen Heeres, wie er es verlangte, als immerwährender Generalleutnant an die Spitze der Reichstruppen getreten, so hätte damit das Reich die Anerkennung der militärischen Hegemonie Preußens in Deutschland ausgesprochen; es wäre ein erblicher Majordomat im Reiche geschaffen worden, neben dem das abgelebte Wahlkaisertum in den tiefsten Schatten getreten wäre. Aber wie hätten die Zeitgenossen, blöden Blickes und trägen Herzens, die kühne prophetische Formel des Preußenkönigs verstanden, das künftige Zauberwort der deutschen Auferstehung!

Die Reichspolitik des Königs bewährte ihren praktischen Blick, indem sie die Besserung des Reiches bei der Wehrverfassung beginnen lassen wollte. Alldieweil sie aber hier einen der wundesten Punkte

im öffentlichen Leben Deutschlands berührte, so war es beinahe eine Notwendigkeit, daß sie gleich bei ihrem ersten Anlaufe schwere Enttäuschung erfuhr. Deutschland strotzte von Männern, von geborenen Kriegern, aber Deutschland blieb deshalb doch nur der große Menschenmarkt Europas, wie sich die englischen Parlamentsredner wegwerfend ausdrückten; denn schon hatten deutsche Fürsten sich daran gewöhnt, die männliche Jugend ihres landesväterlichen Machtgebietes als lukrative Ware zu verwerten, als Ausfuhrartikel, für den ausländisches Geld in ihre Kassen strömte. Statt daß unter gesunden Verhältnissen die Gelder Mittel und die Truppen Zweck hätten sein müssen, wurden die Truppen lediglich als Mittel zum Zweck des Geldverdienens betrachtet. Wo dieser rein geschäftliche Gesichtspunkt für die Politik der deutschen Höfe ausschlaggebend war, da ließ sich kein Fürstenbund zu großen nationalen Zwecken gestalten; wer im achtzehnten Jahrhundert die kleinen deutschen Höfe zu solchen Zwecken haben wollte, mußte sie bezahlen. Bittere Not, die Verarmung im Gefolge der Verschwendung, zwang auch wohlmeinende Fürsten, aus dieser trüben Einnahmequelle zu schöpfen. Im Begriff, einen neuen Subsidienvertrag abzuschließen, klagt einmal Herzog Karl von Braunschweig einem seiner Brüder, daß keine andere Wahl ihm übrig bleibe bei der vom Vater übernommenen Schuldenlast und bei all den durch die traurigen wie die freudigen Familienereignisse in der zahlreichen Verwandtschaft verursachten Ausgaben; er selbst würde sich vielleicht entschließen können, zeit seines Lebens sich zum Leidenträger zu verdammen, aber die ganze Familie würde sein Andenken verfluchen, wenn er sie ärmer als die Erben eines leidlich gestellten Privatmannes hinterlassen wollte. Solcher rein privatrechtlichen Auffassung des Fürstenhauses galt die Warnung, die der König von Preußen dem jungen Herzog von Württemberg, als er ihn 1744 aus der Lehre entließ, mit auf den Weg gab: er solle eingedenk sein, daß das Land Württemberg nicht um seinetwillen, sondern daß er um des Landes willen da sei. Das System des Menschenschachers mit der äußersten Folgerichtigkeit durchzuführen, blieb dem Prinzen Wilhelm von Hessen vorbehalten, der für den Feldzug von 1743 den einen Teil seiner Truppen an den Kaiser, den anderen Teil an des Kaisers Gegner, die Engländer, vermietete[1]). „Zur Schande meiner Nation bin ich genötigt, einzugestehen," so schreibt der König von Preußen 1752 in seinem politischen Testament, „daß niemals das öffentliche Interesse dem Privatinteresse in höherem Grade aufgeopfert worden ist als jetzt." Die deutschen Fürsten seien Kaufleute geworden: „sie verhandeln das Blut ihrer Untertanen, sie verhandeln ihre Stimmen im Fürstenrat

[1]) S. 417. 422.

und im Kurfürstenrat; ich glaube, sie würden ihre eigene Person verhandeln, fände sich jemand, der sie bezahlen wollte."

Fürwahr, es bedurfte einer völligen Umwälzung, wenn dieser Fürstenrepublik, die sich Reich nannte, geholfen werden sollte. Aber wenn Friedrich einen Augenblick es sich selbst beschieden geglaubt hat, das Reichssystem „von Grund aus umzukehren", so täuschte er sich in der Stunde, welche die Uhr der Entwicklung zeigte. Noch lag tiefe, tote Nacht über Deutschland.

Mochten die Toten ihre Toten begraben. Für Friedrich hatte nach den Erfahrungen seiner Reichspolitik vom Jahre 1743 das wesentlichste Interesse die Frage: was nur das liebe heilige römische Reich, „dieses überlebte und bizarre Staatsgebilde", noch zusammenhalte — diese bald aller Mund erfüllende Frage, welche das politische Testament von 1752 dahin beantwortete, daß die Eifersucht so der Glieder des Reichs wie der benachbarten Mächte Bürgschaft für dieses traurigen Reiches Fortdauer sei.

Die ausschließlich preußische Richtung der Politik König Friedrichs beginnt oder wird wieder aufgenommen mit dem Jahre 1744; denn nur im Zusammenhange einer unmittelbar der Wahrung preußischer Interessen geltenden Unternehmung geschah es, daß jetzt von den bereits aufgegebenen reichspatriotischen Bestrebungen des Vorjahrs ein verblaßter Rest festgehalten wurde.

Zweiter Abschnitt

Bündnis von Paris und Feldzug in Böhmen

Wiederholt hat unsere Erzählung ersehen lassen, wie die politischen Berater und Gehilfen König Friedrichs, vor allen der Minister Podewils, einer Politik des Wettens und Wagens in innerster Seele abgeneigt waren. Es bedeutete etwas, daß gerade ein so gearteter Minister neben dem jungen König stand, stets bei der Hand, das hellauflodernde Feuer mit kaltem Strahl zu dämpfen und mit einer Kasuistik, die kein Wenn und kein Aber unberücksichtigt ließ, allzu sanguinischen Voraussetzungen mißtrauische Fragezeichen entgegenzuhalten, unbekümmert, ob er deshalb eine poule-mouillée gescholten oder ob ihm „unbegreifliche Vorliebe für diese infamen Engländer" zum Vorwurf gemacht wurde.

Im Gegensatz zu den Friedfertigen fehlte es nun in der Umgebung des Königs nicht an unruhigen Geistern, die zum Kriege antrieben. In vertraulichen Briefen an den Kabinettsekretär klagt Podewils wohl, er kenne wenigstens zum Teil die „sekreten Ressorts", die man spielen lasse, und die Instrumenta, so man unter der Hand employiere, um gewisse Absichten zu befördern; er erklärt dann, er verlasse sich dabei nächst Gott „auf Seiner Königlichen Majestät erleuchtete Penetration, daß Dieselben die sekreten Vues gewisser Leute zu demelieren wissen werden". Ein andermal, als die „fulminanten königlichen höchsteigenhändigen Marginalien" ihn ganz erschüttert haben, tröstet es ihn, daß er als ein redlicher und treuer Diener das Seinige gesagt und getan habe und daß die Providenz und die Zeit den ahitopheliſchen Insinuationen, wie er mit einer biblischen Erinnerung an die Geschichte König Davids schreibt, Maß und Ziel setzen werde.

Podewils nennt die bösen Ratgeber niemals, aber wir gehen nicht fehl, wenn wir die Männer, denen seine Stoßseufzer galten, unter den Kriegsleuten des Königs suchen. Groß aber scheint in dem so tapferen preußischen Heere die Zahl der Heißsporne nicht gewesen zu sein. Den meisten Generalen ward von dem Kriegsherrn zu politischer Meinungsäußerung allemal keine Gelegenheit geboten; von anderen, wie dem alten Dessauer, dem Feldmarschall

Schwerin, dem Generaladjutanten Goltz wissen wir, daß sie bei verschiedenem Anlaß ihre Stimme zugunsten einer friedlichen Politik erhoben haben. Seit allzulange hatte sich dieses in Waffen starrende Gemeinwesen in ein geruhiges und stilles Leben nach dem schlichten, jedwedem Abenteur abholden Sinne Friedrich Wilhelms I. hineingewöhnt. Es ist bezeichnend, daß die beiden Generale, die als Eiferer für den Krieg erkennbar hervortreten, in dem preußischen Heere halbe Fremdlinge waren: die Grafen Schmettau und Rothenburg, die erst unter der neuen Regierung aus dem österreichischen und französischen Kriegsdienste Zugewanderten, die Verkörperungen gleichsam der beiden in so engem Zusammenhang stehenden Richtungen der offensiven Politik von 1741, des Gegensatzes gegen Österreich und der Freundschaft mit Frankreich. Marquis Valory, der französische Gesandte, hat die Gesinnung der beiden Generale seinem Hofe zu rühmen gewußt, und Schmettau selbst hat in einem Briefe an den Kaiser den Freiherrn von Spon, Karls VII. Gesandten in Berlin, als Zeugen dafür angerufen, wie wacker er den Karren vorwärts geschoben habe.

König Friedrich war nicht gemeint, sich schieben zu lassen. Die allzu Hitzigen mußten Wasser in ihren Wein tun. Wenn Schmettau schon im Frühjahr 1743 die Notwendigkeit, wieder loszuschlagen, beweisen wollte, so ward ihm die Antwort: „Der König von Preußen übereilt sich nicht, seine Stunde ist noch nicht gekommen." Und auf erneute Warnung vor den gefährlichen Anschlägen der Österreicher auf Schlesien antwortete Friedrich: „Wer sich ein Glied amputieren läßt, bevor es brandig ist, begegnet einem Übel durch ein Mittel, das noch übler ist." An Rothenburg aber schrieb er im folgenden Herbste: „Es freut mich doch, daß ich meine natürliche Lebhaftigkeit besser im Zaume halte, als die Welt erwartet."

So wenig hatten die, welche alles Heil von einem neuen Bündnis mit Frankreich erwarteten, bei dem Gebieter erreicht, daß Friedrich noch am 8. Februar 1744 an seinen Gesandten in Paris schrieb, was Frankreich jetzt noch tun wolle, etwa eine Subsidienzahlung nach Kassel, werde moutarde après dîner sein: Frankreich habe durch sein Zaudern alle Absichten Preußens zugunsten des Kaisers, den ganzen Plan für ein Neutralitäts- und Beobachtungsheer verrückt und vereitelt. Er berief sich dabei auf ein kurz zuvor dem Gesandten gegenüber ausgesprochenes Urteil des mißvergnügten, in den Hintergrund geschobenen Belle-Isle: alles, was jetzt seitens des französischen Ministeriums geschehe, hätte vor drei Monaten geschehen müssen.

Unmittelbar darauf aber setzte bei dem Könige der entscheidende Umschwung ein.

Es ist des Wormser Vertrages gedacht worden, den die Höfe

von Wien, London und Turin am 13. September 1743 in dem Hauptquartier des pragmatischen Heeres unterzeichnen ließen. Mehrere Monate hindurch hatten ihn die abschließenden Teile geheim gehalten; Anfang Februar 1744 aber war er in allen holländischen Zeitungen zu lesen. Durch seinen Gesandten im Haag erhielt ihn am 9. Februar König Friedrich.

Zwei Bestimmungen in dem Vertrage waren es, die seinen Argwohn herausforderten. In dem zweiten Artikel fand er, daß die Verbündeten sich alle Gebiete gegenseitig verbürgten, welche sie nach Maßgabe einer Reihe einzeln aufgeführter Verträge aus der Zeit von 1703 bis 1739 besäßen oder besitzen sollten. Ein anderer Artikel, der dreizehnte, bestimmte, daß nach Vertreibung der gemeinsamen Feinde aus Italien der König von Sardinien die Beschützung der lombardischen Besitzungen Maria Theresias übernehmen werde, auf daß die Königin eine um so größere Anzahl Truppen in Deutschland verwenden könne.

Friedrich glaubte, wenn er beide Artikel zusammenhielt, deutlich feindselige Absichten gegen Preußen zwischen den Zeilen zu lesen. Die Aufbietung stärkerer Truppenmassen auf dem deutschen Kriegschauplatze, zu einer Zeit, wo die Bayern außer Kampf gesetzt, die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben waren, schien nur der Wiedereroberung Schlesiens gelten zu können, und noch unzweideutiger dünkte ihm die Auslassung des Breslauer Friedens in der Reihe der als Grundlagen des der Königin von Ungarn zu verbürgenden Besitzstandes namhaft gemachten Urkunden. Mit einer gewissen Feierlichkeit forderte er von seinen beiden Kabinettsministern, sowohl von Podewils wie von Borcke, Gutachten über Inhalt und Tragweite des ihm verdächtigen Vertrages, indem er es dem einen wie dem anderen zur Pflicht machte, sich weder mit einem Dritten noch untereinander über den Gegenstand zu bereden.

Borcke, der vordem sowohl den Wiener Hof wie den Londoner als preußischer Gesandter kennen gelernt hatte, verhehlte nicht gewisse Bedenken und sprach es aus, daß die Königin von Ungarn Schlesien nie verschmerzen werde und daß auf England kein Verlaß sei, solange ein Kurfürst von Hannover die britische Krone trage. Immerhin wollte er nicht an eine unmittelbare Gefahr glauben und wies anderseits auf die zerfahrenen Zustände in Frankreich hin, die einen Bruch mit der Gegenpartei nicht rätlich erscheinen ließen: das werde heißen, sich selbst in Verlegenheit stürzen, um Frankreich den Dorn aus dem Fuße zu ziehen. Borcke riet deshalb, über den Vertrag hinwegzusehen und keine Besorgnis oder Empfindlichkeit zur Schau zu tragen.

Gerade im Gegenteil empfahl Podewils, in Wien und in London Erklärungen zu fordern, wie sie die Fassung des zweiten Artikels

mit der augenfälligen Ignorierung des Breslauer Friedens vollauf rechtfertigen mußte. Aber nur an der Form nahm Podewils Anstoß; eine feindselige Tendenz wollte er nicht erkennen und erklärte auf Eid und Gewissen, daß der Vertrag, so wie er vorliege, dem Könige keine Unruhe bereiten könne. Die Möglichkeit, daß geheime Artikel mit bestimmter Beziehung auf Preußen angehängt seien, stellte das Gutachten natürlich nicht in Abrede.

Wir wissen heute, daß die geheimen Zusätze des Wormser Vertrages derartige Vereinbarungen nicht enthielten. Nur in dem Sinne geschah Preußens in einem dieser Sonderartikel Erwähnung, daß Maria Theresia sich für den Fall eines gegen sie gerichteten preußischen Angriffs die von England zu ihren Gunsten übernommene Garantie des Breslauer Friedens noch einmal ausdrücklich verheißen ließ. Schon bestimmter, obgleich auch nur hypothetisch, bezog sich auf einen Krieg mit Preußen eine Bestimmung des am 20. Dezember 1743 erneuerten österreichisch-sächsischen Bündnisses, das den König von Preußen gleichfalls, obschon in viel geringerem Grade als das Wormser, beunruhigte. Indem sich der Dresdener Hof von der Stellung der vertragsmäßigen Hilfskorps von 6000 Mann für die Dauer des gegenwärtigen Krieges entbinden ließ, verpflichtete er sich um so nachdrücklicher zu der Truppenstellung, falls in diesen Krieg unter irgendeinem Vorwand andere als die „bereits darin verfangenen Mächte in Deutschland" eintreten sollten; zugleich ward für den Fall, daß die Waffenhilfe sofort oder auch in erhöhtem Umfange geleistet werden würde, eine ohne Schaden der Königin von Ungarn herzustellende territoriale Verbindung zwischen dem Königreich Polen und den sächsischen Landen zugesagt, eine Gebietserweiterung also, die nur auf Kosten Preußens sich herstellen ließ.

Der König von Preußen irrte sich, wenn er den Blick Maria Theresias unmittelbar auf Schlesien gerichtet glaubte. Die Königin begehrte zunächst vielmehr nur Bayern. Das Erbland des Kaisers befand sich damals bereits wieder vollständig in österreichischer Gewalt, und wir sahen, wie die Politik des Wiener Hofes im Einverständnis mit England den Grundsatz verfolgte, Bayern stillschweigend zu behalten. Man ermißt leicht, daß Friedrich, wenn er diese Absicht klar durchschaut hätte, sich ihrer Verwirklichung mit nicht geringerem Nachdruck widersetzt haben würde, als einem unmittelbaren Angriffe auf Schlesien.

Objektiv in seinen Annahmen fehlgreifend, war der König innerlich fest davon überzeugt, daß ihm eine Herausforderung bevorstehe, daß seine neue Erwerbung unmittelbar gefährdet sei. Das war nun die unbeabsichtigte Wirkung der leichtfertigen Formlosigkeit oder hochmütigen Nichtachtung, womit die Verbündeten von Worms ihren zweiten Artikel entworfen hatten, daß dessen einfacher Wort-

sinn in der Tat keine andere Deutung zuließ, als die einer hier ausgesprochenen Anerkennung des österreichischen Besitzstandes in der Ausdehnung, die er vor dem Breslauer Frieden gehabt. Eben weil Friedrich die von den pragmatischen Verbündeten früher erörterten Pläne zur Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen für ganz aussichtslos hielt, mußte ihm ein Anschlag auf Schlesien um so glaubhafter erscheinen. Die Darlegungen seiner Minister vermochten ihn nicht zu überzeugen; er ließ Podewils durch den Kabinettsekretär sagen, wenn ein Privatmann in seinen eigenen Angelegenheiten also urteilen wollte, so würde er bald bankerott sein. Die beiden Gutachten vor Augen, stellte er, nunmehr mit sich selbst zu Rate gehend, in seiner klaren und scharfen Art das Für und Wider auf großen Foliobogen gegeneinander. Wohl spricht er von der Stärke seiner Verteidigungstellung in Schlesien, an die der Nachbar mehr als einmal denken sollte, bevor er zum Angriff schritte; nichtsdestoweniger war er der Überzeugung, daß dieser Angriff früher oder später erfolgen werde. In den letzten Jahren seiner Regierung ist es immer sein Sprichwort gewesen: Chi sta bene, non muova; nicht so jetzt. Der Grundsatz ist wahr, so schreibt er, „wer gut steht, soll sich nicht rühren, aber man muß augenblickliche Ruhe von wirklicher Sicherheit unterscheiden". Und diese wollte er nur in einer weiteren Schwächung der österreichischen Macht sehen. In der Überzeugung, daß es noch einmal zum Entscheidungskampf um Schlesien kommen müsse, hielt er es für seine Pflicht, den Kampf in dem Augenblicke heraufzuführen, welcher für Preußen der günstigste war, in welchem noch auf Bundesgenossen gerechnet werden konnte, das heißt vor dem Ausscheiden Frankreichs aus dem Kampfe.

Er entschloß sich, in Versailles ein Angriffsbündnis zu suchen, und wählte zu seinem Unterhändler den Grafen Rothenburg.

Sein Siechtum, die noch immer nicht verheilte Wunde aus der Chotusitzer Schlacht, gab dem Grafen zu der Reise an die Stätten, wo der erfahrenste ärztliche Rat geholt werden konnte, einen bequemen Vorwand. Selbst Podewils blieb dieses Mal außer dem Vertrauen, nachdem er es mit seinem Gutachten so gründlich verfehlt hatte. So geheim die Sendung betrieben wurde, so kamen die Späher doch schnell auf die richtige Fährte, und Lord Hyndford wußte seinem Hofe zu melden, daß der König vor Rothenburgs Abreise, um die Fähigkeiten seines Unterhändlers zu prüfen, die Rolle der Franzosen übernommen und alle nur ersinnlichen Einwürfe gegen seine eigenen Anträge hervorgekehrt habe; Rothenburg aber habe alles so geschickt widerlegt, daß der König zuletzt gesagt, wenn er so gute Gründe vorbringe, so werde ihm gewiß der Erfolg nicht fehlen.

Graf Rothenburg durfte für seine Person in Versailles auf die

freundlichste Aufnahme rechnen. Die Hofgesellschaft zählte ihn nach Bildung, Sitte und Familienverbindungen durchaus zu den Ihren. Der Austritt aus dem französischen Heere war dem Deutschen, der unter den Fahnen seines Landesherrn weiterdienen wollte, vor vier Jahren nicht verübelt worden; wie hätte er jetzt nicht ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Teilnahme sein sollen, da er mit rühmlichen Narben aus einer gewonnenen Schlacht, mit dem Rufe eines erprobten Reitergenerals zurückkehrte?

Für die ihm gestellte Aufgabe war dem Grafen unter seinen Familienverbindungen vor allem die Verwandtschaft mit der alten Sippe der Noailles von Bedeutung, deren Haupt trotz der Niederlage von Dettingen zurzeit bei König Ludwig XV. am meisten galt.

Die Stellung eines Premierministers war nach dem Tode des Kardinals Fleury nicht wieder besetzt worden. Die ganze Umgebung des Königs hatte darin einträchtig zusammengewirkt, ihm das Beispiel Ludwigs XIV. vorzuhalten, der nach dem Tode Mazarins selber zu regieren begonnen hatte; denn die Söhne der großen Geschlechter, vor allem die Herzoge von Noailles und Richelieu, wollten sich nicht abermals unter das Joch eines Priesters beugen. Und so hatte auch Kardinal Tencin, obgleich von Fleury für die Nachfolge ausersehen, sich schnell und geschmeidig den Umständen anbequemt und bereit erklärt, mit seinem Sitze in dem obersten und engsten Rate des Königs auch fürderhin vorlieb zu nehmen. „Le cardinal est mort, vive le roi," so parodierten an Fleurys Todestage die allzeit lachenden, allzeit spottenden Müßiggänger des Œil de bœuf den alten Huldigungsruf, der am Tage eines Thronwechsels gehört wurde. In der Tat erklärte Ludwig XV., von nun an selbst sein erster Minister sein zu wollen, und erließ das seltsame Rundschreiben an die fremden Höfe, das ihnen den Tod Fleurys in dem bei fürstlichen Familienereignissen üblichen Stile ankündigte. Wie vordem der Kardinal, so arbeitete jetzt der König mit den Fachministern. Aber es währte nicht lange, so blieb ein jeder sich selbst überlassen, der Kanzler, der Generalkontrolleur der Finanzen, die vier Staatssekretäre — ein Zustand administrativer Auflösung und Anarchie, der dem Könige von Preußen manch spöttische Bemerkung entlockt hat. Eines Abends, zu Beginn des Winters von 1743, befand sich Friedrich in der Oper, neben ihm im Parkett die Gesandten Frankreichs und Englands; unter dem nicht völlig niedergelassenen Vorhange wurden die Füße der Tänzerinnen sichtbar. „Ganz das französische Ministerium," sagte der König zu Hyndford, so daß Valory es hören mußte: „Beine ohne Kopf!"

Die auswärtigen Angelegenheiten blieben wie zu Fleurys Lebzeiten dem zaghaften und ideenlosen Amelot anvertraut; doch waren ihm als Beirat an die Seite gestellt der Kardinal Tencin und der

Marschall Noailles, beide ohne einen bestimmten Amtskreis dem Konseil angehörend, sowie der Staatssekretär für die Marine, Graf Maurepas. So wenig waren die vier miteinander einig, daß es in Versailles von dem Streit und Lärm ihrer Sitzungen hieß, man könne Gott davor nicht donnern hören.

Der König von Preußen mußte bei dem Staatssekretär des Auswärtigen wegen der Erinnerungen von 1742 feindselige oder wenigstens gereizte Stimmung voraussetzen. Immerhin hatte selbst dieser Amelot kürzlich einen Annäherungsversuch gemacht. Wieder wie vor drei Jahren erschien im Herbst 1743 Voltaire, von seinem königlichen Freunde zu einem neuen Besuch eingeladen, am preußischen Hofe. Nach dem zwischen ihm und Amelot vereinbarten Plane sollte er die Geheimnisse der preußischen Politik zu erspähen suchen. Die Kosten für die Reise übernahm die französische Staatskasse mit 8000 Franken, und sogar die Kosten für ein Geschenk, das der Späher unterwegs im Haag dem preußischen Gesandten verehrte, stellte er seinem Auftraggeber in Rechnung, unter Hinweis auf die zu erwartende politische Wirkung. Um das Spiel desto mehr zu verdecken, wurde der Schein zu erwecken gesucht, als sei Voltaire bei Hofe in Ungnade gefallen; lediglich zu diesem Zwecke wurde im Einverständnis mit dem Verfasser die Aufführung seiner „Mort de César" in der Comédie française im letzten Augenblicke, noch nach der Generalprobe, verboten. Dies Versteckspiel war allzu durchsichtig. Schon im Juni kannte ganz Paris den Zusammenhang, und man urteilte, daß auch der König von Preußen sehr bald entdecken werde, „daß der angebliche Exulant ein Spion ist, der sein Herz sondiert und sein Vertrauen mißbraucht". Demnächst zeigte sich sogar die Presse über den politischen Zweck der Reise unterrichtet. Friedrich entgalt den plumpen Täuschungsversuch mit einer „kleinen Perfidie", indem er unter der Hand die boshaften Verse in Umlauf setzte, mit denen Voltaire an dem zuvor von ihm umschmeichelten Bischof von Mirepoix Rache geübt hatte, als dieser Frömmler des Dichters Bewerbung um einen Sitz in der Akademie zum Scheitern gebracht hatte. Im übrigen behandelte der König diese diplomatische Sendung als einen Spaß; den großen Fragebogen, den der in Politik dilettierende Poet ihm vorlegte, hat er mit scherzhaften Antworten in Versen und in Prosa, halb Orakelsprüchen und halb Couplets, ausgefüllt. Etwa gleichzeitig aber sandte er dem auf solchen Umwegen sich heranschlängelnden Staatssekretär durch Valory ein „Projekt, welches die Franzosen befolgen müssen, wenn sie vernünftig sind": Ratschläge für Kriegführung und Politik. Daß sie ganz ohne Eindruck blieben, verstärkte nur Friedrichs schlechte Meinung von Amelot.

Nicht an den Staatssekretär sollte drum Graf Rothenburg sich

wenden, unmittelbar an die Person des Königs wies ihn sein Auftrag. Dem Herzog von Richelieu gelang es, ihm den Zutritt zu vermitteln und ihm zugleich die Bundesgenossenschaft zu verschaffen, die ihm selber mächtig zur Seite stand.

Die vierte von fünf Schwestern, war die Marquise de la Tournelle, Richelieus Nichte und das Patenkind des Herzogs von Noailles, im Herbst 1743 von diesen beiden durch ein Intrigenspiel verwegenster Art als „Palastdame der Königin" an den Hof gebracht worden, in der ausgesprochenen Absicht, sie den Platz in der Gunst des Königs einnehmen zu lassen, auf dem früher die zweite der Schwestern, die frühverstorbene Gräfin Vintimille, geglänzt hatte und den zurzeit noch die älteste, die Gräfin Mailly, einnahm. Schnell und hartherzig ward die Vorgängerin durch schwesterliche Veranstaltung gestürzt, und nun ließ sich die neueste Siegerin über Ludwig XV. mit einer Jahresrente von 80 000 Livres ausstatten und zur Herzogin von Chateauroux erhöhen: „wegen der Dienste," so hieß es in dem königlichen Gnadenbriefe, „die ihr erlauchter Stamm seit Jahrhunderten der Krone geleistet, und wegen der Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie selbst seit ihrer Zuteilung zu dem Hofstaate der Königin bewährt hat."

So tief sie sich erniedrigt hatte, die ehrgeizige, von lebhafter Empfindung für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes beseelte Frau glaubte romantisch an eine ihr zugewiesene nationale Mission: hatte nicht vorzeiten in diesem Königreiche jene Agnes Sorel einem in träge Schlaffheit versunkenen Herrscher kriegerische Stimmung einzuhauchen verstanden? Wie hätte die Herzogin des Königs von Preußen ritterlichen Sendboten in seinen Bemühungen nicht fördern sollen, der wie sie selbst einen Appell an die edleren, die königlichen Leidenschaften in Ludwigs Brust versuchte. Wiederholt speiste Graf Rothenburg selbdritt mit dem Könige bei der Herzogin zur Nacht und erzählte auf ihre Fragen von dem preußischen Heere und von den Schlachten seines Königs, des dem französischen Herrscher nahezu gleichaltrigen. Auch er wolle sich an die Spitze seiner Truppen stellen, erklärte dann Ludwig, wolle die gelockerte Zucht im Heere, das Grundübel, die Ursache aller bisherigen Mißerfolge, durch seine Gegenwart wiederherstellen.

Weit schneller, als er selber und sein Auftraggeber es irgend angenommen hatten, dem noch immer gegen die Franzosen mißtrauischen Gebieter fast zu schnell, kam Rothenburg bei solcher Gunst der Lage zum Ziele. Nahezu anstandslos wurden seine Anträge bewilligt.

Da hatte er vor allem Frankreichs Kriegserklärung gegen die Seemächte fordern müssen, auf daß dem unerträglichen, unwürdigen Scheinzustande ein Ende bereitet würde, als ob die beiden Staaten

Frankreich und England, deren Truppen sich bei Dettingen im offenen Felde gemessen hatten, nur als Bundesgenossen der in Deutschland kämpfenden Parteien, nicht in eigener Sache an dem Kriege teilnähmen. Schon vier Tage, nachdem der preußische Unterhändler seine Bedingung gestellt, erfolgte die Kriegserklärung an England (15. März); den Holländern ward nur eine drohende Botschaft gesandt. Die im Utrechter Frieden von Frankreich verleugneten Ansprüche der landflüchtigen Stuarts wurden offen wieder anerkannt; der Sohn des Prätendenten, als Prinz von Wales auf französischem Boden begrüßt, begab sich mit dem Grafen von Sachsen nach Dünkirchen, wo ein Geschwader ausgerüstet, ein Landungsheer zusammengezogen wurde. Die Bestürzung jenseits des Kanals war um so größer, als soeben der englische Admiral Matthews vor Toulon, als er den französischen und spanischen Kriegschiffen den Hafen zu sperren versuchte, mit großen Verlusten abgewiesen worden war.

Ende April wurde, desto größere Tatkraft zu bekunden, auch dem Wiener Hof der Krieg erklärt. Als König Ludwig am 3. Mai mit Noailles seine Residenz verließ, um sich nach den Niederlanden auf den Kriegschauplatz zu begeben, war das preußische Bündnis, das er als sein eigenstes Werk betrachtet wissen wollte, gesichert. Um so mehr, als der Minister, der die Schlaffheit und Halbheit der vorangegangenen Zeiten zu verkörpern schien, jetzt nicht mehr schaden konnte: am letzten Tage des April erhielt Amelot seine Entlassung. Seine Stelle blieb einstweilen unbesetzt, der König erklärte, die auswärtigen Angelegenheiten unter seine persönliche Obhut nehmen zu wollen, mit der Fortführung der Vertragsverhandlung wurde Tencin betraut. Am 5. Juni, dem dritten Jahrestage des Vertrages von Breslau, ist von ihm, Rothenburg und dem ständigen preußischen Gesandten, dem alten Baron Le Chambrier, das Bündnis von Paris unterzeichnet worden.

In allen wesentlichen Punkten entsprach es dem, was der König von Preußen gefordert hatte. Der Hauptzweck des Abkommens, eines Trutzbündnisses für den Augenblick, eines Schutzbündnisses für alle Zeiten, war die Eroberung Böhmens für den Kaiser und die Herstellung des kaiserlichen Ansehens im Reiche. Den Aufmarsch von 80 000 Preußen, die als kaiserliche Hilfsvölker nach Böhmen zu senden waren, sollten die Franzosen durch einen Vorstoß vom Rhein her und durch eine Diversion in den Niederlanden unterstützen; auch der Schutz der preußischen Besitzungen am Rhein und in Westfalen sollte ihnen für den Fall einer Belästigung dieser Provinzen obliegen. Dem König von Preußen ward als Gewinn zugestanden — was demnächst der Kaiser als künftiger Besitzer von Böhmen in einem besonderen Vertrage vom 24. Juli guthieß — die Abtretung des Königgrätzer Kreises samt Kolin und Pardubitz, sowie der rechts-

elbischen Teile der Kreise Bunzlau und Leitmeritz. Die Franzosen bedangen sich aus die Erwerbung von Ypern, Tournai und Furnes und die Schleifung der Werke von Luxemburg.

Noch war dank der Festigkeit Rothenburgs eine Bestimmung durchgesetzt worden, auf die König Friedrich den größten Wert legte. Nach dem von französischer Seite vorgelegten Vertragsentwurf wurde der Eintritt der 80 000 Preußen in den Kampf für den Monat August anberaumt, und für früher, im Fall das Bündnis zwischen Preußen, Rußland und Schweden zustande kommen würde, auf dessen Abschluß Friedrich bei der andauernd freundschaftlichen Haltung des Zarenhofes mit Bestimmtheit rechnete. Die Worte „und früher" (et plus tôt) mußten auf Rothenburgs dringende Forderung fallen, und damit war Preußen durch den vierten Artikel des Bündnisses überhaupt nur in dem Fall zum Handeln, zur Beteiligung am Kriege verpflichtet, daß der Vertrag mit Rußland, der die Rückendeckung schaffen sollte, zum Abschluß gelangte. Auch erklärte König Friedrich, seine Ratifikation inzwischen noch aussetzen zu müssen.

Er war in hohem Grade mit seinem Unterhändler zufrieden. Den König von Frankreich hatte er schon vor dem formellen Abschluß in einem eigenhändigen Brief als Bundesgenossen begrüßt. Dem Herzog von Noailles sprach er seinen warmen Dank aus und fand kein Arges dabei, auch für die Herzogin von Chateauroux ein paar verbindliche Zeilen zu bestimmen, indem er es seinem Gesandten überließ, ob er den Brief übergeben wolle oder nicht. Rothenburg, der den Einfluß der Gunstdame auf die Entschlüsse Frankreichs kennen gelernt hatte, wäre der letzte gewesen, ihrem Ehrgeize diese Auszeichnung zu mißgönnen.

Die Umrisse der Reichspolitik des vorigen Jahres mußten sich in der durch das Bündnis von Paris bezeichneten politischen Kombination wesentlich verschieben. Genug, wenn überhaupt noch einmal ein Versuch gemacht wurde. Die geplante Assoziation erwies sich in der Tat, so wie es schon um die Jahreswende vorausgesehen war, als undurchführbar; die Bemühungen bei den einzelnen Kreisen des Reiches waren ebenso gescheitert, wie vor einem Jahre der Versuch, das Reich als Ganzes durch einen Reichstagsbeschluß in Bewegung zu bringen. Gerade in den Tagen, da der König die entscheidende Nachricht, die Kenntnis der Vertragsbestimmungen von Worms erhielt, kam Graf Seckendorff nach Berlin, der dort zu Karls VI. Zeiten so oft an König Friedrich Wilhelm als Versucher herangetreten war. Dieses Mal erschien er im Auftrag seines jetzigen Herrn, des siebenten Karl, um den Verhandlungen mit Preußen einen neuen Antrieb zu geben; er kam von Dresden und machte in seiner Weise, „auf Seckendorffisch", wie der im Herzen

nie mit seinem Verfolger von ehedem ausgesöhnte König sagte, viel „Eklat" von seinen dortigen diplomatischen Erfolgen; im Grunde hatte er nur das Nachsehen gehabt hinter jenem kurz vorher abgeschlossenen sächsisch-österreichischen Bündnisse. Friedrich weihte ihn in seine Absichten nicht ein; aber die Verabredungen, die er mit Seckendorff traf, waren doch schon ganz der neuen, nach Versailles schauenden Politik angepaßt. Denn im Gegensatz zu dem, was er noch im Dezember durch Klinggräffen bei dem Kaiser befürwortet hatte, erklärte er jetzt, daß man die Verhandlungen im Reiche nicht über den engsten Kreis ausdehnen dürfe, daß zunächst nur der Kaiser, Preußen und die zuverlässigen Höfe von Mannheim und Kassel — denn der Landgraf Wilhelm zeigte sich geneigt, dieses Jahr seine ganze Streitmacht gegen französische Subsidien dem Kaiser zu überlassen — miteinander schließen sollten; daß man dem zwischen ihnen zu vereinbarenden Unionstraktat einen möglichst harmlosen Inhalt geben und sodann Frankreich als Bürgen des Westfälischen Friedens zum Beitritt auffordern müsse. Eines bedingte das andere. Von dem Augenblicke an, wo der Angriffskrieg gegen die Königin von Ungarn beschlossen war, konnte man den einem österreichischen Vergeltungsakte unmittelbar ausgesetzten Ständen des fränkischen und schwäbischen Kreises den Beitritt zu der Einung nicht mehr zumuten.

Und so haben denn der Kaiser und der König zu Frankfurt am 22. Mai 1744 den Vertrag der konföderierten Union zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und der kaiserlichen Würde und Macht tatsächlich nur mit zwei Reichsfürsten, dem Pfälzer und dem Hessen, abgeschlossen. Der Plan vom vorigen Herbste hatte einen Bund Preußens mit Deutschland unter Ausschluß von Frankreich beabsichtigt; die jetzt eingeleitete Unternehmung beruhte auf der engen Verbindung zwischen Preußen und Frankreich, zu der die deutsche Union nur ein Anhängsel war; Friedrich selbst bezeichnet sie als den bloßen Vorwand seiner Erhebung. Die in Aussicht genommene Kreisassoziation hätte ihre Spitze gegen England gerichtet; jetzt blieb der König von England in dem Plane fast unberücksichtigt, und die ganz Wucht des Angriffs sollte die Königin von Ungarn treffen. In jenem Falle wäre an der Weser ein Korps von nur 36 000 Mann zusammengezogen worden; der Marsch, welcher demnächst angetreten ward, führte den größten Teil der preußischen Streitmacht an die Moldau und Wotawa. Der ursprüngliche Entwurf beschränkte sich auf eine bewaffnete Neutralität und Vermittlung, der jetzige proklamierte den Krieg bis aufs äußerste. Jener nahm keine Schmälerung des österreichischen Besitzstandes in Aussicht, dieser die völlige Niederwerfung der österreichischen Macht, die Eroberung von Böhmen, Österreich-Schlesien, Oberösterreich. Behält man dies im Gedächtnis, daß Friedrich 1743 keinen Landerwerb bezweckte, son-

dern nur moralische Eroberungen, die Hebung seines Ansehens und Einflusses in Deutschland, so wird man eher geneigt sein, seiner oft angezweifelten Versicherung Glauben zu schenken, daß nicht Ländergier, nicht das Verlangen nach den drei böhmischen Grenzkreisen sein Beweggrund zum Kriege gewesen sei. Da der größte Teil der Last und Gefahr auf ihn fallen werde, so sei eine Entschädigung dafür, erklärte er, nicht mehr als billig; aber er betonte zugleich, daß an sich die Aussicht auf ein Stück von Böhmen ihn nicht locken könne, auf die Ruhe des Friedens zu verzichten: „Mein großer Zweck bei allem, was ich unternehme, ist die Schwächung des Hauses Österreich und die Aufrechterhaltung und Wiederherstellung des Kaisers; gäbe es diese zwei Punkte nicht, so würde ich mich gut und gern aller Gebietsforderungen entschlagen und vorziehen, ruhig zu bleiben."

Bisher war in den drei Monaten seit Ende Februar dem Könige alles über sein Erwarten geglückt: „Meine Unterhandlungen unterstützen meinen Plan in wunderbarer Weise," schreibt er einmal dem General Goltz, seinem vornehmsten Gehilfen bei der militärischen Rüstung. Ende Mai, nachdem die Vorbereitungen im wesentlichen abgeschlossen waren, fand er noch Muße, das Pyrmonter Bad zu besuchen, zu seiner persönlichen Zubereitung für die bevorstehenden körperlichen Anstrengungen. Er war in glücklichster Stimmung und veranlaßte seinen zu mündlicher Berichterstattung hierher beschiedenen Gesandten im Haag, den jungen Grafen Otto Podewils, den Neffen des Ministers, ihm zur Gesellschaft „bon gré mal gré" die Brunnenkur mitzumachen. Doch sollten gerade diese Pyrmonter Erholungstage der unerwarteten Arbeit genug bringen.

Am 25. Mai starb Fürst Karl Edzard von Ostfriesland, der Letzte seines Stammes, und nun galt es, auf Grund der vom Reiche dem Großen Kurfürsten erteilten Anwartschaft die Nachfolge anzutreten. Mit der größten Sicherheit griffen alle Maßregeln ineinander, ohne Schwierigkeit ging die Besitzergreifung vor sich; ein hannoverischer Bevollmächtigter, der die auf einer Erbverbrüderung mit dem erloschenen Fürstenhause beruhenden Ansprüche Georgs II. geltend machen wollte, fand bereits die fertige Tatsache vor. Zur Hervorkehrung der Gewalt hätte den Mitbewerber kein Zeitpunkt weniger einladen können, als die gegenwärtige Krisis nach der französischen Kriegserklärung an England; nur der ziemlich aussichtslose, jedenfalls überaus langsame Prozeßweg blieb noch offen. Wie sorgenvoll hatten Friedrich Wilhelm I. und seine Minister den Verwicklungen, die der ostfriesische Erbfall mit sich bringen zu müssen schien, entgegengesehen; schier wunderbar erschien jetzt dem widerlegten Schwarzseher Podewils die schnelle und glatte Lösung der seit Jahrzehnten schwebenden Frage. Er verzeichnete in seinem Bericht nach Pyrmont den Ein-

druck des Ereignisses auf die Berliner Diplomatenwelt: nichts, so höre er sagen, vermöge dem glücklichen Stern des Königs zu widerstehen, alles füge sich zu seinen Gunsten.

Welcher Gegensatz zwischen der weitausgreifenden, berechnenden Vorsicht, mit der König Friedrich, ein Netz von Verhandlungen anspinnend, seinen zweiten Krieg eingeleitet hat, und dem diplomatisch unvorbereiteten und ungedeckten Beginn des ersten, dieser glänzenden Improvisation. Und doch stand dem Könige die Erfahrung bevor, die ihn nachmals hat sagen lassen, seine schlesische Unternehmung von 1740 gleiche einem der originalen Bücher, die sich nicht wiederholen ließen und deren Nachahmungen notwendig schwach ausfallen müßten.

Gerade im Begriff, das Schwert zu ziehen, erhielt er die erste der schlimmen Posten, die seine Berechnungen kreuzten und ihm den Ansatz verrückten.

Soeben, am 1. Juli, drei Wochen nach seiner Rückkehr aus Pyrmont, hatte er Podewils endlich in sein Geheimnis gezogen, ihm eröffnet, daß sein Entschluß loszuschlagen feststehe. Der Minister hatte noch einmal, wie er es im Februar getan, in ausführlicher Darlegung seine Bedenken zusammengefaßt. Der Plan, darin gipfelte die Denkschrift, sei auf zwei Voraussetzungen gebaut. Versage während des Krieges auch nur die eine von beiden, so laufe der König Gefahr, schon mehr als seine Eroberungen zu verlieren; er könne derart in den Sumpf geraten, daß es ihm leicht seine Erblande kosten möchte. Die Voraussetzungen aber seien beide nichts weniger als sicher, weder die Ehrlichkeit und Festigkeit Frankreichs, noch die Freundschaft oder auch nur die Neutralität Rußlands.

Kaum hatte Graf Podewils solches geschrieben, so liefen Berichte aus Moskau ein, ganz geeignet, seine Befürchtungen greifbar zu belegen.

Seit dort vor einem Jahre die Stellung der Anhänger Österreichs und Englands mit dem von ihren Gegnern in Szene gesetzten Hochverratsprozesse so stark erschüttert war, hatten sich für Preußen die Dinge fortlaufend so günstig angelassen, wie der unermüdlich für die Interessen seines Königs tätige Mardefeld es sich nur wünschen konnte. Seine Vertrauten in der Umgebung der Kaiserin, der zum Grafen erhöhte ehemalige Leibarzt Lestocq und der Holsteiner Brümmer, des jugendlichen Thronfolgers Hofmarschall, wußten ihm fort und fort von Äußerungen ihrer Gebieterin zu berichten, die zu den kühnsten Erwartungen zu berechtigen schienen. Da hatte Elisabeth eines Tags gesagt, diese Königin von Ungarn scheine wegen der ihrem Gesandten Botta entgegengehaltenen Anschuldigungen

einen Federkrieg anfangen zu wollen; sie für ihren Teil aber liebe es, sich nachdrücklicher vernehmen zu lassen, und könne nur wünschen, daß die Könige von Preußen und Frankreich der Königin den Krieg erklärten. Oder sie äußerte, es gelte ihr gleichviel, ob sie sich mit anderen Mächten überwerfe; stehe sie doch gut mit dem König von Preußen. Von größerem Gewicht als solche Worte war der unzweifelhafte Beweis persönlichen Vertrauens, den die Zarin dadurch ablegte, daß sie für den Großfürsten-Thronfolger die von dem Könige empfohlene Braut auswählte. Bestushew hatte im Sommer 1742, als er noch ein Bündnis Preußens mit England erhoffte, auf eine preußische Prinzessin hingewiesen; doch trug Friedrich billig Bedenken, eine seiner Schwestern nach Rußland zu vermählen. Auf den Rat von Podewils brachte er jetzt vor anderen die vierzehnjährige Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst in Vorschlag, die Tochter des preußischen Gouverneurs von Stettin, eine Verwandte des gottorpischen Hauses; denn ihre Mutter war die Schwester des verstorbenen Prinzen Karl von Holstein, dem einst die Zarewna Elisabeth sich verlobt hatte. Mitten im Winter, im Januar 1744, trat die junge Prinzessin mit ihrer Mutter von Zerbst aus die Reise nach Rußland an. Die Kaiserin empfing die beiden Frauen auf das herzlichste, die religiösen Bedenken des biederen Vaters gegen den der Tochter zugemuteten Glaubenswechsel wurden bald beschwichtigt, und als Katharina Alexiewna wurde die junge Prinzessin nach ihrem Übertritte zur griechischen Kirche dem Thronfolger verlobt. Gleichzeitig stiftete die Zarin noch eine andere Ehe von ähnlicher politischer Bedeutung. Es geschah auf ihre Veranlassung, daß der jüngst erwählte Kronprinz von Schweden, Adolf Friedrich, sich um die Hand der ob ihrer Schönheit vielgepriesenen Prinzessin Luise Ulrike, der fünften Schwester des Königs von Preußen, bewarb; bereitwillig gab Friedrich seine Zustimmung. Die beiden Verlobungen erschienen als eine verheißungsvolle Einleitung zu den Verhandlungen wegen der preußisch-russisch-schwedischen Tripelallianz, die den Schlußstein für sein politisches System abgeben sollte.

Aber noch lag die Leitung der auswärtigen Politik Rußlands in den Händen des Vizekanzlers Bestushew; denn die Zarin hatte sich noch nicht entschließen können, dem vor einigen Monaten gestorbenen Großkanzler Tscherkasskoi einen Nachfolger zu setzen. Alle Bemühungen der Gegner Bestushews, die Wahl auf den General Rumianzow zu lenken und den Vizekanzler zu stürzen, waren fruchtlos; offenbar galt es der zwar schlaffen, aber verschlagenen Kaiserin als zweckmäßig, den zurzeit von ihr bevorzugten Männern mit dem ihnen verhaßten Vizekanzler allemal ein Gegengewicht zu halten. Nur so viel erreichten die Feinde der beiden Brüder, daß der ältere, Graf Michael Bestushew, der Oberhofmarschall, unter dem Vor-

wand einer diplomatischen Mission vom Hofe entfernt wurde. Und zwar war der König von Preußen sehr damit einverstanden, daß man den Grafen nach Berlin sandte; denn hier, meinte Friedrich, werde er weniger schaden können, als an jedem anderen Orte. Mit Sorge gewahrte der Vizekanzler die Rührigkeit seiner Widersacher. Das Erscheinen der anhaltischen Prinzessin betrachtete er um so mehr als eine persönliche Niederlage, als er bereits dem sächsischen Gesandten Gersdorff einen Heiratskontrakt für eine der Töchter des Königs von Polen verkauft hatte. Es war Gefahr im Verzuge; notwendig mußte etwas geschehen. Der Abt von Troizkoi, zu dessen Kloster die Kaiserin, ein Gelübde zu lösen, im Mai 1744 wallfahrtete, wurde Bestushews Bundesgenosse. Die auf der Post angehaltenen und entzifferten Depeschen des französischen Gesandten La Chetardie, desselben, der einst so viel bei Elisabeth gegolten, dienten dazu, die Zarin gegen den nicht eben vorsichtigen Berichterstatter, gegen Mardefeld, die Fürstin-Mutter von Zerbst und alle Anhänger Frankreichs und Preußens in Harnisch zu bringen. La Chetardie erhielt am 7. Juni den Befehl, binnen einer Stunde sich auf den Weg nach der Heimat zu machen. Bestushew aber wurde zum Großkanzler befördert.

Unter dem ersten Eindruck des unwillkommenen Ereignisses schrieb König Friedrich am 9. Juli an den Marschall Noailles, er sei überzeugt, daß der König von Frankreich keine unmöglichen Dinge von ihm verlangen, daß er nicht den Beginn von Operationen fordern werde, die ihm selbst keinen Nutzen und Preußen den größten Schaden bringen könnten; sollte die Partei, die man in Rußland habe, ganz gestürzt sein, so bleibe nichts übrig, als stille zu sitzen und bessere Zeiten abzuwarten.

Unmittelbar darauf aber kam ihm die Kunde von neuen glänzenden Fortschritten der österreichischen Waffen und überzeugte ihn, daß er schon keine Wahl mehr habe. Prinz Karl von Lothringen war über den Rhein gegangen.

Ein volles Jahr war seit der Schlacht bei Dettingen und dem Rückzug der französischen Heere aus Deutschland vergangen, ehe die Österreicher sich zu diesem Entschlusse ermannten und die Entwichenen drüben in den eigenen Grenzen, auf dem altösterreichischen Boden des Elsasses, aufsuchten. Den Feldzug von 1743 hatten sie nach so vielverheißenden Erfolgen in Untätigkeit beendet, den Feldzug von 1744 gar mit entschiedenem Mißerfolg begonnen. Marschall Khevenhüller, der zu zweien Malen durch seinen Wagemut Bayern erobert, war im Januar jäher Krankheit erlegen, und Maria Theresia klagte, daß er unersetzlich sei. Auf dem italienischen Kriegschauplatz setzten die neapolitanischen und spanischen Truppen dem Vordringen der Sieger von Camposanto, die jetzt Fürst Lobkowitz führte, in der

römischen Campagna ein Ziel; der Plan zur Eroberung von Neapel mußte als gescheitert betrachtet werden. Inzwischen drangen zwei bourbonische Prinzen, Conti und der Infant Don Philipp, mit einem Heere aus den Seealpen an der Riviera vor, Piemont bedrohend. In den Niederlanden sahen sich die Sieger von Dettingen aus der Ruhe der Winterquartiere, in die sie nach langer Herbstrast von Worms und Speier aus abmarschiert waren, durch die entschlossene Offensive des Marschalls von Sachsen aufgestört, und die unfähigen Generale, der Herzog von Aremberg mit seinen Österreichern, Marschall Wade mit den Engländern und Hannoveranern, Graf Moritz von Nassau mit den Holländern, schauten vom Scheldeufer aus ratlos zu, wie Festung über Festung an die Franzosen verloren ging; von dem englischen Hauptquartier hatten die Österreicher schon im vorigen Sommer gesagt, es gleiche einer Republik, in der jeder eine verschiedene Meinung hege und sie ungescheut ausspreche. Mit den kaiserlichen Truppen, die, während des Winters bei barmherzigen Freunden hie und da längs des Rheines untergebracht, jetzt durch hessische und pfälzische Hilfsvölker auf beinahe 30 000 Mann verstärkt waren, hatte Graf Seckendorff am Oberrhein ein festes Lager bei Philippsburg bezogen, um von der Übermacht Karls von Lothringen keine plötzliche Vergewaltigung erfahren zu müssen; denn den Niederschönfelder Neutralitätsvertrag des Vorjahres rief er nur noch kleingläubig für sich und die Seinen an. Trotz des dringenden Rates, den der König von Preußen erteilte, war der im Vorjahr an Stelle des alten Broglie getretene Marschall Coigny nicht zu bewegen, mit seinen 45 000 Mann Seckendorff die Hand zu reichen, vielmehr ertrotzte er es, daß dieser, von den Österreichern bedrängt, zu ihm auf das linke Ufer kam. Und nun war der Lothringer schnell gefolgt; binnen vier Tagen, vom 30. Juni bis 3. Juli, setzte sein vielbewunderter Übergang an die 70 000 Mann über den Strom.

Nicht ohne schwere Bedenken hatte man in Wien dem Herzog den Befehl zu dem entscheidenden Schritte erteilt, denn seit geraumer Zeit war man über die Rüstungen und Verhandlungen des Königs von Preußen hinreichend unterrichtet. Aus dem Frankfurter Unionsvertrag war niemandem ein Hehl gemacht, und die geheimen Abmachungen wegen der Teilung Böhmens waren dem Wiener Hof alsbald verraten worden. Daneben wurde die Befürchtung laut — die Kaiserin-Witwe Elisabeth machte sie sich zu eigen —, daß der König sich zum Ritter der Zarin aufwerfen werde, um ihr wegen der dem Marchese Botta schuldgegebenen Verbrechen mit den Waffen in der Hand Genugtuung zu verschaffen. Graf Traun, der Held von Camposanto, dem prinzlichen Oberfeldherrn als Berater an die Seite gestellt, warnte, das Heer allzuweit von den österreichischen Grenzen zu entfernen, in eine Lage zu bringen, wo es zwischen zwei Feuer

kommen könnte. Maria Thereſia ſchalt ſeinen Kleinmut: er ſcheine „ſehr angſthaft wegen Preußen“ zu ſein; wohl ſei der König ein gefährlicher Gegner, aber Gott werde helfen. Für alle Fälle hatte ſie ſchon Ende März die Ungarn zu einer neuen Inſurrektion aufgerufen, zur Abwehr des neuen Angriffs, der von den mannigfachen und nicht unbekannten Umtrieben der Feinde den dem Königreiche Ungarn benachbarten öſterreichiſchen Erblanden und ſomit auch Ungarn ſelbſt drohe. Die Herrin in dem Gefühl der Sicherheit beſtärkend, vertrat Bartenſtein bis zum letzten Augenblicke die Meinung, bei gutem Verlauf der Dinge am Rhein werde Friedrich es weniger als je wagen, die Feindſeligkeiten zu eröffnen; in demſelben Sinne hatte Hyndford in Berlin geweisſagt, je glücklicher die Öſterreicher ſein würden, deſto mehr werde der König ſich fürchten, deſto eher neutral bleiben. Es kam hinzu, daß die Engländer, auf deren Subſidien man fort und fort ſich angewieſen ſah, den Übergang über den Rhein dringend wünſchten, daß ſie geradezu die Höhe ihrer Geldſpenden nach der Zahl der für das Elſaß beſtimmten Krieger abmaßen. Schon hatten auch die 20 000 Mann, die unter Batthyany in Bayern zurückgeblieben waren, Befehl erhalten, an den Rhein nachzurücken und über Hüningen in den Sundgau einzudringen; aber ihr Führer ſträubte ſich ſo nachdrücklich gegen dieſen Auftrag, „als wenn der König von Preußen ſchon in Böhmen ſtände“, und der Marſchbefehl wurde zurückgezogen. Nicht minder beſorgt ſchaute Karl ſelber nach Böhmen zurück, als er nun wirklich auf franzöſiſchem Boden ſtand. Der Prinz, ſo klagte in Karls Hauptquartier Prinz Ludwig von Braunſchweig, habe „keine Luſt zu raufen“ und quäle ihn, er ſolle Nachrichten vom König von Preußen ſchaffen; die Furcht vor Preußen und der Haß gegen den König ſeien abſcheulich.

König Friedrich mußte fürchten, bei längerem Zuſchauen die verhängnisvolle Wendung eintreten zu ſehen, der er durch ſein Bündnis mit Frankreich eben vorbeugen wollte. „Die kritiſche Lage der Franzoſen,“ ſo legt er in ſeinen Denkwürdigkeiten ſeine letzten Beweggründe dar, „weckte die Befürchtung in mir, daß ſie ſich genötigt ſehen könnten, alle Bedingungen der Königin von Ungarn zu unterſchreiben, und in dieſem Falle war es nicht zweifelhaft, daß alle Truppen der Königin ſich über mich ergoſſen.“ Schon vor der Unterzeichnung des Bündniſſes mit Frankreich hatte er, wie in trüber Vorahnung, von der harten Not geſprochen, die ihn zu handeln zwinge, er möge wollen oder nicht. So machte er denn aus der Not eine Tugend, indem er ſich ſeinem Bundesgenoſſen gegenüber als der Retter des Elſaſſes hinſtellte — am 12. Juli gab er dem Könige von Frankreich die bisher noch immer verweigerte endgültige Zuſage: „Ich erfahre, daß der Prinz Karl in das Elſaß eingedrungen iſt; das genügt mir, meine Operationen feſt anzuſetzen; ich werde

am 13. August an der Spitze meines Heeres auf dem Marsche sein und Ende des Monats vor Prag."

Der Zusage und Ankündigung fügte er eine Mahnung und Warnung hinzu, mit demselben Freimut, so schrieb er, mit welchem er würde sprechen müssen, säße er als besoldeter Diener im Rate des Königs von Frankreich: „Die schlechten Erfolge, die Ihre Truppen in Bayern gehabt haben, sind zum größten Teil dadurch verursacht worden, daß man sich an den Grenzen eines feindlichen Landes defensiv verhalten wollte. Das nötigt immer den, der sich auf die Defensive beschränkt, seine Aufmerksamkeit auf allzuviel Gegenstände zu verteilen, und läßt seinem Gegner freies Feld, die kühnsten Entwürfe vorzubereiten und auszuführen. Es ist immer besser, offensiv zu handeln, selbst wenn man an Zahl unterlegen ist. Oft setzt die Waghalsigkeit den Feind in Erstaunen und gibt die Möglichkeit, ihm Vorteile abzugewinnen: also haben gehandelt der große Condé, Turenne, Luxemburg und Catinat. Indem sie sich zu den meisten Zeiten an die Offensive hielten, haben sie den französischen Truppen diesen unsterblichen Ruhm erworben und sich selbst einen Namen, der die Zeit und den Neid überdauert. Es wird nur von Euer Majestät abhängen, die Dinge wieder auf diesen Fuß zu bringen. Sie haben uns Proben gegeben, was ein erleuchteter und weiser Fürst an der Spitze seiner Truppen vermag; ein Befehl an Ihre Generale, den Feind überall zu schlagen, und er wird geschlagen werden."

Noch eindringlicher schrieb Friedrich gleichzeitig an Noailles. Er beschwor den Marschall, Frankreich nicht die Fehler von 1741 und 1742 wiederholen zu lassen. Die übel angebrachte Sparsamkeit von damals habe es zuwege gebracht, daß ein Krieg, der notwendig die Königin von Ungarn hätte vernichten müssen, jetzt bei der Länge seiner Dauer bereits das Drei- und Vierfache der damals gescheuten Kosten verursacht habe. Die Mißerfolge Coignys im Elsaß kämen auf die Rechnung der Entscheidung für die Defensive; eine dreijährige Erfahrung müsse die Franzosen jetzt endlich von dieser Art der Kriegsführung zurückbringen: „Alles in unseren Operationen muß Nerv sein, nicht ein Augenblick darf unausgefüllt, darf tatenlos bleiben." Einer seiner nächsten Briefe suchte den Marschall durch die Betrachtung anzuspornen, daß die Rückzugsbewegungen der Franzosen seit zwei Jahren, von Deggendorf in Bayern bis zu den Vogesen, zusammengezählt alles überstiegen, was die Kriegsgeschichte uns berichte; „wenn Ihr jetzt beim Vorrücken desgleichen tut, werdet Ihr im Dezember das Weichbild von Belgrad erreichen."

Seine eigene Kriegsrüstung war jetzt völlig abgeschlossen. Er hatte sein Heer in den beiden Friedensjahren auf 140 000 Mann gebracht, und wenn es auch zum Teil noch Rekruten waren, so meinte er doch, daß preußische Soldaten, die nur ein Jahr gedient,

es mit jeder Truppe aufnehmen könnten. In den Felddienstübungen und Manövern des vorigen Sommers hatte man die Erfahrungen der Feldzüge praktisch verwertet. Unablässig war zumal die Kavallerie geschult worden; der König traute seinen Reitern jetzt die Beweglichkeit und Schneidigkeit zu, die er in dem ersten Kriege vermißt hatte, und stellte den Baireuther Dragonern aus Pasewalk nach der großen Stettiner Heerschau das Zeugnis aus, daß er das Regiment als schwere Kavallerie, als Dragoner, als Husaren, als Infanterie gleichmäßig verwenden könne; es sei ohne Widerrede das vollkommene Muster der Dragoner und müsse menschlicher Voraussicht nach Wunder tun. Die Husaren, ganz unentbehrlich zur Abwehr des irregulären ungarischen Reitervolks, zählten jetzt bereits achtzig Schwadronen. Die Werke von Neiße, Glatz, Brieg und Glogau waren umgebaut, verstärkt, erweitert. Als der König das Relief der Befestigungen von Neiße in Berlin einige Bevorzugte sehen ließ, erregte es Staunen und Bewunderung; das sei eine Festung, meinte Marquis Valory, die alle Österreicher und Sachsen zusammen nicht nehmen würden — „und die Franzosen ebensowenig," setzte der König hinzu. 40 000 Mann, so äußerte er, sollten nicht genügen, um Neiße und Glatz zu blockieren. Aus den Gießhäusern zu Berlin und Breslau waren große Massen neuer Feld- und Belagerungsgeschütze hervorgegangen. Für die Zwecke der Verpflegung stand ein Zug von 468 Proviantkarren, stand je ein Viergespann von Ochsen für den Wagen bereit, eine Achsenreihe von fast dreiviertel Meilen Länge; denn für einen vollen Monat sollte den Truppen der Bedarf nachgeführt werden. In dem Staatschatze, den der erste Krieg zur größeren Hälfte, bis auf drei Millionen Taler, aufgezehrt hatte, lagen wieder beinahe sechs Millionen.

Auf drei Heerstraßen, aus der Mark durch die Lausitz und über Dresden, aus Schlesien über Braunau, setzten sich nunmehr die nach Böhmen bestimmten 80 000 Mann in Bewegung. Für die durch Sachsen Marschierenden heischte ein Requisitionschreiben des Kaisers in den hergebrachten Formen den freien Durchzug. Als Versammlungsort war Prag bezeichnet. 22 000 Mann standen in Oberschlesien, zur Deckung des Landes gegen Einfälle aus Ungarn bestimmt, oder, wenn es ging, zum Vormarsch auf Olmütz. Am 10. August, fünf Tage vor des Königs Aufbruch zu der elbaufwärts vorrückenden Kolonne, ward in Berlin der Rechenschaftsbericht über die Gründe dieser gewaltigen Hilfstruppenstellung veröffentlicht. Friedrich hatte den Wortlaut des Manifestes mit großer Sorgfalt abgewogen; doch entsprach der Inhalt mehr einer früheren Phase der preußischen Politik, als den Tendenzen und der tatsächlichen Lage des Augenblicks. An der Spitze einer Einung der Reichskreise hätte er den Anspruch, mit seinem Schwerte „dem Reiche die Frei-

heit, dem Kaiser die Würde, Europa den Frieden wiederzugeben", mit Fug erheben dürfen; die Union von Frankfurt aber durfte schlechterdings nicht als ein Bund der angesehensten Fürsten Deutschlands, dem Preußen sich angeschlossen habe, bezeichnet werden. So fehlte denn auch in dieser Streitansage ganz der Hinweis auf den tiefsten und entscheidendsten der Beweggründe des Königs, auf die Sorge um Schlesien; noch weniger konnte des Preises Erwähnung geschehen, den die Kämpfer für sich begehrten. Indem die Königin von Ungarn der Fortsetzung einer Unterdrückungspolitik geziehen wurde, die seit Jahrhunderten von dem Hause Österreich eingehalten worden sei, so geschah es, daß alle Anklagen, welche vordem die deutsche Libertät gegen die Übergriffe des Imperialismus erhoben hatte, hier einmal durch eine denkwürdige Verkettung der Umstände im Namen des Kaisers, eines in den Staub gestoßenen Kaisers, gegen einen Reichsstand zurückgeschleudert wurden.

Kühler, geschäftsmäßiger, als dieses wuchtige und flammende Manifest war die Erklärung gehalten, die der preußische Gesandte in Wien abgab. Hier fiel zum Schluß ein besonderer Nachdruck auf die Vorgänge der letzten Wochen. Nachdem man des Reiches Oberhaupt aller seiner Erbländer bis auf den letzten Flecken beraubt, habe man nunmehr auch seine Truppen vom deutschen Boden verjagt, um ihn „so zu reden mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu vertilgen".

Der Wiener Hof war durch die preußischen Noten des vorigen Herbstes eindringlich gewarnt worden. Aber die Erklärungen hatten nicht den geringsten Eindruck gemacht. Bei dem militärischen Vorgehen Österreichs im Frühjahr 1744 ist nachweislich auch der politische Gesichtspunkt maßgebend gewesen, durch Verdrängung des kaiserlichen Heeres vom Reichsboden dem Ansehen des Kaisers in Deutschland den letzten Stoß zu versetzen — nach jener Warnung eine unmittelbare Herausforderung Preußens. Und so hieß man denn in Wien jetzt, da König Friedrich seiner Drohung gemäß den Handschuh hinwarf, den neuen Krieg nur freudig willkommen. Indem er seinen Bruder und das Heer über den Rhein zurückrief, schrieb der Großherzog Franz, jetzt gelte es mit der gesamten Streitmacht über den König von Preußen herzufallen, ihn nicht bloß aus Böhmen zu verjagen, sondern auch aus Schlesien und so immer weiter. So verdiene er es, denn er habe weder Treue, noch Ehre, noch Religion: „Großes wäre geleistet, wenn man diesen Teufel mit einem Schlage zermalmen und ihn so weit zurückbringen könnte, daß man ihn nie mehr zu fürchten brauchte. Und das hoffe ich von der göttlichen Vorsehung. Es scheint, daß Gott alles so fügt, daß der einmal gründlich bestraft wird, der die Ursache so vielen Unheils ist." Und vollends Maria Theresia, die da weinte, wenn sie einen Schlesier

sah, und die sich in ihrem Gewissen bedrückt fühlte, daß sie katholische Untertanen einem Ketzerfürsten ausgeliefert hatte, wie hätte sie nicht in dem jetzt ihr gebotenen Anlaß, frei von jedem Tadel Schlesien wieder anzusprechen, eine gnädige Fügung des Himmels sehen sollen?

Freilich bis ihre Truppen die Landstraßen zwischen Frankreich und dem Böhmerwald durchmaßen, war die mutige Frau wehrlos und mußte sich fast darauf beschränken, ihre Sache mit der Feder verteidigen zu lassen. Mit Geschick beantworteten ihre Publizisten das preußische Manifest durch zwei Enthüllungen, die der bissigen Polemik Bartensteins eine Fülle von Anknüpfungspunkten boten. Das Protokoll von Kleinschnellendorf vom 9. Oktober 1741, im Wortlaut der Öffentlichkeit vorgelegt, mochte für Friedrichs Bundesgenossen eine Warnung sein und mußte zugleich die Anklage erhärten, daß Preußen jetzt bereits zum dritten Male den Frieden breche, während der Versicherung des Manifestes, daß der König nicht aus persönlichem Interesse handle und für sich selbst nichts begehre, der Hinweis auf die Verabredungen zur Teilung Böhmens entgegengehalten wurde.

Wenn irgendwo, so mußte in Dresden die Denunziation dieser Eroberungspläne böses Blut machen, dort, wo schon Schlesiens Übergang in preußischen Besitz als eine schwere Gefahr betrachtet worden war. Sollte jetzt gar die Elbe in ihrem oberen Lauf ein preußischer Grenzstrom werden, so war Sachsen von der Macht des verhaßten, vom Erfolge so bevorzugten Nebenbuhlers rings umstellt und eingeschnürt. Wohl boten die Unierten von Frankfurt die Erwerbung von Eger, um Sachsen, wie 1741, so jetzt wieder in den Bund gegen Österreich hineinzuziehen. Doch die Verhandlung, in die Graf Brühl, dem Hofe nach Warschau gefolgt, einzutreten schien, bezweckte wohl nur, das wahre Vorhaben bis zu seiner Zeit zu maskieren; bereits stand es fest, daß England die Hilfsgelder zahlen würde, für welche die sächsischen Krieger, über die Bestimmungen des Vertrages mit Österreich hinaus, als Verteidiger nach Böhmen marschieren sollten. Das hinderte nicht, daß man einstweilen die preußischen Truppen ihren reichssatzungsmäßigen transitus innoxius durch Meißen und die Lausitzen ungehindert nehmen ließ, zu welchem ohnehin die Sachsen vordem im nordischen Kriege mit ihren wiederholten Durchzügen durch die Mark und durch das Magdeburgische das Beispiel gegeben hatten.

Am 2. September waren die preußischen Heeresabteilungen — nur bei Tetschen war ihren Schiffen durch Sperrvorrichtungen kurzer Aufenthalt bereitet worden — rings um Prag vereinigt, 80 Bataillone und 132 Schwadronen.

In der Festung lagen höchstens 14 000 Mann, darunter 8—9000 ungeübte böhmische Landsoldaten. An erfolgreiche Verteidigung

konnten die Führer der Besatzung, Graf Ogilvy und Graf Harsch, kaum denken. Auch auf rechtzeitigen Entsatz war nicht zu rechnen, denn bei allem Haß gegen den „Feind des Menschengeschlechts", wie er den preußischen König nannte, wagte sich Batthyany mit seinen 20000 Mann aus der Oberpfalz über das Städtchen Plaß im westlichen Böhmen nicht hinaus; der Vorstoß eines seiner Generale an die Beraun wurde von dem Grafen Hacke mit fünf preußischen Bataillonen am 6. September abgewiesen. So ging die Belagerung ungestört von statten. Ritterlich sandte der Kommandant alsbald einen Kapitän mit einem Trompeter zu dem Könige hinaus, um zu erkunden, wo das Hauptquartier gelegen sei; dorthin würden die Verteidiger ihre Kanonen nicht richten. Der König ließ antworten, daß sein Hauptquartier im ganzen Lager überall sei. Wenige Tage darauf, am Morgen des 12. September, als er von einer Batterie aus dem Sturm auf die Ziskaschanze zuschaute, wurde hart an seiner Seite dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt durch eine österreichische Stückkugel der Kopf zerschmettert.

Länger als bis zum 16. vermochte sich die Festung nicht zu halten. Die ganze Besatzung mußte das Gewehr strecken. „Prag," so schrieb der König triumphierend an Podewils, „diese Stadt, die ich angeblich nicht so leicht nehmen sollte, als ich es mir dächte, die mir angeblich so viel Leute kosten sollte, kurz diese Stadt, von der man so viel Lärmens gemacht hat, sie hat sich übergeben auf die für uns vorteilhafteste Art." Er kündete dem Minister seinen Marsch nach Tabor und Budweis an; er sei fast sicher, daß seine Truppen nur Ehre von dieser Unternehmung haben würden: „Eine gewonnene Schlacht, und auch die Politik wird sich stark zu unserem Vorteil wenden; kurz, ich bin überzeugt, daß der ganze Verlauf mir kein Dementi geben wird."

Dieser Marsch die Moldau aufwärts war bei Friedrich von dem Augenblick an, da er sich für den Krieg entschied, beschlossene Sache gewesen. Er rechnete darauf, die kleinen Festen Tabor, Budweis und Frauenberg rechtzeitig genug in seiner Gewalt zu haben, um noch dem Heere des Prinzen von Lothringen, wenn es überhaupt nach Böhmen zu kommen wagte, den Weg verrennen zu können; er hatte sich vorgesetzt, alles zu tun, was in seinen Kräften stehen würde, um den Feind zum Schlagen zu bringen, „auf daß wir die Sache schleunig entscheiden". Den Geschlagenen sollte dann die Möglichkeit genommen sein, sich in jenen Plätzen, deren Besitz den Österreichern 1741 und 1742 von größter Bedeutung gewesen war, festzusetzen; nur der Rückzug nach Oberösterreich hätte ihnen noch offen gestanden. Dort sollten sie von den Preußen als den Meistern von ganz Böhmen und anderseits von den Kaiserlichen in Schach gehalten werden bis zum nächsten Frühling; durch einen Feldzug

an der Donau, durch einen Marsch nach Wien stromabwärts wollte Friedrich im zweiten Kriegsjahre dem Gegner „den Fuß auf die Gurgel setzen".

Das die Grundzüge des in Potsdam entworfenen Planes. Die eben angeführten Zeilen an Podewils lassen ersehen, mit welch zuversichtlicher Unbedenklichkeit der königliche Feldherr an die Ausführung ging. Er ließ Batthyany mit jenen Zwanzigtausend in seiner Flanke bei Pilsen stehen und nahm die drei Plätze bis Anfang Oktober mit leichtester Mühe. „Ohne mein Heer zu verzetteln," so rühmte er sich, „und ohne die Wolken zu durchsegeln und mit meinen Truppen zu fliegen wie Merkur, habe ich meine Unternehmung bis an die Grenzen von Österreich fortgeführt, und wer sagt, daß das nicht tatkräftig handeln heißt, der ist ein — —."

Eben jetzt erreichte ihn die Meldung, daß Prinz Karl mit den aus dem Elsaß herbeigeeilten Österreichern schon durch die Pässe des Böhmerwaldes vorgestoßen sei. Unbekannt blieb ihm vorerst, daß am 5. Oktober auch die Sachsen, wie er es freilich bereits fürchtete, über die böhmische Grenze nach Eger vorgingen; sie hatten nur auf die Ankunft des Lothringers gewartet.

Der König ließ am 29. September nach Berlin melden, daß er bei Tein die Moldau überschreiten und den Österreichern geradeswegs auf den Leib gehen wolle, mit ihnen zu schlagen, wo er sie finde. Damit werde der Feind aus Böhmen vertrieben sein. Nach gewonnener Schlacht wolle er Eger belagern und die Truppen in die Winterquartiere legen.

An den alten Seckendorff aber schrieb er schon am 16. September: „Ihr und Eure Franzosen seid Angsthühner, da ich weder von den Kaiserlichen noch von den Franzosen höre, so werde ich mich ganz allein aus dem Handel ziehen, ohne ihre Hilfe." Der anfänglich befürwortete Plan, den Gegner zwischen zwei Heere einzukeilen, war ohnehin bei den Verhandlungen mit den Bundesgenossen nicht ausdrücklich aufrechterhalten worden.

Auf die Nachricht von dem Einfall der Österreicher in das Elsaß war Ludwig XV. Ende Juli mit 40 000 Mann aus Arras aufgebrochen und am 4. August in Metz eingetroffen. Dort erwartete ihn, von König Friedrich gesandt, Graf Samuel Schmettau. Er hatte den nämlichen Auftrag, der ihn 1741 zu dem bayrisch-französischen Heere geführt hatte: die französischen Operationen zu beraten, zu treiben, zu überwachen. Daß die österreichischen Streitkräfte aufgehalten würden, bis den Preußen ganz Böhmen militärisch gehörte, daß nachher die Kaiserlichen und ein französisches Hilfskorps längs der Donau (Schmettau empfahl den Vormarsch bis Passau)

den abziehenden Österreichern nachdrängten, daß endlich 20—30 000 Franzosen, den König von England wegen seines Kurfürstentums besorgt zu machen, nach Westfalen zögen — das waren die drei Dinge, die durchzusetzen Schmettau sich bemühen sollte. Versprochen war wenigstens das zweite und das dritte dem Könige von Preußen bindend genug.

Kaum in Metz angelangt, erkrankte König Ludwig. Die Ärzte waren ratlos und verzweifelten schon an seinem Aufkommen; der Hof war in Verwirrung und Auflösung, die Ränke der Parteien spielten leidenschaftlicher denn je. Die Entscheidung gaben die Priester. Der Bischof von Soissons, des Königs Großalmosenier, drängte der Gewissensqual und Todesfurcht des Kranken das Gelöbnis ab, der Chateauroux zu entsagen; die Herzogin, die während des ganzen Feldzuges um den König gewesen war, wurde aus Metz verwiesen, eilig wurde die Königin an das Krankenlager gerufen. Dann erst erhielt Ludwig die Tröstungen der Religion. Das Fieber aber vertrieb ein Quacksalber, dem die verzagten Leibärzte den Platz räumten, mit den einfachsten Mitteln der Welt.

Eben in diesen Tagen, da der König auf dem Tode lag, schickte sich Prinz Karl mit seinen Heerscharen zur Rückfahrt in die gefährdete Heimat an. Es war Schmettau versprochen worden, daß ein Teil der französischen Truppen bei Kehl über den Rhein gehen sollte, die Österreicher auf dem deutschen Ufer zu empfangen, während die Hauptmacht von der elsässischen Seite her sich ihnen an die Sohlen heften sollte. Die jetzt am Oberrhein verfügbaren 120 000 Mann hielt der preußische Feldmarschall für ausreichend, um 64 000 Österreicher zu umstellen und zu erdrücken. Aber während der Krankheit des Königs schien das Hauptquartier wie gelähmt; alle eingeleiteten Bewegungen stockten. Nachher mahnte der genesende Monarch seinen Marschall, er solle nicht vergessen, daß Condé, als Ludwig XIII. auf dem Totenbette lag, die Schlacht von Rocroy gewonnen habe. Aber der Mann von Dettingen war kein Condé. Fast ungestört, ohne irgendwie erhebliche Verluste, in musterhafter Ordnung, gingen die Österreicher vom 20. bis zum 24. August über den Rhein zurück. Noailles aber verbreitete nach einem ganz bedeutungslosen Strauß mit ihrer Nachhut die Mär, daß von 32 österreichischen Grenadierkompanien nur 11 Mann über den Rhein entkommen seien. Und da die Abziehenden es nach ihrem Marschziel Böhmen aus triftigsten Gründen eilig hatten, so ließ sich bequem der Welt verkünden, daß bei dem fluchtartigen Rückzuge des Feindes ein Nachsetzen und Einholen nicht möglich gewesen sei.

Der Sorge um das Elsaß überhoben, sahen die Franzosen jetzt ihre einzige Aufgabe in der Bezwingung von Freiburg, die ihnen nach zweimonatiger Belagerung Ende November glücklich gelang.

Die kaiserlichen, pfälzischen und hessischen Truppen unter Seckendorff, durch einige der deutschen Regimenter Frankreichs verstärkt, verloren am Neckar kostbare Wochen und rückten erst in der zweiten Hälfte des Oktober bis an die Isar vor. Hinter seinen Truppen her zog Kaiser Karl, der da erklärte, nicht in einem Loche wie Frankfurt vor Ärger sterben zu wollen; „er will fliegen ohne Flügel," rief mitleidig Schmettau. Karl sagte sich nicht, daß sein Erbland und seine Hauptstadt München in Böhmen erobert waren und in Böhmen verteidigt werden mußten, und daß seine Truppen beim Rendezvous ausgeblieben waren.

Sehr bald hatte Karl von Lothringen sich überzeugen können, daß die Gefahr, zwischen zwei Feuer zu kommen, ihm auf dem neuen Kriegschauplatz nicht drohe. In Donauwörth hatte er unbedenklich sein unverfolgtes Heer verlassen dürfen; er wollte sich in Wien persönlich seine Weisungen für die Verteidigung Böhmens holen. Hier sehe sie, so begrüßte er bei der Ankunft in Schönbrunn die Königin, seine Schwägerin, daß er nicht im Rhein ertrunken sei; morgen wolle er bereits wieder im Sattel sitzen. Fast hätte der kampfesmutige Prinz den Oberbefehl anderen Händen lassen müssen. Kein Geringerer als sein Bruder, der Großherzog Franz, trat als Bewerber in die Schranken. Aber Maria Theresia war durch frühere Erfahrungen gewitzigt. In einem drastischen Briefe hat sie ihrer Schwester, Karls Gemahlin, die Mühen geschildert, die es gekostet habe, den „Alten" — so nannte sie ihren Gatten — von seinem Vorsatz zurückzubringen: erst habe sie die Sache nur scherzhaft genommen, bald aber habe sie bemerkt, daß es ihm voller Ernst sei. „Nun nahm ich," so bekennt sie der Schwester, „meine Zuflucht zu unseren gewöhnlichen Mitteln, den Liebkosungen, den Tränen; aber was vermögen die über einen Gatten neun Jahre nach der Verheiratung! Auch bei diesem besten Gatten der Welt erreichte ich nichts. Endlich geriet ich in meinen Zorn, und der hat mir so gute Dienste getan, daß er und ich krank geworden sind."

Zu dem Heere, das jetzt bereits an Ort und Stelle war, zurückgekehrt, fand der Prinz die militärische Lage so günstig vor, wie er sie sich nur wünschte. Wenn der König so fortfahren werde, schrieb er am 3. Oktober nach Wien, werde es nicht schwer sein, ihn auszuhungern: „ich glaube in der Tat, daß Gott ihn verblendet hat, denn seine Bewegungen sind die eines Tollen." Karl sprach es als seine Absicht aus, die Preußen sowohl von Prag wie von der Elbe abzuschneiden.

Wie 1741 vor der Schlacht bei Mollwitz, hatte Friedrich seinen Feinden die Pforte durch die Berge offen gelassen und ihnen so die Möglichkeit erschlossen, sich zwischen das preußische Heer und seine Operationsbasis zu drängen. Damals hatte eine gewonnene Schlacht

den Fehler wett gemacht. Wie wir gesehen haben, spitzte sich Friedrichs Feldzugsplan dahin zu, eine große Entscheidung im offenen Felde herbeizuführen. Nun aber wiederholte sich ihm die Erfahrung, die er schon im Herbst 1741 vor Neiße gemacht, daß er kein Mittel zu seiner Verfügung habe, einem sich versagenden Gegner die Schlachtentscheidung aufzuzwingen. Daß in diesem Punkte seine Voraussetzungen trogen, erwies sich unter allen irrigen Annahmen der politisch-strategischen Kombination von 1744 als die verhängnisvollste.

Immer in der Meinung, daß dem Feinde nichts mehr am Herzen liegen werde, als die kürzeste Verbindung nach Niederösterreich zu gewinnen, traute Friedrich dem Spion, der ihm den Anmarsch dreier österreichischer Kolonnen gen Budweis meldete, und stieß von Tein aus am 4. Oktober über die Moldau bis Protiwin und Wodnian vor. Derweil vereinigte sich Karl von Lothringen fünf Meilen weiter nördlich, bei Mirotitz unweit Pisek, mit Batthyany und entsandte sofort von den 50 000 Mann, über die er jetzt verfügte, 30 Schwadronen Husaren auf das jenseitige Ufer. Nun war der König um seine dort zurückgebliebenen Besatzungen, ja schon um seine Verbindung mit Prag besorgt. Zur großen Überraschung der Österreicher ging er am 8. Oktober über die Moldau zurück und bezog an dem kleinen Nebenflusse Luschnitz auf halbem Wege nach Tabor das Lager von Bechin.

In dieser abwartenden Verteidigungsstellung verzehrte das Heer in der nächsten Zeit den Rest des hier erreichbaren Lebensunterhaltes. Die Schwierigkeiten der Verpflegung erhöhten sich von Tag zu Tage. Von dem großen Wagenzuge, der dem Heere folgte, war schon auf dem Marsche moldauaufwärts die Hälfte der Fahrzeuge, zum Teil samt den Zugtieren, in den schlechten Waldwegen zurückgelassen worden. Die Zufuhr auf der Moldau hemmten jetzt die österreichischen Streifparteien; von Frauenberg gingen eines Tages sechs Schiffe mit Brot stromab, aber die ganze Ladung wäre Beute des Feindes geworden, hätte man sie nicht im letzten Augenblicke in den Fluß versenkt. Lieferungen vom Lande ließen sich nur in sehr beschränktem Maße eintreiben. Die fanatisierten Bauern in diesen dürftigen tschechischen Dörfern verhielten sich überaus feindselig und hatten oft ihr Korn und sonstige Vorräte vergraben; ganze Ortschaften standen leer. Die Stellungen und Bewegungen der Preußen wurden alsbald den Truppen der Königin verraten, die Preußen selbst aber konnten ebensowenig Kundschaft erhalten, wie einst Neipperg in den protestantischen Gegenden von Schlesien. Erst jetzt ermaß man vollständig, wie dort das Entgegenkommen der Bevölkerung die Besitzergreifung erleichtert hatte.

Endlich gab ein aufgefangener Brief Batthyanys an den Prinzen Karl Klarheit über die Stellung und die stolzen Absichten des Feindes,

über seinen Plan, die Preußen von Prag abzudrängen, und über seine bevorstehende Vereinigung mit den Sachsen. Jetzt rächte sich der schwere politische und militärische Fehler, daß man hinter sich das sächsische Heer unentwaffnet, das sächsische Land unbesetzt gelassen hatte; noch am 20. September hatte König Friedrich zwei in Polen stehenden sächsischen Reiterregimentern die Erlaubnis zum Durchmarsch durch Schlesien erteilt!

Der König überzeugte sich von der Notwendigkeit, bis zur Sazawa zurückzugehen, um den festen, als unangreifbar geltenden Posten bei Beneschau, der die Straßen nach Prag wie nach Pardubitz beherrscht, vor dem Feinde zu erreichen. Noch aber glaubte er, Budweis, Tabor und Frauenberg behaupten zu können.

Während die Preußen zur Sazawa marschierten, ließ Prinz Karl am 15. Oktober sein ganzes Heer über die Moldau gehen. Ungern hatte er auf den Gedanken, dem König durch ein paar schnelle Märsche einen Vorsprung abzugewinnen, Verzicht geleistet. Aber gewichtige Gründe ließen ihn auf die Vereinigung mit den von Eger her langsam anrückenden 21 000 Sachsen doch noch größeren Wert legen, nicht an letzter Stelle die politische Erwägung, daß diese Bundesgenossen erst dann völlig sicher schienen, wenn man sie an Ort und Stelle hatte. Am 22. Oktober, schon auf dem rechten Moldauufer, wurde das sächsische Heer von dem österreichischen aufgenommen.

Mit fast 75 000 Mann waren Prinz Karl und der alte Herzog von Sachsen-Weißenfels ihren Gegnern nunmehr um 15 000 Streiter überlegen. Desto sicherer erwartete König Friedrich, daß die Verbündeten die Schlacht, die er sich ersehnte, annehmen würden. Am Nachmittag des 24. verließen die Preußen ihr Lager zwischen Beuerschau und Konopischt und entwickelten sich vor der österreichisch-sächsischen Aufstellung bei Marschowitz zum Angriff. Beide Teile standen über Nacht bei hellem Mondschein und schneidender Kälte unter den Waffen; am Wachtfeuer sitzend, erhielt der König durch den Generalquartiermeister Schmettau die unwillkommene Meldung, daß die vom Feinde besetzten Höhen unangreifbar schienen. Er wollte es noch nicht glauben. Der Tag brach an, es ergab sich, daß die Österreicher und Sachsen aus ihrer festen Stellung sich nicht herauslocken ließen; sie dort aufzusuchen, schien in der Tat allzu bedenklich, da Teiche, sumpfige Bäche und steil abfallende Waldhöhen das Anrücken in Linie unmöglich machten. So wurden die Angriffsversuche bald durch Scheinangriffe abgelöst, die nur noch dazu dienten, den Abzug des preußischen Heeres zu verhüllen. Am Abend des 25. bezog es wieder sein altes Lager. Bei den Österreichern war heller Jubel. Die jüngeren Generale bestürmten den Prinzen, dem abziehenden Feind nachzusetzen; aber der alte Traun, inmitten der allgemeinen Aufregung allein ruhig und bedächtig, erklärte, daß in

diesem Gelände der angreifende Teil notwendig geschlagen werden müsse; das habe der König von Preußen sehr wohl eingesehen. Immerhin kam für diesen der Ausgang des Tages von Marschowitz, wie sich täglich mehr zeigte, fast einer Niederlage gleich. Friedrich hat in der Folge verlorene Schlachten leichter verwunden, als diesen Tag, den zu verlieren er nicht wagen wollte.

Schon vor dem vergeblichen Auszuge zur Schlacht hatte er die drei Plätze im oberen Moldaugebiet aufzugeben beschlossen. Seine Boten an die Befehlshaber mit dem Befehl, abzuziehen und sich durchzuschlagen, fanden alle Wege bereits gesperrt. Fast gleichzeitig, am 22. und am 23. Oktober, fielen Tabor, Budweis und Frauenberg nach hartnäckiger Gegenwehr; über 2000 Tapfere wurden in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Die Vorgänge der nächsten Tage lehrten, daß die Österreicher nicht gesonnen waren, sich durch die Nähe des preußischen Heeres im Vorrücken aufhalten zu lassen. Wie sie vor drei Wochen ihre zahlreiche und verwegene leichte Reiterei über die Moldau vorausgeschickt hatten, so umschwärmten auch jetzt nach rechts und links Husaren und Kroaten die preußische Stellung, der Sazawa zudrängend, um, wenn es anging, die Straßen nach Prag und Pardubitz zu sperren. Diese Bewegungen nötigten den König, wie vorher über die Moldau und Luschnitz, so jetzt über die Sazawa zurückzugehen.

In dem Lager, das er hinter diesem Flusse am 27. Oktober bei Pischeli bezog, scheint ihm zuerst die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß es die Absicht seiner rührigen und geschickten Gegner war, ihn zwischen Prag und Pardubitz, zwischen Böhmen und Schlesien wählen zu lassen. Die Entsendung von neun Bataillonen und dreißig Schwadronen, mit denen einer seiner erprobtesten Detachementsführer, Graf Nassau, nach Kolin zog, genügte bereits nicht mehr. Da Prinz Karl und der Herzog von Weißenfels mit ihrer ganzen Macht ostwärts marschierten, so mußte auch das preußische Heer sich zur Elbe wenden. In gewaltigen Märschen suchte es in dem Wettlauf einen Vorsprung zu gewinnen; aber von seinen Spionen über die Marschrichtung der Gegner falsch unterrichtet und dadurch zu Umwegen veranlaßt, überzeugte sich Friedrich am 4. November zu seiner bitteren Enttäuschung, daß jene, um ein kleines ihm voraus, bereits in der beherrschenden Stellung bei Kuttenberg lagen, in der er sie empfangen, aus der er sie angreifen wollte. Fünf Tage lang standen hier beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber; immer hoffte der König, den an Zahl überlegenen, durch das Terrain begünstigten Feind zum Angriffe übergehen zu sehen; selber den Angriff zu wagen, schien ihm auch hier ein aussichtsloses Beginnen. Es kam, wie Traun es mit kalter Ruhe vorher berechete: der Hunger wurde sein Bundesgenosse und vertrieb die Preußen aus

ihrer Stellung, ohne daß die Verbündeten das zweifelhafte Schlachtenglück auf die Probe zu stellen brauchten. Am 8. November ging der König hinter die Elbe zurück.

Hier hoffte er den ermüdeten, durch so viele Rückzugsbewegungen entmutigten, durch Krankheiten und Desertion stark gelichteten Regimentern Winterruhe gönnen zu dürfen, hier in der Nordostecke Böhmens statt in den Quartieren an der Grenze Oberösterreichs, an die sein Feldzugsplan gedacht hatte. Pardubitz und Kolin, die beiden jenseits der Elbe noch behaupteten Plätze, und vor allem das mächtig vorgelagerte Prag sollten die Bollwerke dieser Winterquartiere sein. Um Prag unter allen Umständen zu behaupten, sandte der König den Grafen Rothenburg mit Kerntruppen der schwachen Besatzung zur Verstärkung.

Schnell zeigte sich, daß Flußläufe einem auf weite Strecken in Einzelquartiere auseinandergelegten Heere nur geringe Sicherheit gewähren. Den Truppen, die in diesem Jahre zu zweien Malen über den Rhein gezogen waren, boten die Talränder der oberen Elbe kein Hindernis. Fortwährende Anläufe, bald hier, bald da, zerteilten die Aufmerksamkeit der Streifposten; als endlich in der Nacht auf den 19. November bei Selmitz mit dem Übergange Ernst gemacht wurde, konnte nur ein einziges Bataillon unter Georg von Wedell sich entgegenwerfen. Stundenlang erwehrte es sich der Übermacht mit einem Heldenmute, der den Österreichern Bewunderung abnötigte und von dem Könige durch den Vergleich mit Thermopylä gefeiert wurde. Aber da nur unzureichende Hilfe kam, blieben die Österreicher Meister des Stromes. Ein Glück für das zur Winterrast auseinandergeteilte preußische Heer, daß sie ihren Erfolg nicht durch einen Überfall tatkräftiger ausnutzten. Bis zum Abend dieses Tages war die dringendste Gefahr abgewandt; die Truppen waren wieder vereinigt und in Schlachtordnung aufgestellt. Tags darauf, am 20., rückte der König dem Feind zur Schlacht entgegen; aber der an seinem Aushungerungssystem festhaltende Traun hatte schnell wieder eine Stellung hinter Sümpfen und Teichen gewählt, die man im preußischen Heere als unangreifbar betrachtete.

Der König versammelte seine Generale zu einem Kriegsrat, um zu ermitteln, was zu tun sei. Mit der Aussicht auf Winterruhe war es für die preußischen Truppen in den ihnen zugewiesenen Quartieren jetzt vorbei. Ein Marsch nach Prag, den der Erbprinz von Dessau befürwortete, schien das Heer aller seiner Verbindungen zu berauben: der König fürchtete, sich durch die Sachsen von der Mark und durch die Österreicher von Schlesien abgeschnitten, seine Regimenter dem Hungertode preisgegeben zu sehen. Er entschloß sich, unverzüglich nach Schlesien zu gehen und Prag, wo nur für sechs Wochen Mundvorrat war, zu räumen, seine Festungsartillerie dort

zu opfern und es darauf ankommen zu lassen, ob General Einsiedel mit der jetzt über 10 000 Mann starken Besatzung des Platzes und ob die kleinen Abteilungen in Leitmeritz, Brandeis, Tetschen sich würden durchschlagen können.

Anfang Dezember war das Hauptheer, in drei Kolonnen über Trautenau, Braunau und Neustadt zurückgeleitet, jenseits der Berge auf schlesischem Boden. Wenigstens auf diesem Rückmarsche waren keine Fehler zu verzeichnen gewesen; der König zählte ihn nachmals zu dem wenigen, was ihm in diesem Feldzuge gelungen sei. Der Umsicht seiner Generale Winterfeldt und Rothenburg und dem Ungeschick oder der allzu ängstlichen Vorsicht der Verfolger hatte er es zu danken, daß auch jene abgetrennten Truppenteile nach harten Fährlichkeiten endlich die Grenze erreichten.

Wie aber war dieses Heer beschaffen, das jetzt in der Heimat eine letzte Zufluchtstätte gefunden hatte? In erschreckender Weise hatte sich während des kurzen Feldzuges von drei bis vier Monaten die schwächste Seite der preußischen Wehrverfassung geoffenbart, der Mangel der Truppe an innerem Zusammenhang. Die geworbenen Fremdlinge, die mindestens die Hälfte der einzelnen Kadres ausmachten, liefen fort, sobald der Erfolg ausblieb und sobald der Mangel sich einstellte. Mit vollem Recht durfte von einer Desertion gesprochen werden, die ohnegleichen in der Geschichte sei; die Gegner wollten 17 000 Ausreißer gezählt haben, die nach und nach, und vor allem in den Tagen des preußischen Rückzuges nach Schlesien, zu ihnen herübergekommen seien. Der Besatzung von Prag waren in der Nacht vor dem Ausmarsche nicht weniger als 500 Leute fortgelaufen. „Wir haben keine Armee mehr," klagte schmerzlich bewegt Münchow, der Oberpräsident der schlesischen Kammern, nach der Ankunft der aus Böhmen Vertriebenen; „was wir haben, ist nichts als ein Haufe Menschen, noch beieinandergehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere; und diese Offiziere selbst sind alle mißvergnügt, viele von ihnen in verzweifelter Lage; es bedarf nur der geringsten Schlappe oder der Fortsetzung des Krieges in dieser Jahreszeit, um es zu Meutereien unter den Soldaten zu bringen, wie wir sie bei der Disziplin unserer Armee für nicht mehr denkbar gehalten hätten." Ein anderer Zeuge urteilte über die Gemeinen günstiger; und in der Tat werden es ja nicht die schlechtesten Elemente gewesen sein, die nach allen Unbilden, Leiden und Versuchungen dieses schlimmen Herbstes bei der Fahne geblieben waren: mit dem gemeinen Mann, meinte Hans Karl von Winterfeldt unbeirrt, sei alles zu wagen, was man Braves erdenken könne, wofern nur die Offiziere das Beispiel gäben. Aber bei den Offizieren, und zwar insonderheit bei den höheren, vermißte Winterfeldt nur allzusehr den wahren kriegerischen Geist: bei den meisten

Generalen seien leider die Sentiments unausrottbar eingerissen, sich vor dem Feinde nur präkavieren zu wollen. Aber schien nicht die Strategie des letzten Feldzuges zu solchem Kleinmute Anleitung zu geben? Da nach ihrer Meinung der führenden Hand die Sicherheit fehlte, woher sollte den Unterfeldherren die Zuversicht kommen? Es waren ihrer gar viele, die übereinkamen, daß man die militärische Begabung des jungen Königs doch überschätzt habe. Um so mehr hielten sich die Besserwisser für berechtigt, nach ihrer eigenen Weisheit das Urteil abzugeben, welches man damals im preußischen Heere ganz allgemein hören konnte, daß die Sachen kein gutes Ende nehmen könnten.

Wenn so des Königs Mitstreiter dachten und sprachen, wie hätten seine Feinde, seine Überwinder, nicht frohlocken, spotten, sich in Hoffnungen berauschen sollen! Wie stolz schlug die Brust eines jeden im österreichischen Heere, von den Trenckschen Panduren, die bei der Parade mit den preußischen Säbeln und Füsiliermützen aufzogen und die Fahnen des in Budweis überwältigten Regiments Kreytzen hinter ihrem Roßschweif und ihrer Janitscharenmusik hertrugen, bis hinauf zu den Feldherren, dem ritterlichen Prinzen Karl und dem neuen Fabius Cunctator, dem unfehlbaren Rechenmeister Traun. Wer wollte die Überlegenheit der österreichischen Kriegsführung noch bestreiten? Wie vordem die Spanier und die Franzosen, so hatten jetzt auch die Sieger von Mollwitz und Chotusitz Fersengeld zahlen müssen.

Ja, diese böhmische Heerfahrt der Preußen, dieser Zug quer durch das Königreich von der oberösterreichischen bis zur niederschlesischen Grenze, das Ganze schien alles zu übersteigen, was die Franzosen hier in Böhmen und dann in Bayern an beschleunigten Rückzugsbewegungen geleistet und was der König von Preußen ihnen und ihrem Broglie so oft mit beißendem Hohn vorgehalten hatte. „Die Franzosen können ihm heute alles zurückgeben, was er vor zwei Jahren von ihnen sagte," so spottete der englische Gesandte Robinson in Wien und meinte, das Wiedersehen zwischen Friedrich und Valory in Berlin müsse ein unbezahlbares Schauspiel sein.

Wohl hätte Maria Theresia gewünscht, daß dem verhaßten Gegner noch die Demütigung einer Niederlage in offener Feldschlacht bereitet worden wäre. Doch auch so war sie voller Dankbarkeit gegen ihr wackeres Heer und gegen die Vorsehung und voll Zuversicht für das weitere Gelingen. In feierlichem Aufrufe sprach sie am 1. Dezember die Schlesier vom Gehorsam gegen den Fürsten frei, der den Breslauer Frieden gebrochen habe, und verhieß ihnen Befreiung von dem unerträglichen Joche, unter dem sie so lange geschmachtet hätten. Wie gern hätte sie noch zu dieser Winterszeit den aus Böhmen gewichenen Feind auch vom schlesischen Boden vertreiben

lassen. Trotz aller seiner Einreden mußte Prinz Karl seine Truppen in das Glatzische und zu beiden Seiten der Oder nach Oberschlesien vorrücken lassen. Abermals ging die österreichische Kriegsführung aus der Verteidigung zu kühnem Angriff über.

König Friedrich hatte Schlesien, nachdem er sein Heer in Winterquartiere gelegt, bereits verlassen. Von den Marschällen, die im Sommer mit ihm ins Feld gerückt waren, hatte Schwerin schon Anfang November, mit Berufung auf seine angegriffene Gesundheit, Urlaub erbeten und erhalten, nicht ohne daß ihm der König diesen Fortgang vom Heere angesichts des Feindes arg verübelt hätte. In Schwerins andauernden Zwistigkeiten mit dem Erbprinzen von Dessau, dem zweiten beim Heere befindlichen Feldmarschall, scheint der tiefere Beweggrund eines allerdings auffallenden Entschlusses gelegen zu haben: Schwerin glaubte sich gegen den Sohn seines verhaßten Feindes zurückgesetzt. Doch nicht der Erbprinz war jetzt bei des Königs Abreise nach Berlin (11. Dezember) mit der Stellvertretung betraut worden, sondern der alte Vater selbst. Wie lange hatte sich der ehrgeizige Fürst den Oberbefehl über ein Heer vor dem Feinde ersehnt; nun sah er sich vor eine unerwartet schwierige und wenig dankbare Aufgabe gestellt, und zudem auf Schritt und Tritt von Berlin aus überwacht und am Gängelbande geführt.

Allen ausgedehnten, weit vorgeschobenen Postierungen in seiner Vorsicht abhold, beantragte der Fürst, als die Österreicher vordrängten, die bei Jägerndorf und Troppau aufgestellten Regimenter des Generals Marwitz zurückzunehmen. Der König fuhr auf: Er sei des Evakuierens müde, er habe so schlechte Folgen davon gesehen, daß er sich in Zukunft ohne die größte Not nicht mehr dazu entschließen werde. In bitterem Unmut klagte er dem französischen Gesandten seine Not: „Was sagen Sie zu diesen Leuten? Ich habe keinen einzigen, der etwas wert ist.“ Und schnell hatte er die Formel für die Not des Augenblickes, die Formel für alle Zukunft gefunden: „Ich werde Schlesien verteidigen bis auf den Tod, so gut wie Brandenburg.“ Was er dem Franzosen in epigrammatischem Französisch gesagt, wiederholte er dem alten Dessauer auf eine erneute Vorstellung in dem grobkörnigen und ungelenken Deutsch der militärischen Dienstsprache. Er könne nicht anders antworten, als er bereits getan: „denn aus Schlesien kann ich mir so wenig resolvieren herausschmeißen zu lassen, als wie aus der Mark.“ Er sprach es als seine feste Überzeugung aus, daß die Österreicher des Fürsten Ankunft nicht abwarten, sondern sich beizeiten „aus dem Staube machen“ würden.

Die weiteren Meldungen aus Schlesien bestimmten ihn, nach sechstägigem Aufenthalt in Berlin am 21. Dezember wieder den Reisewagen zu besteigen. Die Hauptstadt, wo soeben die Winter-

festlichkeiten des Hofes ihren Anfang nahmen, geriet ob dieser plötzlichen Abreise in schreckhafte Erregung; man machte sich darauf gefaßt, vom Kriegsschauplatze das Schlimmste zu hören. Am Weihnachtsabend wollte der König in Neiße sein, am nächsten Morgen dem Feinde entgegengehen. Der alte Fürst fuhr ihm bis Liegnitz entgegen; inzwischen hatte sich herausgestellt, daß nur Teile des österreichischen Heeres in Anmarsch waren, Leopold nahm es auf sich, Oberschlesien von den bereits Eingedrungenen zu säubern, und der König konnte zurückkehren.

Der Aufruf der Königin von Ungarn an die Schlesier gab ihm Veranlassung, sich an die Mächte zu wenden, die ihm nach dem Breslauer Frieden den Besitz von Schlesien verbürgt hatten, vor allem an den König von Frankreich. Noch aus Böhmen, in einem eigenhändigen Briefe vom 26. November, hatte er seinem Bundesgenossen den vollen Mißerfolg seines böhmischen Feldzuges eingestanden, hatte erklärt, daß er für sich selbst nichts mehr verlange, daß man für den Kaiser außer der Anerkennung seiner Würde schwerlich mehr als Vorderösterreich werde beanspruchen können, daß es an der Zeit sei, einen Frieden auf solcher Grundlage in Vorschlag zu bringen.

Auch Ludwig XV. war aus dem Feldzuge in seine Residenz zurückgekehrt, von den Untertanen nach seiner Rettung aus Todesgefahr und nach seinem kriegerischen Erfolge mit stürmischem Zuruf, mit allen Zeichen aufrichtiger und herzlicher Verehrung begrüßt. In seiner Umgebung aber wogte der Kampf der Parteien weiter; die Friedensfreunde aus der Schule Fleurys, Maurepas, Orry und der Kriegsminister d'Argenson standen nach wie vor gegen Noailles, Richelieu und Belle-Isle, deren Stellung mit dem Sturze der Herzogin von Chateauroux erschüttert schien. Aber kaum aus dem Jubel der Feste, mit denen Paris ihn empfangen hatte, nach Versailles übergesiedelt, sandte der König Maurepas, ihren erbitterten Gegner, zu der Herzogin: er mußte ihr des Königs Bedauern aussprechen über die unwürdige Behandlung, die ihr zu Metz widerfahren sei. Ihr Anhang triumphierte; doch wenige Tage nach der von ihr durchgesetzten öffentlichen Wiederherstellung wurde die ehrgeizige Frau von einem Fieber hinweggerafft.

Und gleichzeitig erlitt die Kriegspartei noch einen zweiten Verlust. Die militärischen Maßnahmen für das nächste Jahr mit dem Könige von Preußen zu besprechen, hatte sich Belle-Isle auf den Weg nach Berlin begeben; am 20. Dezember wurde der Marschall in dem hannoverischen Harzstädtchen Elbingerode, über das er trotz aller Warnungen die Reise nahm, gefangen genommen und demnächst über das Meer nach Windsor geführt — ein Ereignis, verhängnisvoller für die Sache Preußens in Frankreich, meinte der

preußische Gesandte Chambrier, als der Verlust einer Schlacht. Der älteste Fürsprecher der preußischen Allianz, noch immer ihr wärmster Anhänger, war nicht bloß für die Entscheidungen auf dem Kriegschauplatze, sondern vor allem für das Ringen der höfischen Koterien in Versailles außer Kampf gesetzt. Jetzt hatten die dort gewonnen Spiel, die ihrem König fort und fort predigten, daß der Krieg in Deutschland, dessen Fortsetzung der König von Preußen wünschte, für Frankreich das Verderben sei. Wie viel mehr die französische Kriegsführung in Flandern zu leisten vermöge, das lehrten die glänzenden Erfolge des Festungskrieges im vorigen Sommer.

Es kam hinzu, daß bereits König Ludwig XV. selber dem preußischen Bündnis im Herzen entfremdet war. Die Vertretung Preußens an seinem Hofe war, seit Rothenburg Frankreich verlassen hatte, keine glückliche. Was jener bei seiner genauen Kenntnis der Zustände und bei seinen gesellschaftlichen Beziehungen hatte wagen dürfen, das mißlang einem Schmettau: sehr bald und nicht ohne Grund wurde der preußische Marschall bei Ludwig XV. angeklagt, daß er sich eine Partei bei Hofe und im königlichen Rate zu bilden bemühe, und der also Gewarnte nahm Veranlassung, sich bei Schmettaus Gebieter zu beschweren. Seitdem hatte ein unglücklicher Zufall die Stellung des preußischen Bevollmächtigten vollends untergraben. Ein Kurier mit Berichten Schmettaus an den Kaiser und an den König von Preußen wurde von österreichischen Husaren aufgehoben, und unverzüglich übergab der Wiener Hof diese Schriftstücke mit hämischen Erläuterungen der Öffentlichkeit. Mit der naturwahren Schilderung der ganzen Zerfahrenheit des französischen Hauptquartiers, der Schlaffheit und Planlosigkeit der französischen Kriegsführung, mit seiner bitteren Anklage gegen seinen Gönner Noailles war Schmettau auf das äußerste bloßgestellt. Sein König beeilte sich, ihn abzuberufen und ihn seine Ungnade in einer aller Welt erkennbaren Weise fühlen zu lassen, indem er ihm das Betreten der Hauptstadt und das Erscheinen beim Heere verbot und die Stadt Brandenburg als Aufenthaltsort anwies; aber der üble Eindruck in Versailles blieb. Und las nicht König Ludwig in den mit Freimut geschriebenen Briefen des Königs von Preußen genug Vorstellungen und Mahnungen, die ihn deutlich ersehen ließen, daß Friedrich in der Sache den Standpunkt seines Vertreters teilte? Der Fürst, der jetzt nach dem Tode seiner Geliebten klagte, daß niemand als diese Frau je ihm die Wahrheit gesagt habe, wollte von einem Mitgliede seiner Bundesgenossenschaft oder, wie er es auffaßte, seiner Gefolgschaft die Wahrheit nicht hören und wünschte den Abstand zwischen dem König von Frankreich und einem Markgrafen von Brandenburg nicht verkannt noch verkürzt zu sehen.

Ludwig XV. traf seine Entscheidung. Dem Kaiser, der flehent-

lich seine Hilfe für die Verteidigung des schon wieder bedrängten Bayerlandes anrief, antwortete er am 3. Januar 1745 kalt und hart, wenn er alle Bitten, die an ihn gerichtet würden, erfüllen sollte, so würde er im nächsten Frühjahr kein Heer mehr zu seiner Verfügung haben; er müsse an die Sicherheit seiner eigenen Grenzen denken. Der Pointen, der weit vorstoßenden Unternehmungen, seien jetzt genug versucht; und alle seien sie mißglückt. Noch jüngst habe Preußen damit seine Erfahrung gemacht. Er verstehe die Vorliebe des Kaisers für seine Hauptstadt München, aber er möchte diese Vorliebe nicht so entschieden und so ausschließlich zur Geltung gebracht sehen. Auch die lebhaftesten persönlichen Wünsche müßten bisweilen hinter dem zurückstehen, was die Grundregeln der Kriegsführung und Politik und was die dringendsten Bedürfnisse erheischten.

Seinem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Marquis d'Argenson, in welchem Amelot endlich einen Nachfolger fand, hatte er kurz zuvor sein Ultimatum für den Frieden mitgeteilt: für den Kaiser die Anerkennung seiner Würde durch den Wiener Hof, die Wiederherstellung seines bayrischen Erbbesitzes, die Abtretung der österreichischen Vorlande; für Spanien Nizza und Savoyen als Ausstattung des Infanten Philipp, gegen Entschädigungen im Mailändischen für den König von Sardinien; für Frankreich die Beseitigung der lästigen und ehrenrührigen Klausel des Utrechter Friedens, welche die Anlage von Befestigungen zu Dünkirchen verbot; für Preußen nichts, da Preußen selbst auf die ausbedungenen Neuerwerbungen verzichte. Es geschah ganz im Sinne des Gebieters, wenn der neue Minister den an Belle-Isles Statt nach Berlin bestimmten Chevalier Courten eine „dunkle und kurze" Instruktion mit auf den Weg gab, ausgesprochenermaßen nur dazu bestimmt, den König von Preußen zu „amüsieren"; eine Instruktion, welcher der Minister den Satz voranstellte: „Wie ich der Meinung bin, daß der Friede allemal nur zwischen Versailles und London abgemacht werden kann, so ist dabei der König von Preußen nicht weiter nötig, als um zuzustimmen, wenn der Friede ins gleiche gebracht sein wird; inzwischen aber können wir seine Tapferkeit brauchen, damit er bis zum Frieden die Sache Bayerns in Deutschland aufrecht erhält."

Der preußische Bundesgenosse war damit auf sich selber angewiesen. Was dieses Königs Tapferkeit, gepaart mit Umsicht, vermöge — quid virtus et quid sapientia possit — d'Argenson und die staunende Welt sollten es bald erfahren.

Dritter Abschnitt

Hohenfriedberg

Nicht mehr an Böhmen dachte Friedrich II., und nicht mehr Bayern begehrte Maria Theresia; um Schlesien kämpfte wieder so die Königin wie der König, sie jetzt als Angreiferin und er als Verteidiger. Und um den Charakter der zwischen beiden neu entbrannten Fehde vollständig zu ändern, mußte es sich fügen, daß eben jetzt zu Beginn des neuen Jahres der Fürst, in dessen Namen der Krieg begonnen war, den Frieden fand: am 20. Januar 1745 starb in seinem Residenzschloß zu München eines unerwarteten Todes der unglückliche Kaiser Karl VII., im achtundvierzigsten Jahre seines Alters. Barmherziger als der eigene Verbündete, der französische König, hatte die große Gegnerin Karls Heimweh geehrt und ihren Kriegsvölkern befohlen, bei erneutem Vordringen in das Bayerland die Hauptstadt München zu schonen: die ihn bei seinem Leben durch sein Erbland und durch sein Kaiserreich hin und her gescheucht, sie gönnte dem Müden zum Sterben Raum und Rast auf der väterlichen Erde. Ist je ein Mann mit Leid in die Grube gefahren, so war es dieser Fürst, den ein unnachsichtiges Geschick dafür büßen ließ, daß er die Hand nach einer Krone ausgestreckt, auf die weder persönliche Tüchtigkeit noch politische Macht ihm Anspruch gaben. Die rein menschlichen Tugenden, die ihn schmückten, seine Frömmigkeit und Demut, seinen gewissenhaften und aufrichtigen Sinn, hat der wittelsbachische Kaiser bis zuletzt bewährt, wenn er auf dem Sterbebette verfügte, daß als sein Abschiedsgruß an das Land Bayern die Bitte von den Kanzeln verkündet werden sollte: seine lieben und getreuen Untertanen möchten ihm die Drangsal verzeihen, die er über sie gebracht.

Noch ehe er von der tödlichen Erkrankung des Kaisers wußte, hatte der König von Preußen seinem Residenten in London den Auftrag erteilt, dort einen allgemeinen Friedenschluß in Anregung zu bringen. Der Todesfall in München schien jetzt das Friedenswerk nur fördern zu können. Die vornehmste Schwierigkeit der bisherigen Lage im Deutschen Reiche war beseitigt, für sich persönlich aber erwartete der König am Vorabend einer neuen Kaiserwahl größeres Entgegenkommen seiner Widersacher; war doch während des letzten

Zwischenreiches die brandenburgische Kurstimme als die ausschlaggebende betrachtet worden.

Was ihn zu seinem Versuche in London ermutigte, war die Veränderung, die zu Ausgang des alten Jahres im englischen Ministerium vor sich gegangen war. Längst war der Vertreter der rücksichtslosen Kriegspolitik, Lord Carteret, seit kurzem Earl of Granville geheißen, den anderen Mitgliedern des Kabinetts unbequem, verdächtig, verhaßt, und die Opposition im Parlamente setzte alle Hebel an, die Kollegen zum Bruche mit ihm zu treiben. Man schalt ihn den Alleinminister und vergaß ihm sein vermessenes Wort nicht: „Gebt einem Mann die Krone auf seine Seite, und er kann alles wagen!" — wenn dem so wäre, wurde ihm mit Anspielung auf Walpoles Sturz entgegengehalten, wie käme es, daß er Minister sei? Als Carteret vor vier Wintern von den Gegnern Walpoles auf den Schild erhoben wurde, hatten die zum Kampf gegen einen gemeinsamen Feind verbündeten Fraktionen den Ruf nach einer Regierung auf breitem Boden, einer Broad-Bottom-Administration, ertönen lassen; doch blieben bei der damaligen Neubildung des Ministeriums nicht bloß wieder die Tories außerhalb der Ämter, sondern auch die Whigs von der sogenannten turbulenten Richtung, und der neuen Opposition schlossen sich bald auch viele von Carterets ehemaligen Freunden an. Die Führerschaft im Kampfe übernahm im Oberhause der geistreiche Lord Chesterfield, und bei den Gemeinen der junge William Pitt, der mit seiner hinreißenden Beredsamkeit, „gleich zehntausend Engeln", gegen Carteret eiferte. Die Pamphlete der Opposition sprachen, mit einer allgemein verstandenen Anspielung auf des Staatssekretärs unüberwindlichen Hang zum Becher, von der Politik der Trunkenbolde. Das ergiebigste Angriffsfeld bot Carterets Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Nicht minder leidenschaftlich als vorher den gestürzten Walpole zieh man ihn der Aufopferung der Interessen Englands, der unwürdigen Nachgiebigkeit gegen die hannoverischen Anwandlungen des Königs; man forderte die Entlassung der in englischen Sold genommenen 16 000 Hannoveraner, und daß sich der König nicht weiter durch dieses Vermietungsgeschäft auf Kosten der Nation bereichere; man verlangte Fortsetzung des Krieges „auf britischem Fuß", das heißt, man stellte den Grundsatz auf, daß England sich in keinen festländischen Krieg einlassen dürfe, es sei denn, daß Flandern, die Barriere der Holländer, gefährdet sei. Nun kamen im Sommer 1744 bei Ausbruch des böhmischen Krieges die Kundgebungen des Königs von Preußen: außer dem Kriegsmanifest ein alsbald dem Druck übergebener Erlaß an den Residenten Andrié in London, eine förmliche Anklageschrift gegen das englische Ministerium; diese Enthüllungen über die abweisende Schroffheit Englands gegen den Kaiser, über

die herausfordernde Haltung Carterets gegen Preußen waren der Opposition von unschätzbarem Wert. In nächtlichen Zusammenkünften ließen sich die Führer von dem preußischen Residenten nähere Auskunft erteilen; ein Federkrieg begann, in welchen auch Chesterfield unter verkapptem Visier mit einer glänzenden Verteidigung des Königs von Preußen eingriff. Endlich bildete sich eine Junta von neun Mitgliedern der Opposition und eröffnete die auf den Sturz Carterets abzielenden Verhandlungen mit seinen beiden Hauptgegnern im Kabinett, den Brüdern Pelham, Sir Henry, dem ersten Lord des Schatzes, und dem Herzog von Newcastle, dem anderen Staatssekretär des Auswärtigen. Am 23. November 1744 reichte das Opfer der Verschwörung, von allen verlassen, dem Könige seine Entlassung ein, und Georg II. beugte sich knirschend unter dem einhelligen Willen der Adelsparteien; ja er mußte sich dazu verstehen, Chesterfield, von dem er sich persönlich beleidigt glaubte, als Lordleutnant von Irland in das Kabinett aufzunehmen. Nur dem noch widerwärtigeren Pitt verweigerte er die Berufung; doch verhieß jetzt Pitt der Regierung seine Unterstützung. Das Staatssekretariat des Auswärtigen für die deutschen und nordischen Angelegenheiten übernahm an Carterets Statt Lord Harrington, der früher in dieser Stellung sich den Ruf eines friedliebenden und entgegenkommenden Staatsmannes erworben hatte.

König Friedrich und Andrié täuschten sich doch, wenn sie von den Harrington und Chesterfield das Heil erwarteten. Weit davon entfernt, die von Carteret eingeschlagenen Bahnen zu verlassen, inaugurierte das umgestaltete Kabinett seine auswärtige Politik am 8. Januar 1745 durch den Abschluß der von jenem vorbereiteten Warschauer Quadrupelallianz: England und Holland verhießen den gegen Preußen in den Waffen stehenden Österreichern und Sachsen neue Hilfsgelder. Durch seinen hannoverischen Gesandten von dem Busche ließ Georg II. demnächst in Dresden den Entwurf zu einer Art Gegenunion, zu einem „Schutzbündnis zwischen einigen wohlgesinnten Reichsständen", vorlegen; als Teilnehmer dachte man sich die drei geistlichen Kurfürsten, den Herzog von Württemberg und die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, den Bischof von Bamberg, den fränkischen und schwäbischen Kreis insgesamt, die Herzoge von Weimar und von Gotha. Und was die hannoverischen Mietsvölker betraf, auf welche seit drei Jahren so weidlich geschmäht worden war, so kannten Carterets Erben ein höchst sinnreiches Auskunftsmittel. Die erforderlichen 200 000 Pfund wurden am 13. April in einer Zusatzbestimmung zu dem Warschauer Vertrage der Königin von Ungarn angewiesen, sie stellte auch die Quittung aus, das Geld aber nahm gleich in London ein hannoverischer Bevollmächtigter in Empfang. Grell zeigte sich, daß die Anklage gegen Carterets Politik nur ein

Deckmantel persönlicher Feindseligkeit und Eifersucht gewesen war. Ihr Gewissen salvierten jetzt die Fortsetzer dieser Politik durch die bestechende Formel, daß der Krieg nicht mehr um des Krieges, sondern um des Friedens willen geführt werde.

Wie gern hätte man die Warschauer Allianz durch den Beitritt von Rußland gestärkt. Lord Tyrawley in Moskau und sein Nachfolger, der mit giftgeschwollenem Herzen aus Berlin scheidende Hyndford, haben es an eifrigen Bemühungen nicht fehlen lassen, und der Großkanzler Bestuschew zeigte den besten Willen. Schon sprach er zu Tyrawley von einer Eroberung Ostpreußens, für das dann die Republik Polen zwei Grenzprovinzen an Rußland abzutreten haben würde. Aber noch widerstrebte die Kaiserin. In den nächsten sechs Monaten werde er von Rußland nichts zu fürchten, aber auch nichts zu hoffen haben, so hatte Mardefeld dem Könige von Preußen in den dumpfen Tagen nach der Ausweisung Chetardies, am 23. Juli 1744, prophezeit, und die Ereignisse gaben ihm recht. Vergebens stellte Bestuschew in langatmigen Denkschriften seiner Gebieterin vor, wenn das Haus des Nachbarn brenne, so fordere es die eigene Sicherheit, löschen zu helfen: er erreichte zunächst nur das eine, daß Elisabeth jene Verhandlungen mit Preußen und Schweden wegen einer nordischen Tripelallianz abzubrechen befahl. Das entsprang ganz dem Lieblingsgrundsatz der schwerfälligen Frau, es sei das beste, für niemand Partei zu ergreifen und sich in fremde Angelegenheiten überhaupt nicht zu mischen. Durch eine geschickte Schmeichelei wurde dann um die Wende des Jahres die Zarin noch einen kleinen Schritt weiter gebracht. Sie verfügte die Zusammenziehung von 11 000 Kosaken an den Grenzen Kurlands, denn Bestuschew sagte ihr, dadurch werde eine Vermittlung Rußlands zwischen den kriegführenden Mächten um so wirksamer sein, und die ganze Welt ringsum werde von dem Ruhme der Zarin erfüllt werden. Nun traf es sich für die finsteren Absichten des Kanzlers ungünstig, daß eben in dieser Zeit ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Preußen eintraf, welches gleichfalls jene Saite anschlug: es werde für die Kaiserin nichts Ruhmreicheres geben, als wenn sie ihre guten Dienste mit denen anderer Mächte verbinde, um den allgemeinen Frieden herzustellen. Elisabeth nahm den Vertrauensbeweis sehr günstig auf. In seiner Not behalf sich Bestuschew mit einer der ihm geläufigen Erfindungen. Er behauptete, daß Preußen gleichzeitig auch den Großherrn als Vermittler angerufen habe; von neuem spukte das schon früher verbreitete Märchen, daß ein preußischer Sendling in Konstantinopel weile, um die Ungläubigen zum Krieg gegen ihre europäischen Nachbarn anzutreiben.

König Friedrich hatte geglaubt, den Erfolg seiner in England und in Rußland eingeleiteten Verhandlungen zu Hause abwarten

zu können; aber Woche auf Woche verrann, und weder von hier noch von dort kam eine Antwort, die ihn irgendwie hätte klar sehen lassen. Die Zeit nahte, wo die Waffen wieder reden mußten. Am 15. März verließ Friedrich seine Hauptstadt, um zu dem Heere nach Schlesien zurückzukehren.

Dort hatte inzwischen der alte Dessauer den eingedrungenen Feind, wie er es versprochen, über die Landesgrenze zurückgetrieben und sich mit den Vortruppen wieder in Troppau und Jägerndorf festgesetzt. Den Streifkorps, die sich durch das Glatzische und an der Oder entlang immer von neuem zwischen die preußischen Postierungen eindrängten oder einschlichen, wurden bei mehr als einem Zusammenstoß blutige Denkzettel erteilt. Bei Ratibor trieben am 9. Februar General Nassau und Oberst von Winterfeldt ein paar tausend Panduren und Husaren in den überschwemmten Wiesen am Oderstrande arg in die Enge; der Strom ging mit Treibeis, die Brücke brach zusammen, die wenigsten vermochten sich an das jenseitige Ufer zu retten, Hunderte ertranken; die anderen, so berichtete Nassau, „sitzen alle, zu Pferd und zu Fuß, wie bei einer Sündflut auf den Bäumen, Hügeln und Dämmen und haben diese Nacht so im Wasser sitzen müssen, ohne vorwärts noch rückwärts zu können". Mit Kähnen, Brettern und Leitern ward endlich den also Gefangenen von ihren Verfolgern Rettung gebracht. Wenige Tage darauf, am 14. Februar, lieferte Generalleutnant von Lehwaldt bei Plomnitz in der Nähe von Habelschwerdt einem österreichischen Heerhaufen von etwa 12 000 Mann ein siegreiches Gefecht; in nachdrücklicher Verfolgung durch den „grausamen" Schnee ward die Grafschaft Glatz vom Feinde gesäubert. Das Glück begann den preußischen Waffen wieder zuzulächeln.

Auch für die Verluste an Mannschaften konnte Rat geschafft werden. Die Kantone lieferten Rekruten, und ein allerorten verkündeter „Generalpardon" lockte zahlreiche Ausreißer zu ihren Fahnen zurück. Außer den auf ihrem Rückzuge besonders stark mitgenommenen Regimentern der Prager Besatzung waren bald alle Truppenteile wieder vollzählig.

Dem Könige stand es fest, daß er die Offensive in Böhmen nicht wieder aufnehmen dürfe. Wie überhaupt die Erfahrungen des Feldzuges von 1744 auf seine strategischen Anschauungen von der einschneidendsten und nachhaltigsten Einwirkung gewesen sind, so blieb ihm auf lange Jahre hinaus, im Grunde für immer, das insonderheit ein militärischer Glaubenssatz, daß Böhmen leicht zu gewinnen, aber schwer zu behaupten sei, daß die, welche dieses Land zu erobern beabsichtigten, sich jedesmal täuschen würden.

Noch eine besondere Rücksicht legten seiner Strategie im gegenwärtigen Augenblicke die eigenartigen Beziehungen zu Sachsen auf.

Dieser Nachbar erklärte immer, nur als Bundesgenosse der Königin von Ungarn an dem Kriege beteiligt zu sein, und verlangte deshalb unter Berufung auf die völkerrechtlichen Grundsätze des Zeitalters, die Neutralität seines eigenen Gebietes geachtet zu sehen. So wenig nun Maria Theresia die Neutralität anerkannte, die König Friedrich trotz der Hilfstruppensendung nach Böhmen für seinen Staat gewahrt wissen wollte, so wenig brauchte er selber durch den Anspruch der Sachsen sich Halt gebieten zu lassen. Lediglich politische Erwägungen, die Beziehungen Rußlands und selbst Frankreichs zu Sachsen, bestimmten ihn, den feindseligen Nachbarn zu schonen. Damit aber beraubte er sich auch an der böhmisch-schlesischen Grenze der Freiheit der Bewegung; keinen Augenblick sicher, daß die Verbündeten nicht durch Sachsen gegen die Mark vorgingen, glaubte er schon deshalb nicht zu tief nach Böhmen vorstoßen zu dürfen.

Sein Plan war unter diesen Umständen, die Gegner in Schlesien zu erwarten, sie ruhig über die Berge kommen zu lassen und dann unter Zusammenraffung aller Streitkräfte ihnen in der Ebene, wo sie ihm nicht wieder, wie im vorigen Jahre so oft, ausweichen konnten, auf den Leib zu gehen. Die langgestreckte Grenzlinie mochte an allen anderen Punkten derweil den Einfällen und Verheerungen der ungarischen Freischaren ausgesetzt bleiben. „Wer alles bewahren will, bewahrt nichts," schreibt der König nachmals bei Erörterung seiner Maßnahmen vom Frühjahr 1745; „der wesentliche Gegenstand, an den man sich halten muß, ist des Feindes Heer."

Indem er sich selbst die „Defensive im Gewande der Offensive" zur Aufgabe stellte, suchte er zur wirklichen Offensive gegen Österreich noch einmal seine Verbündeten, die Franzosen und Bayern, zu vermögen. Wie 1741 forderte er sie zu einer Bewegung gegen Wien auf; das sei die einzig entscheidende Bewegung, und die große Wasserstraße der Donau überhebe den, der sie zu benutzen verstehe, aller Sorge um die peinlichen Aufgaben der Verpflegung. Ein tatkräftiger Feldherr, etwa der Prinz von Conti, werde die 20 000 Mann leicht zu Paaren treiben, welche die Königin von Ungarn hier an der Donau zur Verfügung habe. Was Friedrich den Franzosen außerdem dringend empfahl, war ausreichende Verstärkung des Heeres, das an der Lahn überwintert hatte; nur so werde man für die Kaiserwahl sich der drei rheinischen Kurfürsten vergewissern und zugleich Hannover in Schach halten.

So begehrte es Friedrich in seinen Briefen an Ludwig XV. und so predigte er es mündlich dem Ritter Courten in den Tagen vor seiner Abreise nach Schlesien. Aber wir kennen die nichtssagende Instruktion, die dieser Unterhändler für seine Sendung an den preußischen Hof erhalten hatte. Das einzige, was ihm während seines Berliner Aufenthaltes am Herzen zu liegen schien, war der

nach Karls VII. Tode in Versailles entworfene Plan, den Kurfürsten von Sachsen dem Gemahl Maria Theresias als Kandidaten für die Kaiserwahl entgegenzustellen. Friedrich hatte, wie man ermißt, nicht die geringste Neigung, dem Fürsten, dessen Truppen nicht anders als die österreichischen gegen ihn im Felde standen, seine Stimme zu geben. Viel vorteilhafter war es für ihn, sie für einen guten Frieden dem Großherzog Franz zu bieten. Doch erteilte er seine Zustimmung zu einer Werbefahrt Valorys nach Dresden, da nun einmal der Zufall mit erstaunlicher Seltsamkeit die Geschicke Deutschlands in die Hände des Königs von Polen gelegt habe. Valory ging ein erstes, ein zweites Mal, aber allzu fest war man in Dresden an die Sache Österreichs und Englands gebunden, als daß der Franzose mehr als artige und unverbindliche Redensarten mit auf den Heimweg genommen hätte. Die Aussichten des diplomatischen Feldzugsplanes Frankreichs waren somit äußerst gering. Für die Fortsetzung der militärischen Operationen verhieß Courten, daß sein Gebieter das Heer in Bayern auf 58 000 Mann verstärken werde.

Nur daß die verlorene Zeit sich jetzt nicht mehr einbringen ließ. Das traurige Geschick Bayerns erfüllte sich: höchstens 32 000 Verteidiger waren zur Stelle, als Ende März Batthyany mit 22 000 Mann über den Inn vordrang. Wie 1743 ließen sich die Bayern und ihre Bundesgenossen in den Quartieren überfallen, 3000 Bayern und Hessen streckten bei Vilshofen das Gewehr, die Franzosen und die Pfälzer ergriffen bei Pfaffenhofen die Flucht, und wie vor zwei Jahren der Kaiser rettete sich der junge Kurfürst Maximilian Joseph nach Augsburg. In Füssen traten österreichische und bayrische Bevollmächtigte zusammen. Maria Theresia gewährte großmütig dem Sohne, was sie dem Vater stets versagt hatte: die Fortdauer seiner Herrschaft, den ungeschmälerten Besitz Bayerns; so sicher glaubte sie zu sein, daß es des Äquivalentes für Schlesien nicht mehr bedürfe, daß Schlesien selbst ihr wieder zufallen müsse. Den Mittelsmann zwischen den beiden süddeutschen Höfen machte der alte Wühler Seckendorff, dessen Verhalten schon während des letzten Herbstfeldzuges seinen Kameraden und den Verbündeten zweideutig, rätselhaft erschienen war. Grobianus Seckendorff, wie Maria Theresia ihn nannte, ergriff die günstige Gelegenheit, auch für sich persönlich seinen Frieden mit dem Wiener Hofe zu machen. Dann weilte er noch einige Monate in München als „der eigentliche Regent Bayerns", seinen zahlreichen Gegnern, den eingeborenen Bayern und den klerikalen Zionswächtern zum Tort: in leidenschaftlichen Drohschriften gaben sie ihm den Rat, sich mit dem Raube unsichtbar zu machen und die so hochgepriesene Liebe zu dem Kurfürsten und dem Lande in der lutherischen Kirche gottesfürchtig an den Nagel zu hängen.

Endlich nahm er den guten Rat an. Den Vätern hatte er gedient, dem sechsten und dem siebenten Karl, den Kindern sagte er auf: wie vor fünf Jahren der jungen Königin, so jetzt dem kurfürstlichen Knaben.

In einer hochtrabenden Denkschrift suchten sich die Franzosen für die Katastrophe von Füssen bei dem Könige von Preußen, so gut es ging, zu entschuldigen. Friedrich erläuterte sich beim Durchlesen den Text Satz für Satz mit Anmerkungen und Ausrufen, mit ungläubigen Fragen, tatsächlichen Berichtigungen und bitteren Nutzanwendungen. „Wenn dieses Memoire," grollte er, „für Kinder und Novizen geschrieben ist, so ist es gut; aber es ist nicht anzunehmen, daß ein Minister es verfaßt haben soll: das sind vage Chimären, die sich mit der größten Selbstgefälligkeit breit machen, leichtfertiges Gerede ohne Grundgedanken, und wenn das alles ist, was man von Frankreich erwarten kann, so beklage ich gar sehr die Fürsten, die sich mit ihm verbinden." Wenn die Denkschrift salbungsvoll erklärte, den Kurfürsten und die Kaiserin-Witwe wegen des Geschehenen nicht tadeln zu wollen, so entrang sich ihm der unwillige Zwischenruf: „Wollte man denn, daß der Kurfürst sich noch gefangen nehmen ließ? Ich verlange von den Franzosen mehr Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, und weniger Gleichgültigkeit für die Interessen ihrer Verbündeten, und dann wird man sehen, daß es eine unbedingte Notwendigkeit war, was der Kurfürst tat." Frankreich bedauerte, jetzt dem Könige von Preußen die beabsichtigte kraftvolle Diversion an den österreichischen Grenzen nicht mehr machen zu können, ließ aber anderweiten Ersatz hoffen; Friedrich machte die Glosse: „Wenn Frankreich ebenso vorteilhafte Diversionen wie die bayrische für den König von Preußen ins Werk setzen will, so beschwört man es, sich die Mühe zu sparen." Als er dann weiter las, daß er auf dem flandrischen Kriegschauplatz die Diversion zu erwarten habe, spottete er noch verächtlicher: „Wenn der König von Preußen frisch aus dem Tollhaus käme, so möchte man ihm weismachen können, daß der Feldzug in Flandern ihm eine große Hilfe gewähre; aber weder er noch der letzte Tambour seiner Armee sind verrückt genug, es zu glauben." Der Hinweis auf das Beispiel Ludwigs XIV. und den durchschlagenden Erfolg des flandrischen Feldzuges von 1712 ward mit der unbestreitbaren Wahrheit abgefertigt: „Das war auch ein ganz anderer Mann, dieser Ludwig XIV.!" Friedrich schloß seine Kritik: „Nach den vorliegenden Beweisen der Schlaffheit und der schlechten Vorkehrungen Frankreichs ist nichts Gutes von ihm zu erhoffen." Dann setzte er die offizielle Antwort auf. Kaum minder beißend als jene stillen Randglossen gipfelte sie in dem Satze: „Man bittet den König von Frankreich, nicht zu denken, daß die Anstrengungen, die er in Flandern irgend machen kann, dem König

von Preußen die geringste Erleichterung verschaffen; wenn die Spanier eine Landung auf den kanarischen Inseln machen, wenn der König von Frankreich Tournai nimmt oder wenn Thamas Kuli-Chan Babylon belagert, so sind das vollständig gleichgeltende Dinge, und niemand in keinem Stande ist der Meinung, daß das an dem Kriege in Böhmen und in Mähren das geringste ändert."

Im innersten Herzen waren auch nicht einmal die Franzosen dieser Meinung. Wie wenig sie selbst von den Trostgründen hielten, mit denen sie den König von Preußen hinzuhalten suchten, beweist das Gutachten, welches der Marschall Noailles auf die Nachricht von dem Füssener Frieden am 29. April dem allerchristlichsten König abstattete. Da hieß es mit dürren Worten: „Es bleibt Eurer Majestät kein Bundesgenosse mehr, als der König von Preußen, den man ins Künftige nur durch eine sehr entfernte Diversion wird unterstützen können, und der sich gezwungen sehen wird, um jeden beliebigen Preis seinen Ausgleich zu machen. Nicht die mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen aufrechtzuhalten ist noch Zweck des Krieges, sondern die eigenen Grenzen zu verteidigen und sich gegen feindliche Eroberungen zu schützen."

Gleichzeitig mit der Aussicht auf eine Diversion sah sich König Friedrich die letzte Hoffnung auf eine Friedensvermittlung abgeschnitten. In den ersten Tagen des Mai erhielt er aus dem Haag den Bericht des jungen Grafen Podewils über eine Unterredung mit Lord Chesterfield, der nach seinem Eintritt in das Kabinett sich in besonderer Sendung nach Holland begeben hatte. Der Lord, der auch jetzt noch gern, wie im vorigen Herbste als Führer der parlamentarischen Opposition, seinen Eifer für die Sache Preußens zur Schau trug, hatte dem preußischen Diplomaten gesagt — es war endlich einmal ein offenes Wort — sein Gebieter möge sich auf einen harten Stoß gefaßt machen; der englische Hof habe eine Zeitlang aufrichtig den von Preußen vorgeschlagenen Frieden gewünscht, aber es habe nicht in der Macht Englands gestanden, die Höfe von Wien und Dresden von ihrem Vorhaben zurückzuhalten.

Nicht an Streitern fehlte es dem Könige, den „harten Stoß" zu bestehen, den Kampf fortzusetzen auch ohne Beistand fremder Waffen. Ernsteste Sorge aber machte ihm zurzeit das allmähliche Versiegen seiner finanziellen Hilfsquellen. Nach dem genauesten Voranschlage beliefen sich die Kosten für die Neuausrüstung und Unterhaltung des Heeres von Anfang Dezember bis Ende August auf $5^1/_2$ Millionen Taler; von dieser Summe blieben $4^1/_2$ Millionen noch zu decken. Der Versuch, in Holland eine Anleihe zu machen, war gescheitert. Auch die einheimischen Kapitalisten verhielten sich ablehnend. Besseren Willen zeigten die Stände der einzelnen preußischen Provinzen; aber sie vermochten alles in allem noch nicht ganz

anderthalb Millionen vorzustrecken. Damit war gerade nur dem dringendsten Bedürfnis des Augenblicks genügt. Wie klagte des Königs Faktotum, der treue Eichel, daß ihm diese finanziellen Sorgen, zu allen übrigen, „vollends allen Mut und Verstand" raubten!

Schon Ende April hatte Podewils den Befehl erhalten, alle Vorkehrungen für eine Flucht des Hofes, der Behörden, des Archivs, des Silberschatzes zu treffen; in Magdeburg, Stettin und Küstrin sollte schlimmstenfalls, wenn der König in Schlesien geschlagen wurde, die letzte Verteidigung versucht werden.

Die schwere Prüfungszeit des zweiten Schlesischen Krieges ist für Friedrich nicht bloß die Schule der Kriegskunst gewesen — als solche hat er sie selber bezeichnet — sie wurde ihm mehr noch eine Schule der Selbsterkenntnis und der Selbstzucht, gleich jener, die er einst zu Küstrin durchgemacht. Wie man damals den Kronprinzen, als er wieder an den Hof kam, zum Erstaunen verändert fand, so versichert uns der Marquis Valory, es sei niemand gewesen, der nicht bemerkt hätte, wie umgewandelt der König Ende 1744 aus dem böhmischen Feldzuge heimgekehrt sei: „Er hate weniger Anmaßung; er hörte; seine Äußerungen waren zartfühlender und weniger schneidend." Und Friedrich selbst hat später mit Beziehung auf seine damaligen Erfahrungen gesagt, das Glück sei den Fürsten oft verderblicher, als das Unglück; jenes berausche sie und mache sie anmaßend, dieses lasse sie bedachtsam und bescheiden werden.

In einigen Aufzeichnungen aus der Rheinsberger Zeit scheint Friedrich noch zu schwanken zwischen heiterem Genußleben und rauher Heldenlaufbahn. Die Entscheidung war ihm dann nicht schwer gefallen, aber sie war folgenschwerer, als er vorweg hatte ermessen oder ahnen können. Eine Rückkehr zu der Ruhe und Beschaulichkeit des Genusses, die er so oft gepriesen, die Umkehr auf dem Wege des Kampfes und der Gefahr war fortan nicht mehr möglich. Die Verpflichtungen, die er sich einst durch die stolze Vergangenheit Brandenburgs und den Ruhm seines großen Ahnen auferlegt geglaubt hatte, die verdoppelten ihm jetzt der eigene Ruhm, die eigene Vergangenheit. Er hatte früh des Glückes Gunst erfahren, früh genossen: wie hätte er, was er einmal besessen, mit Willen entbehren sollen? Am 27. April schreibt Friedrich an Podewils: „Wenn alle meine Hilfsquellen, alle meine Verhandlungen versagen, wenn, mit einem Worte, alle Konjunkturen sich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehren untergehen, als verloren sein für mein ganzes Leben an Ruhm und Ruf. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgendein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum meines Hauses; ich habe eine hervorragende Rolle

gespielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das sind ebensoviele persönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, und die ich voll entschlossen bin aufrechtzuhalten, auf Kosten meines Glücks und meines Lebens."

Wir kennen die Lebhaftigkeit, die stürmische Ungeduld, das verzehrende Feuer des Königs. Auch jetzt hat er mit diesem Feinde inwendig in sich zu kämpfen. „Wünscht mir viel Geduld," hören wir ihn seufzen, „denn ich bedarf ihrer unendlich." „Mein Blut wallt böse," schreibt er ein anderes Mal; „das Spiel, das ich spiele, ist so beträchtlich, daß es mir unmöglich ist, dem Ausgange mit kaltem Blute entgegenzusehen." Wie sehnlich schaute der König jeden Tag nach den Feldjägern aus, die ihm die Depeschen über den Stand seiner diplomatischen Verhandlungen ins Lager trugen; aber fort und fort sah er sich aufs neue enttäuscht, denn statt der Entscheidung über Krieg und Frieden brachte jeder Tag nur neue Verwicklungen und neue Zweifel. „Schlimmer als die schlimmste Gewißheit," so rief er, „ist dies ungewisse Harren." Sein einziger Berater in diesen Rätselfragen der Politik, Podewils, war wie gewöhnlich für die Politik des Gehenlassens oder für die jedesmal schwachherzigsten Schritte. Wer lehrte den Einsamen, ob er diese Ratschläge zurückweisen, ob er die Verantwortung für die kühneren Entschlüsse auf sich laden durfte? Schien doch der Erfolg den Bedenken des Ministers gegen den begonnenen Krieg, die Friedrich vor einem Jahre von der Hand gewiesen hatte, jetzt Recht zu geben: sollte der König noch einmal seines gewagten Weges gehen, durfte er noch an sich selbst glauben? Der Kabinettsrat Eichel, der beständig um die Person „seines jungen Herrn" war, schreibt an Podewils: „Gott befreie Seine Königliche Majestät endlich einmal von so entsetzlichen Unruhen und Sorgen, welche, obschon Sie dieselben gegen das Publikum zu dissimulieren wissen, mir, dem sie bekannt sind, das Herz bluten machen."

Friedrich hat sich nie endgültig entscheiden mögen zwischen der Annahme einer weisen Vorsehung oder eines blinden Geschickes, und nicht minder problematisch war ihm die weitere große Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung zu den Einwirkungen sei es nun göttlicher Fügungen oder starrer Naturbedingungen. Wie er in frühester Jugend als Gefangener auf der Festung Küstrin den Prädestinationsglauben der reformierten Kirche mit großer Hartnäckigkeit verteidigt hatte, so hatte er sich später gegen Voltaire zum Anwalt des philosophischen Determinismus aufgeworfen[1]). Sehen wir, wie er jetzt in einer großen Krisis praktisch zu diesen Fragen Stellung nimmt. Er legt den Ausgang in die Hand der Vorsehung, aber er nennt die Vorsehung

[1]) S. 65—67, 118, 123, 124.

blind; er spricht von der Bestimmung, in deren Hand die Entscheidung ruhe, aber er setzt zweifelnd hinzu: „Wenn es eine Bestimmung gibt." Er läßt es also dahingestellt, ob das, was bevorsteht, geschehen soll, nach göttlichem Ratschlusse und vorgesetztem Zwecke, oder nur geschehen muß, nach einer mechanischen Verkettung von Ursache und Wirkung — soviel indes scheint er dabei anzunehmen, daß der dem menschlichen Auge verhüllte Ausgang vorweg feststehe; ja gerade diese Annahme ist es, die ihm eine gewisse Beruhigung gibt. Eine Beruhigung, die jedoch weit entfernt bleibt von dem passiven Quietismus, in welchem er einmal die demoralisierende Konsequenz des Schicksalsglaubens sehen zu müssen erklärt: er überwindet in sich selbst und für sich selbst diese sittliche Gefahr, indem er sich leiten läßt von dem Gebote der kategorischen Pflichterfüllung, des unentwegten Ausharrens in dem dunkeln Kampfe zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Erst so, erst in dem Bewußtsein der voll erfüllten Pflicht glaubt er die Verantwortung für das, was geschehen wird, den unerbittlichen Mächten außerhalb des Menschen zuwälzen zu dürfen. Hören wir seine eigenen Worte in den denkwürdigen Briefen an Podewils: „Wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben, dann brauchen wir uns nicht über Ereignisse und Unglücksfälle zu betrüben, denen alle Menschen ausgesetzt sind." — „Verliert nicht den Mut und tut Eure Pflicht an Eurem Teile, wie ich die meine tue an dem meinen, und im übrigen ergebt Euch in das, was die blinde Vorsehung entscheiden wird; was auch geschehen mag, wir werden ohne Vorwurf sein; nicht Klugheit oder Tapferkeit wird es sein, was uns fehlt, sondern die Zusammenkunft der Dinge." — „Beruhigen wir uns, arbeiten wir mit Emsigkeit, und machen wir uns nicht vorweg Gedanken über das, was die Zukunft uns bereitet." Friedrich arbeitet, so ist sein Ausdruck, wie ein Pferd; er glaubt sich zum Schlusse so gedeckt, daß kein Unfall ihm zustoßen könne; aber er läßt nie außer Berechnung „diese Schläge der Vorsehung, gegen die menschliches Verstehen nichts vermag." — „Auf alle Fälle," das bleibt immer sein Schluß, „wird man mich nicht anklagen können, etwas versäumt zu haben."

So ließ er sich denn auch darin nicht beirren, daß der Krieg, durch den er sich jetzt am Rande des Abgrundes sah, eine Notwendigkeit, eine Pflicht für ihn gewesen sei: „Zwei Jahre früher oder später gelten nicht die Mühe, daß man sich um ein vorhergesehenes Übel kränkt."

Sie enthalten nicht die Ergebnisse methodischer Spekulation, diese Worte an Podewils, wie sie der König im Drange der Arbeit und der Sorgen mit seinen leichten, fließenden Zügen, ohne jede Korrektur, auf das Papier wirft; noch weniger wollen sie ein System geben. Es sind die unmittelbaren Laute eines Menschenherzens, das, an innerem Leben reich und von mächtigen Eindrücken bewegt, dem,

was es durchmacht und an sich erfährt, einen Ausdruck geben muß, gleichsam zum letzten Abschluß des innerlichen Klärungsprozesses, zum äußeren Zeichen des Sieges über Zweifel und Unruhe. „Ich glaube es," schreibt Friedrich am 8. Mai an Podewils, „daß Sie erstaunen, in der schwersten Krisis, in der ich zeit meines Lebens mich befunden, mich so ruhig zu sehen. Ich antworte Ihnen, daß ich viel über mich gewinnen mußte, ehe ich mir diese Unempfindlichkeit verschaffte. Wenn man sich die Freiheit des Geistes erhalten will, die unter den Umständen, in denen ich mich befinde, so nötig ist, dann gibt es kein anderes Mittel, als sich für alle Ereignisse fertig zu machen. Ich bin, dem Himmel sei Dank, gegenwärtig in einer Gemütsverfassung, die mir gestattet, mit kaltem Blute an allen den großen Vorkehrungen zu arbeiten, die ich zu treffen habe; ich habe innerlich darum nicht weniger gelitten." — „Macht es wie ich," schreibt er in einem anderen Briefe, „der ich meiner Seele Stockschläge gebe, auf daß sie geduldig und still werde."

Graf Podewils hatte davor gewarnt (24. April), alles auf ein Blatt zu setzen; nicht bloß Schlesien, sondern der beste Teil des alten preußischen Besitzes stehe schon auf dem Spiele; von Thron und Land vertrieben, werde der König verwegene Entschlüsse zu spät bereuen. Friedrich aber wünschte gerade nichts sehnlicher als die schnelle, große Entscheidung, als eine Hauptschlacht; sie herbeizuführen wollte er, wie wir sahen, die Gebirgspässe unbesetzt lassen, die Schlesien sperren. „Es bleibt mir kein anderer Ausweg übrig," so erwidert er — denn dem zaghaften Minister gegenüber bedurfte der dem Soldaten schon feststehende Entschluß einer besonderen Rechtfertigung — „als ein großer Schlag. Die Entscheidung darüber steht nicht bei mir, so daß ich nichts daran ändern kann; doch werde ich mit aller erdenklichen Sorgfalt handeln, mein bißchen Einsicht anwenden in seiner ganzen Ausdehnung, und, wenn wir handgemein werden, alle denkbare Klugheit und alle denkbare Tatkraft; und meine Person werde ich ebensowenig schonen wie den geringsten Soldaten, zu siegen oder zu sterben. Ich gestehe es, ich spiele hohes Spiel, und wenn alles Unglück der Welt bei dieser Gelegenheit sich wider mein Haupt verschwört, so bin ich verloren. Aber von allen Dingen, die ich in meiner gegenwärtigen Lage ersinnen kann, ist die Schlacht das einzige, was mir frommt; diese Arznei wird über das Schicksal des Kranken entscheiden, binnen wenigen Stunden."

Jede Zeile des Königs atmet seine rücksichtslose Entschlossenheit. „Entweder werde ich keinen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden siegreich sein," hatte er gleich nach seinem Abgange zum Heere geschrieben. Und wenige Tage später: „Seid überzeugt, daß wir Schlesien behalten, oder Ihr werdet nur unsere Gebeine wiedersehen." — „Entweder will ich untergehen, oder ich will mich auf

dem Fuße behaupten, auf dem ich mich befinde." Was er dem Minister in diesen vertraulichen Handschreiben sagt, läßt er ihm zur Bekräftigung seines unerschütterlichen Vorsatzes durch den Kabinettrat gewissermaßen offiziell wiederholen: „Seine Königliche Majestät deklarieren hierbei fort et ferme, daß an keine Zession des geringsten Stückes von Ober- oder Niederschlesien noch dem Glatzischen jemals zu gedenken sei, und daß, wenn der Wienerische Hof darauf insistierte, des Königs Majestät le tout pour le tout riskieren, und nichts oder alles verlieren wollen." Immer wieder erhält Podewils die Mahnung, nicht alles so schwarz zu sehen, nicht zu verzagen, aber zugleich gegen alle Schicksalschläge mit stoischem Gleichmut gewappnet zu sein: „Werdet ebenso guter Philosoph, als Ihr guter Politiker seid, und lernt von einem Manne, der nie die Predigten von Elsner noch andere Predigten besucht hat, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und noch bei diesem Leben auf Güter, Ehren und eitle Flitter verzichten muß, die uns nicht über das Grab nachfolgen." Den schroffsten Ausdruck dieses antiken Heldensinnes enthält das ergreifende Schreiben vom 27. April: „Ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, so werden wir ihn so gewiß besiegen, oder wir werden uns alle niederhauen lassen, für das Heil des Vaterlandes und für den Ruhm der Dynastie. Mein Entschluß ist gefaßt; was Ihr auch unternehmen mögt, es ist unnütz, mir davon abraten zu wollen. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich loszumachen, und keine Rettung mehr sieht, daß er dann nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um den Feind um seine Erwartung zu trügen? Denkt an die Königin von Ungarn, an diese Frau, die nicht verzweifelte, als ihre Feinde vor Wien standen und ihr die blühendsten Provinzen überschwemmten; und Ihr wolltet nicht den Mut dieser Frau haben. Jetzt, da wir noch keine Schlachten verloren haben, da noch keine Schlappe uns beigebracht ist und da ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben! Stärkt Euren Mut, mein lieber Podewils, und gebt den andern davon ab, und wenn ein Unglück eintritt, davon ich sicherlich am meisten leiden werde, so tragt es mit Hochherzigkeit und Mut: das ist alles, was Cato und ich Euch sagen können."

Zur Beschwichtigung für Podewils fügt er hinzu: „Ihr denkt als ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, so würde ich ebenso denken." Für sich selbst aber nimmt er eine höhere, die echt königliche Verantwortlichkeit in Anspruch, „das wahre Majestätsrecht der Regierung", von dem der größte Apostel des politischen Idealis-

mus, von dem Fichte gesprochen hat: das Recht, „gleich Gott um höheren Lebens willen niederes auf das Spiel zu setzen". Das Recht, viel eher die Fortdauer des Staates selbst auf das Spiel zu setzen, als den Staat erniedrigen zu lassen. Gewiß handelte es sich für den preußischen Staat in dem Kampfe für Schlesien um nichts Geringeres, als um die eben errungene Selbständigkeit der Stellung, um seine Großmachtstellung, um die staatliche Existenz im höheren Sinne. So verstand es der König, so focht er den Kampf durch. Hier war eine Überzeugung, an der keine Zweifel und keine Bedenken ihm rütteln durften, von der keine Gewalt der Erde je ihn scheiden sollte. Schon jetzt begann es sich zu offenbaren, welche Unerschöpflichkeit des Widerstandes, welcher Hort von Trotz und Tapferkeit in dieser Brust beschlossen war.

Der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment," schreibt der Kabinettsrat am 2. Mai an Podewils, „daß vor Deroselben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden." Es war vor allem im Blicke auf das Heer, daß Friedrichs Auge heller leuchtete. Wir sahen, wie die Mißerfolge des letzten Feldzuges das Vertrauen zwischen Feldherrn und Truppen erschüttert hatten. Um so bewundernswerter die Schnelligkeit, mit der es dem Könige gelang, das alte Verhältnis wiederherzustellen, dem Heere den Glauben an den Führer und damit das Selbstvertrauen wiederzugeben. Nichts anziehender als der Ton seiner Befehle an die Offiziere und Generale, der Takt, mit dem er Lob und Tadel spendet, die unbedingte Sicherheit, die er den Seinen gegenüber zeigt. Die Stimmung im Lager war bei der Ankunft des Königs aus Berlin doch noch so gedrückt, zugleich der Ton in den Offizierskreisen noch immer so nörgelhaft gegen die Befehle von oben, daß der wackere Oberst Winterfeldt sich ingrimmig eine „Generalordre an alle Regimenter" wünschte, „daß kein Offizier sich unterstehen sollte, fürchterliche Zeitungen auszusprengen oder sein Raisonnement dahin abzugeben, als ob die Sachen übel ablaufen könnten." Den gegen die in Oberschlesien furchtbar hausenden Ungarn ausgesandten General La Motte enthob der König ungnädig des Kommandos, weil er sich von den ausgesprengten Zeitungen habe „ins Bockshorn" jagen lassen. Seinem Nachfolger, dem Generalmajor Hautcharmoi, schärfte er ein: „Emportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht, und unterrichtet Eure Offiziers, ebenso gesinnet zu sein. Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiert nicht in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offiziers und Subalternes." Als auch Hautcharmoi in seiner Energie

etwas nachzulassen schien, ward er bedeutet: „Wenn Ihr wollet, daß ich Euch lieb behalten und affektionieren soll, so müßt Ihr gegen den dortigen Feind nicht sowohl defensive als offensive gehen, alert sein und denselben bald hier bald dort alarmieren, um ihn in Echec und Respekt zu halten." Dem General Bredow, der sich auf seinem vorgeschobenen Posten in Jägerndorf „civiliter mortuus" glaubte, ließ der König schreiben: „Ich bäte ihn um Gottes willen, nicht so peinlich zu tun; ein Mensch, der sein Handwerk versteht, kann einen schlechten Ort defendieren, und ist dies eine Gelegenheit, da er sich darüber freuen soll, weil er dadurch seine Kapazität bezeugen kann." Auch Graf Truchseß von Waldburg, der auf dem rechten Flügel, in Schweidnitz, die Vorhut kommandierte, bekam harte Worte des Tadels zu hören. Ob er toll sei, fragt der König einmal, um jede Bagatelle Stafetten zu schicken: „Es scheinet, der Herr General schreibet gerne viel." Truchseß mußte sich endlich von dem Generalleutnant Dumoulin ablösen lassen, und dem Obersten Winterfeldt, der Dumoulin zur Seite gestellt wurde, versprach der König eine Statue, wenn er Truchseß' Fehler wieder gutmache. Winterfeldt lehnte die ihm zugedachte Auszeichnung ab: „Wenn ja die Dépense gemacht werden soll," antwortete er in seinem handfesten Humor, „so will ich lieber das Geld davor nehmen und mich in Kloster Grüssau abmalen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Taler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt."

„Ich habe den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton in die Höhe gestimmt, wie ich es nur wünschen kann," schreibt der König am 8. Mai, seines Erfolges froh, an Podewils; „ich habe ihnen Freudigkeit und Zuversicht eingehaucht, und wir werden alle unsere Schuldigkeit tun und mit unserem Blute besiegeln, daß die Feinde sich täuschen, wenn sie uns unwürdig zu behandeln oder uns eine Handlung abzunötigen denken, welche die Ehre des Staates, oder die Ehre eines jeden von uns insbesondere, verletzen würde."

General Dumoulin gab gewiß der Stimmung aller seiner Kameraden Ausdruck, wenn er dem Könige zu dem Siege der Franzosen bei Fontenoy mit den treuherzigen Worten Glück wünschte: „Die gute Nachricht, daß die Franzosen die Alliierten bei Tournai gut gekloppt, hat mich ungemein erfreut; Gott wird geben, daß Eure Königliche Majestät desgleichen hier in Schlesien auch tun werden." Friedrich selbst aber seufzte verlangend aus seines Herzens Grunde: „Ach könnten auch wir einen Tag wie den 11. Mai haben, da sollten all unsere schändlichen Neider, all unsere hinterlistigen Nachbaren schnell ihre Sprache ändern!" Eine erhebliche Rückwirkung auf seine eigene Lage versprach er sich von diesem Siege nicht, durch den der Marschall von Sachsen die Ehre der französischen Waffen nach so viel Schmach und Trübsal an den vereinigten Österreichern,

Engländern und Holländern gerächt hatte. „Immerhin", meinte er, „dies Ereignis schmeichelt mir, ermutigt mich und gibt mir Hoffnung, in diesem Jahr das Glück günstiger zu finden, als im vergangenen."

Er hielt es jetzt, Mitte Mai, an der Zeit, das Heer zusammenzuziehen, da die Ankunft des Feindes bald erwartet werden durfte. Schon seit dem 29. April war das Hauptquartier in der alten Zisterzienserabtei Kamenz; der Mai hatte warme, sonnige Tage gebracht, man speiste täglich im Freien unter den großen Bäumen des Klostergartens, und der Abt Stusche sorgte für gute Tafelmusik. Zwischen Kamenz, Patschkau und Frankenstein, vor dem Passe von Wartha, drängten sich die Truppen immer zahlreicher und enger zusammen. Was jenseits der Neisse stand, vereinigte Markgraf Karl von Schwedt bei Jägerndorf. In dem Maße als die Glieder der langen Postenkette sich lösten, ergossen sich von neuem die plündernden Schwärme der Panduren und Husaren über das schlesische Land; an 6000 sperrten in geschlossenem Haufen die Verbindung zwischen Jägerndorf und dem Hauptheere. Mit 500 seiner Husaren stahl sich Zieten mit kecker List an den feindlichen Posten vorbei, um des Königs Befehl zum Aufbruch dem Markgrafen zu bringen; dicht vor dem Ziele von den Gegnern gestellt, halfen sich die findigen Boten mit dem Säbel durch. Dann öffnete die Vorhut unter Reinmar von Schwerin am 22. Mai durch ein glänzendes Reitergefecht dem oberschlesischen Korps den Paß von Bratsch; unbehelligt konnte nun der Marsch nach der Neisse angetreten werden. „Ich habe eine Herzensfreude daran," schrieb der König auf die Siegesbotschaft dem Markgrafen; „küssen Sie Schwerin tausendmal von meinetwegen und sagen Sie ihm, solange ich lebe, werde ich seine Tapferkeit und seine Haltung nicht vergessen. Spenden Sie den gemeinen Soldaten tausend Lobsprüche; sagen Sie ihnen, ich sei zufrieden über jeden Begriff. Ich kenne die Truppen; es handelt sich nur darum, sie energisch zu führen." Als der Markgraf mit seinen Regimentern im Lager von Frankenstein ankam, wurden die Helden von Bratsch „wie im Triumphe" eingeholt.

An demselben 22. Mai, da Schwerin bei Jägerndorf kämpfte, fand auf dem entgegengesetzten Flügel der preußischen Aufstellung Winterfeldt bei Landeshut Gelegenheit, so ist sein Ausdruck, „mit Herrn General Nadasdy Bekanntschaft zu machen". „Schießt nicht, Bursche, nur mit den Bajonetts in die Kanaillen hinein," so rief der Oberst seinen Grenadieren zu. Den schwarzen und den weißen Husaren aber rühmte er in seinem Bericht an den König nach, er glaube nicht, daß jemals Truppen in der Welt den Feind so angegriffen hätten. Und dem jungen Rittmeister Seydlitz von den Weißen stellte er das Zeugnis aus, daß der König an ihm einen

Offizier habe, an dem nichts zu verbessern sei. Der Tag von Landeshut trug dem sechsunddreißigjährigen Winterfeldt die Beförderung zum Generalmajor ein. Der König hatte durch dieses Gefecht endlich Gewißheit über die Anmarschrichtung des Feindes erlangt: am 18. Mai war Prinz Karl von Lothringen, dem erprobten Nadasdy den Vortrab anvertrauend, aus Jaromirz nach Trautenau aufgebrochen; die sächsischen Truppen zogen ihm von Jung-Bunzlau nach. Dem entsprechend hatte sich jetzt das preußische Heer von Frankenstein nach der Schweidnitzer Seite hinzuschieben, und die Hemmung des österreichischen Vormarsches durch den Waffenerfolg Winterfeldts verschaffte dazu die Zeit. Als die Österreicher mit schwereren Massen zu drücken begannen, brachen Dumoulin und Winterfeldt in der Nacht auf den 25. Mai in aller Stille das Lager bei Landeshut ab und zogen sich über Freiburg auf die Linie zwischen Schweidnitz und Jauer zurück; ihre Vorposten hielten bei Striegau. Dumoulin beglückwünschte seinen Gebieter zu der Gunst der Lage: er sei von vornherein überzeugt, daß der König den Feind, wenn er jetzt in der Ebene erscheine, aufs Haupt schlagen werde; und Winterfeldt freute sich schon auf die „Bocksprünge", mit denen die ungebetenen Gäste nach Böhmen zurückeilen würden.

Am 29. Mai verlegte der König sein Hauptquartier von Frankenstein nach Reichenbach, am 1. Juni nach Jauernik jenseits Schweidnitz. Die Armee sei ganz brillant und voll des besten Willens, versicherte er Podewils in seinen fast Tag für Tag abgestatteten Stimmungsberichten. Seine Dispositionen wolle er getrost der Kritik eines Condé und aller großen Generale überlassen: „Vergeßt nicht die Abwesenden, die sich als brave Leute und mit der äußersten Entschlossenheit für Euch schlagen werden, pro aris et focis."

Im Gebirge war es sehr lebendig. Aber noch kamen die Spitzen der feindlichen Kolonnen aus den Bergen nicht hervor. Friedrich lag ungeduldig auf der Lauer. Täglich mehrmals ritt er zu den vorgeschobenen Posten, deren Offiziere das Fernrohr unablässig auf die Pässe von Freiburg, von Hohenfriedberg, von Kauder gerichtet hielten. Am 2. abends war der König schon ins Quartier zurückgeritten, da zeigte dem General Dumoulin sein Tubus Zelte und Kavalleriemassen bei Fürstenstein und hinter Hohenfriedberg. Der König erwartete auf diese Kunde die Entwicklung des feindlichen Heeres und somit die Schlacht schon für den nächsten Tag. Aber am Morgen überzeugte er sich durch Augenschein, daß jene Vortruppen noch unbeweglich standen; er ritt wieder zurück. In der ersten Nachmittagstunde ward er von neuem gerufen. Ein ganz anderer Anblick bot sich jetzt: acht große Staubwolken wirbelten nacheinander hier und dort in den Vorbergen auf, und als der Staub sich legte, waren in weitem Bogen zwischen Hohenfriedberg und Pilgramshain acht

Heerhaufen sichtbar: „wie eine die ganze Gegend überschwemmende Wasserflut" schienen diese Massen aus den Gebirgsengen hervorzubrechen. „Jetzt ist der Feind da, wo wir ihn haben wollen," verkündete der König, als er ins Lager zurückkam.

Auf dem Galgenberge bei Hohenfriedberg, der heute der Sieges-

berg heißt, hatten der Prinz von Lothringen und der Herzog von Weißenfels unter freiem Himmel sich den Mittagstisch decken lassen. Mit freudiger Genugtuung betrachteten sie die prächtige Parade unten zu ihren Füßen und hörten von da und dort das Spiel klingen;

die Pünktlichkeit, mit der alle Kolonnen auf einmal, gemäß der „vorgehenden genauen Ausrechnung der Zeit", aus den Defileen hervorrückten, erschien als eine neue Bürgschaft glücklichen Erfolges. Die freiwillige Preisgabe der Gebirgspässe galt als ein untrügliches Zeichen der Entmutigung und Schwäche des Feindes. Immer mehr lebte man sich in die Vorstellung hinein, daß die Preußen den Rückzug nach Breslau beabsichtigten. Nur einer warnte: Prinz Ludwig von Braunschweig; er erklärte es für ganz unwahrscheinlich, daß der König von Preußen sich unrühmlich davonschleichen werde.

Am Abend war der Lothringer zu Gast bei dem sächsischen Heerführer, der auf dem linken Flügel des Lagers sich zu Rohnstock bei dem Grafen Hochberg sein Hauptquartier einrichtete. Wie viel schien gewonnen, daß die gewaltige Streitmacht jetzt wirklich in Schlesien war und geborgen in der Ebene lagerte, über 70 000 Mann nach dem Sollstand, in Wirklichkeit etwa 15 000 weniger, darunter 19 500 Sachsen. War auch die vorläufige Aufstellung noch mangelhaft, keine Kampfesstellung, so glaubte man doch, „weitere diensame Dispositiones" für eine etwaige Schlacht ruhig bis zum Morgen verschieben zu dürfen, denn nach allem, was man hörte und sah, war der König von Preußen mit seinem Heere, das man nur auf 40 000 Mann schätzte, noch weit ab bei Schweidnitz. Weißenfels versprach, in der Frühe Striegau zu nehmen, von wo aus preußische Abteilungen jetzt im Dunkeln mit der sächsischen Vorhut scharmuzierten. Es müßte keinen Gott im Himmel geben, wenn man eine Schlacht nicht gewinnen sollte, sagte Prinz Karl zu dem Grafen Hochberg, als er vor dem Heimritt nach seinem Hauptquartier sich verabschiedete. In Hausdorf, hinter den beiden Treffen der österreichischen Schlachtordnung, etwa gleich weit entfernt von den äußersten Flügeln, legte der Feldherr sich zum Schlafe nieder; bis spät in die Nacht kamen Kundschafter und Ordonnanzen und versicherten, daß der Feind in seinem Lager unbeweglich stünde; von den Vorposten bei Freiburg ließ General Nadasdy melden, daß man in dem preußischen Zeltlager bei Schweidnitz die Feuer „wie sonsten" brennen sähe.

Die preußischen Wachtfeuer brannten und die Zelte standen, aber alle Zelte waren leer. Geräuschlos, ohne Spiel und Klang, waren die Regimenter Schlag acht Uhr aus dem Lager aufgebrochen. Für diesen Marsch waren die Wege sorgfältig ausgebessert worden; glatt rollten die Geschütze über die große Straße, die von Schweidnitz über Jauernik nach Striegau führt, die Kavallerie ritt voraus, während die Infanterie zu beiden Seiten des Fahrdammes marschierte, durch Wiesen und über Bäche, oft knietief im Wasser. Der französische Gesandte, der in seinem Wagen dem Heere folgte, war erstaunt, daß auf diesem anstrengenden abendlichen Marsche kein Mann zurückblieb.

Gegen Mitternacht erreichte der Marsch sein Ziel, das Striegauer Wasser. Es wurde haltgemacht und dicht aufgeschlossen. Ein paar Stunden blieben den Truppen zur Erholung; doch durfte kein Feuer, keine Tabakspfeife angezündet werden. So standen und lagen 58 000 erwartungsvolle Kämpfer, in die Dämmerung der Juninacht gehüllt. Vor ihnen aber strahlte ein Flammenmeer von zahllosen Wachtfeuern, so hell, daß man deutlich erkennen konnte, wie die Österreicher und Sachsen die ganze Nacht hindurch zu defilieren fortfuhren.

Um zwei Uhr versammelte der König seine Generale, ihnen seine Weisungen für den Angriff zu geben. Die Armee sollte unverzüglich in zwei Kolonnen treffenweise rechts abmarschieren, über das Striegauer Wasser gehen, den Marsch parallel der feindlichen so weit fortsetzen, bis die Reiterei des rechten Flügels dem Dorfe Pilgramshain gegenüberstehen würde; erst dann war brigadenweise mit einer Wendung halblinks Front gegen den Feind zu machen und der Angriff zu eröffnen. Der zuletzt aufrückende linke Flügel blieb mit seiner Reiterei nach Passierung der Brücke an den Fluß gelehnt und fand, von dem Ufer nach Eisdorf und Pilgramshain zu, die Dörfer Halbendorf, Thomaswaldau und Güntersdorf vor sich. Jeder Kavallerieflügel hatte als dritte Linie ein Husarenregiment hinter sich, während hinter dem zweiten Infanterietreffen als letzte Reserve dreißig Schwadronen halten sollten, um rechts oder links gleich schnell in den Kampf eingreifen zu können. Der Reiter sollte auch heute nur die blanke Waffe gebrauchen, die Infanterie im stärksten Schritt gegen den Feind avancieren und erst auf zweihundert Schritt Entfernung Feuer geben.

Das dem Gebirge vorgelagerte wellige Flachland, die Wasserscheide zwischen dem Striegauer Gebirgsbache und der wütenden Neisse, war zwischen den genannten Dörfern hie und da mit Waldstrecken bestanden und durchschnitten von zahlreichen Rinnsalen, Abzugsläufen, Grenzgräben, Erdaufschüttungen. Wo die Abplattung nach Nordosten sich senkt, lagen vor Eisdorf und Pilgramshain in der Guleniederung eine Reihe künstlich angelegter, durch Dämme und Wälle eingeengter Fischteiche. Aus dieser Niederung erheben sich mit schroffen Abhängen die Striegauer Berge, die durch das Schlachtfeld des 4. Juni vom Gebirge abgetrennte Parallelkette, deren vorspringende Basaltkuppen der Aufstellung des aus den Engpässen hervormarschierten Heeres eine vortreffliche Flügeldeckung zu geben vermochten. Auf der südlichsten dieser Kuppen, auf dem Breiten Berg, hatten sich die Spitzen der sächsischen Vorhut, fünf Grenadierkompanien mit zwei Geschützen, für die Nacht festgesetzt.

Noch im Dämmerlichte sahen sich diese sächsischen Grenadiere zwischen ihren Steinbrüchen angegriffen und gewahrten zugleich den

Anmarsch der preußischen Kolonnen. Die Verstärkung, um die ihr Führer bat, ward ihm nicht gesandt; aus Furcht, die fünf Kompanien abgeschnitten zu sehen, nahm sie der Oberst von Schömberg, der Befehlshaber der sächsischen Vorhut, von dem Breiten Berge zurück; sofort schoben die Preußen ihre Geschütze auf die Höhen, auch weiter links auf den Gräbner Fuchsberg.

Nun hatte die preußische Reiterei freien Raum, sich zum Angriff zu ordnen. Sie war denselben Führern anvertraut, die bei Chotusitz den rechten Flügel befehligt und das Gefecht eröffnet hatten, dem Feldmarschall Buddenbrock und den Generalen Rothenburg und Stille. Gerade vor einem Jahr hatte Graf Rothenburg zu Paris für seinen Herrn bei jenem Vertragschlusse die Feder geführt; wie viel lieber diente er ihm heute mit dem Pallasch an der Spitze von sechsundzwanzig Kürassierschwadronen. Doch überwand der wuchtige Anprall dieses Geschwaders den tapferen Widerstand der sächsischen Reiter nicht, ja sie durchbrachen die Angreifer und wurden erst durch die Dragonerschwadronen des Generals Stille vom zweiten Treffen zurückgetrieben. Bei erneutem Zusammenstoß mit der preußischen Reiterei wurden die sächsischen Linien derart zerrissen, daß sie sich nicht wieder sammeln konnten. Ein paar österreichische Regimenter hatten ihren Widerstand nur schwach unterstützt. Die Grenadiere des sächsischen Vortreffens, von ihrer zurückjagenden Reiterei bei Pilgramshain durchbrochen und in drei Teile zersprengt, flüchteten sich in die Berge, so viele ihrer nicht von den nachsetzenden preußischen Reitern niedergemacht oder gefangen wurden.

Entschlossen und hartnäckig wehrte sich derweil auch das Gros des sächsischen Fußvolks, erst in einem mit Geschütz gespickten Gehölz, dann hinter den Gräben, Dämmen und Teichen der Gule. Bis an den Gürtel wateten die zuletzt mit dem Bajonett anstürmenden Preußen im Wasser, unter den Augen des Prinzen von Preußen und der drei anhaltischen Brüder Leopold, Dietrich und Moritz. Als das erste Treffen geworfen war, leistete das zweite den letzten Widerstand in einer hakenförmigen Aufstellung hinter dem von Güntersdorf nach Pilgramshain führenden hohen Damm; aber schon erschienen die siegreichen Reiter des Feindes in der Flanke und im Rücken. Der Herzog von Weißenfels mußte den Kampf aufgeben.

Das sächsische Heer war geschlagen, von dem österreichischen abgedrängt, noch bevor der preußische linke Flügel auf die ihm gegenüberstehenden Österreicher zu feuern begonnen hatte. Wären sie schnell aus ihren Quartieren hervorgeeilt, als das Geschützfeuer drüben an dem Breiten Berge begann, sie hätten dem Aufmarsch der gegen sie bestimmten, sich erst allmählich aus der Kolonne heraus entwickelnden Brigaden hart zusetzen können. Aber die Leute standen

nicht unter den Waffen, die Pferde waren nicht gesattelt und, was das schlimmste war, man glaubte, als zur Linken das Schießen begann, die Sachsen mit dem vereinbarten Angriff auf Striegau beschäftigt und ahnte noch immer nicht die Nähe des preußischen Heeres: „wie es die Österreicher machen, sie glauben an nichts und haben durch ihre Langsamkeit die Schlacht verloren," so klagten nachher ihre Verbündeten.

Immerhin hatten selbst so die Österreicher ihre Schlachtordnung früher gebildet als die Preußen. Geraume Zeit hielt Prinz Ferdinand von Braunschweig mit fünf Bataillonen, der ersten Brigade des linken Flügels, ohne jede Seitenanlehnung im heftigsten Kanonenfeuer vor Güntersdorf. Ebenso sahen sich die zehn Kürassierschwadronen, mit denen General Kyau längs des Striegauer Wassers auftritt, einer starken Übermacht ausgesetzt; denn hinter dem bei einem ersten Angriff umgestoßenen österreichischen Geschwader kamen neue Massen zum Vorschein: sechsundfünfzig Schwadronen hatte General Berlichingen hier zur Stelle, dessen Name von Mollwitz her bei den Preußen einen gefürchteten Klang hatte. Vor dem Rest des preußischen Reiterflügels dagegen war die Brücke bei Gräben zusammengebrochen, so daß man den gefährdeten Kameraden in diesem Augenblicke keine Luft machen konnte.

Der König hielt, nachdem er die Schlacht auf dem rechten Flügel in Gang gebracht hatte, jetzt auf dem Gräbener Fuchsberg, beobachtete den Aufmarsch seiner Linken, entsandte nach allen Richtungen seine Adjutanten. Er sah die gefährliche Vereinzelung der Brigade des Prinzen Ferdinand und trieb die noch in der Kolonne marschierenden Bataillone zur Eile. Er gewahrte noch zur rechten Zeit, wie ein Mißverständnis eines seiner Adjutanten den Markgrafen Karl, welcher im zweiten Treffen für einen anderen den Befehl übernehmen sollte, dazu verleitete, seine ganze Brigade in das zweite Treffen einzureihen. Er erblickte die Kyauschen Reiter in ihrer Not und bat, da er gerade alle seine Adjutanten verschickt hatte, den Franzosen Valory, zu dem zweiten Reitertreffen zu sprengen und den General Nassau zur Hilfsleistung anzuspornen.

Inzwischen waren bereits die Zieten-Husaren und Württemberg-Dragoner durch eine glücklich entdeckte Furt über den Fluß gegangen und sofort gegen die österreichischen Schwadronen „angeprellt". Zietens Spuren folgte jetzt Nassau mit mehr als zwanzig Schwadronen. Immer wieder wurden die Österreicher geworfen und immer wieder gesammelt; doch zeigten sie sich bald nur noch schwadronsweise. Als endlich ihre Reservekavallerie herbeieilte, um die gänzliche Auflösung dieses Reiterflügels zu verhindern, da ritt sie sich in sumpfigem Wiesengrunde kläglich fest. Die Preußen machten zahlreiche Gefangene, Berlichingen selbst mußte sich einem Zieten-

Husaren ergeben. Zum erstenmal hatten die österreichischen Reiter unter den Schwertern der Preußen eine volle Niederlage erlitten.

Beim Zurückweichen hatten sie seitwärts aus Thomaswaldau Infanteriefeuer bekommen; denn bereits war dieses Dorf, an das ihr Fußvolk seine Rechte gelehnt hatte, an die Preußen verloren gegangen. Sobald einmal die erste Linie der preußischen Infanterie sich geschlossen hatte und nun das Vorrücken der Bataillone beginnen konnte, da standen die Österreicher nicht lange fest; doch fanden auch sie beim Zurückgehen auf Güntersdorf in dem durchschnittenen Gelände neue, mit Hartnäckigkeit behauptete Verteidigungsstellungen. Entscheidend wurde das Eingreifen der mit den Sachsen nicht mehr beschäftigten Bataillone vom rechten Flügel. Ihre vom Könige angeordnete Linksschwenkung entschied über den Besitz von Güntersdorf. Ohne Deckung nach links wie nach rechts, dort von den Bundesgenossen und hier von der eigenen Kavallerie im Stich gelassen, aus Güntersdorf wie aus Thomaswaldau, den beiden Stützpunkten ihrer Stellung, vertrieben, drängten die österreichischen Bataillone nach der Mitte zu. Große Massen stauten sich in wirbelnder Bewegung. Aber noch war der Widerstand nicht erschöpft.

Jetzt sah General Geßler seine Stunde gekommen, er, der bisher mit den zehn Schwadronen des Dragonerregiments Baireuth hinter der Schlachtlinie gehalten hatte. Die ihm im Wege stehenden Bataillone heißt er ihr Feuer einstellen und auseinandertreten, und dann läßt er Fanfare blasen zu dem verwegensten, glänzendsten und erfolgreichsten Angriff, zu dem je eine Reitertruppe ins Blachfeld gesprengt ist. In zwei Kolonnen, von Geßler, von ihrem Kommandeur Otto Martin Schwerin und von dem Major Chasot geführt, jagen die Dragoner dahin, auf die feindliche Infanterie zu. Im Umsehen sind die Pferde zwischen dem Menschenknäuel; je dichter die Weichenden sich drängen, desto reichlichere Arbeit haben die Klingen. „Sechs alte, versuchte, mit gewohnter Tapferkeit kämpfende Regimenter" werden vollständig über den Haufen geritten; dritthalbtausend Gefangene und ein Wald von Feldzeichen sind die Siegesbeute der Baireuther, ein Trophäenschatz, aus dem sich der Ehrgeiz eines ganzen Heeres sättigen ließe. Kaum trauen die Helden ihren Augen, sie glauben sich verzählt zu haben, aber es ist nicht anders: 66 österreichische Banner senken sich vor König Friedrich, als er nach der heißen Arbeit dieses Morgens die Tapfersten der Tapfern auf dem Siegesfelde begrüßt.

Dem Schicksal der Auflösung, das die bis zuletzt vor dem Feinde ausharrenden österreichischen Truppenteile ereilte, vermochte die Hauptmasse des geschlagenen Heeres glücklich zu entrinnen. Zur Deckung des Rückzuges traf das ansehnliche Reiterkorps Nadasdys, das gestern den Aufgaben des Aufklärungsdienstes so wenig gerecht

geworden war, noch gerade rechtzeitig von Freiburg ein. Unterstützt durch die auf den Bergen bei Hohenfriedberg aufgefahrenen Batterien besetzte Nadasdy die Eingänge des Gebirges und schaffte dem geschlagenen Heere eine Frist, sich zum Rückzuge nach Reichenau, von wo man gekommen war, zu sammeln. Dem Gegner blieben über 6000 Gefangene, darunter 200 Offiziere, 4 Generale; dazu 66 Kanonen, 15 Standarten und 76 Fahnen. An Toten und Verwundeten hatten die Österreicher fast 4700, an Gefangenen und Vermißten über 5600 verloren. Die Sachsen berechneten ihren Gesamtverlust zunächst auf 3423 Mann, später nach Rückkehr von mehreren hundert Versprengten auf 2944. Der Verlust der Sieger betrug über 900 Tote und etwa 3800 Verwundete.

Schon um acht Uhr hatte das Schlachtfeld unbestritten den Preußen gehört. So war dem Könige noch nie ein Morgen angebrochen. Nach den schwülen Jahren diplomatischer Flickarbeit und unfruchtbarer Versuchspolitik, nach den bangen Monaten der Rückzugskämpfe und der Verteidigungsqual hatten ihm diese vier Frühstunden die Erlösung gebracht: der Gegner, der so oft ihm ausgewichen war, hatte sich auf grünem Plan zu der heißersehnten Abrechnung stellen müssen. Dieser helle, freudige, glänzende Sieg, er war die Ehrenrettung des preußischen Heeres, die Ehrenrettung des königlichen Feldherrn. Der Glaube an seine Sache und an die Stimme in seiner Brust hatte ihm geholfen, der Kleinmut der Schwachherzigen war widerlegt.

In den Meisten pflegen die Schicksalschläge die Empfindung der Abhängigkeit und das Bedürfnis höherer Hilfe zu wecken oder zu steigern. Anders bei Friedrich, der in der Zeit der Gefahr und Ungewißheit nirgends eine Stütze gesucht hatte, als in sich selbst und in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, der jetzt aber nach der glücklichen Wendung seiner Geschicke, unter dem mächtigen Eindruck eines großen Erfolges, einen Beistand, den er nicht angerufen hatte, in der Entscheidungsstunde zur Seite gehabt zu haben glaubte. „Ich danke Gott für den mir geschenkten Sieg von Herzen, macht ihr es ebenso," mahnte er seine Offiziere auf der Walstatt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in seinen Schutz genommen," sagte er zu dem auf solches Bekenntnis nicht gefaßten Marquis Valory, und der Gräfin Camas, der Witwe des ihm vor vier Jahren geraubten väterlichen Freundes, schrieb er: „Gott hat uns sichtlich in seinen Schutz genommen, der Vorsehung und meinen braven Offizieren verdanke ich mein ganzes Glück."

Des Siegers schönster Lohn war doch das Bewußtsein, mit sicherem Blick und fester Hand dem Heldenmut so vieler Tausende die Pfade des Erfolgs gewiesen, so viele heiße und treue Triebe zu großer, einheitlicher Kraftentfaltung zusammengefaßt zu haben. Die Dank-

empfindungen eines siegreichen Feldherrn und seines siegreichen Heeres werden jedesmal gegenseitige sein. Die Streiter von Hohenfriedberg dankten ihrem Führer durch die ungeheuchelte, uneingeschränkte Bewunderung seines Verdienstes, und der „König-Connetable" sprach von den Heldentaten seiner Heerscharen in heller Begeisterung: „Niemals haben die alten Römer etwas Glänzenderes getan," so schloß er, noch auf dem Schlachtfeld, seinen ersten kurzen Siegesbericht. Und wenn der französische Oberst Latour, der doch soeben den Sieg von Fontenoy geschaut hatte, hingerissen erklärte, Hohenfriedberg sei eine Schlacht, wie sie noch nie gesehen worden sei, so sagte der König in warmer Empfindung: „Latour hat von der Tüchtigkeit unserer Truppen sprechen können; was mich anbetrifft, so möchte ich gerechte Anerkennung zollen ihrer Hingebung für das Vaterland, in der ein jeder kund getan hat, daß er lieber sterben wollte, als nicht siegen. Welche Bildsäulen würde man nicht in Rom diesen Cäsars vom Regiment Baireuth errichtet haben!"

In der Dankesstimmung von Hohenfriedberg ist das schöne Blatt geschrieben, das der König in der folgenden Friedenszeit zum Preise seines Heeres seiner großen Lehrschrift über die Generalprinzipien vom Krieg einverleibt hat: „Ich habe Offiziere gesehen, die lieber starben, als wichen; ich habe gesehen, wie sie und selbst die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von welchen man in anderen Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die schwer verwundet sich weigerten, ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären nicht die Siege ihnen selbst ebenso verhängnisvoll wie ihren Feinden."

„Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen," so hat Friedrich unmittelbar nach der Schlacht seinen Dank in ein wuchtiges, ewig gültiges Wort zusammengedrängt. Dem Offizierkorps gab er seine Zufriedenheit durch eine umfassende Beförderung zu erkennen: ein Parolebefehl sprach des Königs Bedauern aus, daß nicht alle, welche es verdient hätten, an dieser Promotion teilnehmen könnten, und schloß dann an den Dank eine Mahnung — eine Mahnung ernst und feierlich gleich den Klängen des Hohenfriedberger Marsches: „So rekommandieren anbei Ihro Majestät allen und jeden Offiziers, den Ruhm der preußischen Nation und Waffen, den wir durch so viel Blut erworben haben, beständig zu Herzen zu nehmen und forthin gegen den Hochmut unrechtmäßiger Feinde auf solche Art zu behaupten, daß sie bei aller Gelegenheit gewahr werden, daß sie mit denselben Preußen zu tun haben, welche sich bei Hohenfriedberg einen unsterblichen Ruhm erworben."

Vierter Abschnitt

Vertrag von Hannover und Friede von Dresden

Der Tag von Chotusitz hatte vor drei Jahren dem Könige den Frieden gebracht; er erwartete von dem Siege bei Hohenfriedberg im ersten Augenblicke noch ein mehreres: „einen guten Frieden und eine lange Ruhe". Aber er verkannte dabei die veränderte Lage des Wiener Hofes. Als Maria Theresia sich zu dem Breslauer Frieden entschloß, standen außer den Siegern von Chotusitz noch die Franzosen mitten in Böhmen und hinter ihnen die Bayern und Sachsen; jetzt waren die Bayern zum Frieden gezwungen, die Sachsen als Mitstreiter gewonnen, auch die Engländer und Holländer standen für Österreich im Felde, und die Franzosen bedrohten einzig und allein den belgischen Besitz der Königin. Ihre Niederlande aber hätte sie schon vor Jahren gut und gern geopfert, um Schlesien zu retten.

Zugleich überschätzte Friedrich doch die militärischen Wirkungen seines Sieges. Er glaubte die Geschlagenen so hart mitgenommen, so entmutigt, daß sie nicht wieder wagen würden, sich ihm zur Schlacht zu stellen. Aber er selbst hatte ihnen Zeit gelassen, sich von dem ersten Schrecken zu erholen. Die Verfolgung nach dem glänzenden Siege war nichts weniger als nachdrücklich gewesen. Sie blieb weit hinter dem zurück, was Friedrich theoretisch als höchste Aufgabe der Verfolgung hingestellt hat: den fliehenden Feind soweit aufzureiben, daß ihm kein geschlossener Truppenkörper mehr bleibt. Der Sieger von Hohenfriedberg hat sich schon, als er 1746 die Geschichte seines zweiten Krieges niederschrieb, wegen der lässigen Ausnutzung des Sieges entschuldigen zu müssen geglaubt; er hat nach Jahren, während des siebenjährigen Krieges, geäußert, daß er mit reicherer Erfahrung dem Gegner am 4. Juni 1745 ganz anders hätte mitspielen wollen. Immerhin hat es nach der Schlacht im preußischen Heere nicht an solchen gefehlt, denen der König noch zu viel tat. Der Generaladjutant Goltz, mit der Sorge für das Verpflegungswesen betraut, beteuerte die Unmöglichkeit, die Brot- und Haferzufuhr in den von dem Könige verlangten Fristen dem Heere

durch das Gebirge nachzuschaffen. Der im Vorjahre in Böhmen eingebüßte Fuhrpark hatte bei dem drückenden Geldmangel nicht ersetzt werden können, die schlechtbespannten Bauernwagen kamen langsam vorwärts, und wie hätte man aus den Gebirgsdörfern Zehrung ziehen sollen, die zweimal kurz hintereinander von den durchziehenden Österreichern und Sachsen belegt worden waren?

Goltz hielt jeden Vormarsch nach Böhmen für ein aussichtsloses Beginnen, er prophezeite, daß man noch übler zugerichtet als im Vorjahre zurückkehren werde. Wenigstens zum Teil ließ der König die Bedenken gelten.

Schon unmittelbar nach der Schlacht stand sein Entschluß fest, über eine bestimmte Linie hinaus nicht in Böhmen vorzugehen. Königgrätz, so schrieb er an Podewils, werde sein nec plus ultra sein. Vor Königgrätz hat sein Heer in der Tat volle drei Monate geweilt. Zunächst bezog man am 20. Juni ein festes Lager in dem Winkel zwischen Metau und Elbe, das erst am 20. Juli auf dem jenseitigen Elbufer mit der Stellung vor der Bistritz bei Chlum vertauscht wurde, um dort wieder nach einem Monat stromaufwärts nach Semonitz zurückgeschoben zu werden. Der Feind stand während dieser ganzen Zeit östlich von Königgrätz an der Adler, erst hinter, dann vor dem Flusse. Es war, wie Friedrich sagt, als seien beide Teile mit einer gemeinschaftlichen Belagerung beschäftigt. An Gefechten und Plänkeleien auf Vorposten, bei Entsendungen und Fouragierungen fehlte es nicht. Währenddessen führte Graf Nassau in Oberschlesien den kleinen Krieg gegen die Esterhazy, Festetics, Kalnoky und ihre Husaren und Rotmäntel und gewann die kurz vor der Schlacht an die Österreicher übergegangene Festung Kosel wieder.

Nach wie vor wurde Friedrichs Strategie bestimmt durch die beiden zusammenwirkenden Einflüsse: die Erinnerung an den vorjährigen böhmischen Feldzug und die Erwägung, daß außer Österreich noch ein anderer, näherer Gegner zu bestehen war. Mußte der Krieg fortgesetzt werden, wie es nur allzu wahrscheinlich wurde, so sollten nicht in Böhmen die entscheidenden Schläge fallen, sondern in Sachsen. Er betrachte, sagt der König einmal sehr bezeichnend, sein Heer in Böhmen lediglich als eine Observationsarmee mit der Aufgabe, die Operationen in Sachsen zu decken.

Schon Anfang April hatte wieder Fürst Leopold von Dessau den Befehl erhalten, sechzehn Bataillone und dreißig Schwadronen im Magdeburgischen zusammenzuziehen. Zwar entschuldigte sich zuerst der stets übellaunige alte Herr mit seinem „Leibes- und Gesichtszustande"; doch sandte er endlich die von dem Könige geforderte „kategorische Erklärung" und gab seine Bereitwilligkeit zur Übernahme des Oberbefehls zu erkennen: „obschon Eure Majestät in Neisse selbst gesehen, wie mein Alter mir entkräftet hat." In

den Tagen vor der Entscheidung hatte der König dem Fürsten seine bestimmte Absicht eröffnet, nach einem Siege über die Österreicher und Sachsen ohne weiteres den Krieg über die sächsischen Grenzen zu tragen.

Gleichwohl hielt er jetzt wieder an sich.

Nicht die Haltung Rußlands war es, die ihn neue Rücksichten üben ließ. Allerdings hatte soeben, am 26. Mai, Graf Tschernyschew in Berlin die Erklärung übergeben, daß dem Kurfürsten von Sachsen die Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen gegen Österreich nicht als ein Akt der Feindseligkeit gegen Preußen ausgelegt werden dürfe, und daß die Zarin dem Dresdener Hofe eintretendenfalls eine treue Verbündete sein werde. Und Bestuschew gab sich immer weniger Mühe, seine böse Absicht zu verbergen: als der Sekretär der preußischen Gesandtschaft ihm die Mitteilung von dem Siege bei Hohenfriedberg brachte, entfärbte sich der Kanzler, erwiderte kein Wort und blieb den ganzen Tag in einer „Hundelaune". Aber Friedrich sagte sich, daß Sachsen schach und matt sein konnte, ehe ein Kosak in Schußweite war; er verbot seinem Gesandten Mardefeld, den russischen Ministern noch mehr Geld anzubieten; er ersuchte Podewils, ihm mit seinem abgebrauchten moskowitischen Schreckgespenst vom Leibe zu bleiben. Lord Hyndford sollte sich noch überzeugen, wie wenig er mit seiner boshaften Behauptung recht hatte, daß Friedrich sich vor Rußland mehr fürchte als vor Gott.

Auch der Stand seiner Verhandlung mit England konnte den König auf die Dauer nicht zurückhalten. Schien sie doch ganz im Sande zu verlaufen. Anfang Juli betrachtete er sie als vollständig gescheitert und beabsichtigte schon, seinen Vertreter Andrié abzuberufen.

Wohl aber nahm Friedrich zunächst doch wieder auf Frankreich Rücksicht, wo man noch immer hoffte, den Kurfürsten von Sachsen zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu bestimmen. Immer neue, immer lockendere Angebote wurden in Dresden gemacht: die Erwerbung von ganz Böhmen, die Nachfolge in Polen für König Augusts zweiten Sohn, den Prinzen Xaver, die Hand einer Tochter Ludwigs XV. für denselben Prinzen. Noch standen 40 000 Franzosen unter dem Prinzen von Conti bei Höchst in unmittelbarer Nähe der Wahlstadt Frankfurt. Von den Ereignissen auf diesem Teile des Kriegschauplatzes schien der Ausgang der Wahl abzuhängen; könne man die Franzosen nicht von Frankfurt abdrängen, meinte Bartenstein in Wien, so sei die Kaiserkrone für den Großherzog Franz verloren. Unaufhörlich erläuterte der König von Preußen seinen Verbündeten die Notwendigkeit, hier, gerade hier zu schlagen. Er habe nicht gesäumt, das Beispiel von Fontenoy zu befolgen, schrieb er vom Hohenfriedberger Schlachtfelde an Ludwig XV.; jetzt sei

die Reihe an dem Prinzen von Conti. Ludwig antwortete vielverheißend, Conti habe carte blanche zu schlagen, und er zweifle nicht, daß die Beispiele von Fontenoy und Hohenfriedberg den Prinzen antreiben würden, die Gelegenheit nicht bloß zu ergreifen, sondern zu suchen. Aber die Staatsmänner Maria Theresias behielten recht, wenn sie der Meinung waren, daß Frankreich die Fortsetzung des Eroberungskrieges in den Niederlanden dem Kampf um die Kaiserkrone vorziehen und daß im Rate König Ludwigs der Minister d'Argenson über den Gesandten Chavigny in München, den unermüdlichen Anwalt des deutschen Krieges, obsiegen würde. Eindringlicher konnte selbst der König von Preußen den Lässigen nicht ins Gewissen reden als dieser Chavigny: „Der Wiener Hof," schrieb er zornig an Conti schon am 15. Juni, „wird freie Hände haben und nach Belieben über die Reichskreise verfügen, die nicht gewagt haben würden, sich zu rühren, wenn wir Festigkeit gezeigt hätten; der Großherzog wird Kaiser werden und kaum Kaiser wird er das Reich mit sich fortreißen. Wozu werden dann die Wundertaten des Königs von Preußen dienen? Welcher Entschluß bleibt ihm übrig, als Frieden zu schließen, und unzweifelhaft werden der Wiener Hof und dessen Verbündete ihm goldene Brücken bauen."

Kurz darauf, am 5. Juli, erschien der Großherzog in Person bei den Truppen, die eben jetzt, aus Bayern und von der Lahn her angerückt, sich in der Wetterau vereinigten; nichts hatte ihn in diesem Sommer zurückhalten können, jetzt, wo es ganz seine eigene Sache galt, ein Kommando zu übernehmen. Zum Glück für Österreich standen ein Traun und ein Batthyany dem erlauchten Heerführer zur Seite. 45 000 Österreicher, Hannoveraner und Holländer waren hier beieinander. Die Wahlstadt war von allen Seiten umlagert; beide Teile erklärten, lediglich die Freiheit der Wahl schützen zu wollen. Jedermann erwartete die Schlacht; aber in dem Augenblicke, da die Gegner sich vereinigten, hatte Conti nach Flandern detachieren müssen. Ängstlich, ratlos wich er den keck auf ihn eindringenden österreichischen Vortruppen aus und ging bereits am 19. Juli unterhalb Worms über den Rhein zurück. Nun konnte der Kurfürst von Mainz, der eifrige Parteigänger des Wiener Hofes, in Frankfurt einziehen und den Wahltag eröffnen.

Noch ehe Conti vom diesseitigen Rheinufer verschwunden war, hatte Friedrich, denn das Ereignis warf seinen Schatten voraus, seinen Entschluß gefaßt. Wenn Valory ihn noch zu trösten versuchte, so ward ihm die Antwort: „Mein Freund, die Hoffnung ist eine Münze, mit der Ihr mich seit lange zu bezahlen sucht und die mir kein Genüge schafft; ich will mehr, ich brauche Taten." Gab Frankreich die Partie in Frankfurt vor aller Welt verloren, so hatte es keinen Sinn mehr, Frankreichs Wahlkandidaten und verhätschelten

Schützling zu schonen. Am 20. Juli sandte der König aus dem Lager bei Chlum sein geharnischtes Kriegsmanifest gegen den sächsischen Hof nach Berlin zur Drucklegung. „Das Maß ist gefüllt bis zum Rande", so schloß die Erklärung nach Aufzählung aller preußischen Beschwerden. „Die Absicht des Königs ist, einen ehrgeizigen und unversöhnlichen Fürsten zur Annahme maßvoller Gesinnungen zu veranlassen, und welche Vorteile die Heere Seiner Majestät bei den Unternehmungen, die sie in Sachsen zu beginnen im Begriff sind, davontragen mögen, so wird der König doch stets bereit sein, die Anträge entgegenzunehmen, die man ihm machen mag, vorausgesetzt, daß sie billig und mit seinem Ruhme verträglich sind. Indem er Beweise seiner Festigkeit und Tatkraft ablegt, ist der König von Preußen darum nicht minder geneigt, bei jeder Gelegenheit seine Großmut und Milde zu zeigen."

Graf Podewils geriet in die größte Bestürzung; dringend widerriet er den entscheidenden Schritt. Nach seiner Auffassung war es widersinnig, einen zweiten Krieg zu beginnen, wo schon der erste die Kräfte des Staates sichtlich überstieg. Schon sah er die Russen in vollem Anmarsche, schon die Polen vor den Toren von Berlin. Vor allem aber dünkte es ihm unpolitisch, durch einen herausfordernden Schritt die Engländer von neuem zu verletzen, die jetzt wieder zur Übernahme der Vermittlung geneigt schienen; denn bald nach der Ankunft Georgs II. in Hannover hatte Lord Harrington an den Grafen Otto Podewils, der auf der Rückkehr von seinem Haager Gesandtschaftsposten dort Anfang Juli vorsprach, die Frage gerichtet, ob der König von Preußen noch bei den Friedensbedingungen beharre, die er vor Hohenfriedberg dem englischen Ministerium mitgeteilt habe. Der Staatssekretär hatte in einer zweiten Unterredung hinzugesetzt, daß sein Gebieter nach wie vor bereit sei, in Verbindung mit der Republik Holland die Anträge Preußens am Wiener Hofe zu unterstützen.

Wie der Minister urteilte auch der Kabinettsrat. Eichel gestand jenem, daß ihm der Kopf umgehe und das Herze springen möchte: „anderer Umstände von gewissem Orgueil und dergleichen mehr nicht zu gedenken, so von Tage zu Tage zunehmen und mir die allerbetrübtesten Reflektiones zuwege bringen, bei welchen ich öfters, wenn es nach meinem Willen ginge, den Tod meinem Leben präferierte, um nur kein Zeuge von allen besorglichen Sachen zu sein." Es war dem Guten unbegreiflich, „daß man zu gleicher Zeit eine gewisse Sache — den Frieden — so sehnlichst verlanget, so baldigst als nur möglich zu endigen wünschet, und dennoch auf Wege denket, so alles barrieren".

König Friedrich wies die schwachherzigen und kurzsichtigen Ratschläge mit unbeirrter Festigkeit zurück. „Wenn der König von

England und sein Minister geschmeidiger scheinen," so fragte er Podewils am 28. Juli, „glauben Sie denn, das geschähe aus Vorliebe für uns? Ganz und gar nicht! Es geschieht, weil sie den König von Preußen nicht entbehren zu können glauben ... Je mehr Beweise von Nachdruck wir ablegen, desto mehr werden sie in Hannover einsehen, wie unumgänglich sie mich nötig haben, und ihre Verbindung mit den Sachsen wird sie zu allen erdenklichen Anstrengungen veranlassen, um den Frieden zu vermitteln." Bald scharf, bald scherzend verwies er dem Minister seinen Kleinmut und seine Unentschlossenheit. Vor Hohenfriedberg sei zur Furcht Anlaß gewesen, denn da habe das Schicksal des Staates an einem Haar gehangen. Mit den besten Gesinnungen sei Podewils bei manchen Anlässen allzu furchtsam; er möge ungescheut, mit Freimut, seine Meinung sagen, aber er sehe zu schwarz. „Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen," so beginnt ein anderer Brief, „daß ich kein größeres Angsthuhn kenne als Sie. Es scheint, daß Sie überall sächsische Ulanen sehen, und die Furcht beherrscht Sie in einem Grade, daß ich besorge, Sie bitten nächster Tage um Pässe, um sich mitsamt der Kanzlei nach Stockholm zu flüchten. Es ist wirklich nicht erlaubt, so furchtsam zu sein, und ich bitte Sie um der Ehre des Volkes willen, dem Sie angehören, sich zu beruhigen ... Es tut mir leid, gegen Ihren Rat handeln zu müssen, aber der Fürst von Anhalt wird deshalb keine anderen Befehle erhalten, und Sie werden genötigt sein, darüber hinwegzukommen."

Der Erfolg sprach für den König; es kam, wie er es dem ungläubigen Minister angekündigt hatte. Sein Resident Andrié, dem Hofe aus London nach Hannover gefolgt, war auf jene von Harrington gegebene Anregung hin mit Vollmachten versehen worden; die Unterhandlung war eröffnet. Am 21. August suchte der Lordstaatssekretär den preußischen Vertreter in seinem Quartiere auf, um ihm wegen der Truppenzusammenziehungen an der sächsischen Grenze bei Halle Vorstellungen zu machen. Gegen seine Gewohnheit schlug Harrington einen sehr hochfahrenden Ton an; der König von Preußen scheine mit Sachsen brechen zu wollen; unter diesen Umständen seien alle Verhandlungen zwecklos. Überrascht durch den schroffen Ton, bat Andrié den Staatssekretär, sein Urteil nicht zu übereilen; aber dieser äußerte seine Abneigung gegen die Fortsetzung der Verhandlung auf das entschiedenste. Schnell entschlossen zog jetzt Andrié die ihm soeben aus Berlin zugegangene Kriegserklärung gegen Sachsen aus der Tasche und überreichte sie dem Lord; er fügte hinzu, daß trotz dieses Manifestes sein König nach wie vor nur den Frieden wolle. Der Brite war wie umgewandelt; in den verbindlichsten Ausdrücken gab er seine Freude darüber zu erkennen, daß der König von Preußen die Verhandlungen fortzusetzen gedenke.

Fünf Tage darauf ward auf der Grundlage des Breslauer Friedens von Andrié und Harrington der Vertrag von Hannover unterzeichnet, ein Präliminarfriede, dessen Annahme König Georg bei den ihm verbündeten Höfen von Wien und Dresden durchzusetzen versprach. Der Vertrag bot zugleich der Königin von Ungarn für ihren Gemahl die brandenburgische Kurstimme.

Wir hörten, wie König Friedrich schon im November 1744 nach der vollständigen Enttäuschung, die ihm das Kriegsglück in Böhmen bereitet hatte, seinen Verzicht auf jeden Landerwerb erklärte. Wenn er gleichwohl in den einzelnen Stadien seiner Verhandlung mit dem britischen Ministerium seinen Gesandten angewiesen hat, eine Grenzregulierung zugunsten Preußens zu beantragen, so bedeutete er ihn doch jedesmal, auch nach dem Siege vom 4. Juni, daß an solchem Verlangen die Verhandlung nicht scheitern dürfe. Das Fehlen einer Entschädigungsklausel vermochte dem Könige also jetzt seine Freude an diesem Vertrage von Hannover nicht zu verkümmern; er gab dem Unterhändler seine volle Zufriedenheit zu erkennen. Er meinte, so sind seine eigenen Worte, sich endlich aus einem Labyrinth gezogen zu haben, worin ihm auf die Dauer tausend Verlegenheiten erwachsen sein würden. Das Manifest gegen den Dresdener Hof war nun zwar in aller Händen: gerade am Tage vor der Unterzeichnung des Vertrags war es in Berlin veröffentlicht worden. Aber Fürst Leopold erhielt den Befehl, den Vormarsch gegen die sächsischen Grenzen einzustellen, so wenig auch der Alte damit zufrieden war, daß er seine „Trompete von Jericho" in den sächsischen Gefilden nicht ertönen lassen sollte.

Dem Prinzen Karl von Lothringen schickte der König einen Parlamentär in das Hauptquartier nach Aujest mit der Nachricht von dem Abschlusse der Präliminarien und mit dem Antrage auf Waffenruhe. Der Prinz antwortete, daß er für diesen Fall nicht mit Weisungen versehen sei und einen Boten nach Wien senden werde.

„Melancholisch und hoffnungslos" hatte kurz vor dem Abschluß des hannoverischen Vertrags Lord Harrington die Lage Englands genannt. Zwar in Amerika hatten die streitbaren Kolonisten die Festung Louisburg, das Gibraltar des Lorenzstromes, den Franzosen entrissen. Aber in den Niederlanden bezwang der Held von Fontenoy in schnellem Siegeslaufe Tournai, Gent und Oudenarde, und Graf Löwendal, der Däne, mit dem Grafen von Sachsen um die Wette die einheimischen Heerführer Frankreichs beschämend, nahm mit kühnem Handstreiche das reiche Brügge. Dann ward Ostende eingeschlossen; nach nur zwölftägiger Belagerung fiel am 23. August dieser vornehmste Waffenplatz der über den Kanal gesandten Truppen,

Englands Brückenkopf auf dem Kontinent. Der Krieg rückte ganz nahe an die Grenzen der Republik Holland; durfte man hoffen, daß die schreckhaften Krämerseelen in der Versammlung der Generalstaaten ihre Hilfstruppen länger gegen Frankreich im Felde stehen ließen? Auch in Italien waren die bourbonischen Waffen erfolgreich. Die schlimmste Kunde aber kam dem Hofe zu Herrenhausen aus Großbritannien selbst. Auf einer kleinen Fregatte war Karl Eduard Stuart Ende Juni unbemerkt aus dem Hafen von St. Nazaire ausgelaufen; bald pflanzte er zu Glenfinnan an der Küste des schottischen Hochlandes sein rotes Stuartbanner mit dem Sinnspruch „Tandem triumphans" auf, die Aufgebote der Burgflecken und die Clans aus den Bergen zogen ihm zu, Altengland zitterte vor einer jakobitischen Invasion, und das Ministerium mußte sich in den Zeitungen schelten lassen, daß es die gewaltigen, für geheime Ausgaben angewiesenen Summen viel mehr zur Bestechung der Parlamentsmitglieder als zur Überwachung der stuartischen Umtriebe verwende: nur so habe es geschehen können, daß man von der Landung des Prätendenten früher in den Kaffeehäusern als in den Kanzleien etwas gewußt habe.

Deshalb also hatte Lord Harrington geeilt, vor der Rückkehr des Hofes nach London die Verhandlung mit Preußen zu Ende zu führen. Das harte Herz Pharaos, wie König Friedrich seinen britischen Oheim nannte, schien erweicht. Der Staatssekretär versicherte dem preußischen Gesandten, daß König Georg den Vertrag ohne Widerstreben und Vorbehalt schließe, ihm wiederholt den aufrichtigen Wunsch beteuert habe, den König von Preußen und die Königin von Ungarn versöhnt zu sehen.

Aber vor wenigen Wochen, Anfang Juli, hatte Georg durch seine hannoverischen Geheimräte den Entwurf zu einem Vertrage gegen Preußen nach Dresden gesandt, dessen Verwirklichung er ohne alle Frage noch viel aufrichtiger wünschte. Kurz vor dem Einfall des verbündeten Heeres in Schlesien hatte sich Sachsen in einem geheimen Zusatzartikel zu der Warschauer Allianz eine Anweisung auf benachbarte preußische Gebiete ausstellen lassen: Krossen, Züllichau und die preußischen Besitzungen in der Lausitz, wie Kottbus, Peitz, Beeskow und Storkow, womöglich auch den Saalkreis oder gar das ganze Herzogtum Magdeburg verpflichtete sich Österreich dem Verbündeten erobern zu helfen. Es galt, beizeiten auch dem Kurfürstentum Hannover einen Anteil an der dem Könige von Preußen abzunehmenden Beute vertragsmäßig zu sichern. Als Gegenstück zu den Eroberungen, die sich Sachsen von Österreich hatte versprechen lassen, forderte Georg für sich an altpreußischen Landen die Fürstentümer Halberstadt und Minden, die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg, Lingen und Regenstein, dazu die Hoheit über Wernigerode, Lohra,

Klettenberg, über Lippstadt und Herford. Wie hätte er solch lockenden Bildern leichten Herzens den Rücken kehren sollen! Nach London zurückgekehrt, ließ er den österreichischen Gesandten Wasner vor sich erscheinen und eröffnete ihm im höchsten Vertrauen, seine englischen Minister „hegeten böse Intentiones"; er wolle sich bemühen, dagegen Rat zu schaffen, und empfehle der Königin von Ungarn, sich mit ihrer Antwort auf Englands Aufforderung zur Annahme der hannoverischen Konvention „in Obacht zu nehmen".

Maria Theresia bedurfte dieser Warnung nicht. Unerschütterlich beharrte sie auf ihrem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen; das preußische Heer müsse vernichtet werden, sagte ihr Hofkanzler Ulfeld zu Sir Thomas Robinson. Einer offiziellen Antwort auf die Aufforderung zur Annahme des Friedensentwurfes ward der englische Gesandte vorerst nicht gewürdigt. Gegen andere ließ sich die Königin vernehmen, nicht Eigensinn sei es, sondern ein Gebot der Notwendigkeit, wenn sie im gegenwärtigen Augenblicke die Hand zum Frieden nicht biete. Sie erkenne es als ihre Pflicht, unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von Preußen suche den Frieden nur, um sie einzuschläfern und von neuem zu überfallen.

Am wenigsten vermochte das Angebot der brandenburgischen Kurstimme sie umzustimmen. Ihr Gemahl sei nach einer leeren Ehre nicht so begierig, hörte man sie sagen, und auf keinen Fall wolle er Kaiser sein unter Vormundschaft des Königs von Preußen. Sie wußte sehr wohl, daß auch ohne die Mitwirkung Brandenburgs die Wahl dem Großherzog gewiß war. Am 13. September gaben ihm zu Frankfurt feierlich sieben Wahlbotschafter die Stimmen ihrer Herren; der Brandenburger Pollman hatte tags zuvor die Wahlstadt verlassen und mit ihm der Vertreter der Pfalz, die in den mit der bayrischen Linie des wittelsbachischen Hauses geschlossenen Frieden nicht aufgenommen worden war. Indem die beiden Wahlgesandtschaften nur gegen Formfehler, vor allem gegen die Überhastung des Wahlverfahrens, Einspruch erhoben, die Personenfrage aber unberührt ließen, war einer nachträglichen Anerkennung des Neugewählten, falls der Wiener Hof den hannoverischen Vertrag noch annahm, durch diesen Protest nicht vorgegriffen.

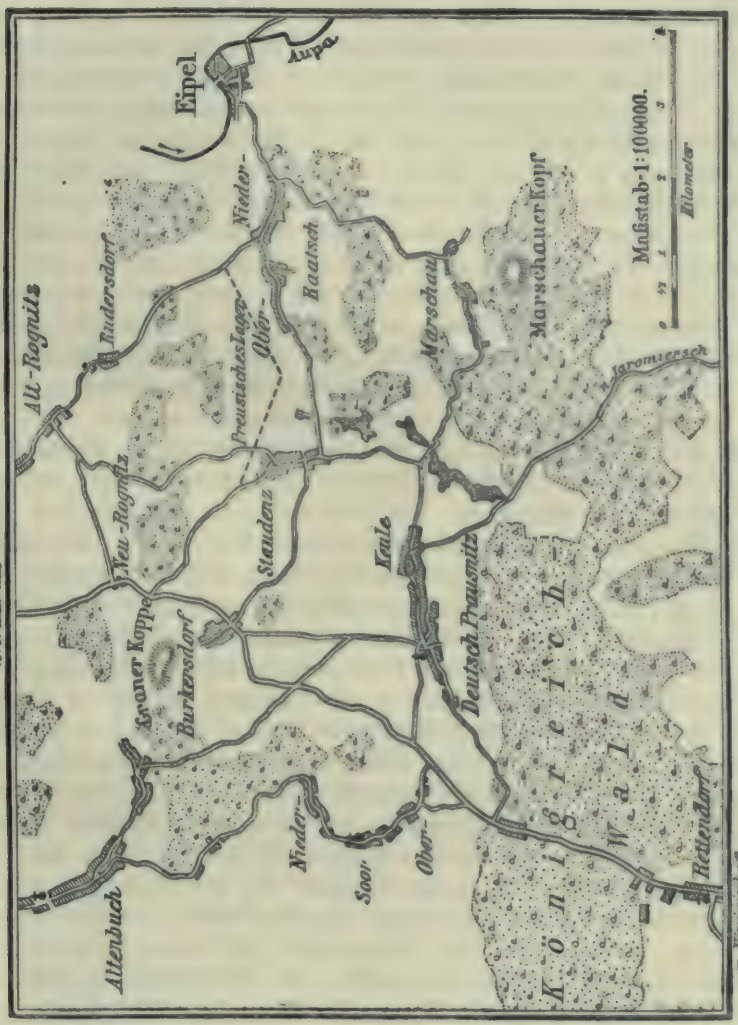
So war es entschieden, daß die Kaiserkrone nach Wien zurückkehrte. „Aber", so hieß es dort, „die Kaiserkrone ohne Schlesien ist nicht des Tragens wert." Maria Theresia ließ ihrem Schwager, dem Prinzen Karl, wissen, wie er vor zwei Jahren ihre Krönung zu Prag mit einem Siege, dem Überfall des bayrischen Lagers bei Braunau, gefeiert habe, so solle er anläßlich der bevorstehenden Kaiserkrönung desgleichen tun, und zwar je eher, je besser.

Noch vor wenigen Wochen hatte Karl bei den sächsischen Verbündeten in dem Rufe eines Heißsporns gestanden, der nichts leiden-

schaftlicher wünsche, als die Scharte von Hohenfriedberg auszuwetzen. Der jugendliche General hatte von seinen Feldherrngaben selber kaum geringere Meinung als seine Herrin, und seinem Mangel an Selbsterkenntnis entsprachen seine Fehlgriffe in der Beurteilung anderer. Den alten Traun, dem er doch den ganzen Erfolg des vorjährigen glänzenden Feldzuges am Rhein wie in Böhmen dankte, nannte er in lächerlicher Anmaßung einen Neuling im Kriegswesen, zieh ihn der Furchtsamkeit und des Mangels an Entschluß und hatte ihn endlich in Eifersucht und Verblendung aus dem Stabe des zur Eroberung von Schlesien bestimmten Heeres zu verdrängen gewußt. Seitdem verließ er sich auf Leute, deren Hochmut mit ihrer Unfähigkeit wetteiferte und deren allgemeine Unbeliebtheit sich bereits auf den Prinzen übertrug. Große Hoffnungen waren zu Beginn des Feldzuges auf einen noch jungen Feldmarschalleutnant gesetzt, dessen Tapferkeit und Talent sich bereits mehrfach bemerkbar gemacht hatten; doch fehlte es dem Grafen Leopold Daun bei seinen neununddreißig Jahren im Rate der ergrauten Generale an entscheidendem Gewicht. Nach Hohenfriedberg schien es doch nötig, noch zwei Feldmarschälle dem Prinzen an die Seite zu stellen; aber niemand kannte die beiden als strategische Leuchten. Der alte Herzog von Arenberg war dem Könige von Preußen aus dem Heidelberger Feldlager von 1734 als jovialer Silen in freundlicher Erinnerung, und dem Fürsten Christian Lobkowitz diente bei dem Prinzen Karl wohl gerade das zur besonderen Empfehlung, daß es ihm bisher nie vergönnt gewesen war, militärische Lorbeeren zu sammeln; von dem italienischen Kriegsschauplatze, wo er zuletzt kommandiert hatte, war er als unbrauchbar abberufen worden. Jetzt in Böhmen suchte er als Draufgänger seinen Feldherrnruf wieder herzustellen, schickte unaufhörlich die Reiterei zum Scharmuzieren aus, die auf die alte Höhe ihrer Kriegstüchtigkeit zu heben seine besondere Aufgabe sein sollte, und setzte der Vorsicht des Lothringers seine „Vivacité“ entgegen. Denn bei dem Prinzen war jene Kampflaune schnell verflogen. Die ungeduldigen Befehle der Königin veranlaßten ihn zunächst nur, seit dem 15. September sein Heer aus dem Lager von Aujest nordöstlich gegen die glatzische Grenze vorzuschieben; er gedachte, die Preußen durch diesen Flankenmarsch um ihre Rückzugslinie besorgt zu machen.

König Friedrich hat dieser Bewegung wenig Bedeutung beigelegt; was ihn bestimmte, ziemlich gleichzeitig die Stellung auf dem rechten Elbufer oberhalb von Königgrätz aufzugeben und sein Heer über den Fluß in der Richtung auf Trautenau zurückzuführen, war lediglich die Rücksicht auf die Verpflegung. In dem Lager bei Staudenz, zwei Stunden vor Trautenau, das er am 19. bezog, beabsichtigte er bis in den Oktober hinein sich zu halten; wenn alsdann die Grenzstriche Böhmens vollständig ausgezehrt sein würden, wollte er seine

Truppen nach Schlesien in die Winterquartiere führen. In quälender Ungewißheit harrte er des Ausganges seiner Unterhandlung. Die guten und die schlechten Anzeichen wechselten fast von Tag zu Tag. „Ich habe gestern so viel positive Versicherungen von der Zuver-



lässigkeit gewisser Leute erhalten," schreibt er am 16. September nach Eingang einer Depesche aus London an den in seinem Quartier krank daniederliegenden Grafen Rothenburg, „daß ich mich unbedingt darauf verlassen muß, wofern ich nicht mit Blaise Pascal die Erde für ein schreckliches Gefängnis halten will, voll elender Verbrecher

ohne Treu und ohne Ehre." Die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Friedens ließ ihn die dringendsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumen. Durch Entsendungen hatte er sein Heer um mehr als die Hälfte der aus Schlesien mitgenommenen Truppen geschwächt: als 15 000 Sachsen zur Verteidigung ihrer Heimat aus Böhmen abrückten, schickte er, seinem Versprechen gemäß, den General Geßler mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen dem Fürsten von Anhalt zur Verstärkung; einige der tüchtigsten Generale, wie Nassau, Dumoulin, Lehwaldt, Winterfeldt standen mit abgezweigten Heerhaufen hier und dort, um die Verbindungen zu decken und Schlesien vor feindlichen Einfällen zu bewahren. So blieben im Lager bei Staudenz nur 22 000 Mann: 32 Bataillone und 51 Schwadronen. Aber der König glaubte sich immerhin stark genug, die Österreicher zu schlagen; ja er war der Meinung, wie er noch am 25. September an Podewils schrieb, daß es ganz von ihm abhinge, eine Schlacht anzunehmen oder abzulehnen. Er täuschte sich darüber hinweg, daß sein augenblickliches Lager nichts weniger als Sicherheit bot, da die es überragenden Bergkuppen zur Rechten, längs der Straße nach Trautenau, unbesetzt geblieben waren.

Was in den nächsten Tagen, bis zum Morgen des 30. September, geschah, bildet das gerade Widerspiel zu den Vorgängen vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Die österreichischen Generale sind über die Stellung des Gegners völlig unterrichtet; schon am 23. September hat Nadasdy einen Berg zur Linken des preußischen Lagers, den Marschauer Kopf, besetzt, von dem sich die ganze Gegend überschauen läßt. Zweimal reitet Prinz Karl persönlich zur Rekognoszierung aus; er kann sich endlich der Überzeugung nicht verschließen, daß die Gelegenheit, den aus Wien anbefohlenen Streich zu führen, zu günstig ist, daß ein Angriff auf den rechten Flügel der Preußen nicht leicht fehlschlagen kann. Ein durch das vorausschwärmende irreguläre Volk vortrefflich verhüllter Marsch nähert am 29. das österreichische Heer von Königshof aus den beherrschenden Höhen. Unter dem Schutze der Nacht beginnen sich die Truppen über der Trautenauer Straße bis zu der Paßhöhe hin in Stellungen zu entfalten, von denen aus sie die Feinde niederstampfen, erdrücken wollen. Nadasdy, Dessewffy, Trenck stehlen sich mit ihren Husaren und Panduren in die Wälder zur Linken des preußischen Lagers, um den in der rechten Flanke Angegriffenen in den Rücken fallen zu können.

Man erzählte sich nachher im österreichischen Heere, wie Lobkowitz zu dem Prinzen Karl, als das preußische Lager nun vor ihnen lag, scherzend geäußert habe, „daß morgen früh in Zeit von einer Stunde solches Tröppel Menschen wie in einem Schnupftuch genommen sein müßte"; der Prinz aber habe ihm den Rat gegeben, „die Zipfel von

seinem Schnupftuch wohl zuzuhalten, daß ihm nicht einer oder mehrere echappierten, da er die Preußen noch nicht probiert hätte". War es die Erinnerung an seine früheren Begegnungen mit den Preußen, welche die Tatkraft des Prinzen im entscheidenden Augenblicke hemmte und ihn den Entschluß, der allein frommen konnte, nicht gewinnen ließ, den Entschluß zum Angriff aus der Marschkolonne heraus, nach dem Beispiel, das die Gegner am Morgen des 4. Juni gegeben hatten? Der wallende Nebel, so erklärte Karl nachmals, habe seine Bewegungen gehemmt; als ob er diesen Herbstnebel nicht gerade als Bundesgenossen für den geplanten Überfall hätte begrüßen müssen.

So viel hatte der König von Preußen tags zuvor doch festzustellen vermocht, daß das feindliche Heer in Bewegung sei; um seine Verbindung mit Trautenau nicht gefährden zu lassen, hatte er für die zehnte Morgenstunde den Abmarsch dorthin angeordnet. Früh um vier, seiner Gewohnheit nach, war er wach; die Generale vom Tagesdienst sammelten sich in seinem Zelte, die Befehle für den Marsch wurden diktiert, da ward nach fünf Uhr vom rechten Flügel gemeldet, daß feindliche Reitermassen, reguläre Schwadronen, auf den vorgelagerten Höhen aufrückten, daß weiter im Hintergrunde eine lange Staubwolke den Anmarsch eines ganzen Heeres vermuten lasse. Der König lief vor sein Zelt, ritt zu der am meisten vorgeschobenen Husarenfeldwache: jeder Zweifel war ausgeschlossen. Die aufgehende Sonne zerteilte auf den Höhen bereits den Nebel und bestrahlte die schnell sich verlängernde Schlachtlinie. Hier galt kein langes Besinnen. Im Lager bleiben, das hieß sich hilflos zusammenschießen lassen; ein Rückzug links ab nach Eipel hätte das Heer in das enge, felsige Aupatal geführt; die Straße nach Trautenau überragten die von den Österreichern besetzten Höhen. Nur der Sturm auf die Höhen selbst konnte das Heer retten. Blitzschnell hatte der König seine Lage durchschaut, seinen Entschluß gefaßt, seinen Schlachtplan durchdacht, seine Ausführungsbefehle erteilt. Auf dem rechten Flügel, an der am schlimmsten gefährdeten Stelle mußte die Umfassung, der Angriff einsetzen, dort wo die Österreicher zwischen ihrem Reiterflügel und der Infanterielinie auf der Graner Kuppe ihre große Batterie aufgefahren hatten.

Daß die Reiter dort oben wie festgebannt schienen, ermöglichte es, eine Schlachtordnung zu formieren. Aber welche Fährlichkeiten waren zu überwinden, ehe der Rechtsabmarsch aus dem Lager die Spitzen der Marschkolonne an das ersehnte Ziel brachte, wo man in Angriffslinie umschwenken konnte. Nur anfangs bot das Wäldchen bei Burkersdorf, rechts vom Lager, den Trabenden und Marschierenden Deckung; dann wurden sie die Zielscheibe der österreichischen Batterien. Manche Granate riß acht, zehn Pferde fort, aber

wer nur im Sattel blieb, verzog keine Miene und wich nicht aus dem Glied. Nach fast halbstündigem Ritt sahen sich endlich — es war acht Uhr geworden — die Gendarmen unter Goltz und die Breslauer Kürassiere unweit des Dorfes Neu-Rognitz dem feindlichen Reiterflügel gegenüber. Unverzüglich ließ der alte Feldmarschall Buddenbrock, auch heute der Eröffner des blutigen Reigens, die zehn Schwadronen bergan sprengen. Oben hielten im ersten Treffen die besten Schwadronen, die Karabiniere und reitenden Grenadiere, bei ihnen Lobkowitz selbst und der Feldmarschallleutnant Kolowrat. Aber es war, als ob die österreichischen und preußischen Reiter seit Mollwitz die Rollen getauscht hätten: an den Boden gewurzelt, verstört, gleichsam geblendet, erwarteten die Österreicher den verwegenen Angriff, nur ihr Karabinerfeuer den sich in die Höhe Arbeitenden entgegenschickend. Mag die Linie der Preußen, wie Kolowrats Leute nachher behaupteten, bei dem rasenden Chok in Unordnung geraten sein, so kamen doch schnell die Gardesducorps, noch zehn andere Kürassierschwadronen und Rothenburgs Dragoner nachgesprengt; Graf Rothenburg selbst mußte heute zurückbleiben, fieberkrank ließ er sich in einer Sänfte auf das Schlachtfeld tragen. Die Überzahl, über die Lobkowitz noch immer verfügte, ward in diesem Gelände den Angegriffenen geradezu ein Fluch; in engem Abstand hintereinandergestellt, da im Rücken ein Absturz die Ausbreitung hemmte, ballten sich die Treffen zu einem wüsten Knäuel zusammen; das erste riß geworfen das zweite und dieses das dritte mit sich fort; die einen überschlugen sich in dem steilen Talgrunde, die meisten flüchteten in die Wälder. 75 österreichische und sächsische Schwadronen waren, ehe eine Stunde abgelaufen war, vom Schlachtfelde verschwunden.

Inzwischen versuchte sich die preußische Infanterie mit dem Sturm auf die große Batterie. Drei Grenadierbataillone und die drei Bataillone des Regiments Alt-Anhalt steigen mit geschultertem Gewehr im Geschwindschritt auf; als sie das verherrende Feuer der österreichischen Artillerie und Musketiere immer näher bekommen, feuern auch sie, ohne Befehl; sie gewinnen kein Terrain mehr, sie weichen, zuerst nur langsam, dann beginnt das zweite Bataillon Anhalt zu laufen. Lautes Siegesgeschrei: „Es lebe Maria Theresia!“ ertönt aus den österreichischen Reihen; mit fünf Grenadierkompanien stürzt Oberst Beneda den Zurückgeschlagenen nach; andere Bataillone folgen. Doch rechtzeitig sind aus dem zweiten Treffen die Regimenter La Motte und Blanckensee zur Stelle. Bis auf hundert Schritt nähern sie sich dem Feinde im Marschschritt, dann senden sie ihm ihr mörderisches Feuer, er kehrt zur Flucht. Hart hinterher drängen die pommerschen und märkischen Musketiere. Die beim ersten Angriff abgewiesenen Bataillone besinnen sich, folgen dem Beispiel

ihrer Kameraden. Die zu einem Flankenangriff auf die Verfolgenden ausgeschickte österreichische Reservekavallerie, zwischen der großen Batterie und dem Dorfe Burkersdorf hervortauchend, läßt sich durch das preußische Feuer einschüchtern und schwenkt ab, ohne eingehauen zu haben. Die Höhen werden gestürmt, die Kanonen bleiben den Siegern.

Indem König Friedrich alle Wucht des Angriffes in seinen rechten Flügel legte, hatte er den entsprechend geschwächten, nur ein einziges Treffen bildenden linken hinter dem Dorfe Burkersdorf so lange zurückhalten wollen, bis auf jenem Flügel der Ausgang des Kampfes feststand. Ja seine Absicht soll gewesen sein, die Linke noch über Burkersdorf hinaus als Rückhalt für den Angriffsflügel nachzuziehen, nur durch ein Mißverständnis sei sie schon angesichts des Dorfes aufmarschiert. Nach dem Urteil des Generals Stille war es der entscheidende Fehler der Österreicher, daß sie mit ihren Reitermassen an dieser schwachen Stelle der preußischen Schlachtordnung die fünfzehn beim Dorfe Prausnitz die Flanke deckenden Schwadronen nicht über den Haufen warfen, um dann die dünne Infanterielinie aufzurollen. Statt dessen ließen sie untätig Stunde auf Stunde verrinnen, bis nun nach der Entscheidung auf dem anderen Flügel die zehn Kürassierschwadronen von Rochow und Bornstädt losritten und die Überzahl der österreichischen Reiter beim ersten Angriff fortfegten.

Hartnäckiger widerstand, auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes, das österreichische Fußvolk, und die ihm zugeteilten sächsischen Bataillone eiferten rühmlich nach. Als der preußische Angriff unter der Wirkung des feindlichen Kleingewehrfeuers zu stocken begann, sprang Prinz Ferdinand von Braunschweig vom Pferde, stellte sich an die Spitze des zweiten Bataillons Garde, ließ das Feuer einstellen und rief den Musketieren zu, sie sollten als brave Leute ihm folgen. Mit gefälltem Bajonett, unter Hurraruf, ging es vorwärts; die ganze Brigade des Prinzen und die Bataillone zur Rechten und Linken kamen in neue Bewegung. Ferdinand wurde durch einen Prellschuß unter dem Knie gequetscht; dort zur Rechten beim Sturme auf die große Batterie war soeben seinem Bruder Albert von einer österreichischen Kanonenkugel der Kopf zerschmettert; drüben auf den Höhen verwundete ein preußisches Geschoß seinen Bruder Ludwig, den österreichischen Generalfeldzeugmeister. Die Österreicher wichen, immer von neuem sich setzend, von Höhe zu Höhe. Den letzten Widerstand brach ein Flankenangriff der Kürassiere von Rochow und Bornstädt; während sechzehn Schwadronen vom rechten Flügel, nach der schnellen Entscheidung des dortigen Reiterkampfes von dem Könige auf den linken entsendet, ihnen den Rücken deckten, zersprengten sie zwei ganze Infanterieregimenter und erbeuteten, ein

Gegenstück zu der Hohenfriedberger Heldentat der Baireuther, acht Fahnen und mehr als 800 Gefangene.

Die Österreicher traten, nach fast fünfstündigem heißen Ringen, gegen die Mittagstunde den Rückzug an, nur bis zu den Dörfern Nieder-Soor und Deutsch-Prausnitz und den Eingängen des unwegsamen Königreicher Gebirgswaldes von den Siegern verfolgt. Einer ihrer Offiziere erinnerte sich des Wortes von Neipperg über den preußischen Infanterieangriff bei Mollwitz: es sei nicht anders gewesen, als wenn die Preußen mit klingendem Spiel in den Tod hätten gehen wollen. Und der der Öffentlichkeit übergebene Schlachtbericht des österreichischen Hauptquartiers rühmte dem tapferen Gegner nach, daß er, wie er denn „ohnedem geschwind" sei, schnell entschlossen, sich an das Schießen „gar nicht gekehrt" habe, sondern geradeswegs zum Angriff übergegangen sei. Er sei geschlagen, und zwar tüchtig, gestand Prinz Karl von Lothringen in einem vertraulichen Briefe seinem Bruder, dem neuerwählten Kaiser. Er gab die Hauptschuld an der Niederlage dem General Nadasdy, der, statt die preußische Linie im Rücken zu fassen, sich mit der Plünderung der Bagage aufgehalten habe. General Stille hat dieser Auffassung entgegengehalten, daß die preußische Nachhut unter General Schlichting, fünf Bataillone und fünf Schwadronen, unter allen Umständen stark genug gewesen sei, einen Angriff der irregulären ungarischen Truppen abzuwehren. Auch war auf den ersten Kanonendonner General Lehwaldt mit sieben Bataillonen aus Trautenau herbeigeeilt.

Während Schlichting mit seinen Leuten dem schwachen und gefährdeten linken Flügel den Rücken deckte, war nun freilich das Verwüstungswerk der Ungarn in dem verlassenen Zeltlager ungestört vor sich gegangen. Die wenigen Bedeckungsmannschaften waren schnell samt und sonders niedergemacht, auch die Weiber und die Kranken wurden von den entmenschten Horden nicht geschont; gräßlich verstümmelt wurden nachher die Leichen gefunden. Außer der Bagage und der Kriegskasse in ihrem traurigen Zustande der Ebbe wurde auch die Kabinettskanzlei des Feindes Beute, und mit ihr der Kabinettsekretär und sein Dechiffreur, „zwei der vornehmsten Minister", wie der österreichische Schlachtbericht sie hochtrabend titulierte. Doch wurde dem umsichtigen Eichel auf der Fahrt bis in das Hauptquartier des Prinzen Karl von seinen achtlosen Begleitern Zeit gelassen, die wichtigsten Papiere zu vernichten.

Die Österreicher zählten 800 Tote, 2782 Verwundete, über 3000 Gefangene, die Sachsen hatten im ganzen 755 Mann verloren. Es war nur ein schwacher Trost für die Besiegten, den König, wie sie jetzt der Welt verkündeten, so ausgeplündert zu haben, „daß er nicht mehr, als das am Leibe habende Hemd behalten". Allerdings

schier alles war ihm fortgenommen, seine Kleider und seine Wäsche, seine Pferde und seine Windspiele, seine Bücher und seine Flöte. Er lebte, wie er sagt, von der Gefälligkeit seiner Offiziere, und mußte die Kunde von seinem Siege mit flüchtigen Bleistiftzügen winzigen, aus einem Taschenbuche abgetrennten Zetteln anvertrauen: „Die Österreicher sind total geschlagen, ein andermal ein mehres," so lautet auf einem dieser denkwürdigen Blätter seine lapidare Botschaft.

Mit 22 000 Mann hatte er 42 000 Österreicher und Sachsen in einer Stellung besiegt, die sie selbst für unangreifbar gehalten hatten. Er sei in der Suppe bis über die Ohren gewesen, schrieb er in derbem Deutsch an seinen in Berlin krank danieder liegenden Kämmerer Fredersdorff, und seiner persönlichen Fährlichkeiten inmitten der allgemeinen Krisis gedenkend, frohlockte er in einer Mischung von übermütigem Scherz und geheimnisvoller Überzeugung: „Siehst Du, mir tut keine Kugel was!" Um ihn herum hatten Eisen und Blei furchtbare Ernte gehalten. Die Verlustliste verzeichnete 886 Tote, 2721 Verwundete, 304 Vermißte. Von seiner tapferen Infanterie war der vierte Mann tot oder verwundet auf dem Platze geblieben; das Grenadierbataillon Wedell war beim Sturm auf die große Batterie nahezu aufgerieben worden: es zählte auf 381 Mann ganze 300 Tote und Verwundete, von den 12 Offizieren waren 6 verwundet und 3 tot, unter den Toten der Kommandeur, der Held von Selmitz, Georg von Wedell.

Je übermenschlicher das Ringen dieses blutigen Morgens gewesen war, desto stolzer schnellte jetzt jede Brust das Hochgefühl, Erstaunliches, Unerhörtes geleistet zu haben. Man trug sich mit einer Äußerung des Königs, und jedermann im Heere mochte ihr beipflichten: da die Österreicher nicht verstanden hätten, ihn diesmal zu schlagen, so würden sie ihn niemals schlagen. Die helle Freude an der braven Tat ließ wenig Raum für die Gedankenbläße der kritischen Erwägung, daß dieser Sieg keine strategischen Wirkungen haben werde, und daß der Feldherr, ein Sieger wider Willen, sich die für ihn zwecklose Schlacht durch seine eigenen Fehler hatte aufnötigen lassen. Indem Friedrich selber solche Betrachtungen anstellte, knüpfte er daran das hochherzige Bekenntnis, daß sein Schicksal an diesem Tage in der Tapferkeit seiner Soldaten gelegen habe, durch welche die Fehler des Feldherrn ausgeglichen seien. Er hätte hinzusetzen dürfen, daß seine vor der Schlacht begangenen Fehler ihm Gelegenheit geboten hatten, in gefährlichster Stunde die Eigenschaften zu bewähren, deren ein Verwalter des Schlachtfeldes vor allem bedarf und ohne die keine Tapferkeit noch Übung den Truppen von Soor zum Siege hätte helfen können: die Schwungkraft des Geistes und die geniale Sicherheit schnellen Entschlusses. Hatte

schon der ganze Verlauf dieses Feldzuges von 1745 den Reichtum seiner rein persönlichen, seiner intellektuellen und moralischen Hilfsmittel gezeigt, so wiederholte der Morgen von Soor gleichsam in zusammengedrängtem Maßstabe den überwältigenden Beweis, welcher Steigerung angesichts der Gefahr diese geistige Spannkraft fähig war: man wird an den Gott der germanischen Sage erinnert, der erst dann in seine Asenstärke fährt, wenn die äußerste Bedrängnis ihn reizt.

Vierzehn Tage vor der Schlacht hatte König Georg in London auf einem Hoffeste den österreichischen Gesandten gefragt, ob er Nachrichten von dem Kriege in Böhmen habe; als Wasner versicherte, durch stete Neckerei im kleinen Gefecht hoffe Prinz Karl das preußische Heer bald sehr erheblich geschwächt zu haben, da hatte König Georg kopfschüttelnd erwidert: „Der König von Preußen wird an einem Tage mehr tun, als Prinz Karl in sechs Monaten." Friedrich empfing die Depesche seines Gesandten, die ihm diese Äußerung meldete, unmittelbar vor der Schlacht. „So hat sich denn das Wort des Königs von England erfüllt," schrieb er tags nach seinem Siege an Podewils.

Wie hatte doch die öffentliche Meinung ihr Urteil über Friedrichs militärische Begabung jetzt geändert. Nach der Schlacht bei Mollwitz hatten auch die Unberufensten, wie König Ludwig von Frankreich oder ein Horace Walpole, sie bezweifeln und bespötteln zu dürfen geglaubt. Nach dem Feldzuge von 1744 urteilte man, wie schon erzählt wurde, auch im preußischen Heere, daß man das militärische Genie des Königs sehr überschätzt habe und daß der König guten Rat von seinen Generalen nicht annehme. Jetzt wußte die Armee und wußte der Feind, daß Friedrich keinem anderen seine Siege verdanke als sich selber. Die beiden glänzenden Tage von Hohenfriedberg und Soor schlossen den Spöttern und den Neidern, den Krittlern und den Dünkelhaften im feindlichen und im eigenen Lager den Mund. Was in der kecken, mutwilligen, zufahrenden Art des jungen Königs den meisten als hochmütige Anmaßung persönlicher Eitelkeit erschienen, das hatte jetzt den vollgültigen Beweis seines inneren Wertes, echtester Genialität für sich. Die feindlichen Generale, deren Urteil der Kabinettsrat Eichel während seiner vierzehntägigen Gefangenschaft im österreichischen Lager kennen lernte, sprachen von dem Könige mit der höchsten Bewunderung. Friedrich hatte jetzt jenen gefürchteten Namen, den Ruf als der erste Kapitän seiner Zeit, einen Ruf, den neue glänzende Siege nur bestätigen, den alle Niederlagen nicht mehr erschüttern konnten.

Der Gewinn einer neuen Schlacht änderte nichts an dem Entschlusse des Königs, die Winterquartiere auf heimischem Boden im Bereich der schlesischen Magazine zu nehmen. Ehrenhalber lagerte

er sechs Tage auf der siegreich behaupteten Walstatt und blieb dann noch bis zum 16. Oktober in dem Lager bei Trautenau, um die letzten Vorräte in dem böhmischen Grenzgebiete aufzuzehren. Er hatte unmittelbar nach der Schlacht den Frieden nunmehr als „so gut wie sicher" betrachtet; er äußerte, der Königin dürfte jetzt von ihren Generalen die Überzeugung beigebracht werden, daß gegen die Preußen nichts auszurichten sei. Auch baute er noch immer auf England, ja ganz persönlich auf den Stolz und die Empfindlichkeit des englischen Königs, für den es vor dem ganzen Europa eine Ehrensache sei, seiner Konvention von Hannover Geltung zu verschaffen. Zugleich aber gestand er ein, daß sich der Philosophie des Zweifels, dem Pyrrhonismus, kein weiteres Feld eröffnen könne, als in der gegenwärtigen politischen Lage; er seufzte, daß er unendlich darunter leide, sich immerfort zwischen Hammer und Amboß zu befinden. Das heiße nicht leben, sondern tausendmal sterben, wenn man seine ganze Zeit in Unruhe zubringen müsse. Indes erklärte er, daß er durch seine Rückkehr in die Hauptstadt die erregten Gemüter der Furchtsamen zu beruhigen gedenke; er nahm sich vor, nur Ruhe und Heiterkeit zur Schau zu tragen.

Auch von seinen „häuslichen Kümmernissen" wollte er die Außenwelt nichts merken lassen; das sei ein Kelch, so schrieb er an Podewils, dessen Bitterkeit er ganz allein leere. Die Stätten, die er nach achtmonatiger Abwesenheit wieder betrat, waren ihm verödet. Binnen wenigen Wochen hatte ihm der Tod die beiden liebsten Freunde entrissen: am 24. Mai war Etienne Jordan gestorben, am 13. August sein Cäsarion, Dietrich von Keyserlingk. Der Verlust traf ihn in den dunkeln Stunden der Ungewißheit und Gefahr um so härter. Wie wundersam mutet uns in den herrlichen Briefen dieses denkwürdigen Sommers seine rührende Klage an, der Durchbruch tiefer Empfindung und Weichheit nach dem Glaubensbekenntnis des starren Stoizismus, in welchem wir ihn aller Lust und allem Leid der Erde Valet geben hörten. Gern verweilen wir im Vorübergehen einen Augenblick bei seinem Schmerze. „Sie ermessen," so weiht er die treue Gräfin Camas in seine Trauer ein, „wie schwer es einem Herzen fällt, das so weich wie das meine geschaffen ist, den tiefen Schmerz zu ersticken, welchen diese Verluste mir bereiten ... Ich hatte mich auf meine Heimkehr gefreut, jetzt fürchte ich mich vor Berlin, Potsdam, Charlottenburg, vor allen den Orten, die mir die trauervolle Erinnerung an Freunde wecken werden, welche ich für immer verloren habe." Mit wehmütiger Fürsorge legt er in einem anderen Briefe aus dem böhmischen Feldlager der würdigen alten Dame die Erziehung des einzigen Kindes, des einjährigen Töchterchens seines Keyserlingk, an das Herz, auf daß die Tochter dereinst ihres Vaters wert sei. Und als der 13. September

herankommt, klagt er der Gräfin: „Heute ist ein Monat vergangen seit der Veranlassung meiner Tränen und meiner Trauer. Glauben Sie nicht, daß das Gewirr der Geschäfte und die Drangsal der Zeitumstände meine Traurigkeit zerstreuen kann. Ich weiß jetzt aus Erfahrung, daß das eine schlechte Arznei ist. Nach dem Ungestüm der ersten Tage fühle ich mich jetzt weder getrösteter noch weniger traurig als bisher." Das schönste Denkmal aber seines Schmerzes und seiner Freundschaft ist der poetische Nachruf, den er „den Manen Cäsarions" gewidmet hat. Durch den Tod des Freundes zu der Erkenntnis gelangt, wie wenig seine Seele gegen das Unglück unempfindlich ist, schilt er die Anmaßung der Stoa, die das Gemüt gegen die Schicksalschläge wappnen wolle; aber die Schlußverse der Elegie gehen doch wieder in den heroischen Grundakkord der großen Zeit von Hohenfriedberg und Soor über:

O glücklich, wem des grimmen Todes Wehen
Nicht rauben kann der heitren Stirne Adel,
Wer dem Verhängnis mag ins Auge sehen,
Von Schrecken frei und frei von Tadel.

Der König täuschte sich, wenn er von der Entmutigung im österreichischen Hauptquartier einen Rückschlag auf die Stimmung bei Hofe erwartete. Der Sieg, auf den Maria Theresia gerechnet, er hatte die Kaiserkrönung ihres Gemahls verherrlichen sollen, zu der das erlauchte Paar Ende September in Frankfurt eingetroffen war. Nun hatte sich in den Krönungsjubel des 4. Oktober die Unglückskunde von Soor als ein schriller Mißklang gemischt; aber es schien, als ob jeder Unglückschlag den Kriegseifer nur noch mehr anfachte, und der Wiedergewinn der Führerschaft im Reiche ließ nur um so lebhafter den Wunsch und die Notwendigkeit empfinden, den verhaßten Nebenbuhler niederzuwerfen. Wer durfte die Kaiserin-Königin tadeln, wenn sie einen Krieg, den sie nicht selbst entflammt, fortrasen ließ? Noch war ihre Lage nichts weniger als verzweifelt, weder militärisch noch politisch. Sein jüngster Sieg hatte dem Gegner nichts als die unfruchtbare Ehre des behaupteten Schlachtfeldes eingetragen; sein ganzes Verhalten seit dem Ausgang des vorjährigen Feldzuges zeigte zur Genüge, daß es ihm nur noch um die Verteidigung zu tun war, daß Maria Theresia für keines ihrer Länder mehr zu fürchten brauchte. Politisch aber eröffnete sich ihr eben jetzt die Aussicht, diese anmaßenden Verbündeten, die aus Zweckmäßigkeitsgründen der britischen Politik dem Hause Österreich den Sonderfrieden mit Preußen zumuteten, zu übertrumpfen durch einen Sonderfrieden mit Frankreich.

Bereits seit Monaten waren sächsische Diplomaten eifrig be-

müht, die Wege zu diesem Ziele zu ebnen. Unter den Ministern Ludwigs XV. wünschte besonders der Kardinal Tencin, im Geiste seines Lehrmeisters Fleury, die Verständigung mit dem Wiener Hofe. Die Nachricht vom Abschluß der hannoverischen Konvention gab dann den Gegnern des preußischen Bündnisses am französischen Hofe gewonnen Spiel. Daß es so kommen werde, kommen müsse, daß Preußen keinen anderen Ausweg habe, solches hatte Noailles dem Könige von Frankreich vorausgesagt; daß die Konvention nichts enthielt, was dem französischen Interesse widersprach, gab der Staatssekretär d'Argenson dem preußischen Gesandten zu. Aber d'Argenson stand mit seinen Anschauungen im Conseil bereits ganz vereinzelt. Aufrichtig beklagt er, daß Friedrich durch seine scharfe Zunge und spitze Feder seiner eigenen Sache immer von neuem schade: die, welche am Tage von Hohenfriedberg um ihn gewesen seien, gestänben einstimmig, daß man nie einen großen Fürsten bescheidener und gesetzter gesehen habe, tags darauf aber habe man wieder die alten schnöden Redensarten und Fanfaronnaden vernehmen müssen. Wohl versicherte d'Argenson gelegentlich dem preußischen Gesandten Chambrier, daß König Ludwig von der Verstimmung gegen den König von Preußen ganz zurückgekommen sei; aber Chambrier verhehlte seinem Gebieter nicht, daß Ludwig, dessen Ohr seit dem Gewinn der Schlacht bei Fontenoy sehr empfindlich sei, die abfälligen Bemerkungen über die Diversion in Flandern übel vermerkt habe. Wenn man die Leute hierzulande gründlich kenne, so warnte der alte Diplomat auf Grund sechsundzwanzigjähriger Erfahrung, so müsse man zugeben, daß sie imstande seien, sich mehr über die Form der Dinge zu erregen, als über die Sache selbst. Neuerdings hatte die gegenseitige Gereiztheit abermalige Verschärfung erfahren. In seiner wachsenden Geldnot hatte der König von Preußen nach langem Widerstreben es über sich vermocht, nach dem Beispiel der übrigen Verbündeten Frankreichs König Ludwig um Subsidien anzugehen. Sofort erhob im Kronrate der Generalkontrolleur Orry ein Zetergeschrei: Frankreichs Kassen seien leer, dem Könige von Preußen dagegen habe sein Vater einen unerschöpflichen Schatz hinterlassen; an seine Geldverlegenheit dürfe man nicht glauben, wohl aber sei seine Habgier unersättlich. Statt der von Friedrich geforderten Jahresquote von vier Millionen Talern stellte man ihm endlich noch nicht die Hälfte dieser Summe in Aussicht: monatliche Zahlungen von je 500 000 Livres. Nun war es wieder Friedrich, der da schrie und sich entrüstet zeigte. Das sei, schrieb er am 3. September an Valory, eine Summe, die für einen Landgrafen von Darmstadt gut sein möge; er verzichte von Stund an auf die französischen Subsidien, die man ihm so unlustig und in so kärglichem Maße anbiete. Vielleicht möchte er gleichwohl lieber

wenig als gar nichts genommen haben, hätte er nicht eben jetzt seine Hoffnung auf den Vertrag von Hannover gestellt. Niemandem bereiteten die Ausbrüche elementaren Zorns und die Ergüsse unbezähmbarer Satire größeren Kummer, als dem treuen Kabinettsekretär Eichel: was half ihm nun alle auf die Konzepte der königlichen Briefe verwandte Sorgfalt, wenn der König bei der Unterzeichnung eine beißende Nachschrift hinzusetzte, die vielleicht binnen kurzem in Versailles und Paris von Mund zu Munde ging. „Es ist triste," schreibt einmal Eichel im Sommer 1745 aus solchem Anlasse an Podewils, „daß, wenn man alles tut, um eine Sache in gehörigen konvenablen Terminis zu fassen, solches durch Umstände verdorben wird, wodurch man sich allerhand Chagrins und Ressentiments exponieret." In einer Stunde der Erregung und Erbitterung setzte Friedrich sich nieder und schrieb an den König von Frankreich einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „Es hat sich bis jetzt nur zu sehr gezeigt, daß Euer Majestät das Interesse Ihrer deutschen Verbündeten nicht gewürdigt haben; auch sehen Euer Majestät, wie Sie dieselben nacheinander verloren haben. Ich fühle wohl, daß Euer Majestät diese Wahrheiten hart finden wird, aber sie müssen gesagt werden, und die Fürsten, so groß sie auch sind, müssen sich an die Wahrheit gewöhnen." Als der Kabinettsekretär solche Worte las, geriet er in lebhafte Unruhe; seinen Vorstellungen war es zu danken, daß der Brief zunächst zurückbehalten wurde und endlich, nach einigen Wochen, in einer abgeblaßten Umarbeitung abgesandt wurde. Immerhin bekam König Ludwig auch jetzt noch die bittere Wahrheit zu hören, daß Prinz Conti mit seinem Rückzug über den Rhein es sei, welcher dem Großherzog von Toskana die Kaiserkrone aufs Haupt setze und die Verbündeten Frankreichs in Deutschland in drangvolle, verderbendrohende Lage bringe.

Mitte September war dieser Brief am Orte seiner Bestimmung. Der Inhalt verletzte wie gewöhnlich; die der Bemerkung über Conti vorangestellten Glückwünsche zu den sich häufenden Erfolgen in Flandern nannte d'Argenson ein gezwungenes und lächerliches Kompliment. Am 22. September schickte der Minister dem Gesandten am Dresdener Hofe die Vollmacht, unter sächsischer Vermittlung den Frieden mit Österreich abzuschließen. Frankreich verlangte für sich einige der eroberten belgischen Grenzplätze, Furnes, Ypern, Nieuport und nach Lage der Umstände auch Tournai, für den spanischen Infanten Don Philipp eine Ausstattung in Oberitalien, für Sardinien, Modena und Kurpfalz den status quo ante bellum. Vor Spanien und vor Preußen sollten die Verhandlungen bis zum gänzlichen Abschluß geheim bleiben.

Schon in den Tagen der Krönungsfeierlichkeiten war der Sachse Saul in der Lage, diese Vorschläge in Frankfurt den Ministern der

Kaiserin-Königin mitzuteilen. Maria Theresia hätte den Frieden mit Frankreich sofort schließen können, hätte sie einen minder schwerfälligen und umständlichen Berater als Bartenstein gehabt. Dem schien es bedenklich, ohne weiteres einzuschlagen, da der Antrag offenbar noch nicht das letzte Wort des Gegners enthalte; vielleicht werde Frankreich auf Erwerbungen in den Niederlanden noch gänzlich verzichten. Über Abtretungen in Italien werde man allerdings nicht hinwegkommen; indes wie gering werde der Verlust sein gegen Schlesien, das wahre Juwel des Hauses Österreich, gegen dieses Schlesien, dessen Wiedereroberung der Friedenschluß mit Frankreich erleichtern sollte. Demgemäß faßte Bartenstein seine Meinung dahin zusammen, daß zwar der Antrag der Franzosen in seiner jetzigen Form abzulehnen, dagegen die Verhandlung mit ihnen in Gang zu erhalten sei.

Bei der durch wiederholte Proben erhärteten Überlegenheit der preußischen Kriegsführung schien es keineswegs genug, Preußen zu isolieren; es galt, ihm noch neue Gegner zu erwecken. Nicht bloß nach Frankreich, auch nach Rußland wandte darum die österreichische Diplomatie den Blick; sie entwarf in dieser westöstlichen Kombination gleichsam die erste, flüchtige Skizze zu ihrem großen Zukunftswerke. Unter dem Vorwand, der Zarin den Regierungsantritt des Kaisers kundzugeben, sandte Maria Theresia einen ihrer gewandtesten Diplomaten, den Freiherrn von Pretlack, nach Rußland; er sollte versuchen, Elisabeth für die Pläne gegen Preußen zu gewinnen und sie ganz mit seiner Gebieterin auszusöhnen. Schon 1744 hatte die Politik dem Stolze ein Opfer abgerungen: Maria Theresia hatte es über sich vermocht, die früher verweigerte Genugtuung wegen der angeblichen Verschwörung Bottas zu erteilen, der Marchese war für einige Zeit auf die Festung Graz geschickt, und ein Rundschreiben an die österreichischen Gesandtschaften hatte dem Abscheu vor den Taten, deren Botta beschuldigt werde, öffentlich Ausdruck gegeben. Damit hatte Elisabeth, dank dem eigennützigen Vermittlungseifer Bestuschews, sich zufrieden erklärt. Immer durfte man die argwöhnische Frau nur Schritt für Schritt weiterdrängen. Pretlack sollte ihr versichern, man wolle nicht den gänzlichen Untergang des Königs von Preußen, sondern beabsichtige nur, ihm seine Eroberungen wieder abzunehmen; daß sich die Sachsen altpreußisches Gebiet als Kampfpreis hatten aussetzen lassen, mußte der Zarin vorläufig verborgen bleiben, bis sie von dem letzten Rest ihrer alten Sympathien für Preußen geheilt war.

Aus Frankfurt nach Wien zurückgekehrt, ließ die Kaiserin-Königin den unbequemen Robinson mit seiner Anpreisung der hannoverischen Konvention nun nicht länger auf Antwort harren. Robinson fand, daß die Frankfurter Luft zur Abkühlung der Gemüter nicht eben

beigetragen habe, und stellte seine Betrachtungen darüber an, daß von einer einzigen Silbe aus dem Munde dieser leidenschaftlichen Frau, von einem kleinen verhängnisvollen Nein jetzt das Schicksal Europas abhänge. In der Tat, der kurze und hochfahrende Bescheid, den er dann erhielt, lautete unbedingt ablehnend. Und wenn Maria Theresia früher den Gesandten auf den Oktober vertröstet hatte, so wollte sie sich jetzt solcher Zusage nicht erinnern und erklärte jenem im Gespräch, sie habe nur gesagt, daß man im Oktober sehen werde, was zu tun sei. Ihr Hofkanzler Ulfeld aber sagte dem Engländer geradeheraus, anstatt Preußen von Frankreich werde man am letzten Ende nur die Kaiserin von dem englischen Bündnis trennen.

Während man derart dem Gesandten drohte, suchte man seinen König und dessen hannoverische Minister mit Lockungen zu verführen; wußte man doch, wie empfänglich sie dafür waren. In Frankfurt sagte Bartenstein zu Münchhausen, der dort als kurbraunschweigischer Wahlbotschafter erschienen war, des Königs deutsches Interesse erfordere, daß er wenigstens als Kurfürst mit den Engländern nicht „gleiche Sentiments führe". Und in London übernahm es wieder ein sächsischer Diplomat, Graf Flemming, dem Könige selbst die Vorteile auszumalen, die ein Sonderfriede zwischen der Kaiserin und Frankreich unter Ausschluß von Preußen und England für ihn und sein Kurfürstentum haben werde. Sobald Georg von der ihm zugedachten Ausstattung mit preußischen Spolien hörte, schlug er freudig ein und gelobte, seinen englischen Ministern von der österreichisch-französischen Sonderverhandlung nichts zu verraten. Nur der Prinz von Wales wurde in das Geheimnis gezogen und zeigte sich mit dem Plane sehr einverstanden; freilich werde sein Vater nicht umhin können, meinte er zu dem österreichischen Gesandten Wasner, beim glücklichen Ausgang der Verhandlung „einigen Unwillen äußerlich darüber zu bezeigen".

Eine vorsichtige Politik würde sich vielleicht zunächst des Friedens mit Frankreich und des Bündnisses mit Rußland vergewissert haben, um dann erst, unter dem moralischen Eindrucke dieser Ergebnisse, zum Vernichtungskampf gegen das diplomatisch und militärisch isolierte Preußen anzutreten. Diesmal aber begegnete sich der ungeduldige Wagemut Maria Theresias mit der nicht minder ungeduldigen Begehrlichkeit der Sachsen. Vor der Schlacht bei Soor, schon Ende August, hatten die beiden Höfe in einem neuen Vertrage untereinander ausgemacht, den Krieg gegen Preußen auch während des Winters nachdrücklich fortzusetzen, und zwar an den Stätten, wo es dem Gegner am empfindlichsten sein werde; das hieß, in Friedrichs alten Provinzen. Da Preußen jetzt zweifellos als Angreifer zu betrachten sei — soeben war jenes Manifest gegen den

Dresdener Hof veröffentlicht —, so bezeichnete König August sich als befugt, seine sächsischen Truppen, die bisher nur gegen Schlesien Kriegshilfe geleistet hatten, auch an dem Besuche der preußischen Stammlande teilnehmen zu lassen. Dagegen versprach Maria Theresia, aus dem Lager am Rhein 10—12 000 Mann zur Verstärkung des Angriffsheeres nach Sachsen zu entsenden. Die Sachsen waren es, die den Plan angeregt hatten, da sie endlich einmal mit der Eroberung der ihnen als Kriegsbeute zugesagten altpreußischen Lande den Anfang gemacht wissen wollten. Gern hätten sie gesehen, daß die österreichischen Verstärkungen auf dem kürzesten Wege vom Rhein und Main in das Halberstädtische marschiert wären, damit das Kriegsfeuer sich alsbald von den kursächsischen Grenzen abgewendet hätte; doch waren sie auch damit zufrieden, daß General Grünne mit seinen Zehntausend durch das Vogtland und die Lausitz zur Spree und Oder, nach Frankfurt, vorzugehen versprach. Inzwischen sollte Prinz Karl von Lothringen mit dem böhmischen Heere, Österreichern und Sachsen, über Görlitz in Niederschlesien einfallen, um dem preußischen Hauptheere den Weg nach der Mark zu verlegen, während dem Gros der sächsischen Streitmacht die Aufgabe gestellt wurde, von Leipzig her den Saalkreis zu überschwemmen und sofort gegen Berlin zu rücken. Mit besserem Erfolg als bei Staudenz im Lager hofften die Verbündeten die preußischen Regimenter jetzt in den magdeburgischen, märkischen, schlesischen Winterquartieren zu überfallen. Sie ließen die Möglichkeit außer Betracht, daß ihr Gegner nochmals ihnen im letzten Augenblick zuvorkam, nochmals siegte, vielleicht entscheidender siegte, und dadurch die kunstvollen Zirkel ihrer da und dort eingeleiteten Verhandlungen störte.

Hätten die leichtherzigen Projektenmacher in Dresden es wenigstens über sich vermocht, ihre Anschläge in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen! Was ihre unbedachte Ruhmredigkeit bei hellem Tage ausplauderte, berichtete der schwedische Gesandte Wulfwenstierna haarklein an seinen Kollegen Rudenschöld nach Berlin. Beide waren als Mitglieder der französisch gesinnten Hutpartei auch Anhänger Preußens, zumal seit der zu den Hüten haltende Thronfolger mit der Schwester des preußischen Königs vermählt war; Rudenschöld war zudem ein warmer Bewunderer der Heldengröße des Fürsten, bei dem er beglaubigt war. Am 11. November, dem Tage, da die Siegeszeichen von Hohenfriedberg und Soor unter feierlichem Gepränge in der Garnisonkirche zu Berlin niedergelegt wurden, erfuhr König Friedrich durch diesen Mittelsmann, welch neue Wetter gegen ihn sich auftürmten.

Die Fremden warnten ihn vor der Gefahr, die Seinen setzten ihr Unglauben entgegen. Mehr als alle anderen der erfahrene Kriegsmann, auf den der König für die Aufgaben der Verteidigung

als vornehmsten Gehilfen rechnete, der soeben zum Besuch nach Berlin gekommene alte Dessauer. Aber hier galt keine Einrede. Leopold erhielt Befehl, sein Heer bei Halle wiederum zu versammeln und auf die erste Nachricht von der Ankunft österreichischer Truppen in Sachsen unverzüglich auch seinerseits die sächsischen Grenzen zu überschreiten. Friedrich selbst setzte seinen Abgang zu dem schlesischen Heer auf den 16. November fest.

Bevor er die Hauptstadt verließ, gab er noch für seine Diplomatie nach allen Seiten das Losungswort aus.

Er befahl seinem Gesandten in London, Lord Harrington noch einmal mit ernsten Worten an die übernommene Pflicht zu mahnen. Wolle England ihr gerecht werden, so sei es unbedingt notwendig, daß die hannoverischen Minister des Königs denselben Strang wie die britischen zögen, statt dem, was zwischen Preußen und England verabredet sei, diametral entgegenzuhandeln. Immer stärker wurde Friedrichs Verdacht, daß er den König von England nicht als eine, sondern als zwei Personen zu betrachten habe.

Je größere Rätsel die Haltung Englands und zumal des englischen Königs aufgab, um so unabweislicher erschien die Notwendigkeit, einen letzten Versuch bei den alten Verbündeten in Versailles zu machen. Es kam dem Könige hart an, nach der neulichen stolzen Zurückweisung ihres Subsidienangebotes sich den Franzosen jetzt doch wieder mit einem Hilfsgesuche zu nahen. In einem eigenhändigen Briefe an Ludwig XV. löste er die peinliche Aufgabe mit Würde und Schlichtheit, Offenheit und Freimut. Er sprach von der hannoverischen Konvention, die er habe schließen müssen, als Frankreich den Krieg in Deutschland eingestellt und das Reich und den Kaiserthron den Widersachern preisgegeben habe; Valory habe diese Konvention gelesen und könne bezeugen, wie unverfänglich sie sei. Er sprach von den neuen Gefahren, mit denen jetzt die gemeinsamen Gegner ihn bedrohten; er bat den König von Frankreich, der den letzten seiner deutschen Bundesgenossen in dieser Drangsal nicht werde verlassen wollen, um Hilfe mit Rat und mit Tat; er vergaß nicht hinzuzufügen, daß nunmehr auch 12 000 Russen in feindlicher Absicht sich den preußischen Grenzen näherten.

Denn soeben, um das Maß der Aufregungen und Sorgen voll zu machen, hatte der russische Gesandte Tschernyschew eine neue Erklärung übergeben, in welcher die preußische Kriegserklärung gegen den sächsischen Hof, das Manifest vom Augustmonat, als ein Akt bezeichnet wurde, der den Sachsen nach den bestehenden Verträgen Anspruch auf die Bundeshilfe Rußlands gebe. Von dem Unterschied zwischen den alten und neuen Provinzen Preußens ausgehend, bestritt die russische Note, daß nach dem sächsischen Angriff auf Schlesien der König sich im Stande der Notwehr befinde.

Schon waren die Generale Lascy und Keith zu den bei Riga und bei Reval zusammengezogenen Truppen abgegangen. Wenn aber die russische Note dazu dienen sollte, den König von Preußen einzuschüchtern und zurückzuhalten und damit den Österreichern und Sachsen Muße zur Ausführung ihres Überfalls zu verschaffen, so wurde dieser Zweck völlig verfehlt. Ganz im Gegenteil gereichte die diplomatische Demonstration Rußlands den eigenen Schützlingen schließlich geradezu zum Schaden. Folgerichtigerweise, und zumal mit Rücksicht auf den Billigkeitssinn seiner ihm noch keineswegs blindlings folgenden Gebieterin, mußte Bestushew die von ihm ausgeklügelte Unterscheidung zwischen eroberten und ererbten Landen jetzt auch in Dresden geltend machen. Das aber hatte zur Wirkung, daß man dort den kaum festgelegten Kriegsplan, der seine Spitze gegen die preußischen Stammprovinzen richtete, sofort wieder umstieß. Denn die Rücksicht auf Rußland mußte nun einmal für das Verhalten Sachsens den Ausschlag geben. Eben noch so kriegslustig, daß er für die Unternehmung gegen den Saalkreis die Ehre des Oberbefehls ausdrücklich einem der sächsischen Generale vorbehalten wissen wollte, sank König August auf den Wink aus Petersburg erschreckt in die Knie und erklärte den Österreichern, daß seine Truppen sich an den märkischen und magdeburgischen Grenzen auf die Verteidigung beschränken müßten und nur an dem Vorstoß gegen Schlesien beteiligen würden. Den Anschlag auf Frankfurt und Berlin mochte also General Grünne allein auf sich nehmen. Freiwillig hatte sich damit Sachsen, um der russischen Klügeleien und Einbildungen willen, des unmittelbarsten und greifbarsten Vorteils begeben.

Es war endlich einmal an der Zeit, daß mit den gekünstelten Unterscheidungen und eiteln Sophismen Kehraus gemacht wurde. König Friedrich hat damals nicht erfahren, daß die Brühl und Guarini in ihrer falschen Weisheit und ihrer echten Angst einen vortrefflich angelegten Feldzugsplan in der Geburt erstickt hatten. Ihm genügte es, wenn König August den angeblich neutralen Boden seines Kurfürstentums von österreichischen Füßen betreten ließ. Vier Tage harrte er am Boberfluß der Dinge, die da kommen sollten; endlich am Morgen des 22. November sandte ihm Winterfeldt von den am Queiß aufgestellten Vorposten die Botschaft, daß die Österreicher in die Oberlausitz einmarschiert waren. Sofort setzten sich die preußischen Marschsäulen in Bewegung. Am 23. ward die Grenze überschritten; bei Katholisch-Hennersdorf fielen die Husaren, Zieten an ihrer Spitze, auf die Quartiere der dem österreichischen Heere zugeteilten Sachsen. Mutig warf sich Oberst O'Byrn mit einer eilig zusammengerafften Schwadron den Eindringlingen entgegen, bald aber kamen den Husaren zwei Kürassierregimenter und drei Bataillone nachgeeilt, nach mehrstündiger wackerer Gegenwehr waren

die Überrumpelten außer Kampf gesetzt, über tausend, mitsamt ihrem General Buchner, mußten sich ergeben. Schneller, als er gekommen war, zog sich jetzt der Lothringer nach Böhmen zurück; die für ihn angelegten Magazine in Görlitz, Zittau, Löbau, Seidenberg, Bautzen, Guben fielen in die Hände der Verfolger, dazu zahlreiche Nachzügler. Der kurze Besuch in der Lausitz hatte dem Prinzen an 5000 Mann gekostet, so daß Winterfeldt das Gefecht bei Hennersdorf in seinen Wirkungen wohl einer gewonnenen Schlacht gleichstellen durfte. Friedrich selbst meinte: „Ich habe die Österreicher geschlagen, ohne daß ich sie erreichen konnte." Auch Grünne, der bei Torgau die Elbe überschritten hatte und bis Sonnenwalde, sieben Meilen vor Berlin, gekommen war, kehrte jetzt, um nicht abgeschnitten zu werden, schleunigst zur Elbe um. Schon ließ das preußische Heer, dem man den Rückzug aus Schlesien hatte verlegen wollen, seine Vorhut auf der Straße von Bautzen nach Dresden ausschwärmen. Jetzt brach auch der alte Fürst nach einigen Weitläufigkeiten und Bedenken am 29. November aus Halle auf und besetzte schon am folgenden Tag das ohne Widerstand aufgegebene Leipzig.

Dort auf dem linken Elbufer, gegen die dem Grafen Rutowski anvertraute Hauptmacht von 25 000 Mann, mußten die entscheidenden Schläge fallen, wenn der Gegner den Widerstand fortsetzte. Und dazu ließ er allen Ernstes sich an. Statt durch einfachen Beitritt zu der hannoverischen Konvention sich den Frieden zu sichern, wie Friedrich es ihm jetzt noch einmal, am 1. Dezember, durch den englischen Gesandten Villiers anbot, verließ König August mit seinem weltlichen und seinem geistlichen Berater die Hauptstadt und das Kurfürstentum und begab sich nach Prag, zum Beweis, daß er seine Sache untrennbar an die Österreichs knüpfen wollte.

Wenn nun „der Fürst" — denn so nannte man bei Hofe und im Heer den Dessauer schlechthin — weiter zauderte und zurückblieb, wenn er, statt nach des Königs Befehl gerade auf das feindliche Heer zu marschieren, sich pedantisch mit der Besetzung jedes einzelnen ummauerten Platzes aufhielt, so konnten der preußischen Kriegsführung aus dem Verzuge ernstliche Schwierigkeiten erwachsen. Schon kam die Nachricht, daß Grünne mit seinen 10 000 bei Pirna stand, daß auch Prinz Karl mit dem nach Böhmen zurückgeflüchteten Heere über die Elbe gehen und den Sachsen zu Hilfe eilen wollte. Der Fürst wurde drum nur immer vorsichtiger. Sein Erbprinz im Hauptquartier des Königs teilte die Bedenken des Vaters. Nicht minder General Goltz. Dieser wackere Degen, der im Schlachtgewühl bei Soor mit seinen Gendarmen es an Kühnheit allen zuvorgetan hatte, er dachte jetzt so kleinmütig, wie es nur möglich war. Als Podewils am 10. Dezember, um für eine Friedensverhandlung zur Stelle zu sein, im Hauptquartier zu Bautzen eintraf, beschworen ihn

Goltz und der Erbprinz, alles zu tun, um den König zu schleunigem Friedenschluß zu bewegen; wenn man dem Könige von England Ostfriesland abtrete und den Sachsen zwei Millionen als Schmerzensgeld zahle, so werde der Friede gesichert sein. Sie hielten es nicht für möglich, daß der König über die mit Treibeis gehende Elbe den 22 000 drüben gegen die Übermacht zu Hilfe kommen könne; so müsse der Fürst geschlagen werden, und die Mark werde dem Einfall der Sieger offen stehen.

Eben deshalb drängte Friedrich seinen alten Feldmarschall, dem Feinde zuvorzukommen. 10 000 Mann unter Lehwaldt, die er dem Fürsten entgegensandte, fanden am 9. bei Meißen zu ihrer Überraschung die Elbbrücke unzerstört, aber sie fanden das Heer nicht vor, das sie hätte aufnehmen sollen, und sahen sich somit bei der Nähe des Feindes schwer gefährdet. Immer ungeduldiger mahnte der König den Fürsten zur Promptitude, Vivacité und Activité; immer verdrießlicher wurde Leopold. Schon vordem, im Feldzuge von 1742, hatte ihm Friedrich einmal geschrieben, wenn Seine Liebden noch habiler als Cäsar wären und wollten den Orders nicht nachleben, so sei das zu gar nichts nütze. Der alte Isegrim hatte damals den Friedenschluß abgewartet, alsdann aber trotzig geantwortet, er wisse wohl, daß der König von Jugend an ihn nicht habe leiden können! Nur mit Mühe war er bestimmt worden, ein Abschiedsgesuch zurückzuziehen. Jetzt sprach er abermals von des Königs persönlicher Abneigung gegen ihn, als Friedrich einem Befehl eigenhändig hinzugefügt hatte: er wisse, daß er sich allemal so deutlich expliziere, daß sein Tag kein Offizier ihn *nicht* verstanden habe: „und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine klaren Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will." Wohl mußte es dem Altmeister hart ankommen, von seinem jungen Kriegsherrn sich als Schüler im Waffenhandwerk behandeln zu lassen. Aber in der lebendigen Praxis, stets neuen Aufgaben gegenüber, hatte eben die Jugend schnell gelernt, der Vertreter der alten Zeiten war mit der Einförmigkeit seiner versteinerten Theorie zurückgeblieben.

Friedrich hatte bestimmt erwartet, daß der Fürst zwischen dem 9. und 12. mit dem Feinde abgerechnet haben würde. Das war nun nicht geschehen, und um so ungeduldiger wurde der König. Sofortiger Angriff unter Hinwegsetzung über alle Einwände der überlieferten Methode bot jetzt die einzige Möglichkeit, die Sachsen noch vor der Vereinigung mit den Österreichern zu treffen. Deshalb befahl er diesen Angriff, auf die Gefahr hin allerdings, daß man die Gegner doch schon beieinander fand, in einem Augenblicke, wo ein kurzer Aufschub es ihm ermöglicht haben würde, mit seinen eigenen 25 000 Mann die Elbe zu erreichen und den Fürsten und Lehwaldt zu verstärken: denn am 14. abends war der rechte Flügel

seines Heeres nach einem starken Marsche nur noch eine Meile von Meißen entfernt. Wurde Leopold zurückgewiesen, so war des Königs Absicht, die geschlagenen Regimenter in das zweite Treffen zu nehmen und mit seinen frischen Truppen den Feind von neuem anzugreifen.

Am 15. stellte Friedrich sein Heer nach einem weiteren Tagesmarsche bei Meißen auf beiden Seiten des Flusses auf und war dadurch auch imstande, einem etwaigen Vorstoß des Prinzen Karl auf das rechte Elbufer zu begegnen. Nachmittags hörte man in südlicher Richtung starken Kanonendonner. Der König ließ die Reiter satteln, das Fußvolk ins Gewehr treten; er entsandte nach allen Seiten Patrouillen und ritt mit hundert Husaren auf der Straße nach Wilsdruff aus. Versprengte sächsische Reiter brachten ihm die erste Kunde von dem Siege seines Heeres. Mit seinen 32 000 Mann hatte der Fürst 31 000 Sachsen und Österreicher aus ihrer festen Stellung zwischen Kesselsdorf und der Elbe auf Dresden zurückgeworfen, ohne daß Prinz Karl, mit 18 000 Mann nur eine Meile vom Schlachtfelde entfernt, in den Kampf eingegriffen hatte. So war der eigenwillige und mißvergnügte alte Kämpe von einem unnachsichtigen Gebieter zu seinem Meisterstücke geradezu gezwungen worden; dem Helden von Höchstedt und Turin blieb das traurige Geschick erspart, seinen Feldherrnruhm am Abend eines bewegten Lebens gleichsam erlöschen zu sehen: glücklicher als nachmals König Friedrich und die Feldherren aus des Königs Schule, sah sich Leopold an dem Ziele einer langen Heldenlaufbahn zugleich auch auf ihrem schönsten Höhepunkte.

Beim Morgengrauen des 16. marschierte der König mit seinem Heere nach Wilsdruff und kündete von dort aus dem Sieger von Kesselsdorf für den nächsten Tag seinen Besuch auf dem Schlachtfelde an: „Morgen um neun Uhr hoffe ich Ihro Liebden bei Kesselsdorf zu umarmen und Ihnen zu danken, daß Sie dem Staat und mir bei dieser Gelegenheit so ausnehmende Proben von Dero Treue, Bravour und Konduite gegeben haben. Ich habe von meiner Seite große Ursache gehabt, Sie zu pressieren, um die Junktion des Prinzen Karl zu hintertreiben, und ist es Gott Lob gelungen." Beim Lärchenbusch auf der Straße von Wilsdruff nach Kesselsdorf erwartete der Fürst mit seinen Generalen und zahlreichem Gefolge den obersten Kriegsherrn. Als Friedrich näher kam, sprang er vom Pferde, ging entblößten Hauptes dem Sieger entgegen, umarmte ihn mit den schmeichelhaftesten Dankesworten und bat ihn, das vor der Schlacht zwischen ihnen Vorgefallene zu vergessen. Und des alten Herrn verklärte Physiognomie, wie ein Augenzeuge uns berichtet, zeigte genugsam, wie wohl seinem Herzen und seinem Ehrgeiz diese Auszeichnung tat. Dann wurde zwei Stunden lang das ganze Schlachtfeld abgeritten. Hier am Lärchenbusch hatte der Fürst nach zwei

Uhr mit seinem „Im Namen Jesu, Marsch!“ das Kommando zum Angriff gegeben; von hier aus hatten unter den Klängen des Dessauer Marsches erst die Grenadierbataillone des rechten Flügels und dann die drei Bataillone von des Fürsten eigenem Regiment sich im Sturm auf die Batterien von Kesselsdorf erschöpft, bis Oberst Lüderitz mit den Dragonern von Bonin die aus ihrer Stellung hervorbrechenden, beim Verfolgen sich auflösenden sächsischen Grenadiere zusammengehauen hatte. Hier am Westeingange des Dorfes hatten die Musketiere von Jeetze die sächsischen Kanoniere überwältigt und die Geschütze erobert, während gleichzeitig Held Geßler mit den Kürassieren und Dragonern südlich um das Dorf herum dem Feinde die Flanke abgewann. Dort, östlich von Kesselsdorf, war des Fürsten jüngster Sohn, der wackere Prinz Moritz, nachdem zwei Musketiere ihn durch das Eiswasser des Kesselbaches getragen, an der Spitze des Regimentes Prinz von Preußen die glattgefrorenen Talhänge der Zöllmer Höhen emporgeklettert; noch weiter nach links, zwischen Zöllmen und Pennrich, hatten die Bataillone des zweiten Treffens durch ihr Feuer den Angriff von fünfzig Schwadronen zurückgescheucht. Dort endlich nach der Elbe zu hatten auf dem steilen Uferrande des Zschonenbaches die zehn österreichischen Bataillone des Grünneschen Korps vergeblich der Angreifer geharrt, um sich endlich dem Rückzuge der Sachsen anzuschließen.

Diese zehn Bataillone und die Truppen des Prinzen Karl am großen Garten bei Dresden stellten zusammen noch eine frische Streitmacht von ungefähr 25 000 Mann dar. Der Lothringer hatte in dem abends nach der Schlacht in Dresden gehaltenen Kriegsrat einen Vormarsch gegen den Feind davon abhängig gemacht, daß Rutowski seine geschlagenen Truppen hinter den Österreichern aufstellen sollte, und das hatte der sächsische Feldherr nach einem Verlust von 3800 Toten und Verwundeten und mehr als 6000 Gefangenen mit seinem bis zur Hälfte zusammengeschmolzenen, in allen Fugen erschütterten Heere nicht wagen wollen. Wohl hatte Maria Theresia im vorigen Sommer erklärt: und wenn sie morgen mit dem König von Preußen Frieden schließen müsse, noch heute wolle sie ihm eine Schlacht liefern; auch hätten sich ihre Paladine, wäre die leidenschaftliche und entschlossene Frau persönlich zur Stelle gewesen, gewiß noch einmal für sie schlagen müssen. So aber traten die Österreicher wie die Sachsen den Rückzug nach Böhmen an, Dresden kapitulierte, und in der Frühe des 18. Dezember zogen die preußischen Bataillone mit klingendem Spiel durch die Festungstore; im achtspännigen Wagen, als Triumphator, folgte ihnen ihr König.

Wie oft hatte er auf der stolzen Siegesstraße, die ihn von Hohenfriedberg über Soor nach Dresden geführt, seinen Gegnern den uneigennützigsten Frieden angeboten. Sie hatten ihn zurückgewiesen

und immer von neuem die Entscheidung der Waffen angerufen, und jedesmal war sie für Friedrich ausgefallen. Die Versuchung zur Wiederaufnahme der großen Entwürfe, mit denen der Krieg begonnen war, die Versuchung zum Übermut und zur Selbstüberhebung hätte nahe genug gelegen. In seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Kriegsberichten wie später in seinen historischen Denkwürdigkeiten von seinem persönlichen Verdienstanteil an den glänzenden Erfolgen stets stumm, gibt der königliche Feldherr in den vertrauten Briefen an Podewils seiner hellen Siegesfreude und seinem berechtigten Selbstgefühl bisweilen unverhohlenen Ausdruck: „Ich habe meinen Staat von dem grimmsten Unheil gerettet ... Ich schwöre Ihnen, daß ich mich an Wachsamkeit und Schnelligkeit übertroffen habe." Aber der einzige Zweck, für den er jetzt kämpft, bleibt immer: „Ich will lieber mit dem Frieden als mit dem Siege nach Berlin zurückkehren; vielleicht wird der Himmel meine Wünsche unterstützen." Seine Stimmung in diesen ereignisvollen Wochen nach der Schlacht bei Soor und während des Winterfeldzuges war gleichmäßig ruhig, rein, gehoben, man möchte sagen weihevoll. Die erhebenden Eindrücke von Hohenfriedberg wirkten fort; mit schlichtem Ernst empfiehlt er sich der Vorsehung, die über das Geschick der großen Staaten wache; ihr erklärt er seine Erfolge danken zu wollen. Zugleich ist es wieder das Bewußtsein der Pflichterfüllung, in welchem er seine Kraft sucht und findet: „Ich habe," so schreibt er an Podewils, „alles getan, was menschenmöglich von mir abhängt; ich stelle das übrige der Vorsehung anheim und habe nichts versäumt und nichts mir vorzuwerfen ... Ich freue mich, daß alle Welt uns die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die wir verdienen, und daß der Staat und die öffentliche Meinung mir nichts vorwerfen können ... Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an all dem Übel, was vorgeht, unschuldig bin, daß ich lange genug ausgewichen bin, und daß ich nicht eher zu dem äußersten Entschlusse gegriffen habe, als bis es nicht mehr in meiner Macht stand, anders zu handeln. Ich schmeichle mir, daß der Himmel die Reinheit meiner Absichten unterstützen wird, und daß wir endlich den so ersehnten Ausgang finden werden."

Nunmehr, da er in die bezwungene Hauptstadt Dresden eingezogen war, hat er seine Gegner auf Karl XII. hingewiesen, der hier in Sachsen vor vierzig Jahren die Besiegten in ganz anderer Weise gedrückt habe. Ohne Anmaßung durfte er für die Sammlung einer Anzahl der während der Verhandlungen gewechselten Briefe und Schriftstücke, deren Veröffentlichung er demnächst veranlaßte, das Motto wählen: Sich selbst besiegen, königlicher Sieg — sui victoria indicat regem. Er ging nicht mehr von dem Entschluß ab, dem er nach dem Siege bei Soor Ausdruck gegeben hatte: „Ich zeige Europa viel Mäßigung; vielleicht wird das die Leute von der Vor-

stellung des ausschweifenden Ehrgeizes, den sie mir beilegen, zurückbringen."

Außer einer Kriegskontribution von einer Million Talern ward den Sachsen keinerlei drückende Bedingung auferlegt; maßgebend für den Frieden blieb die Konvention von Hannover. Auch den Österreichern wurde nach wie vor der Ausgleich auf dieser Grundlage angeboten; aber freilich blieb ihnen die Demütigung nicht erspart, jetzt im Hauptquartier des Siegers um Frieden bitten zu müssen.

Der Unterhändler, dem diese schmerzliche Aufgabe zufiel, war eben derselbe, den Maria Theresia zum Werkzeug des Sonderfriedens mit Frankreich erkoren hatte, Graf Friedrich Harrach, der Kanzler von Böhmen. Zu zweien Malen hatte er bereits zu Dresden mit dem französischen Gesandten verhandelt; zuletzt noch am Abende des Schlachttages, inmitten der furchtbaren Aufregung und Verwirrung, welche die von Verwundeten und Flüchtenden überschwemmte Hauptstadt erfüllte. Nahezu war man handelseins geworden; nur in Italien forderte Vaulgrenant noch etwas mehr, als Harrach gewähren wollte, und hielt an dem Buchstaben seiner Instruktion mit Hartnäckigkeit fest; offenbar stand auch der Franzose unter dem überwältigenden Eindrucke des neuen Sieges der Preußen. Mit leeren Händen in das österreichische Lager nach Pirna zurückgekehrt, erklärte Harrach, sich die Augen ausreißen zu wollen, weil es ihm jetzt nicht erspart bleiben werde, durch eine Verhandlung mit diesem „Tamerlan" seiner Gebieterin die Ketten ewiger Knechtschaft zu schmieden. Schon am sechsten Tage war sein nach Wien gesandter Eilbote wieder im Lager; er überbrachte den kurzen und bündigen Befehl, die hannoversche Konvention, so wie sie liege, anzunehmen. Harrach war erstaunt, nach seiner Ankunft in Dresden bei Podewils nicht den geringsten Weitläufigkeiten oder Spitzfindigkeiten zu begegnen, und beklagte nur immer wieder sein persönliches Mißgeschick: die Verhandlung, die ihm ans Herz gewachsen sei, habe scheitern müssen, die ihm verhaßte führe im schnellsten Schritte zum Ziele. So schnell schritt sie vor, daß ein Gegenbefehl, der von dem Unterhändler doch wiederum den Sonderfrieden mit Frankreich verlangte, jetzt zu spät kam. Am Weihnachtsmorgen war die Doppelurkunde des Dresdener Friedens unterzeichnet. Auch Kurpfalz und Hessen-Kassel waren in den Vergleich aufgenommen, die Bundesgenossen Preußens, die von dem Füssener Versöhnungsakt ausgeschlossenen Mitglieder der längst vergessenen Frankfurter Union. Des Bürgerkrieges in deutschen Landen war ein Ende, und das Reich hatte nach fünf Jahren wieder einen einhellig anerkannten Kaiser.

Einen Kaiser, den Österreich dem Reiche gesetzt hatte. Einen Kaiser, der nie etwas anderes gewesen ist, als der Mann seiner

Frau, als der Statthalter der Herrscherin über Österreich; gleichsam ein Reichsverweser für die Übergangszeit, bis der junge Erzherzog, in dessen Adern das Blut der Habsburger rollte, bei seinen Jahren war. In der so erfolgten Wiederanerkennung des Jahrhunderte alten Anspruches auf die Vorherrschaft im Reiche lag für die österreichische Macht ohne Frage ein großer Triumph, und für den König von Preußen, der diese österreichische Macht hatte eindämmen und schwächen wollen, der in seinem Manifest vom Sommer 1744 als Schirmvogt und Schiedsrichter Deutschlands aufgetreten war, eine empfindliche Niederlage. Um so mehr, wenn die Wiederherstellung des österreichischen Kaisertums von den Reichsgenossen jetzt keineswegs als ertrotzte Zwingherrschaft empfunden wurde: daß Österreich als der natürliche Führer im Verteidigungskampfe gegen die Vergewaltigungsgelüste der Franzosen galt, daß Österreich zurzeit tatsächlich in diesem Kampfe voranstand, solches verschaffte der von der Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Wahl in deutschen Landen freudige Zustimmung. Ganz vergessen schien der traurige Vorgang von 1735, wo der letzte Mann vom Hause Habsburg, der allzeit Mehrer des Reiches zu sein gelobt hatte, die alte lothringische Westmark, das bisher mit rühmlicher Ausdauer verteidigte Schutzland, aus Eigennutz an eben dieselben Franzosen preisgegeben hatte, und das ohne Niederlage zu einer Zeit, wo alle Reichsstände einmütig in stattlicher Waffenrüstung dem Kaiser zur Seite standen. Statt der eigenen Schuld zu gedenken, verfolgten die Hauserben Karls VI. jetzt von Wien aus seinen wittelsbachischen Nachfolger auf dem Kaiserthrone noch über das Grab hinaus mit der gehässigen Anklage, daß er als Preis für die Kaiserkrone und die Waffenhilfe dem Reichsfeinde weite Lande und ungezählte Städte habe ausliefern wollen: als angeblicher Beweis wurde der berüchtigte Nymphenburger Vertrag ins Treffen geführt, der allerdings ein Seitenstück zu dem Wiener Frieden von 1735 sein würde, wenn er anders nicht von den Gegnern des siebenten Karl verleumderisch erdichtet worden wäre. Auch predigten sie jetzt zu Wien allem Volk im Reiche den Rachekrieg gegen Frankreich zur Wiedereroberung Lothringens, des durch den habsburgischen Kaiser selbst vom Reichskörper abgetrennten Gliedes, und ziehen den König von Preußen des Hochverrats, weil er durch seine letzte Schilderhebung den Siegeslauf der österreichischen Waffen von Elsaß und Lothringen abgelenkt habe. Wie wenig indes die österreichische Kriegsführung, auch wenn ihre Kraft unzersplittert blieb, dem mächtigen Frankreich jenseits des Rheines und der Maas, dort wo der Riese in steter Berührung mit der mütterlichen Erde seine Stärke immer erneute, etwas Ernstliches anzuhaben vermochte, das hat der Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges zur Genüge gelehrt. Und bald kam

dann die Zeit, wo auch das Kaisertum Franz I. nach dem von Karl VI. gegebenen Beispiele in die Auslieferung alter Grenzlande an die Fremden willigte, wo es vor aller Welt offenbar ward, daß in Wien die Aufgabe des Reichsschutzes hinter dem Hausinteresse zurücktrat, weil alles Sinnen und Trachten der österreichischen Politik nur auf Schlesien gerichtet war.

Jetzt zurzeit aber hatte Maria Theresia auf dieses Schlesien ein zweites Mal feierlich verzichten müssen: was bedeuteten gegen solches Opfer die Enttäuschungen, die der König von Preußen im Verlaufe dieses Krieges erfahren hatte? Die Nachricht von dem Friedenschlusse, als sie nun wirklich kam, erschütterte und beugte die tapfere und stolze Frau mehr, als vorher die Kunden von den Niederlagen ihres Heeres. Nimmer und nimmermehr, so erklärte Maria Theresia, hätte sie bei Eröffnung des Feldzuges geglaubt, daß es je dahin kommen könne. Selbst die Zustimmung zu dem ersten Frieden mit Preußen war ihr minder hart angekommen. Denn damals hatte sie zuversichtlich gehofft, sich in der Nachbarschaft einen Ersatz für die verlorene Provinz zu schaffen. Jetzt aber war auch das „Äquivalent für Schlesien", das eroberte Bayern, ihren Händen entglitten; da ihm zu Dresden die Erneuerung des Breslauer Vertrages folgte, erwies sich der Füssener Friede als eine hochherzige und unkluge Übereilung.

Und hier liegt, wie uns scheint, die vornehmste Bedeutung dieses zweiten Schlesischen Krieges für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte. Nicht bloß das Schicksal Schlesiens, auch das Schicksal Bayerns ist in dem erneuten Kampfe zwischen Preußen und Österreich entschieden worden. Einen Augenblick, als der erste Angriff gegen die Erbtochter Karls VI. eingeleitet wurde, hatte Bayern nach dem „großen Lose" gestrebt, und der König von Preußen hatte erklärt, sich mit einem Nebengewinn begnügen zu wollen. Dann war eine Zeitlang die territoriale Selbständigkeit Bayerns ernstlich gefährdet gewesen. In dem einen wie in dem anderen Falle hätte sich im katholischen Süden Deutschlands eine große, geschlossene Macht zusammengefügt und beherrschend aufgetürmt. Damit aber würde der Gegensatz zwischen Süd und Nord und der Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse sich notwendig gesteigert haben, der deutsche Dualismus hätte sich verewigt, der in unseren Tagen erfolgte Anschluß der deutschen Gemeinwesen des Südwestens an die Staatengemeinschaft des Nordens wäre kaum je zu hoffen gewesen. Jetzt war im Wechsel des Kriegsglückes der Fortbestand sowohl der österreichischen wie der bayrischen Macht gesichert worden. Die von König Friedrich 1744 wieder aufgenommenen Pläne, Böhmen und noch andere Stücke der habsburgischen Erbschaft dem Kurfürsten von Bayern zu gewinnen, und die Entwürfe Maria

Thereſias zur Eroberung von Bayern waren gleichmäßig beſeitigt. Weder Öſterreich noch Bayern waren in Süddeutſchland übermächtig geworden.

Der erſte Schleſiſche Krieg hatte den deutſchen Dualismus geſchaffen, der zweite Schleſiſche Krieg hat dem deutſchen Dualismus ſofort in der Epoche ſeiner Entſtehung die Möglichkeit künftiger Löſung offen gehalten. Kein wirkliches Gleichgewicht der Kräfte zwiſchen den beiden feindlich wetteifernden Staaten Preußen und Öſterreich war vorhanden; bereits jetzt hatte in Deutſchland der junge Staat den alten überflügelt. Reindeutſchen Urſprungs und Charakters und durch neues deutſches Gebiet mächtig verſtärkt, brauchte Preußen in Norddeutſchland, da weder Sachſen noch Hannover ihre Eroberungspläne auszuführen vermocht hatten, ſchon keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten; Öſterreich dagegen, deſſen nationale Grundlagen jüngſt durch die Einverleibung Ungarns und der ſüdſlawiſchen Nebenländer ſo weſentlich verſchoben waren, es hatte den Verluſt des deutſchen Schleſiens durch keinen entſprechenden Gewinn an deutſchem Lande ausgleichen können. Aus Schleſien zurückgedrängt, ſtand der öſterreichiſche Staat ſchon nur mit einem Fuße in Deutſchland: darin lag die tiefe Wahrheit jenes bitteren Wortes, daß ohne Schleſien die Kaiſerkrone nicht des Tragens wert ſei. Der erneute Verſuch des Hauſes Öſterreich, zur Stärkung ſeiner deutſchen Stellung den Erſatz für Schleſien in Bayern zu gewinnen, führte vierzig Jahre ſpäter, noch bei Lebzeiten König Friedrichs, zu dem Bunde deutſcher Fürſten unter preußiſcher Führung, der, vorbildlich für das Reich der Zukunft, den öſterreichiſchen Staat von ſich ausſchloß.

König Friedrich täuſchte ſich über die Entfernung, die ihn von dieſem Ziele noch trennte, wenn er hier in Dresden 1745 geglaubt hat, daß es ſchon jetzt ihm vergönnt ſein werde, die mächtigſten deutſchen Höfe, die Kurfürſten von Sachſen und von Bayern, von der Pfalz und von Köln, durch ein politiſches Bündnis an Preußen zu knüpfen. In der glücklichen Stimmung dieſer friedebringenden Weihnachtstage nahm er ſich von den Loſen ſeiner Zukunft nur die heiteren im Geiſte voraus, ohne auf das erſte, entfernte Aufleuchten des heraufziehenden Unwetters zu achten, das dereinſt unter dem ſchreckenvollen Zeichen des Dreibundes über ſeinem Haupte ſich entladen ſollte. Er las hinweg über die abſichtlich verletzenden Wendungen in dem Briefe, durch den ihm der König von Frankreich ſein Geſuch um „Hilfe mit Rat und mit Tat“ kalt abſchlug: wer ſei fähiger, ſich ſelbſt Rat zu erteilen, ſo hieß es in dem von Hochmut und übler Laune eingegebenen Schriftſtücke, als König Friedrich? Er habe nur die Ratſchläge zu befolgen, die ſein Geiſt ihm diktieren werde. Friedrich verweilte auch nicht lange bei der Betrachtung, daß die Feindſeligkeit eines Beſtuſhew um ſo leidenſchaftlicher auf

Rache sinnen werde, je schuldiger sich der russische Kanzler Preußen gegenüber fühlte. „Möge der allgütige Gott uns behüten," so seufzte Bestuschew im ersten Schrecken über den trotz Rußland den Sachsen aufgenötigten Frieden, „daß er — der König von Preußen — von den hiesigen Rüstungen nichts erfährt und uns nicht ebenso zuvorkommt, wie er es mit den Sachsen getan hat."

Die Hoffnung, selbst Sachsen, das bisher so erbitterte, das jetzt am Boden liegende, für seinen Gedanken eines Kurfürstenbundes zu gewinnen, hatte Friedrich aus einem Gespräch mit dem sächsischen Minister Hennicke geschöpft; denn das große Entgegenkommen, das den Bevollmächtigten König Augusts während der Verhandlungen gezeigt wurde, hatte die Eisrinde um ihr Herz schmelzen lassen. Alles eben wurde von dem Sieger darauf angelegt, in dem mit den Waffen bezwungenen Dresden auch moralische Eroberungen zu machen. Vortrefflich wirkten zusammen die Manneszucht und Gutartigkeit der preußischen Truppen und die gewinnende Leutseligkeit ihres königlichen Feldherrn, seine Huld gegen die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Königskinder, sein Appell an die religiösen Gefühle der protestantischen Untertanen eines katholischen Herrschers. Alsbald nach dem Einmarsch in Sachsen hatte er sich überzeugen können, daß die Stimmung im Kurfürstentum, zumal nach den Ausschreitungen, welcher sich die aus Rand und Band gekommenen Truppen des Lothringers während ihres kurzen Besuches schuldig gemacht hatten, ihm und den Seinen sich zuwendete; jetzt machte es auf die evangelische Bürgerschaft Dresdens einen tiefen Eindruck, daß der Landesfeind tags nach seinem Einzuge in die Hauptstadt bei dem Gottesdienste in der Kreuzkirche in ihrer Mitte erschien. Wo der König von Preußen in den Straßen sich zeigte, empfing ihn ehrfurchtsvoller, fast sympathischer Gruß. Zwar hielten sich die Damen der Stadt in augenfälliger Weise fern, als Friedrich den „Arminio", die neueste Schöpfung des Meisters Hasse, im Opernhause sich vorführen ließ; aber in den Gemächern der Fürstin Lubomirska, deren Palast auf der Kreuzgasse das Hauptquartier aufgenommen hatte, huldigten auch sie dem Stern und der Liebenswürdigkeit des jugendlichen Eroberers.

Das aggressive Anfangslustrum seiner Regierung lag jetzt hinter ihm, die zweite Sturm- und Drangperiode seiner Entwicklung. Er hatte die Schranken seines Vermögens, der politischen und militärischen Leistungsfähigkeit Preußens erkannt und allen Eroberungsplänen aufrichtig entsagt; er hatte in der Beschränkung sich als den Meister bewährt. Er werde fortan keine Katze mehr angreifen, äußerte er zu Dresden in seiner drastischen Art, es sei denn, daß man ihn dazu zwinge: er betrachte seine militärische Laufbahn als abgeschlossen. Sein Ehrgeiz war gesättigt und innerlich überwunden.

Doch war der mit Ruhm bedeckte Held zu seinem schönsten Glück noch ganz fähig, sich seines Ruhmes von Herzen zu freuen. Es war der Höhepunkt seines Lebens, nie ist ihm wieder in gleicher Art volles Genüge geworden. „Leben und leben lassen," so lautete hier in Dresden der freudige Vorsatz seines noch unenttäuschten, unverbitterten Optimismus. Er glühte, im Siegerkranz sich ganz den Werken des Friedens zu weihen, sein durch kriegerische Eroberungen erweitertes und gestärktes Reich zu mehren an den Gütern der Wohlfahrt und der Aufklärung. So kehrte er in das errettete Vaterland zurück, von den dankbaren Untertanen schon jetzt mit dem Ruhmestitel des Großen begrüßt, den die Nachwelt anerkannt hat.

Reinhold Koser:

Geschichte Friedrichs des Großen

Vier Bände

Erster Band. Mit einer farbigen Karte und 4 Schlachtskizzen
6. u. 7. Auflage
Geheftet M. 45.—, in Halbleinenband M. 60.—

Zweiter Band. Mit 7 Schlachtskizzen. 4. u. 5. Auflage
Geheftet M. 10.—, in Halbleinenband M. 25.—

Dritter Band. Mit 3 Schlachtskizzen. 4. u. 5. Auflage
Geheftet M. 10.—, in Halbleinenband M. 25.—

Vierter Band: Anmerkungen, Bibliographie, Personenverzeichnis
Geheftet M. 3.50, in Halbleinenband M. 15.50

*

Friedrich der Große

Volksausgabe

Mit einem Bildnis des Königs nach dem Gemälde von J. H. Chr. Franke
9.—11. Auflage
Geheftet M. 24.—, in Halbleinenband M. 35.—

*

Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik

Erster Band: Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648
2. Auflage. Mit einer Karte
Geheftet M. 18.—, in Halbfranzband M. 32.—

*

Zur preußischen und deutschen Geschichte

Aufsätze und Vorträge. 1.—3. Auflage
Geheftet M. 28.—, in Halbleinenband M. 40.—

University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED